This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

REP.G.1084(21)

EC 289 A534

F4

G B

TAYLOR INSTITUTION
GERMAN
SEMINAR
LIBRARY
UNIVERSITY OF OXFORD

Goethe's

sämmtliche Werke.

Sechsundzwanzigster Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Sechsundzwanzigster Band.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1858.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 5 MAR 1975
OF OXFORD
LIBRARY

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Seite

Deutsche Literatur.

Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen.

Theorie der schönen Künste von Sulzer 3
Ueber den Werth einiger deutschen Dichter 7
Ueber den Homer, von Seybold 9
Franken, zur griechischen Literatur 12
Robert Wood, über das Originalgenie des Homer 13
Die schönen Künste von Sulzer 15
Empfindsame Reisen durch Deutschland 20
Die Jägerin, ein Gedicht 21
Lyrische Gedichte von Blum 21
Brauns Fabeln und Erzählungen 22
Gedichte von einem polnischen Juden 24
Cymbeline, ein Trauerspiel 26
Neue Schauspiele zu Wien 27
Zwei schöne neue Mährlein 29
Geschichte des Fräuleins von Sternheim 29
Der goldene Spiegel 31
Musenalmanach, Göttingen 1773 34
Lustspiele ohne Heirathen 36
Beiträge zur deutschen Lectüre 37
Theateralmanach für das Jahr 1773 38
Die Lieder Sineds des Barden 41
Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung 45
Betrachtungen über das Paradies 47

Seite

Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee 49
Aussichten in die Ewigkeit 51
Predigten über das Buch Jonas von Lavater 55
Alexander von Joch über Belohnungen und Strafen nach türkischen Gesetzen 57
Hollands philosophische Anmerkungen 60
Ueber die Liebe des Vaterlandes von Sonnenfels 60
Charakteristik der vornehmsten europäischen Nationen 63
J. Jakob Mosers neueste kleine Staatsschriften 64
Zustand der Wissenschaften und Sitten in Deutschland 65
Leben und Charakter Herrn Chr. Ad. Klotzens 66
Lobrede auf Herrn Carl Casimir von Creuz 67
Gedanken über eine alte Aufschrift 68

Recensionen in die Jenaische allgemeine Literaturzeitung.

Vertraute Briefe aus Paris, von Reichardt 69
Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulat . . 70
Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien . . 72
Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse von Humboldt 75
Gedichte von Johann Heinrich Voß 80
Allemannische Gedichte von Hebel 91
Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart 98
Des Knaben Wunderhorn 102
Regulus, Trauerspiel von Collin 115
Ugolino Gherardesca, Trauerspiel von Böhlendorf 118
Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, ein Trauerspiel 120
Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Gesängen 122
Athenor, ein Gedicht in sechzehn Gesängen 123
Bekenntnisse einer schönen Seele 124
Melanie, das Findelkind 124
Wilhelm Dumont, ein Roman von Eleutherie Holberg 124
Ifflands Almanach für Theater und Theaterfreunde 134
Hillers Gedichte und Selbstbiographie 136

Ferneres über deutsche Literatur.

Literarischer Sansculottismus 142
Ueber das Lehrgedicht 146
Ueber epische und dramatische Dichtung 148
Wirkungen in Deutschland 150
Deutsche Sprache 152

Seite

Zu vermeidende Redensarten 157
Urtheilsworte französischer Kritiker 159
Hör-, Schreib- und Druckfehler 165
Der Pfingstmontag 169
Die heiligen Dreikönige 183
Das Nibelungenlied 193
Von Knebels Uebersetzung des Lucrez 196
Gedichte von Johanna Schopenhauer 200
Olfried und Lisena 203
Deutscher Naturdichter 207
Der deutsche Gil-Blas 216
Der junge Feldjäger 223
Des jungen Feldjägers Kriegskamerad 225
Memoiren Robert Guillemards 227
Biographische Denkmale von Varnhagen von Ense 231
Varnhagen von Ense's Biographien deutscher Dichter 233
Für Freunde der Tonkunst von Fr. Rochlitz 235
Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel 237
F. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel 239
Die Verlobung, eine Novelle von Ludwig Tieck 240
Justus Möser 241
Lorenz Sterne 243
Irrthümer und Wahrheiten von Wilhelm Schütz 244
Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren 247
Neue Liedersammlung von Zelter 249
Oestliche Rosen von Fr. Rückert 249
Die drei Paria 250
Die Hofdame, Lustspiel von Fr. von Elsholtz 254
Briefe eines Verstorbenen 258
Krummachers Predigten 263
Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen . 265
Graf Eduard Raczinsky's malerische Reise in einigen Provinzen des osmanischen Reiches 287
Reisen und Untersuchungen in Griechenland, von Bröndsted 288
Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur, von Schlosser 289
Die elegischen Dichter der Hellenen, von Dr. Weber 290
Ferienschriften von Carl Zell 292

Seite

Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee 49
Aussichten in die Ewigkeit 51
Predigten über das Buch Jonas von Lavater 55
Alexander von Joch über Belohnungen und Strafen nach türkischen Gesetzen 57
Hollands philosophische Anmerkungen 60
Ueber die Liebe des Vaterlandes von Sonnenfels 60
Charakteristik der vornehmsten europäischen Nationen 63
J. Jakob Mosers neueste kleine Staatsschriften 64
Zustand der Wissenschaften und Sitten in Deutschland 65
Leben und Charakter Herrn Chr. Ad. Klotzens 66
Lobrede auf Herrn Carl Casimir von Creuz 67
Gedanken über eine alte Aufschrift 68

Recensionen in die Jenaische allgemeine Literaturzeitung.

Vertraute Briefe aus Paris, von Reichardt 69
Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulat . . 70
Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien . . 72
Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse von Humboldt 75
Gedichte von Johann Heinrich Voß 80
Allemannische Gedichte von Hebel 91
Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart 98
Des Knaben Wunderhorn 102
Regulus, Trauerspiel von Collin 115
Ugolino Gherardesca, Trauerspiel von Böhlendorf 118
Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, ein Trauerspiel 120
Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Gesängen 122
Athenor, ein Gedicht in sechzehn Gesängen 123
Bekenntnisse einer schönen Seele 124
Melanie, das Findelkind 124
Wilhelm Dumont, ein Roman von Eleutherie Holberg 124
Ifflands Almanach für Theater und Theaterfreunde 134
Hillers Gedichte und Selbstbiographie 136

Ferneres über deutsche Literatur.

Literarischer Sanscullottismus 142
Ueber das Lehrgedicht 146
Ueber epische und dramatische Dichtung 148
Wirkungen in Deutschland 150
Deutsche Sprache 152

Seite

Zu vermeidende Redensarten 157
Urtheilsworte französischer Kritiker 159
Hör-, Schreib- und Druckfehler 165
Der Pfingstmontag 169
Die heiligen Dreikönige 183
Das Nibelungenlied 193
Von Knebels Uebersetzung des Lucrez 196
Gedichte von Johanna Schopenhauer 200
Ofried und Lisena 203
Deutscher Naturdichter 207
Der deutsche Gil-Blas 216
Der junge Feldjäger 223
Des jungen Feldjägers Kriegskamerad 225
Memoiren Robert Guillemards 227
Biographische Denkmale von Varnhagen von Ense 231
Varnhagen von Ense's Biographien deutscher Dichter 233
Für Freunde der Tonkunst von Fr. Rochlitz 235
Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel 237
F. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel 239
Die Verlobung, eine Novelle von Ludwig Tieck 240
Justus Möser 241
Lorenz Sterne 243
Irrthümer und Wahrheiten von Wilhelm Schütz 244
Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren 247
Neue Liedersammlung von Zelter 249
Oestliche Rosen von Fr. Rückert 249
Die drei Paria 250
Die Hofdame, Lustspiel von Fr. von Elsholtz 254
Briefe eines Verstorbenen 258
Krummachers Predigten 263
Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen . 265
Graf Eduard Raczinsky's malerische Reise in einigen Provinzen des osmanischen Reiches 287
Reisen und Untersuchungen in Griechenland, von Brönsted 288
Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur, von Schlosser 289
Die elegischen Dichter der Hellenen, von Dr. Weber 290
Ferienschriften von Carl Zell 292

Goethe's

sämmtliche Werke.

Sechsundzwanzigster Band.

Goethe's

sämmtliche Werke

in dreißig Bänden.

Vollständige, neugeordnete Ausgabe.

Sechsundzwanzigster Band.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1858.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
- 5 MAR 1975
OF OXFORD
LIBRARY

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Seite

Deutsche Literatur.

Recensionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen.

Theorie der schönen Künste von Sulzer 3
Ueber den Werth einiger deutschen Dichter 7
Ueber den Homer, von Seybold 9
Franken, zur griechischen Literatur 12
Robert Wood, über das Originalgenie des Homer 13
Die schönen Künste von Sulzer 15
Empfindsame Reisen durch Deutschland 20
Die Jägerin, ein Gedicht 21
Lyrische Gedichte von Blum 21
Brauns Fabeln und Erzählungen 22
Gedichte von einem polnischen Juden 24
Cymbeline, ein Trauerspiel 26
Neue Schauspiele zu Wien 27
Zwei schöne neue Mährlein 29
Geschichte des Fräuleins von Sternheim 29
Der goldene Spiegel 31
Musenalmanach, Göttingen 1773 34
Lustspiele ohne Heirathen 36
Beiträge zur deutschen Lectüre 37
Theateralmanach für das Jahr 1773 38
Die Lieder Sineds des Barden 41
Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung 45
Betrachtungen über das Paradies 47

Seite

Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee 49
Aussichten in die Ewigkeit 51
Predigten über das Buch Jonas von Lavater 55
Alexander von Joch über Belohnungen und Strafen nach türkischen Gesetzen 57
Hollands philosophische Anmerkungen 60
Ueber die Liebe des Vaterlandes von Sonnenfels 60
Charakteristik der vornehmsten europäischen Nationen 63
J. Jakob Mosers neueste kleine Staatsschriften 64
Zustand der Wissenschaften und Sitten in Deutschland 65
Leben und Charakter Herrn Chr. Ad. Klotzens 66
Lobrede auf Herrn Carl Casimir von Creuz 67
Gedanken über eine alte Aufschrift 68

Recensionen in die Jenaische allgemeine Literaturzeitung.

Vertraute Briefe aus Paris, von Reichardt 69
Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulat . . 70
Bildnisse jetzt lebender Berliner Gelehrten mit ihren Selbstbiographien . . 72
Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse von Humboldt 75
Gedichte von Johann Heinrich Voß 80
Allemannische Gedichte von Hebel 91
Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart 98
Des Knaben Wunderhorn 102
Regulus, Trauerspiel von Collin 115
Ugolino Gherardesca, Trauerspiel von Böhlendorf 118
Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, ein Trauerspiel 120
Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Gesängen 122
Athenor, ein Gedicht in sechzehn Gesängen 123
Bekenntnisse einer schönen Seele 124
Melanie, das Findelkind 124
Wilhelm Dumont, ein Roman von Eleutherie Holberg 124
Ifflands Almanach für Theater und Theaterfreunde 134
Hillers Gedichte und Selbstbiographie 136

Ferneres über deutsche Literatur.

Literarischer Sanscullottismus 142
Ueber das Lehrgedicht 146
Ueber epische und dramatische Dichtung 148
Wirkungen in Deutschland 150
Deutsche Sprache 152

Seite

Zu vermeidende Redensarten 157
Urtheilsworte französischer Kritiker 159
Hör-, Schreib- und Druckfehler 165
Der Pfingstmontag 169
Die heiligen Dreikönige 183
Das Nibelungenlied 198
Von Knebels Uebersetzung des Lucrez 196
Gedichte von Johanna Schopenhauer 200
Olfried und Lisena 203
Deutscher Naturdichter 207
Der deutsche Gil-Blas 216
Der junge Feldjäger 223
Des jungen Feldjägers Kriegskamerad 225
Memoiren Robert Guillemards 227
Biographische Denkmale von Varnhagen von Ense 231
Varnhagen von Ense's Biographien deutscher Dichter 233
Für Freunde der Tonkunst von Fr. Rochlitz 235
Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel 237
F. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel 239
Die Verlobung, eine Novelle von Ludwig Tieck 240
Justus Möser 241
Lorenz Sterne 243
Irrthümer und Wahrheiten von Wilhelm Schütz 244
Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren 247
Neue Liedersammlung von Zelter 249
Oestliche Rosen von Fr. Rückert 249
Die drei Paria 250
Die Hofdame, Lustspiel von Fr. von Elsholtz 254
Briefe eines Verstorbenen 258
Krummachers Predigten 263
Monatsschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen . 265
Graf Eduard Raczinsky's malerische Reise in einigen Provinzen des osmanischen Reiches 287
Reisen und Untersuchungen in Griechenland, von Brönsted 288
Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur, von Schlosser 289
Die elegischen Dichter der Hellenen, von Dr. Weber 290
Ferienschriften von Carl Zell 292

Seite

Geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik, von Fr. von Raumer 293
Tausend und Ein Tag 293
Epochen deutscher Literatur 294
Epoche der forcirten Talente 295
Epochen geselliger Bildung 296
Stellung der Deutschen zum Auslande 298
Ferneres über Weltliteratur 299
Verschiedenes Einzelne:
Den Philologen empfohlen 303
Nichts anders als 304
Jugend der Schauspieler 305
Das Mailändische Tagsblatt l'Eco 305
Die Pariser Zeitschrift le Globe 306
Caroline von Woltmann, Spiegel der großen Welt 306
Die Erbschaft, ein Lustspiel 306
Fr. von Raumer, Geschichte der Hohenstaufen 307
Wachler 308
Windischmann 308
Heinroths Anthropologie 309
Conversationsblatt 310
Neueste deutsche Poesie 312
Stoff und Gehalt zur Bearbeitung vorgeschlagen 313
Für junge Dichter 315
Noch ein Wort für junge Dichter 317

Auswärtige Literatur und Volkspoesie.

I. Altgriechische Literatur.

Ueber die Parodie bei den Alten 323
Die tragischen Tetralogien der Griechen 326
Nachlese zu Aristoteles' Poetik 329
Plato, als Mitgenosse einer christlichen Offenbarung 331
Phaëthon, Tragödie des Euripides 336
Zum Phaëthon des Euripides 347
Euripides Phaëthon 350

Seite
Die Bacchantinnen des Euripides 352
Homer noch einmal 356

II. Französische Literatur.

Don Alonzo ou l'Espagne 359
Oeuvres dramatiques de Goethe 365
Notice sur la vie et les ouvrages de Goethe par Stapfer 378
Aus dem Französischen des Globe 381
La Guala 384
La Tasse par A. Duval 386
Bezüge nach Außen 390
Englisches Schauspiel in Paris 392
Französisches Schauspiel in Berlin 394
Histoire de la vie et des ouvrages de Molière 396
Richelieu, comédie par Lemercier 396
Französisches Haupttheater 398
Faust, Tragédie de Goethe 401
Elisabeth de France, Tragédie par Soumet 404
Perkins Warbeck, par Fontan 405
Idées sur la philosophie de l'histoire de l'humanité par Herder . . 405
Einzelnheiten 406
Le livre des Cent-et-un 409
Die Athenerinnen, Oper von Jouy 416

III. Englische Literatur.

Byrons Don Juan 425
Manfred 428
Cain by Lord Byron 431
Lebensverhältnisse zu Byron 434
Leben Napoleons von Walter Scott 437
The life of Fr. Schiller 439
Vorwort zu Schillers Leben von Carlyle 440
German Romance 453
Wallenstein, from the German 455
Edinburgh Reviews 456
The Foreign Quarterly Review 458
Whims and Oddities 460

Seite

IV. Italieniſche Literatur.

Don Ciccio 463
Dante 467
Claſſiker und Romantiker 470
Il conte di Carmagnola di A. Manzoni 476
Indicazione etc. 488
Graf Carmagnola noch einmal 492
Manzoni an Goethe 498
Adelchi 501
L'Eco, Giornale di Scienze etc. 507

V. Orientaliſche Literatur.

Tontinameh von Iken und Roſegarten 511
Lied der Liebe von C. Umbreit 513
Indiſche Dichtung 514

VI. Volkspoeſie.

Volkspoeſie 519
Frithiofs Saga 520
Serbiſche Lieder 525
Volkslieder der Serben von Fräulein von Jakob 535
Serbiſche Gedichte 538
Das Neueſte ſerbiſcher Literatur 539
Nationelle Dichtkunſt 541
Servian popular poetry by Bowring 543
Böhmiſche Poeſie 543
Amazonen in Böhmen 544
Littérature grecque moderne par J. Rizo-Néroulos 545
Lenkothea von Iken 553
Neugriechiſche Volkslieder von Kind 554
Dainos von L. J. Rheſa 555
Spaniſche Romanzen von Beaurepard Pandin 557
Chineſiſches 559
Individualpoeſie 562

Deutſche Literatur.

Recenſionen in die Frankfurter gelehrten Anzeigen

der Jahre 1772 und 1773.

Allgemeine Theorie der ſchönen Künſte, in einzelnen, nach alphabetiſcher Ordnung der Kunſtwörter auf einander folgenden Artikeln abgehandelt, von Johann Georg Sulzer. Erſter Theil von A bis J. Leipzig 1771. Bei Weidmanns Erben und Reich. 4. 568 S.

Wir glauben, es kann ein Werk der allgemeinen Erwartung nicht entſprechen, weil es nach einem den Kräften des Verfaſſers, aber nicht der Natur ſeines Stoffs angemeſſenen Plan iſt bearbeitet worden; es kann bei einzelnen Vollkommenheiten ein mageres Ganzes darſtellen, und doch von derjenigen Seite, wohin ihn ſein vorzügliches Talent zog, ein Monument ſeines Urhebers bleiben. Herr Sulzer umfaßte einen Weltkreis von Materie; ſeine Schultern waren zu ſchwach: er ſonderte alſo ab, was ſie nicht tragen konnten, und handelte hierin als ein Mann, der für die Sache der Wahrheit und ſeines eigenen Ruhmes ſorgte.

Es enthält dieſes Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunſt gereiſ't iſt; allein er iſt nicht in dem Lande geboren und erzogen, hat nie darin gelebt, nie darin gelitten und genoſſen, nur Obſervationen, aber nicht Experimente hat er angeſtellt. Es iſt Polybius, der Taktiker, und nicht Thucydides und Xenophon, der General, Hume, der Scribent, und nicht Burnet, der Staatsmann, der ſchreibt. Wir wollen ihn ſelbſt hören, was er von ſeinem Plane ſagt:

„Ich habe über die ſchönen Künſte als Philoſoph und gar nicht

als ein ſogenannter Kunſtliebhaber geſchrieben. Diejenigen, die mehr curiöſe als nützliche Anmerkungen über Künſtler und Kunſtſachen hier ſuchen, werden ſich betrogen finden. Auch war es meine Abſicht nicht, die mechaniſchen Regeln der Kunſt zu ſammeln, und dem Künſtler, ſo zu ſagen, bei der Arbeit die Hand zu führen. Zudem bin ich kein Künſtler, und weiß wenig von den praktiſchen Geheimniſſen der Kunſt. Für den Liebhaber, nämlich nicht für den curiöſen Liebhaber oder den Dilettanten, der ein Spiel und einen Zeitvertreib aus den ſchönen Künſten macht, ſondern für den, der den wahren Genuß von den Werken des Geſchmacks haben ſoll, habe ich dadurch geſorgt, daß ich ihm viel Vorurtheile über die Natur und die Anwendung der ſchönen Künſte benehme; daß ich ihm zeige, was für großen Nutzen er aus denſelben ziehen könne; daß ich ihm ſein Urtheil und ſeinen Geſchmack über das wahrhaftig Schöne und Große ſchärfe; daß ich ihm eine Hochachtung für gute und einen Ekel für ſchlechte Werke einflöße; daß ich ihm nicht ganz unſichere Merkmale angebe, an denen er das Gute von dem Schlechten unterſcheiden kann."

Dieſes war der Plan, den ſich Herr Sulzer vorgeſchrieben hatte; allein war es der einzige und beſte zur Fortſchreitung der Kunſt? Und war dieſes Werk überhaupt das überlegte Unternehmen eines Mannes, der mit Scharfſicht des Geiſtes und Ehrlichkeit des Herzens das unermeßliche Feld überſieht, das er zu bearbeiten unternimmt? Die weſentlichen Mängel entſpringen wohl aus der erſten und wahrſten Quelle, weil es unmöglich iſt, daß ein einziger Mann alle dazu erforderlichen Kenntniſſe in ſich vereinige. Wir kennen ein Genie in Deutſchland, das den bildenden Geiſt Platos mit der taſtenden Erfahrungsphiloſophie und dem mannichfaltigen Reichthume des Kunſtrichterwiſſens vereinigt; und doch glauben wir, dieſer Mann würde die Theorie der Kunſt nur in Geſellſchaft eines Leſſing, Heyne, Ramler, Sulzer angreifen wollen, und die Literatur eines Hagedorn, Füßli und Heinecken zu Rathe ziehen. Nächſtdem iſt das Auditorium des Verfaſſers zu klein gewählt. Warum darf der Kunſtliebhaber nicht über die Kunſt zuhören? Wir, die wir, nach des Verfaſſers Ausdruck, mit den Künſten Unzucht treiben, hätten immer gewünſcht, daß er, als Philoſoph, uns aus allgemeinen Grundſätzen die mannichfaltigen Phänomene erklärt hätte, von denen der Virtuoſe ſagt: Das muß ſo ſeyn! das läßt! das thut Wirkung!

Immer ein bißchen mehr Dogma und dafür weniger moraliſche Predigt über unſere Unzucht!

Die pſychologiſchen Erklärungen abſtracter Ideen machen beinahe zwei Drittheile des Werks aus; ſie ſind meiſt nach dem einmal feſtgeſetzten Plane gut geſchrieben, und ſind Beilagen zu dem Ruhme des Verfaſſers, als eines unſerer erſten Landwirthe der Philoſophie, der Einöden in urbares Land zu verwandeln weiß. Allein auch in dieſen Artikeln wünſchten wir nicht bloße Darzählung der Markſteine, ſondern Bemerkung der Plätze, wie ſie verſtellt werden können; auch immer ein wenig Baconiſche Bilderſtürmerei, Fingerzeig und Ahnung zu Entdeckungen Columbs. Wir wundern uns, daß der Verfaſſer dem Faden nicht gefolgt iſt, den Leſſing und Herder aufgewunden haben, der die Gränzen jeder einzelnen Kunſt und ihre Bedürfniſſe beſtimmt. Nachdem die Herren Theorienſchmiede alle Bemerkungen in der Dichtkunſt, der Malerei und Sculptur in Einem Topf gerüttelt hatten, ſo wäre es Zeit, daß man ſie wieder herausholte und für jede Kunſt ſortirte, beſonders die der Sculptur und Malerei eigenen Grundſätze. Allein dazu gehört freilich eine noch zu erfindende Pſychologie, zu der alle Jahre vielleicht nur Ein Bruchſtein Erfahrung hinzukommt. Wir vermiſſen gerade dagegen dasjenige, was in einem nach alphabetiſcher Ordnung abgetheilten Werke vorzüglich ſtattfinden kann, d. i. Kritik, Literatur, Charakteriſtik einzelner Künſtler. Der Recenſent weiß aus eigener Erfahrung, wie undankbar es iſt, in einer nach Epochen abgetheilten Abhandlung über die Kunſt das Porträt eines großen Mannes an das andere zu ſtellen. So richtig jede einzelne Zeichnung ſeyn mag, ſo ermüdet ſie doch den Geiſt des Leſers; allein wenn er ſie unter jeden Buchſtaben vertheilt antrifft, ſo gefällt es. Der Verfaſſer hat es mit einigen Büſten des Alterthums verſucht, allein den Muth ſinken laſſen, da die Galerie der neuern Zeiten zahlreicher wurde. Indeſſen iſt die Mannichfaltigkeit noch nicht Entſchuldigung genug für die gänzliche Abweſenheit, und das Genie war zu allen Zeitaltern eine ſo ſparſame Erſcheinung, daß die Sammlung und Auswahl der Charaktere gewiß keine Maſſe geworden ſeyn würde. S. 459 ſpricht Herr Sulzer ſelbſt für dieſes unſer pium desiderium. „Es würde angenehm ſeyn und zu näherer Kenntniß des menſchlichen Genies ungemein viel beitragen, wenn Kenner aus den berühmteſten Werken der Kunſt das beſondere Gepräge des

Genies der Künſtler mit pſychologiſcher Genauigkeit zu beſtimmen ſuchten.“ Man hat es zwar mit einigen Genien der erſten Größe verſucht; aber was man in dieſer Art hat, iſt nur noch als ein ſchwacher Anfang der Naturhiſtorie des menſchlichen Geiſtes anzuſehen. Dazu gehört freilich mehr als Junius de pictura veterum, Gravina, du Bos, Brumoy, und alle Collectaneenſammler alter und neuer Zeiten!

In Anſehung des Plans haben wir ferner bemerkt, daß die Theorie für den Liebhaber der Kunſt, der noch nicht zum Kenner erwachſen iſt, nicht genug zuſammengehalten wird, ſondern daß dasjenige, was unter Einem Artikel hätte ſtehen und worauf man in den andern nur hätte verweiſen dürfen, zu ſehr aus einander gerückt iſt; und dadurch geht der Augenpunkt verloren. Z. B. Entwurf, Anfang, Ende, Ganz, Anordnung hätte Einen Artikel formiren können, ſo wie Falten und Gewand, Faſſung und Begeiſterung, Beweis, Beweisarten und Beweisgründe, Einheiten und Drama.

Wir würden undankbar ſeyn, wenn wir nicht bemerken wollten, welche Artikel vorzüglich unſern Beifall gefunden haben. Dahin gehören: Anordnung, Ausdruck, Baukunſt, Baumeiſter, Charakter, Comödie, eigenthümliche Farbe, Entfernung, Farben, Gedicht, Geſchmack, Haltung u. a. m. In allen bemerkt man das vorzügliche Talent des Philoſophen, die verwickeltſten Ideen der Empfindung auseinanderzuſetzen, und aus den erſten Kräften der menſchlichen Seele herzuleiten. Dagegen wird es uns erlaubt ſeyn, auch die Flecken anzuzeigen. Zuweilen ſcheint der Verfaſſer ſein Auditorium aus den Augen zu laſſen, und nicht zu bedenken, daß hier muß gelehrt und nicht converſirt ſeyn; zum Beiſpiel bei dem Artikel Abdruck hätte man für den Gelehrten, der kein Kunſtkenner iſt, der Paſten gedenken ſollen; denn ſonſt glaubt ein jeder, man habe nur Abdrücke in Siegellack und Schwefel nöthig, um eine Lippertſche Fabrik anzulegen. In der Anordnung wird zweimal der pyramidaliſchen Gruppirung gedacht, allein doch nicht der rechte Fleck ſo getroffen, daß dieſer ſonderbare Lehrſatz des Michel Angelo für den Unwiſſenden anſchaulich wird. Der Artikel Allegorie iſt lang, allein wir fürchten, daß bei dieſer Reiſe um die Welt die kleine Inſel vorbeigeſchifft worden, wo die erſten Beſtandtheile zu finden waren, nach denen man die Allegorie komiſcher und ernſter Gattung vom Homer bis auf Swift hätte ordnen können. Antike.

Hier ist ein wenig Literatur, aber alles so unter einander angegeben, wie bei einer Stockhausischen Bibliothek. Die Artikel Horaz, Anakreon, Homer überlassen wir den Kennern, um über ihre Vollständigkeit, Richtigkeit oder Dürftigkeit das Endurtheil auszusprechen. Sehr schiefe Exempel sind uns aufgestoßen, wenn unter andern bei der Erfindung bemerkt wird, daß der Geist im Hamlet zu dem Geist in der Semiramis Gelegenheit gegeben habe.

Durch das Ganze herrscht überhaupt eine beständige Strafpredigt gegen Wieland, Gleim und Jacobi. Hingegen sind fast alle Beispiele des Großen und Erhabenen aus der Noachide genommen. Nachdem sich die Wasser der epischen Sündfluth in Deutschland verlaufen, so hätte man die Trümmer der Bodmerschen Arche auf dem Gebirge der Andacht weniger Pilgrime überlassen können. Wäre Herr Sulzer selbst ein Dilettant, so würde sein Kunstsystem nicht trübsinniger Eifer, sondern heiterer Glaube seyn, der nie schmählt. Ueber die Moralität seiner Schriften ist der Verfasser des Agathon und der Musarion bei allen gesunden Köpfen längst gerechtfertigt, und Kenner des menschlichen Herzens mögen entscheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft nicht geschwinder zum Ziel führe als die kürzeste mathematische Linie des moralischen Raisonnements.

Ueber den Werth einiger deutschen Dichter und über andere Gegenstände, den Geschmack und die schöne Literatur betreffend. Ein Briefwechsel. Erstes Stück. Frankfurt und Leipzig 1771. 8. 20 Bogen.

Es ist eine undankbare Arbeit, wenn man Ketzer retten soll, wie es diese Verfasser in Ansehung der allgemeinen Orthodoxie des Geschmacks sind, gegen die sie sich auflehnen. An Gellert, die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserm Publicum beinahe Eins. Die sogenannten Freigeister in Sachen des Genies, worunter leider alle unsere jetzt lebenden großen Dichter und Kunstrichter gehören, hegen eben die Grundsätze dieser Briefsteller; nur sind sie so klug, um der lieben Ruhe willen eine esoterische Lehre daraus zu bilden. Es thut uns leid, daß diese Verfasser die Regeln

einer Erbauungsſchrift verkannt und nicht mehr erlaubte Charlatanerie bei ihren Patienten angewendet haben. Sie wollten den lallenden, ſchlafenden und blinzenden Theil des Publicums curiren, und ſie fangen dabei an, daß ſie ihm ſeine Puppe nehmen. Bilderſtürmer wollen einen neuen Glauben predigen!

Gellert iſt bei ihnen ein mittelmäßiger Dichter ohne einen Funken von Genie: das iſt zu hart! Gellert iſt gewiß kein Dichter auf der Scala, wo Oſſian, Klopſtock, Shakſpeare und Milton ſtehen, nach dem Maaßſtab, womit Warton mißt, und wo ſelbſt Pope zu kurz fiele, wenn er den Brief ſeiner Heloiſe nicht geſchrieben hätte; allein hört er deßwegen auf, ein angenehmer Fabuliſt und Erzähler zu ſeyn, einen wahren Einfluß auf die erſte Bildung der Nation zu haben? Und hat er nicht durch vernünftige und oft gute Kirchenlieder Gelegenheit gegeben, den Wuſt der elendeſten Geſänge zu verbannen und wenigſtens wieder einen Schritt zu einer unentbehrlichen Verbeſſerung des Kirchenrituals zu thun? Er war nichts mehr als ein Bel Eſprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen und ſich wundern, wenn der gemeine Haufen nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftſtellern hat? Nicht allein bei uns, ſondern in allen Ländern wird die Anzahl der denkenden Menſchen, der wahren Gläubigen immer eine unſichtbare Kirche bleiben. Der Recenſent iſt Zeuge, daß der ſelige Mann von der Dichtkunſt, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung ſtrömt, welche die einzige iſt, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorleſungen über den Geſchmack hat er ihn nie die Namen Klopſtock, Kleiſt, Wieland, Geßner, Gleim, Leſſing, Gerſtenberg, weder im Guten noch im Böſen, nennen hören. Bei der Ehrlichkeit ſeines Herzens läßt ſich nicht anders ſchließen, als daß ſein Verſtand ſie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er, bei der gebrochenen Conſtitution ſeines ganzen Weſens, die Stärke des Helden für Wuth des Raſenden halten mußte, und daß ihm die Klugheit, die Tugend, die nach Wieland die Stelle aller andern zuweilen in dieſer Welt vertritt, anrieth, nichts von dieſen Männern zu ſagen.

Wir wünſchten, daß die Ausfälle der Verfaſſer weniger heftig wären; die Redensarten dethroniſiren, aus der Schanze verjagen und dergleichen klingen zu feindlich oder zu niedrig. Indeſſen iſt dieſe Schrift kein Gewäſche, wie man ſie unter dieſem Titel dem Publicum hat aus

den Händen räsonniren wollen. Unter der nachläſſigen Weitſchweifigkeit dieſer Briefe verkennt man nie die denkenden Köpfe, und wir empfehlen die Erinnerung über die Journaliſten gleich zu Anfang, die Bemerkung über den Unterſchied der Fabel S. 142 und 148, die Rettung Miltons gegen die Ausmeſſungen des Herrn Profeſſor Käſtner S. 164, über das Lehrgedicht S. 195, und die vortrefflichen Gedanken über Wielands Verdienſt als Lehrdichter in der Muſarion S. 196, die Rangordnung Gellerts mit Duſch und Uz S. 200, den Augenpunkt, woraus ſie die Gellertſche Moral betrachten, S. 243 und 250, und den ganzen Schluß unſern Leſern zur Beherzigung. Vorſatz zu ſchaden ſieht man aus dem Detail der Kritiken; allein deßwegen ſind ſie nicht unrichtig. Man hat unter den Fabeln freilich nicht die beſten gewählt, und bei den Erzählungen die ſchwache Seite Gellerts, das iſt, die Malerei unterſucht, und ihn am Ende gar mit Arioſto gemeſſen. Wir ſind aber doch verſichert, daß dieſe Production mit allen ihren ſauern Theilen ein nützliches Ferment abgiebt, um das erzeugen zu helfen, was wir dann deutſchen Geſchmack, deutſches Gefühl nennen würden.

Schreiben über den Homer, an die Freunde der Griechiſchen Litera-tur. Von Seybold, Profeſſor in Jena. Eiſenach 1772. 8. 51 S.

Herbei, meine jungen Freunde, herbei! die ihr euch längſt nach dem Anſchauen Homers geſehnt, euch iſt ein neuer Stern aufgegangen, ein neuer Marſchall, einzuführen zum Throne des Königs, ein neuer Prophet, der ſein Handwerk meiſterlich treibt! Erſt Klagen über dieſe letzten Zeiten, über die Wolke der Irrlehrer, die herumtaumeln, das Volk zu verführen, und ſprechen: Siehe Homer iſt hier! Homer iſt da! „Ich aber,“ ruft er, „bring' euch in's Heiligthum; nicht nur zu ihm, auf ſeinen Schooß ſetz' ich euch, in ſeine Arme leg' ich euch! Herbei, ihr Kindlein!“

Wär's nur eine Büſte des Altvaters, vor die er euch inzwiſchen ſtellte, euch deutete auf der hohen Stirne würdige Runzeln, auf den tiefen Blick, auf das Schweben der Honiglippe, daß der heilige Sinn der überirdiſchen Geſtalt über euch käme, ihr anbetetet und Wärme und Muth

euch entzündete! welcher iſt unter euch ſo unglücklich, der neologiſch kritiſch fragen dürfte: Warum bedeckt er den kahlen Scheitel nicht wohlanſtändig mit einer Perrücke?

Hinaus mit ihm! daß er Profeſſor Seybolds Fingerzeige folge, herumgetrieben werde in Wüſten, wo kein Waſſer iſt.

Alſo den Charakter Homeriſcher Geſänge zu beſtimmen, tritt er auf, anzugeben, was und wie Homer gedichtet hat, den Maaßſtab zu bezeichnen, worniach ſeine Fehler und Schönheiten zu berechnen ſind!

Für's erſte denn Homers Stoff, und wie er weislich den intereſſanteſten für ſeine Nation wählte — den Trojaniſchen Krieg zur Ilias, deſſen Folgen zur Odyſſee.

Der Trojaniſche Krieg Stoff zur Ilias! Man ſollte denken, er kenne nur das Gedicht aus der Ueberſchrift; aber der Herr Profeſſor haben's geleſen; ſchlimmer! ſtudirt! immer ſchlimmer! Wer intereſſirt ſich einen Augenblick für Troja? Steht nicht durchaus die Stadt nur als Couliſſe da? Iſt zum Anfange die Rede von Eroberung der Stadt oder von was anderm? Erfährt man nicht gleich, Troja wird trotz aller Bemühungen der Griechen dießmal nicht eingenommen? Setzt ja kaum einer einmal einen Fuß an die Mauer. Iſt nicht das Hauptintereſſe des Kampfs bei den Schiffen? Und dann die Handelnden! Weſſen iſt das Intereſſe, der Griechen oder des Achilles? Wenn Homer ſeiner Nation ſchmeicheln wollte, war's der Weg, das Unglück ihres Heers durch den Eigenſinn eines Einzigen beſtimmen zu laſſen? Wo iſt Nationalzweck im ganzen Gedicht? Der Verdruß und die Befriedigung eines Einzigen; woran die Nation Theil nehmen mußte als Nation, iſt hie und da das Detail, nirgends das Ganze.

Nun Stoff der Odyſſee! Rückkehr der Griechen! Der Griechen? oder eines einzigen, einzelnen, und noch dazu des abgelegenſten der Griechen, deſſen Rückkehr oder Nichtrückkehr nicht den mindeſten Einfluß auf die Nation haben könnte? Und auch hier wieder ſucht der Herr Profeſſor das Intereſſe in der gänzlichen Revolution dieſer zwanzig Jahre, in der entfernteſten Nebenidee.

Er kommt auf Homers Art, den Stoff zu behandeln, und fragt, nach Anlaß ſeiner trefflichen Prämiſſen: Wer gab Homeren ein, den Trojaniſchen Krieg und die Rückkehr der Griechen beſonders zu behandeln? Warum theilte er die Ilias und Odyſſee? Und mehr ſolche

Warums, die ihm die Ungereimtheit beantworten mag, die ſie ihm eingab. Ferner plappert er dem Horaz nach: „Wer lehrte ihn, die Leſer in die Mitte der Begebenheit reißen?“ Das iſt doch nur der Specialfall der Odyſſee, um auch Geſchichte der Einheit näher zu bringen. Daraus hat man eine Regel der Epopöe gemacht. Und wo werden wir in der Ilias in mediias res geriſſen? Wohl nach dem Herrn Profeſſor, da res der Trojaniſche Krieg iſt. Iſt und bleibt aber der Zorn des Achilles Stoff der Ilias, ſo fängt ſie unſtreitig ab ovo an, ja noch ehe das ovum empfangen war.

Darauf vom Einfluß des Zeitalters auf ſeine Gedichte! Da fängt der Herr Profeſſor wieder von außen an; auch iſt das bißchen Außenwerk alles, was er kennt. Von Krieg und Streitbegier, und wie das nicht ſo honnet und ordentlich zuging, wie bei uns, dann einen Federſtrich, mit dem er das Religionsverhältniß umreißt.

Hier endigt ſich der allgemeine Theil ſeiner Abhandlung, und der Herr Profeſſor ſpricht: „Aus dieſer Beſchreibung, die ich, wie man ſieht, aus dem Homer ſelbſt zuſammengetragen habe — wohl zuſammengeſcharrt, geſtoppelt! — läßt ſich der Einfluß, den die Zeit des Trojaniſchen Kriegs auf die Sittenbeſchreibungen und Sprache der Homeriſchen Gedichte hatte, angeben.“ Da iſt's uns denn auch gegangen, wie Leuten, die im Hauſe eines prahlenden Bettlers inventiren: durchaus die Hoffnung betrogen! leere Käſten, leere Töpfe und Lumpen!

Sitten! Und da, anſtatt Gefühls des höchſten Ideals menſchlicher Natur, der höchſten Würde menſchlicher Thaten, entſchuldigt er den Homer, daß ſeine Zeit Tapferkeit für die höchſte Tugend hielt, daß die Stärke der Leidenſchaft den übrigen Stärken gleich war; entſchuldigt das in dem unbedeutenden Tone profeſſorlicher Tugendlichkeit, den wir in Deutſchland über die Sitten Griechiſcher Dichter ſchon mehr haben deräſonniren hören. Und wirft über das noch hie und da ſo fein ſpöttelnde Vorwürfe an unſere Zeiten, daß man deutlich erkennt, er habe weder jene Zeiten noch unſere, noch irgend welche Zeiten berechnen können.

Beſchreibungen. Archäologiſcher Trödelkram!

Sprache. So wenig, was junge Freunde herbeilocken könnte, als bisher. Allotria, kritiſche Weitläufigkeiten. Doch dünkt ihn das der Geſichtspunkt zu ſeyn, aus welchem man von den wahren Flecken und wahren Schönheiten Homers urtheilen ſoll.

Da es nun aber auf den Nutzen kommt, den wir aus dem Studium des Homer schöpfen können, findet der Herr Professor auf einmal, daß sein Schriftchen schon zu lang sey. Uns wenigstens dünkt, das hätte der Hauptzweck des Herrn Professor seyn sollen, und da streicht er dran hin, und aus dem, was er so kurz hinwirft, ließe sich auch ohne Liebloſigkeit schließen — er habe hier gar nichts zu sagen gewußt.

„Ein junges Genie lerne von ihm, Dichter seiner Nation werden, wie Virgil.“ Wann war Virgil Dichter seiner Nation? den Römern das, was Homer den Griechen war? Wann konnt' er es seyn? Wenn sie sonst nichts aus ihm lernen, als was Virgil, was mehrere aus ihm gelernt haben, mit Hyacinthen, Lotos, Violetten ihre Gedichte auszuputzen, braucht's all den Aufwand nicht. Drum wünschen wir auch zum Besten Homers und unserer Literatur Herrn Seybold keinen Schüler und Nachfolger. Besser unwissend als so belehrt.

Franken zur Griechischen Literatur. 1. Abschnitt. Würzburg 1772. 8. 176 S.

Unter diesem mystischen Titel kommt in Würzburg eine Art von periodischer Schrift heraus, deren Plan von dem Verfasser S. 4 dieses Abschnittes erzählt wird. „Er will uns das Genie und den Geist aller Griechischen Schriftsteller, Historiker, Dichter und Philosophen kennen lehren; er will nachher einen forschenden Blick in alle Schriften seiner Originale wagen; zuerst sie im ganzen, hernach in ihren einzelnen Theilen betrachten; die Verbindung des Plans, so wie die Ausführung desselben beurtheilen; auf Schönheiten und Fehler merken; die Farbe des Ausdrucks untersuchen; Scharfsinn, Witz, Enthusiasmus, Moral, Politik, Richtigkeit der Erzählung prüfen, und seine Leser in das Zeitalter zurückführen, in welchem unser (d. i. jeder) Autor für seine Welt schrieb.“

Uns schwindelt! Der Himmel gebe diesem Mann Methusalems Alter, Nestors Beredsamkeit und das Genie aller seiner Autoren zusammen! Was wird er dann nach 960 Jahren für ein Werk liefern! Die vorliegenden Blätter, die einen Auszug aus der Iliade — Homerum in nuce — ungefähr enthalten, vermuthlich für die, welche nicht Zeit haben, den Homer zu lesen — diese Blätter, sagen wir, werden

ohne Zweifel vorausgeſchickt, um das große Werk nach 960 Jahren damit zu emballiren. Wir wüßten nicht, was wir ſonſt damit zu machen hätten.

O ihr großen Griechen! und du, Homer! Homer! — — doch ſo überſetzt, commentirt, extrahirt, enucleirt, ſo ſehr verwundet, geſtoßen, zerfleiſcht, durch Steine, Staub, Pfützen geſchleift, getrieben, geriſſen —

Οὐδέ τι οἱ χρὼς σήπεται, οὐδὲ μιν σὴλαι
Ἔδουσι. — —
Ὣς τοι κήδονται μάκαρες θεοὶ
Καὶ νέκυός περ ἐόντος — —

(Berührt nicht Verweſung ſein Fleiſch, nagt nicht ein Wurm an ihm; denn für ihn ſorgen die ſeligen Götter auch nach dem Tode.)

Robert Woods Verſuch über das Originalgenie des Homer. Aus dem Engliſchen. Frankfurt am Main. In der Andreäſchen Buchhandlung. 8. 314 S.

Außer der Brittiſchen beſitzt keine der jetzigen Europäiſchen Nationen den Enthuſiasmus für die Ueberbleibſel des Alterthums, der weder Koſten noch Mühe ſcheut, um ſie, wo möglich, in ihrem völligen Glanze wieder herzuſtellen. Wenn neulich der Franzöſiſche Kaufmann Guys die alten und neuern Griechen verglich, ſo war dieß nur eine ſpielende Unterhaltung gegen das Verdienſt, das ſich Wood um den Homer erworben hat. In das Genie dieſes Dichterpatriarchen einzudringen, können uns weder Ariſtoteles noch Boſſu Dienſte leiſten. Vergeblich würde man daher hier den Regelkram ſuchen, den Blair zur Erläuterung des Oſſian und eine Dame zur Apologie des Shakſpeare angewendet haben. Wenn man das Originelle des Homer bewundern will, ſo muß man ſich lebhaft überzeugen, wie er ſich und der Mutter Natur alles zu danken gehabt habe. Ohne die genaueſte Kenntniß aber der Zeiten und des Orts, wo er geſungen, wird dieß nie möglich ſeyn. Die Zeiten muß man, da uns außerdem keine Denkmale davon übrig geblieben, aus ihm ſelbſt, und den Ort durch Reiſen kennen lernen. Beides hat die große Schaar ſeiner Ausleger bisher ganz vernachläſſigt. Wood ſtudirte ſeinen Homer

Da es nun aber auf den Nutzen kommt, den wir aus dem Studium des Homer schöpfen können, findet der Herr Professor auf einmal, daß sein Schriftchen schon zu lang sey. Uns wenigstens dünkt, das hätte der Hauptzweck des Herrn Professor seyn sollen, und da streicht er dran hin, und aus dem, was er so kurz hinwirft, ließe sich auch ohne Liebloſigkeit schließen — er habe hier gar nichts zu sagen gewußt.

„Ein junges Genie lerne von ihm, Dichter seiner Nation werden, wie Virgil.“ Wann war Virgil Dichter seiner Nation? den Römern das, was Homer den Griechen war? Wann konnt' er es seyn? Wenn sie sonst nichts aus ihm lernen, als was Virgil, was mehrere aus ihm gelernt haben, mit Hyacinthen, Lotos, Violetten ihre Gedichte auszuputzen, braucht's all den Aufwand nicht. Drum wünschen wir auch zum Besten Homers und unserer Literatur Herrn Seybold keinen Schüler und Nachfolger. Besser unwissend als so belehrt.

Franken zur Griechischen Literatur. 1. Abschnitt. Würzburg 1772. 8. 176 S.

Unter diesem mystischen Titel kommt in Würzburg eine Art von periodischer Schrift heraus, deren Plan von dem Verfasser S. 4 dieses Abschnittes erzählt wird. „Er will uns das Genie und den Geist aller Griechischen Schriftsteller, Historiker, Dichter und Philosophen kennen lehren; er will nachher einen forschenden Blick in alle Schriften seiner Originale wagen; zuerst sie im ganzen, hernach in ihren einzelnen Theilen betrachten; die Verbindung des Plans, so wie die Ausführung desselben beurtheilen; auf Schönheiten und Fehler merken; die Farbe des Ausdrucks untersuchen; Scharfsinn, Witz, Enthusiasmus, Moral, Politik, Richtigkeit der Erzählung prüfen, und seine Leser in das Zeitalter zurückführen, in welchem unser (d. i. jeder) Autor für seine Welt schrieb.“

Uns schwindelt! Der Himmel gebe diesem Mann Methusalems Alter, Nestors Beredtsamkeit und das Genie aller seiner Autoren zusammen! Was wird er dann nach 960 Jahren für ein Werk liefern! Die vorliegenden Blätter, die einen Auszug aus der Iliade — Homerum in nuce — ungefähr enthalten, vermuthlich für die, welche nicht Zeit haben, den Homer zu lesen — diese Blätter, sagen wir, werden

ohne Zweifel vorausgeschickt, um das große Werk nach 960 Jahren damit zu emballiren. Wir wüßten nicht, was wir sonst damit zu machen hätten.

O ihr großen Griechen! und du, Homer! Homer! — — doch so übersetzt, commentirt, extrahirt, enucleirt, so sehr verwundet, gestoßen, zerfleischt, durch Steine, Staub, Pfützen geschleift, getrieben, gerissen —

Οὐδέ τί οἱ χρὼς σήπεται, οὐδέ μιν σὴπες
Ἔδουσι. — —
Ὡς τοι κήδονται μάκαρες θεοὶ
Καὶ νέκυός περ ἐόντος — —

(Berührt nicht Verwesung sein Fleisch, nagt nicht ein Wurm an ihm; denn für ihn sorgen die seligen Götter auch nach dem Tode.)

Robert Woods Versuch über das Originalgenie des Homer. Aus dem Englischen. Frankfurt am Main. In der Andreäschen Buchhandlung. 8. 314 S.

Außer der Brittischen besitzt keine der jetzigen Europäischen Nationen den Enthusiasmus für die Ueberbleibsel des Alterthums, der weder Kosten noch Mühe scheut, um sie, wo möglich, in ihrem völligen Glanze wieder herzustellen. Wenn neulich der Französische Kaufmann Guys die alten und neuern Griechen verglich, so war dieß nur eine spielende Unterhaltung gegen das Verdienst, das sich Wood um den Homer erworben hat. In das Genie dieses Dichterpatriarchen einzudringen, können uns weder Aristoteles noch Bossu Dienste leisten. Vergeblich würde man daher hier den Regelkram suchen, den Blair zur Erläuterung des Ossian und eine Dame zur Apologie des Shakspeare angewendet haben. Wenn man das Originelle des Homer bewundern will, so muß man sich lebhaft überzeugen, wie er sich und der Mutter Natur alles zu danken gehabt habe. Ohne die genaueste Kenntniß aber der Zeiten und des Orts, wo er gesungen, wird dieß nie möglich seyn. Die Zeiten muß man, da uns außerdem keine Denkmale davon übrig geblieben, aus ihm selbst, und den Ort durch Reisen kennen lernen. Beides hat die große Schaar seiner Ausleger [redacted] vernachlässigt. Wood studirte seinen Homer

mit philoſophiſchen Augen, und ſtellte hierauf mehr denn Eine Reiſe in die Gegenden an, die durch die Iliade und Odyſſee berühmt geworden, und deren phyſicaliſche Lage im ganzen unverändert geblieben iſt. Er war einer von der Reiſegeſellſchaft, die ſich aus den Ruinen von Balbek und Palmyra ein unvergängliches Denkmal errichtet hat. Er weihte dem Studium des Homer den größten Theil ſeines Lebens, das leider ſchon geendet iſt. Was wir hier davon leſen, ſind nur Bruchſtücke eines allgemeinen Commentars, den er über den Vater der Dichter ſchreiben wollte, und der einzig in ſeiner Art geworden wäre. Der Mangel an einer wohlüberdachten Ordnung, viele Lücken und die öftern Fingerzeige auf ein künftiges ausgearbeiteteres Werk geben der Abhandlung das Anſehen des Unvollendeten. Indeſſen ſind es die ſchätzbarſten Fragmente, die uns den Verluſt des Hauptwerks bedauern machen, wenn nicht der Erbe des Verfaſſers, Herr Bryant, es unter ſeiner Verlaſſenſchaft geendigt gefunden hat. Mit den ſcharfſichtigſten Blicken dringt er durch die Nebel eines ſo fernen Abſtandes bis zur eigentlichen Cultur des Homeriſchen Zeitalters hindurch, und lehrt es uns aus dem philoſophiſchen Standpunkte der Geſchichte der Menſchheit betrachten. Man ſehe zur Probe die Betrachtungen über die damalige Schifffahrt und über die Bildung der Griechiſchen Sprache nach. Die Unwiſſenheit in dieſen Dingen hat unzählige elende Beurtheilungen erzeugt, die leider noch vor kurzem in gewiſſen zu Wien herausgekommenen Anmerkungen über die Iliade wiederholt worden ſind. Woods Localeinſichten haben ihn zum Beiſpiel in den Stand geſetzt, über die Homeriſchen Maſchinen ein neues Licht zu verbreiten, die Fehler der Popeſchen Karte auseinanderzuſetzen, die berühmte Streitfrage über die Entfernung der Inſel Pharus vom Lande zu entſcheiden u. ſ. w.

Auch Virgils Genie wird bei mehrern Gelegenheiten vortrefflich detaillirt. Selbſt in ſo kühnen Muthmaaßungen, in die ſich der geſchäftige Geiſt des Verfaſſers verliert, als die über Homers Vaterland, über die Chronologie der Homeriſchen Epoche und dergleichen ſind, muß man in ihm den Denker bewundern, wenn man ihm auch nicht ganz beipflichten kann. Aus dem Buche herausgeriſſen, muß es eine ſtolze Behauptung ſcheinen, wenn er ſagt, daß ſelbſt die Alten ihren Homer nicht ſo local und temporell ſtudirt haben, als es ſich gehört. Lieſt man aber das ganze Buch ſelbſt, ſo wird man einräumen, daß die kritiſchen

Betrachtungen, die uns von den Alten über den Homer übrig geblieben sind, wirklich tief unter den Aussichten stehen, die uns Wood eröffnet. Zur Ehre des Alterthums wollen wir indessen muthmaaßen, daß ihre besten Untersuchungen über den Homer ein Raub der Zeit geworden sind.

Wood ließ seine Schrift 1769 nur als Manuscript für Freunde drucken. Als ein Geschenk kam sie nach Göttingen, wo sie Herr Heyne ausführlich beurtheilte, dessen Recension hier der Vorrede des Uebersetzers eingeschaltet worden ist. Das Heynesche Lob und die Seltenheit des Werks reizte manche übersetzungsbegierige Hand, darnach zu trachten, aber alle Versuche waren vergebens. Herr Michaelis, der Besitzer jenes einzigen Exemplars in Deutschland, suchte in allen seinen Schriften die Verleger zu locken, um es dem Meistbietenden zu verhandeln. Wie der gegenwärtige Uebersetzer es habhaft geworden sey, hat er nicht für gut befunden zu entdecken.

Druck und Papier machen der Andreäischen Buchhandlung Ehre.

Die schönen Künste in ihrem Ursprung, ihrer wahren Natur und besten Anwendung, betrachtet von J. G. Sulzer. Leipzig 1772. 8. 85 S.

Sehr bequem in's Französische zu übersetzen; könnte auch wohl aus dem Französischen übersetzt seyn. Herr Sulzer, der nach dem Zeugniß eines unserer berühmten Männer ein eben so großer Philosoph ist als irgend einer aus dem Alterthume, scheint in seiner Theorie, nach Art der Alten, mit einer exoterischen Lehre das arme Publicum abzuspeisen, und diese Bogen sind, wo möglich, unbedeutender als alles andere.

Die schönen Künste, ein Artikel der allgemeinen Theorie, tritt hier besonders an's Licht, um die Liebhaber und Kenner desto eher in Stand zu setzen, vom Ganzen zu urtheilen. Wir haben beim Lesen des großen Werks bisher schon manchen Zweifel gehabt; da wir nun aber gar die Grundsätze, worauf sie gebaut ist, den Leim, der die verworfenen Lexikonsglieder zusammen beleben soll, untersuchen, so finden wir uns in der Meinung nur zu sehr bestärkt, hier sey für niemand nichts gethan als für den Schüler, der Elemente sucht, und für den ganz leichten Dilettanten nach der Mode.

Daß eine Theorie der Künste für Deutschland noch nicht gar in der Zeit seyn möchte, haben wir schon ehemals unsere Gedanken gesagt. Wir bescheiden uns wohl, daß eine solche Meinung die Ausgabe eines solchen Buchs nicht hindern kann; nur warnen können und müssen wir unsere guten jungen Freunde vor dergleichen Werken. Wer von den Künsten nicht sinnliche Erfahrung hat, der lasse sie lieber. Warum sollte er sich damit beschäftigen? Weil es so Mode ist? Er bedenke, daß er sich durch alle Theorie den Weg zum wahren Genusse versperrt: denn ein schädlicheres Nichts als sie ist nicht erfunden worden.

Die schönen Künste, der Grundartikel Sulzerscher Theorie! Da sind sie denn; versteht sich, wieder alle beisammen, verwandt oder nicht. Was steht im Lexikon nicht alles hinter einander? was läßt sich durch solche Philosophie nicht verbinden? Malerei und Tanzkunst, Beredsamkeit und Baukunst, Dichtkunst und Bildhauerei, alle aus einem Loche, durch das magische Licht eines philosophischen Lämpchens auf die weiße Wand gezaubert, tanzen sie im Wunderschein buntfarbig auf und nieder, und die verzückten Zuschauer frohlocken sich fast außer Athem.

Daß einer, der ziemlich schlecht räsonnirte, sich einfallen ließ, gewisse Beschäftigungen und Freuden der Menschen, die bei ungenialischen, gezwungenen Nachahmern Arbeit und Mühseligkeit wurden, ließen sich unter die Rubrik Künste, schöne Künste classificiren, zum Behuf theoretischer Gaukelei, das ist denn der Bequemlichkeit wegen Leitfaden geblieben zur Philosophie darüber, da sie doch nicht verwandter sind als septem artes liberales der alten Pfaffenschulen.

Wir erstaunen, wie Herr Sulzer, wenn er auch nicht darüber nachgedacht hätte, in der Ausführung die große Unbequemlichkeit nicht fühlen mußte, daß, so lange man in generalioribus sich aufhält, man nichts sagt, und höchstens durch Declamation den Mangel des Stoffes vor Unerfahrenen verbergen kann.

Er will das unbestimmte Principium: Nachahmung der Natur, verdrängen, und giebt uns ein gleich unbedeutendes dafür: die Verschönerung der Dinge. Er will nach hergebrachter Weise von Natur auf Kunst herüberschließen: „In der ganzen Schöpfung stimmt alles darin überein, daß das Auge und die andern Sinne von allen Seiten her durch angenehme Eindrücke gerührt werden.“ Gehört denn, was unangenehme Eindrücke auf uns macht, nicht so gut in den Plan

der Natur als ihr Lieblichſtes? Sind die wüthenden Stürme, Waſſerfluthen, Feuerregen, unterirdiſche Gluth und Tod in allen Elementen nicht eben ſo wahre Zeugen ihres ewigen Lebens als die herrlich aufgehende Sonne über volle Weinberge und duftende Orangenhaine? Was würde Herr Sulzer zu der liebreichen Mutter Natur ſagen, wenn ſie ihm eine Metropolis, die er mit allen ſchönen Künſten, als Handlangerinnen, erbaut und bevölkert hätte, in ihren Bauch hinunterſchlänge?

Eben ſo wenig beſteht die Folgerung: „Die Natur wollte durch die von allen Seiten auf uns zuſtrömenden Annehmlichkeiten unſere Gemüther überhaupt zu der Sanftmuth und Empfindſamkeit bilden.“ Ueberhaupt thut ſie das nie: ſie härtet vielmehr, Gott ſey Dank! ihre ächten Kinder gegen die Schmerzen und Uebel ab, die ſie ihnen unabläſſig bereitet, ſo daß wir den den glücklichſten Menſchen nennen können, der der ſtärkſte wäre, dem Uebel zu entgegnen, es von ſich zu weiſen, und ihm zum Trotz den Gang ſeines Willens zu gehen. Das iſt nun einem großen Theil der Menſchen zu beſchwerlich, ja unmöglich; daher retiriren und retranchirn ſich die meiſten, ſonderlich die Philoſophen; deßwegen ſie denn auch überhaupt ſo adäquat disputiren.

Wie particular und eingeſchränkt iſt folgendes, und wie viel ſollte es beweiſen! „Vorzüglich hat dieſe zärtliche Mutter den vollen Reiz der Annehmlichkeit in die Gegenſtände gelegt, die uns zur Glückſeligkeit am nöthigſten ſind, beſonders die ſelige Vereinigung, wodurch der Menſch eine Gattin findet.“ Wir ehren die Schönheit von ganzem Herzen, ſind für ihre Attraction nie unfühlbar geweſen; allein ſie hier zum primo mobili zu machen, kann nur der, der von den geheimnißvollen Kräften nichts ahnt, durch die jedes zu ſeines Gleichen gezogen wird, alles unter der Sonne ſich paart und glücklich iſt.

Wäre es nun alſo auch wahr, daß die Künſte zu Verſchönerung der Dinge um uns wirken, ſo iſt's doch falſch, daß ſie es nach dem Beiſpiele der Natur thun.

Was wir von Natur ſehen, iſt Kraft: die Kraft verſchlingt; nichts gegenwärtig, alles vorübergehend; tauſend Keime zertreten, jeden Augenblick tauſend geboren, groß und bedeutend, mannichfaltig in's unendliche, ſchön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander exiſtirend. Und die Kunſt iſt gerade das Widerſpiel; ſie entſpringt aus den Bemühungen des Individuums, ſich gegen die zerſtörende Kraft des

einer Erbauungsſchrift verkannt und nicht mehr erlaubte Charlatanerie bei ihren Patienten angewendet haben. Sie wollten den lallenden, ſchlafenden und blinzenden Theil des Publicums curiren, und ſie fangen dabei an, daß ſie ihm ſeine Puppe nehmen. Bilderſtürmer wollen einen neuen Glauben predigen!

Gellert iſt bei ihnen ein mittelmäßiger Dichter ohne einen Funken von Genie: das iſt zu hart! Gellert iſt gewiß kein Dichter auf der Scala, wo Oſſian, Klopſtock, Shakſpeare und Milton ſtehen, nach dem Maaßſtab, womit Warton mißt, und wo ſelbſt Pope zu kurz fiele, wenn er den Brief ſeiner Heloiſe nicht geſchrieben hätte; allein hört er deßwegen auf, ein angenehmer Fabuliſt und Erzähler zu ſeyn, einen wahren Einfluß auf die erſte Bildung der Nation zu haben? Und hat er nicht durch vernünftige und oft gute Kirchenlieder Gelegenheit gegeben, den Wuſt der elendeſten Geſänge zu verbannen und wenigſtens wieder einen Schritt zu einer unentbehrlichen Verbeſſerung des Kirchenrituals zu thun? Er war nichts mehr als ein Bel Eſprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen und ſich wundern, wenn der gemeine Haufen nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftſtellern hat? Nicht allein bei uns, ſondern in allen Ländern wird die Anzahl der denkenden Menſchen, der wahren Gläubigen immer eine unſichtbare Kirche bleiben. Der Recenſent iſt Zeuge, daß der ſelige Mann von der Dichtkunſt, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung ſtrömt, welche die einzige iſt, keinen Begriff hatte. Denn in allen Vorleſungen über den Geſchmack hat er ihn nie die Namen Klopſtock, Kleiſt, Wieland, Geßner, Gleim, Leſſing, Gerſtenberg, weder im Guten noch im Böſen, nennen hören. Bei der Ehrlichkeit ſeines Herzens läßt ſich nicht anders ſchließen, als daß ſein Verſtand ſie nie für Dichter erkannt hat. Es war vielleicht auch natürlich, daß er, bei der gebrochenen Conſtitution ſeines ganzen Weſens, die Stärke des Helden für Wuth des Raſenden halten mußte, und daß ihm die Klugheit, die Tugend, die nach Wieland die Stelle aller andern zuweilen in dieſer Welt vertritt, anrieth, nichts von dieſen Männern zu ſagen.

Wir wünſchten, daß die Ausfälle der Verfaſſer weniger heftig wären; die Redensarten dethroniſiren, aus der Schanze verjagen und dergleichen klingen zu feindlich oder zu niedrig. Indeſſen iſt dieſe Schrift kein Gewäſche, wie man ſie unter dieſem Titel dem Publicum hat aus

den Händen räsonniren wollen. Unter der nachläſſigen Weitſchweifigkeit dieſer Briefe verkennt man nie die denkenden Köpfe, und wir empfehlen die Erinnerung über die Journaliſten gleich zu Anfang, die Bemerkung über den Unterſchied der Fabel S. 142 und 148, die Rettung Miltons gegen die Ausmeſſungen des Herrn Profeſſor Käſtner S. 164, über das Lehrgedicht S. 195, und die vortrefflichen Gedanken über Wielands Verdienſt als Lehrdichter in der Muſarion S. 196, die Rangordnung Gellerts mit Duſch und Uz S. 200, den Augenpunkt, woraus ſie die Gellertſche Moral betrachten, S. 243 und 250, und den ganzen Schluß unſern Leſern zur Beherzigung. Vorſatz zu ſchaden ſieht man aus dem Detail der Kritiken; allein deßwegen ſind ſie nicht unrichtig. Man hat unter den Fabeln freilich nicht die beſten gewählt, und bei den Erzählungen die ſchwache Seite Gellerts, das iſt, die Malerei unterſucht, und ihn am Ende gar mit Arioſto gemeſſen. Wir ſind aber doch verſichert, daß dieſe Production mit allen ihren ſauern Theilen ein nützliches Ferment abgiebt, um das erzeugen zu helfen, was wir dann deutſchen Geſchmack, deutſches Gefühl nennen würden.

Schreiben über den Homer, an die Freunde der Griechiſchen Litteratur. Von Seybold, Profeſſor in Jena. Eiſenach 1772. 8. 51 S.

Herbei, meine jungen Freunde, herbei! die ihr euch längſt nach dem Anſchauen Homers geſehnt, euch iſt ein neuer Stern aufgegangen, ein neuer Marſchall, einzuführen zum Throne des Königs, ein neuer Prophet, der ſein Handwerk meiſterlich treibt! Erſt Klagen über dieſe letzten Zeiten, über die Wolke der Irrlehrer, die herumtaumeln, das Volk zu verführen, und ſprechen: Siehe Homer iſt hier! Homer iſt da! „Ich aber,“ ruft er, „bring' euch in's Heiligthum; nicht nur zu ihm, auf ſeinen Schooß ſetz' ich euch, in ſeine Arme leg' ich euch! Herbei, ihr Kindlein!“

Wär's nur eine Büſte des Altvaters, vor die er euch inzwiſchen ſtellte, euch deutete auf der hohen Stirne würdige Runzeln, auf den tiefen Blick, auf das Schweben der Honiglippe, daß der heilige Sinn der überirdiſchen Geſtalt über euch käme, ihr anbetetet und Wärme und Muth

euch entzündete! welcher iſt unter euch ſo unglücklich, der neologiſch kritiſch fragen dürfte: Warum bedeckt er den kahlen Scheitel nicht wohlanſtändig mit einer Perrücke?

Hinaus mit ihm! daß er Profeſſor Seybolds Fingerzeige folge, herumgetrieben werde in Wüſten, wo kein Waſſer iſt.

Alſo den Charakter Homeriſcher Geſänge zu beſtimmen, tritt er auf, anzugeben, was und wie Homer gedichtet hat, den Maaßſtab zu bezeichnen, wornach ſeine Fehler und Schönheiten zu berechnen ſind!

Für's erſte denn Homers Stoff, und wie er weislich den intereſſanteſten für ſeine Nation wählte — den Trojaniſchen Krieg zur Ilias, deſſen Folgen zur Odyſſee.

Der Trojaniſche Krieg Stoff zur Ilias! Man ſollte denken, er kenne nur das Gedicht aus der Ueberſchrift; aber der Herr Profeſſor haben's geleſen; ſchlimmer! ſtudirt! immer ſchlimmer! Wer intereſſirt ſich einen Augenblick für Troja? Steht nicht durchaus die Stadt nur als Couliſſe da? Iſt zum Anfange die Rede von Eroberung der Stadt oder von was anderm? Erfährt man nicht gleich, Troja wird trotz aller Bemühungen der Griechen dießmal nicht eingenommen? Setzt ja kaum einer einmal einen Fuß an die Mauer. Iſt nicht das Hauptintereſſe des Kampfs bei den Schiffen? Und dann die Handelnden! Weſſen iſt das Intereſſe, der Griechen oder des Achilles? Wenn Homer ſeiner Nation ſchmeicheln wollte, war's der Weg, das Unglück ihres Heers durch den Eigenſinn eines Einzigen beſtimmen zu laſſen? Wo iſt Nationalzweck im ganzen Gedicht? Der Verdruß und die Befriedigung eines Einzigen; woran die Nation Theil nehmen mußte als Nation, iſt hie und da das Detail, nirgends das Ganze.

Nun Stoff der Odyſſee! Rückkehr der Griechen! Der Griechen? oder eines einzigen, einzelnen, und noch dazu des abgelegenſten der Griechen, deſſen Rückkehr oder Nichtrückkehr nicht den mindeſten Einfluß auf die Nation haben könnte? Und auch hier wieder ſucht der Herr Profeſſor das Intereſſe in der gänzlichen Revolution dieſer zwanzig Jahre, in der entfernteſten Nebenidee.

Er kommt auf Homers Art, den Stoff zu behandeln, und fragt, nach Anlaß ſeiner trefflichen Prämiſſen: Wer gab Homeren ein, den Trojaniſchen Krieg und die Rückkehr der Griechen beſonders zu behandeln? Warum theilte er die Ilias und Odyſſee? Und mehr ſolche

Warums, die ihm die Ungereimtheit beantworten mag, die ſie ihm eingab. Ferner plappert er dem Horaz nach: „Wer lehrte ihn, die Leſer in die Mitte der Begebenheit reißen?“ Das iſt doch nur der Specialfall der Odyſſee, um auch Geſchichte der Einheit näher zu bringen. Daraus hat man eine Regel der Epopöe gemacht. Und wo werden wir in der Ilias in mediias res geriſſen? Wohl nach dem Herrn Profeſſor, da res der Trojaniſche Krieg iſt. Iſt und bleibt aber der Zorn des Achilles Stoff der Ilias, ſo fängt ſie unſtreitig ab ovo an, ja noch ehe das ovum empfangen war.

Darauf vom Einfluß des Zeitalters auf ſeine Gedichte! Da fängt der Herr Profeſſor wieder von außen an; auch iſt das bißchen Außenwerk alles, was er kennt. Von Krieg und Streitbegier, und wie das nicht ſo honnet und ordentlich zuging, wie bei uns, dann einen Federſtrich, mit dem er das Religionsverhältniß umreißt.

Hier endigt ſich der allgemeine Theil ſeiner Abhandlung, und der Herr Profeſſor ſpricht: „Aus dieſer Beſchreibung, die ich, wie man ſieht, aus dem Homer ſelbſt zuſammengetragen habe — wohl zuſammengeſcharrt, geſtoppelt! — läßt ſich der Einfluß, den die Zeit des Trojaniſchen Kriegs auf die Sittenbeſchreibungen und Sprache der Homeriſchen Gedichte hatte, angeben.“ Da iſt's uns denn auch gegangen, wie Leuten, die im Hauſe eines prahlenden Bettlers inventiren: durchaus die Hoffnung betrogen! leere Käſten, leere Töpfe und Lumpen!

Sitten! Und da, anſtatt Gefühls des höchſten Ideals menſchlicher Natur, der höchſten Würde menſchlicher Thaten, entſchuldigt er den Homer, daß ſeine Zeit Tapferkeit für die höchſte Tugend hielt, daß die Stärke der Leidenſchaft den übrigen Stärken gleich war; entſchuldigt das in dem unbedeutenden Tone profeſſorlicher Tugendlichkeit, den wir in Deutſchland über die Sitten Griechiſcher Dichter ſchon mehr haben deräſonniren hören. Und wirft über das noch hie und da ſo fein ſpöttelnde Vorwürfe an unſere Zeiten, daß man deutlich erkennt, er habe weder jene Zeiten noch unſere, noch irgend welche Zeiten berechnen können.

Beſchreibungen. Archäologiſcher Trödelkram!

Sprache. So wenig, was junge Freunde herbeilocken könnte, als bisher. Allotria, kritiſche Weitläufigkeiten. Doch dünkt ihn das der Geſichtspunkt zu ſeyn, aus welchem man von den wahren Flecken und wahren Schönheiten Homers urtheilen ſoll.

euch entzündete! welcher ist unter euch so unglücklich, der neologisch kritisch fragen dürfte: Warum bedeckt er den kahlen Scheitel nicht wohlanständig mit einer Perrücke?

Hinaus mit ihm! daß er Professor Seybolds Fingerzeige folge, herumgetrieben werde in Wüsten, wo kein Wasser ist.

Also den Charakter Homerischer Gesänge zu bestimmen, tritt er auf, anzugeben, was und wie Homer gedichtet hat, den Maaßstab zu bezeichnen, wornach seine Fehler und Schönheiten zu berechnen sind!

Für's erste denn Homers Stoff, und wie er weislich den interessantesten für seine Nation wählte — den Trojanischen Krieg zur Ilias, dessen Folgen zur Odyssee.

Der Trojanische Krieg Stoff zur Ilias! Man sollte denken, er kenne nur das Gedicht aus der Ueberschrift; aber der Herr Professor haben's gelesen; schlimmer! studirt! immer schlimmer! Wer interessirt sich einen Augenblick für Troja? Steht nicht durchaus die Stadt nur als Coulisse da? Ist zum Anfange die Rede von Eroberung der Stadt oder von was anderm? Erfährt man nicht gleich, Troja wird trotz aller Bemühungen der Griechen dießmal nicht eingenommen? Setzt ja kaum einer einmal einen Fuß an die Mauer. Ist nicht das Hauptinteresse des Kampfs bei den Schiffen? Und dann die Handelnden! Wessen ist das Interesse, der Griechen oder des Achilles? Wenn Homer seiner Nation schmeicheln wollte, war's der Weg, das Unglück ihres Heers durch den Eigensinn eines Einzigen bestimmen zu lassen? Wo ist Nationalzweck im ganzen Gedicht? Der Verdruß und die Befriedigung eines Einzigen; woran die Nation Theil nehmen mußte als Nation, ist hie und da das Detail, nirgends das Ganze.

Nun Stoff der Odyssee! Rückkehr der Griechen! Der Griechen? oder eines einzigen, einzelnen, und noch dazu des abgelegenst[illegible] der Griechen, dessen Rückkehr oder Nichtrückkehr nicht den mindesten [illegible] auf die Nation haben könnte? Und auch [illegible] wieder [illegible] Professor das Interesse in der gänzlich[illegible] [illegible]tion dies[illegible] in der entferntesten Nebenidee.

Er kommt auf Homers A[illegible] fragt, nach Anlaß seiner tref[illegible] den Trojanischen Krieg und [illegible] behandeln? Warum theilte [illegible]

Warums, die ihm die Ungereimtheit beantworten mag, die sie ihm eingab. Ferner plappert er dem Horaz nach: „Wer lehrte ihn, die Leser in die Mitte der Begebenheit reißen?“ Das ist doch nur der Specialfall der Odyssee, um auch Geschichte der Einheit näher zu bringen. Daraus hat man eine Regel der Epopöe gemacht. Und wo werden wir in der Ilias in medias res gerissen? Wohl nach dem Herrn Professor, da res der Trojanische Krieg ist. Ist und bleibt aber der Zorn des Achilles Stoff der Ilias, so fängt sie unstreitig ab ovo an, ja noch ehe das ovum empfangen war.

Darauf vom Einfluß des Zeitalters auf seine Gedichte! Da fängt der Herr Professor wieder von außen an; auch ist das bißchen Außenwerk alles, was er kennt. Von Krieg und Streitbegier, und wie das nicht so honnet und ordentlich zuging, wie bei uns, dann einen Federstrich, mit dem er das Religionsverhältniß umreißt.

Hier endigt sich der allgemeine Theil seiner Abhandlung, und der Herr Professor spricht: „Aus dieser Beschreibung, die ich, wie man sieht, aus dem Homer selbst zusammengetragen habe — wohl zusammengescharrt, gestoppelt! — läßt sich der Einfluß, den die Zeit des Trojanischen Kriegs auf die Sittenbeschreibungen und Sprache der Homerischen Gedichte hatte, angeben.“ Da ist's uns denn auch gegangen, wie Leuten, die im Hause eines prahlenden Bettlers inventiren: durchaus die Hoffnung betrogen! leere Kästen, leere Töpfe und Lumpen!

Sitten! Und da, anstatt Gefühls des höchsten Ideals menschlicher Natur, der [illegible]sten Würde menschlicher Thaten, entschuldigt er den Homer, daß sei[illegible]pferkeit für die höchste Tugend hielt, daß die Stärke der S[illegible]n übrigen Stärken gleich war; entschuldigt das in dem unk[illegible]e professorlicher Tugendlichkeit, den wir in Deutschland üb[illegible]riechischer Dichter schon mehr haben deräsonniren hören. [illegible]as noch hie und da[illegible]ein spöttelnde Vorwürfe an unsere [illegible]n deutlich erkennt[illegible]weder jene Zeiten noch unsere, [illegible]liche Zeiten bere[illegible].

[illegible]ibungen. [illegible] Trödelkram!

[illegible]e. So weni[illegible]e Freunde herbeilocken könnte, [illegible]Allotria, k[illegible]figkeiten. Doch dünkt ihn das der [illegible]t zu seyn [illegible]man von den wahren Flecken und [illegible]Schönheit[illegible]eilen soll.

Da es nun aber auf den Nutzen kommt, den wir aus dem Studium des Homer schöpfen können, findet der Herr Professor auf einmal, daß sein Schriftchen schon zu lang sey. Uns wenigstens dünkt, das hätte der Hauptzweck des Herrn Professor seyn sollen, und da streicht er dran hin, und aus dem, was er so kurz hinwirft, ließe sich auch ohne Liebloſigkeit schließen — er habe hier gar nichts zu sagen gewußt.

„Ein junges Genie lerne von ihm, Dichter seiner Nation werden, wie Virgil.“ Wann war Virgil Dichter seiner Nation? den Römern das, was Homer den Griechen war? Wann konnt' er es seyn? Wenn sie sonst nichts aus ihm lernen, als was Virgil, was mehrere aus ihm gelernt haben, mit Hyacinthen, Lotos, Violetten ihre Gedichte auszuputzen, braucht's all den Aufwand nicht. Drum wünschen wir auch zum Besten Homers und unserer Literatur Herrn Seybold keinen Schüler und Nachfolger. Besser unwissend als so belehrt.

Franken zur Griechischen Literatur. 1. Abschnitt. Würzburg 1772. 8. 176 S.

Unter diesem mystischen Titel kommt in Würzburg eine Art von periodischer Schrift heraus, deren Plan von dem Verfasser S. 4 dieses Abschnittes erzählt wird. „Er will uns das Genie und den Geist aller Griechischen Schriftsteller, Historiker, Dichter und Philosophen kennen lehren; er will nachher einen forschenden Blick in alle Schriften seiner Originale wagen; zuerst sie im ganzen, hernach in ihren einzelnen Theilen betrachten; die Verbindung des Plans, so wie die Ausführung desselben beurtheilen; auf Schönheiten und Fehler merken; die Farbe des Ausdrucks untersuchen; Scharfsinn, Witz, Enthusiasmus, Moral, Politik, Richtigkeit der Erzählung prüfen, und seine Leser in das Zeitalter zurückführen, in welchem unser (d. i. jeder) Autor für seine Welt schrieb.“

Uns schwindelt! Der Himmel gebe diesem Mann Methusalems Alter, Nestors Beredsamkeit und das Genie aller seiner Autoren zusammen! Was wird er dann nach 960 Jahren für ein Werk liefern! Die vorliegenden Blätter, die einen Auszug aus der Iliade — Homerum in nuce — ungefähr enthalten, vermuthlich für die, welche nicht Zeit haben, den Homer zu lesen — diese Blätter, sagen wir, werden

ohne Zweifel vorausgeſchickt, um das große Werk nach 960 Jahren damit zu emballiren. Wir wüßten nicht, was wir ſonſt damit zu machen hätten.

O ihr großen Griechen! und du, Homer! Homer! — — doch ſo überſetzt, commentirt, extrahirt, enucleirt, ſo ſehr verwundet, geſtoßen, zerfleiſcht, durch Steine, Staub, Pfützen geſchleift, getrieben, geriſſen —

Οὐδέ τί οἱ χρὼς σήπεται, οὐδέ μιν σὴλαι
Ἔδουσ'. — —
Ὡς τοι κήδονται μάκαρες θεοὶ
Καὶ νέκυός περ ἐόντος — —

(Berührt nicht Verweſung ſein Fleiſch, nagt nicht ein Wurm an ihm; denn für ihn ſorgen die ſeligen Götter auch nach dem Tode.)

Robert Woods Verſuch über das Originalgenie des Homer. Aus dem Engliſchen. Frankfurt am Main. In der Andreäſchen Buchhandlung. 8. 314 S.

Außer der Brittiſchen beſitzt keine der jetzigen Europäiſchen Nationen den Enthuſiasmus für die Ueberbleibſel des Alterthums, der weder Koſten noch Mühe ſcheut, um ſie, wo möglich, in ihrem völligen Glanze wieder herzuſtellen. Wenn neulich der Franzöſiſche Kaufmann Guys die alten und neuern Griechen verglich, ſo war dieß nur eine ſpielende Unterhaltung gegen das Verdienſt, das ſich Wood um den Homer erworben hat. In das Genie dieſes Dichterpatriarchen einzudringen, können uns weder Ariſtoteles noch Boſſu Dienſte leiſten. Vergeblich würde man daher hier den Regelkram ſuchen, den Blair zur Erläuterung des Oſſian und eine Dame zur Apologie des Shakſpeare angewendet haben. Wenn man das Originelle des Homer bewundern will, ſo muß man ſich lebhaft überzeugen, wie er ſich und der Mutter Natur alles zu danken gehabt habe. Ohne die genaueſte Kenntniß aber der Zeiten und des Orts, wo er geſungen, wird dieß nie möglich ſeyn. Die Zeiten muß man, da uns außerdem keine Denkmale davon übrig geblieben, aus ihm ſelbſt, und den Ort durch Reiſen kennen lernen. Beides hat die große Schaar ſeiner Ausleger bisher ganz vernachläſſigt. Wood ſtudirte ſeinen Homer

mit philoſophiſchen Augen, und ſtellte hierauf mehr denn Eine Reiſe in die Gegenden an, die durch die Iliade und Odyſſee berühmt geworden, und deren phyſicaliſche Lage im ganzen unverändert geblieben iſt. Er war einer von der Reiſegeſellſchaft, die ſich aus den Ruinen von Balbek und Palmyra ein unvergängliches Denkmal errichtet hat. Er weihte dem Studium des Homer den größten Theil ſeines Lebens, das leider ſchon geendet iſt. Was wir hier davon leſen, ſind nur Bruchſtücke eines allgemeinen Commentars, den er über den Vater der Dichter ſchreiben wollte, und der einzig in ſeiner Art geworden wäre. Der Mangel an einer wohlüberdachten Ordnung, viele Lücken und die öftern Fingerzeige auf ein künftiges ausgearbeiteteres Werk geben der Abhandlung das Anſehen des Unvollendeten. Indeſſen ſind es die ſchätzbarſten Fragmente, die uns den Verluſt des Hauptwerks bedauern machen, wenn nicht der Erbe des Verfaſſers, Herr Bryant, es unter ſeiner Verlaſſenſchaft geendigt gefunden hat. Mit den ſcharfſichtigſten Blicken dringt er durch die Nebel eines ſo fernen Abſtandes bis zur eigentlichen Cultur des Homeriſchen Zeitalters hindurch, und lehrt es uns aus dem philoſophiſchen Standpunkte der Geſchichte der Menſchheit betrachten. Man ſehe zur Probe die Betrachtungen über die damalige Schifffahrt und über die Bildung der Griechiſchen Sprache nach. Die Unwiſſenheit in dieſen Dingen hat unzählige elende Beurtheilungen erzeugt, die leider noch vor kurzem in gewiſſen zu Wien herausgekommenen Anmerkungen über die Iliade wiederholt worden ſind. Woods Localeinſichten haben ihn zum Beiſpiel in den Stand geſetzt, über die Homeriſchen Maſchinen ein neues Licht zu verbreiten, die Fehler der Popeſchen Karte auseinanderzuſetzen, die berühmte Streitfrage über die Entfernung der Inſel Pharus vom Lande zu entſcheiden u. ſ. w.

Auch Virgils Genie wird bei mehrern Gelegenheiten vortrefflich detaillirt. Selbſt in ſo kühnen Muthmaaßungen, in die ſich der geſchäftige Geiſt des Verfaſſers verliert, als die über Homers Vaterland, über die Chronologie der Homeriſchen Epoche und dergleichen ſind, muß man in ihm den Denker bewundern, wenn man ihm auch nicht ganz beipflichten kann. Aus dem Buche herausgeriſſen, muß es eine ſtolze Behauptung ſcheinen, wenn er ſagt, daß ſelbſt die Alten ihren Homer nicht ſo local und temporell ſtudirt haben, als es ſich gehört. Lieſt man aber das ganze Buch ſelbſt, ſo wird man einräumen, daß die kritiſchen

Betrachtungen, die uns von den Alten über den Homer übrig geblieben sind, wirklich tief unter den Aussichten stehen, die uns Wood eröffnet. Zur Ehre des Alterthums wollen wir indessen muthmaaßen, daß ihre besten Untersuchungen über den Homer ein Raub der Zeit geworden sind.

Wood ließ seine Schrift 1769 nur als Manuscript für Freunde drucken. Als ein Geschenk kam sie nach Göttingen, wo sie Herr Heyne ausführlich beurtheilte, dessen Recension hier der Vorrede des Uebersetzers eingeschaltet worden ist. Das Heynesche Lob und die Seltenheit des Werks reizte manche übersetzungsbegierige Hand, darnach zu trachten, aber alle Versuche waren vergebens. Herr Michaelis, der Besitzer jenes einzigen Exemplars in Deutschland, suchte in allen seinen Schriften die Verleger zu locken, um es dem Meistbietenden zu verhandeln. Wie der gegenwärtige Uebersetzer es habhaft geworden sey, hat er nicht für gut befunden zu entdecken.

Druck und Papier machen der Andreäschen Buchhandlung Ehre.

Die schönen Künste in ihrem Ursprung, ihrer wahren Natur und besten Anwendung, betrachtet von J. G. Sulzer. Leipzig 1772. 8. 85 S.

Sehr bequem in's Französische zu übersetzen; könnte auch wohl aus dem Französischen übersetzt seyn. Herr Sulzer, der nach dem Zeugniß eines unserer berühmten Männer ein eben so großer Philosoph ist als irgend einer aus dem Alterthume, scheint in seiner Theorie, nach Art der Alten, mit einer exoterischen Lehre das arme Publicum abzuspeisen, und diese Bogen sind, wo möglich, unbedeutender als alles andere.

Die schönen Künste, ein Artikel der allgemeinen Theorie, tritt hier besonders an's Licht, um die Liebhaber und Kenner desto eher in Stand zu setzen, vom Ganzen zu urtheilen. Wir haben beim Lesen des großen Werks bisher schon manchen Zweifel gehabt; da wir nun aber gar die Grundsätze, worauf sie gebaut ist, den Leim, der die verworfenen Lexikonsglieder zusammen beleben soll, untersuchen, so finden wir uns in der Meinung nur zu sehr bestärkt, hier sey für niemand nichts gethan als für den Schüler, der Elemente sucht, und für den ganz leichten Dilettanten nach der Mode.

Daß eine Theorie der Künste für Deutschland noch nicht gar in der Zeit seyn möchte, haben wir schon ehemals unsere Gedanken gesagt. Wir bescheiden uns wohl, daß eine solche Meinung die Ausgabe eines solchen Buchs nicht hindern kann; nur warnen können und müssen wir unsere guten jungen Freunde vor dergleichen Werken. Wer von den Künsten nicht sinnliche Erfahrung hat, der lasse sie lieber. Warum sollte er sich damit beschäftigen? Weil es so Mode ist? Er bedenke, daß er sich durch alle Theorie den Weg zum wahren Genusse versperrt: denn ein schädlicheres Nichts als sie ist nicht erfunden worden.

Die schönen Künste, der Grundartikel Sulzerscher Theorie! Da sind sie denn; versteht sich, wieder alle beisammen, verwandt oder nicht. Was steht im Lexikon nicht alles hinter einander? was läßt sich durch solche Philosophie nicht verbinden? Malerei und Tanzkunst, Beredsamkeit und Baukunst, Dichtkunst und Bildhauerei, alle aus einem Loche, durch das magische Licht eines philosophischen Lämpchens auf die weiße Wand gezaubert, tanzen sie im Wunderschein buntfarbig auf und nieder, und die verzückten Zuschauer frohlocken sich fast außer Athem.

Daß einer, der ziemlich schlecht räsonnirte, sich einfallen ließ, gewisse Beschäftigungen und Freuden der Menschen, die bei ungenialischen, gezwungenen Nachahmern Arbeit und Mühseligkeit wurden, ließen sich unter die Rubrik Künste, schöne Künste classificiren, zum Behuf theoretischer Gaukelei, das ist denn der Bequemlichkeit wegen Leitfaden geblieben zur Philosophie darüber, da sie doch nicht verwandter sind als septem artes liberales der alten Pfaffenschulen.

Wir erstaunen, wie Herr Sulzer, wenn er auch nicht darüber nachgedacht hätte, in der Ausführung die große Unbequemlichkeit nicht fühlen mußte, daß, so lange man in generalioribus sich aufhält, man nichts sagt, und höchstens durch Declamation den Mangel des Stoffes vor Unerfahrenen verbergen kann.

Er will das unbestimmte Principium: Nachahmung der Natur, verdrängen, und giebt uns ein gleich unbedeutendes dafür: die Verschönerung der Dinge. Er will nach hergebrachter Weise von Natur auf Kunst herüberschließen: „In der ganzen Schöpfung stimmt alles darin überein, daß das Auge und die andern Sinne von allen Seiten her durch angenehme Eindrücke gerührt werden.“ Gehört denn, was unangenehme Eindrücke auf uns macht, nicht so gut in den Plan

der Natur als ihr Lieblichſtes? Sind die wüthenden Stürme, Waſſerfluthen, Feuerregen, unterirdiſche Gluth und Tod in allen Elementen nicht eben ſo wahre Zeugen ihres ewigen Lebens als die herrlich aufgehende Sonne über volle Weinberge und duftende Orangenhaine? Was würde Herr Sulzer zu der liebreichen Mutter Natur ſagen, wenn ſie ihm eine Metropolis, die er mit allen ſchönen Künſten, als Handlangerinnen, erbaut und bevölkert hätte, in ihren Bauch hinunterſchlänge?

Eben ſo wenig beſteht die Folgerung: „Die Natur wollte durch die von allen Seiten auf uns zuſtrömenden Annehmlichkeiten unſere Gemüther überhaupt zu der Sanftmuth und Empfindſamkeit bilden.“ Ueberhaupt thut ſie das nie: ſie härtet vielmehr, Gott ſey Dank! ihre ächten Kinder gegen die Schmerzen und Uebel ab, die ſie ihnen unabläſſig bereitet, ſo daß wir den den glücklichſten Menſchen nennen können, der der ſtärkſte wäre, dem Uebel zu entgegnen, es von ſich zu weiſen, und ihm zum Trotz den Gang ſeines Willens zu gehen. Das iſt nun einem großen Theil der Menſchen zu beſchwerlich, ja unmöglich; daher retiriren und retranchiren ſich die meiſten, ſonderlich die Philoſophen; deßwegen ſie denn auch überhaupt ſo adäquat disputiren.

Wie particular und eingeſchränkt iſt folgendes, und wie viel ſollte es beweiſen! „Vorzüglich hat dieſe zärtliche Mutter den vollen Reiz der Annehmlichkeit in die Gegenſtände gelegt, die uns zur Glückſeligkeit am nöthigſten ſind, beſonders die ſelige Vereinigung, wodurch der Menſch eine Gattin findet.“ Wir ehren die Schönheit von ganzem Herzen, ſind für ihre Attraction nie unfühlbar geweſen; allein ſie hier zum primo mobili zu machen, kann nur der, der von den geheimnißvollen Kräften nichts ahnt, durch die jedes zu ſeines Gleichen gezogen wird, alles unter der Sonne ſich paart und glücklich iſt.

Wäre es nun alſo auch wahr, daß die Künſte zu Verſchönerung der Dinge um uns wirken, ſo iſt's doch falſch, daß ſie es nach dem Beiſpiele der Natur thun.

Was wir von Natur ſehen, iſt Kraft: die Kraft verſchlingt; nichts gegenwärtig, alles vorübergehend; tauſend Keime zertreten, jeden Augenblick tauſend geboren, groß und bedeutend, mannichfaltig in's unendliche, ſchön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Rechte neben einander exiſtirend. Und die Kunſt iſt gerade das Widerſpiel; ſie entſpringt aus den Bemühungen des Individuums, ſich gegen die zerſtörende Kraft des

Ganzen zu erhalten. Schon das Thier, durch seine Kunsttriebe, scheidet, verwahrt sich; der Mensch, durch alle Zustände, befestigt sich gegen die Natur, ihre tausendfachen Uebel zu vermeiden, und nur das Maaß von Gutem zu genießen, bis es ihm endlich gelingt, die Circulation aller seiner wahren und gemachten Bedürfnisse in einen Palast einzuschließen, so fern es möglich ist, alle zerstreute Schönheit und Glückseligkeit in seine gläsernen Mauern zu bannen, wo er denn immer weicher und weicher wird, den Freuden des Körpers Freuden der Seele substituirt, und seine Kräfte, von keiner Widerwärtigkeit zum Naturgebrauche aufgespannt, in Tugend, Wohlthätigkeit, Empfindsamkeit zerfließen.

Herr Sulzer geht nun seinen Gang; den wir ihm nicht folgen mögen; an einem großen Trupp Schüler kann's ihm so nicht fehlen; denn er setzt Milch vor und nicht starke Speise, redet viel von dem Wesen der Künste, Zweck, und preis't ihre hohe Nutzbarkeit als Mittel zu Beförderung der menschlichen Glückseligkeit. Wer den Menschen nur einigermaaßen kennt, und Künste und Glückseligkeit, wird hier wenig hoffen; es werden ihm die vielen Könige einfallen, die mitten im Glanz ihrer Herrlichkeit der Ennui zu Tode fraß. Denn wenn es nur auf Kennerschaft angesehen ist, wenn der Mensch nicht mitwirkend genießt, müssen bald Hunger und Ekel, die zwei feindlichsten Triebe, sich vereinigen, den elenden Pocvcurante zu quälen.

Hierauf läßt er sich ein auf eine Abbildung der Schicksale schöner Künste und ihres gegenwärtigen Zustandes, die denn mit recht schönen Farben hin imaginirt ist, so gut und nicht besser als die Geschichten der Menschheit, die wir so gewohnt worden sind in unsern Tagen, wo immer das Mährchen der vier Weltalter sufficienter ist, und im Ton der zum Roman umpragmatisirten Geschichte.

Nun kommt Herr Sulzer auf unsere Zeiten und schilt, wie es einem Propheten geziemt, wacker auf sein Jahrhundert; leugnet zwar nicht, daß die schönen Künste mehr als zu viel Beförderer und Freunde gefunden haben, weil sie aber zum großen Zweck, zur moralischen Besserung des Volks noch nicht gebraucht worden, haben die Großen nichts gethan. Er träumt mit andern, eine weise Gesetzgebung würde zugleich Genies beleben, und auf den wahren Zweck zu arbeiten anweisen können, und was dergleichen mehr ist.

Zuletzt wirft er die Frage auf, deren Beantwortung den Weg zur

wahren Theorie eröffnen ſoll: „Wie iſt es anzufangen, daß der dem Menſchen angeborene Hang zur Sinnlichkeit zu Erhöhung ſeiner Sinnesart angewendet, und in beſondern Fällen als ein Mittel gebraucht werde, ihn unwiderſtehlich zu ſeiner Pflicht zu reizen?“ So halb und mißverſtanden und in den Wind als der Wunſch Ciceros, die Tugend in körperlicher Schönheit ſeinem Sohne zuzuführen! Herr Sulzer beantwortet auch die Frage nicht, ſondern deutet nur, worauf es hier ankomme, und wir machen das Büchlein zu. Ihm mag ſein Publicum von Schülern und Kennerchen getreu bleiben; wir wiſſen, daß alle wahren Künſtler und Liebhaber auf unſerer Seite ſind, die ſo über den Philoſophen lachen werden, wie ſie ſich bisher über die Gelehrten beſchwert haben. Und zu dieſen noch ein paar Worte, auf einige Künſte eingeſchränkt, was auf ſo viele gelten mag, als es kann.

Wenn irgend eine ſpeculative Bemühung den Künſten nutzen ſoll, ſo muß ſie den Künſtler gerade angehen, ſeinem natürlichen Feuer Luft machen, daß es um ſich greife und ſich thätig erweiſe. Denn um den Künſtler allein iſt es zu thun, daß der keine Seligkeit des Lebens fühlt als in ſeiner Kunſt, daß, in ſein Inſtrument verſunken, er mit allen ſeinen Empfindungen und Kräften da lebt. Am gaffenden Publicum, ob das, wenn's ausgegafft hat, ſich Rechenſchaft geben kann, warum es gaffte oder nicht, was liegt an dem?

Wer alſo ſchriftlich, mündlich oder im Beiſpiel, immer einer beſſer als der andere, den ſogenannten Liebhaber, das einzige wahre Publicum des Künſtlers, immer näher und näher zum Künſtlergeiſt aufheben könnte, daß die Seele mit einflöſſe in's Inſtrument, der hätte mehr gethan als alle pſychologiſchen Theoriſten. Die Herren ſind ja hoch droben im Empyreum tranſcendenter Tugendſchöne, daß ſie ſich um Kleinigkeiten hienieden nichts kümmern, auf die alles ankommt. Wer von uns Erdenſöhnen hingegen ſieht nicht mit Erbarmen, wie viel gute Seelen z. B. in der Muſik an ängſtlicher mechaniſcher Ausübung hangen bleiben, drunter erliegen?

Gott erhalte unſere Sinne und bewahre uns vor der Theorie der Sinnlichkeit, und gebe jedem Anfänger einen rechten Meiſter! Weil denn die nun nicht überall und immer zu haben ſind, und es doch auch geſchrieben ſeyn ſoll, ſo gebe uns Künſtler und Liebhaber ein *περὶ ἑαυτοῦ* ſeiner Bemühungen, der Schwierigkeiten, die ihn am meiſten aufgehalten,

der Kräfte, mit denen er überwunden, des Zufalls, der ihm geholfen, des Geists, der in gewissen Augenblicken über ihn gekommen, und ihn auf sein Leben erleuchtet, bis er zuletzt, immer zunehmend, sich zum mächtigen Besitz hinaufgeschwungen, und als König und Ueberwinder die benachbarten Künste, ja die ganze Natur zum Tribute genöthigt.

So würden wir nach und nach vom Mechanischen zum Intellectuellen, vom Farbenreiben und Saitenaufziehen zum wahren Einfluß der Künste auf Herz und Sinn eine lebendige Theorie versammeln, würden dem Liebhaber Freude und Muth machen, und vielleicht dem Genie etwas nutzen.

Empfindsame Reisen durch Deutschland von S. Zweiter Theil. Bei Zimmermann. Wittenberg und Zerbst. 8. 22 Bogen.

Alas, poor Yorick! Ich besuchte dein Grab und fand, wie du auf dem Grabe deines Freundes Lorenzo, eine Distel, die ich noch nicht kannte, und ich gab ihr den Namen: Empfindsame Reisen durch Deutschland. Alles hat er dem guten Yorick geraubt, Speer, Helm und Lanze. Nur Schade! inwendig steckt der Herr Präceptor S. zu Magdeburg. Yorick empfand, und dieser setzt sich hin zu empfinden; Yorick ward von seiner Laune ergriffen, weinte und lachte in Einer Minute, und durch die Magie der Sympathie lachen und weinen wir mit; hier aber steht einer und überlegt: Wie lache und weine ich? was werden die Leute sagen, wenn ich lache und weine? was werden die Recensenten sagen? Alle seine Geschöpfe sind aus der Luft gegriffen. Er hat nie geliebt und nie gehaßt, der gute Herr Präceptor! Und wenn er uns eins von seinen Wesen soll handeln lassen, so greift er in die Tasche und gaukelt aus seinem Sacke was vor.

Wir hofften noch immer von ihm, er würde den zweiten Ritt nicht wagen, allein eine freundschaftliche Stimme von den Ufern der Elbe, wie er sie nennt, hat ihm gesagt, er soll schwatzen. Wir rathen es ihm als wahre Freunde nicht, ob wir gleich zu dem Scharfrichtergeschlecht gehören, mit denen er so viel im ersten Capitel seines Traumes zu thun hat. Ihm träumt, er werde aufgehängt werden neben Pennyleß! Wir als Policeibediente des Literaturgerichts sprechen anders, und lassen den Herrn

Präceptor noch eine Weile beim Leben. Aber in's neue Arbeitshaus muß er, wo alle unnützen und schwatzenden Schriftsteller Morgenländische Radices raspeln, Varianten auslesen, Urkunden schaben, Tironische Noten sortiren, Register zuschneiden und andere dergleichen nützliche Handarbeiten mehr thun.

Die Jägerin, ein Gedicht. Leipzig 1772. 8.

Der Rhein, ein Eichenwald, Hertha und Gefolge, dazu der Name Wonnebald charakterisiren es zum deutschen Gedicht. Wir erwarteten hier keine markige Natur unserer Aelterväter; aber auch nicht das geringste Wildschöne, trotz Titel und Vignette nicht einmal Waidmannskraft, das ist zu wenig! Des Dichters Wälder sind licht wie ein Forst unserer Cameralzeiten, und das Abentheuer verpflanzet ihr so glücklich in ein Besuchzimmer als nach Frankreich. Auch hat der Mann gefühlt, daß seine Accorde nicht mit Barbengewalt an's Herz reißen. Die spröde Kunigunde, der er lange sein Leidenschäftchen vorgeklimpert, schmilzt endlich und spricht: Ich liebte dich geheim schon längst! Nothwendig zur Wahrscheinlichkeit der Entwicklung, nur kein Compliment für die Harfe! Wir bedauern, daß der Dichter, wie noch mehr Deutsche, seinen Beruf verkannt hat: er ist nicht für Wälder geboren. Und so wenig wir das Verfahren seines Herrn Vaters billigen, der in dem angehängten Traumlied, mit leidiger Grabmisanthropie, ihm die Harfe zertritt, so sehr wir fühlen, daß sie das nicht verdient, so sehr wünschten wir, er möge sie gegen eine Cither vertauschen, um uns, an einem schönen Abend, in freundlicher Wateauscher Versammlung, von Lieblichkeiten der Natur, von Niedlichkeiten der Empfindung vorzusingen. Er würde unsere Erwartung ausfüllen, und wir ihn mit gesellschaftlichem Freudedank belohnen.

Lyrische Gedichte von Blum. Berlin 1772. 8. 102 S.

Wir wissen fast nicht mehr, ob wir wünschen sollten, daß junge Dichter die Alten frühe lesen. Zwar unsere empfindungslose Lebensart erstickt das Genie, wenn die Sänger freier Zeiten es nicht erwärmen, und ihm eine, wenigstens idealische freiere Atmosphäre eröffnen; aber eben

dieſe Sänger hauchen auch oft ein ſo fremdes Gefühl in die Seele, daß der beſte Dichter, mit dem glücklichſten Genie, bald ſich bloß durch ſeine Einbildung im Flug erhalten, und keine von den glühenden Begeiſterungen mehr tönen laſſen kann, die doch allein wahre Poeſie machen. Warum ſind die Gedichte der alten Skalden und Celten, und der alten Griechen, ſelbſt der Morgenländer ſo ſtark, ſo feurig, ſo groß? Die Natur trieb ſie zum Singen, wie den Vogel in der Luft. Uns — wir können's uns nicht verbergen — uns treibt ein gemachtes Gefühl, das wir der Bewunderung und dem Wohlgefallen an den Alten zu danken haben, zu der Leier, und darum ſind unſere beſten Lieder, einige wenige ausgenommen, nur nachgeahmte Copien.

Wir ſind zu dieſen Beobachtungen durch die lyriſchen Gedichte des Herrn Blum geleitet worden. Dieſer Dichter iſt gewiß nicht ohne Genie; aber ſelten kann er ſich länger erhalten, als er ſeinen Horaz im Geſicht hat. Dieſer leuchtet ihm vor, wie die Fackel der Hero; ſobald er allein gehen muß, ſo ſinkt er! Der Raum erlaubt uns nicht, Beweiſe anzuführen, aber wir berufen uns auf jeden Leſer, der ſeinen Horaz kennt, ob nicht faſt immer der Dichter kalt und matt wird, wo ihm nicht Horaz und David Gedanken, Empfindungen, Wendungen, Situationen, jener ſelbſt ſeine Mythologie leihet, die — wir reden nach unſerm Gefühl — ſelten anders gebraucht wird, als wo die Imagination mit kaltem Herzen dichtet. Das bekannte Horaziſche Duett: Donec gratus eram, hat Kleiſt weit beſſer überſetzt; aber das Klaglied des David und Jonathan haben wir nirgend ſo ſchön verſificirt geſehen. Wir wünſchen dem Verfaſſer ein unverdorbenes Mädchen, geſchäftloſe Tage und reinen Dichtergeiſt ohne Autorgeiſt. Der beſte Dichter artet aus, wenn er bei ſeiner Compoſition an's Publicum denkt, und mehr von der Begierde nach Ruhm, zumal Journaliſtenruhm, als von ſeinem Gegenſtand erfüllt wird.

Brauns, H., Verſuch in proſaiſchen Fabeln und Erzählungen. München 1772. 8. 187 S.

Dieſen Fabeln hat der Herr Verfaſſer für ſeine Landsleute eine kleine Theorie angehängt, weil, ſagt er nicht ohne Selbſtgefälligkeit, vielleicht etliche junge Leute ſich hervorthun, und ihm Fabeln nachſchreiben könnten,

ſo wie gleich etliche Bändchen freundſchaftlicher Briefe erſchienen wären, ſeitdem er einen Verſuch in freundſchaftlichen Briefen geſchrieben hätte. Dieſen jungen Leuten nun, meint er, wären die ächten Begriffe von der Fabel ſehr nöthig.

Nöthig ſind ſie freilich, ſowohl den böſen jungen Leuten, die Herrn Brauns Fabeln nachſchreiben, als allen andern, die ſich ohne Genie in dieſes Feld wagen; aber durch Herrn Brauns Theorie werden ſie eben nicht ſehr erleuchtet werden. Er ſagt, die Fabel wäre eine kurze erdichtete, meiſtentheils thieriſche Handlung, worunter ein gewiſſer Satz aus der Sittenlehre verborgen liege. Unbeſtimmter kann man wohl nicht erklären. Uns dünkt überhaupt, man hat die Theorie von der Fabel noch nicht genug auseinandergeſetzt. Wir glauben, daß ſie im Anfang nichts war als eine Art von Induction, welche in den glücklichen Zeiten, da man noch nichts von dem dicto de omni et nullo wußte, die einzige Weisheit war. Wollte man nämlich andere belehren oder überreden, ſo zeigte man ihnen den Ausgang verſchiedener Unternehmungen in Beiſpielen. Wahre Beiſpiele waren nicht lange hinlänglich; man erdichtete alſo andere, und weil eine Erdichtung, die nicht mehr ſagt, als vor Augen ſteht, immer abgeſchmackt iſt, ſo ging man aus der menſchlichen Natur hinaus, und ſuchte in der übrigen belebten Schöpfung andere thätige Acteurs. Da kam man auf die Thiere, und ſo fabulirte man fort, bis die Menſchen mehr anfingen zu räſonniren als zu leben. Nun erfand man Axiome, Grundſätze, Syſteme u. dgl., und mochte die Induction nicht mehr leiden; zugleich entſtand das Unding der honnetten Compagnie, zu welcher ſich Dichter und Philoſophen ſchlugen. Dieſe wollten der Fabel, die mit der Induction gefallen war, wieder aufhelfen. Sie ſchminkten ſie alſo, puderten ſie, behängten ſie mit Bändern, und da kam das Mittelding zwiſchen Fabel und Erzählung heraus, wodurch man nun nicht mehr lehren, ſondern amüſiren wollte. Endlich merkte man, wie weit man ſich von der erſten Erfindung entfernt hatte, man wollte zu ihr zurückkehren, und ſchnitt die Auswüchſe ab; allein man konnte doch mit der Induction nicht fortkommen, und behalf ſich alſo mit dem bloßen Witz; da wurde Fabel Epigramm.

So würde die Geſchichte der Theorie ausſehen, die wir von der Fabel ſchreiben würden. Beiſpiele von der letzten Gattung würden wir genug in Herrn Brauns Fabeln antreffen. Wir würden aber ſchwerlich

welche daraus wählen; denn die meisten sind entweder schlecht erfunden oder abgenutzt oder falsch oder alltäglich. Herr Braun verspricht noch eine weitläufigere Theorie von der Fabel. Sollten wir aus diesem Versuch auf ihren Werth schließen, so wollten wir sie verbitten; aber liceat perire poetis! Und warum sollte Herr Braun auch nicht so viel Recht haben, zu dichten und zu theoretisiren, als andere?

Gedichte von einem Polnischen Juden. Mietau und Leipzig 1772. 8. 96 S.

Zuvörderst müssen wir versichern, daß die Aufschrift dieser Bogen einen sehr vortheilhaften Eindruck auf uns gemacht hat. Da tritt, dachten wir, ein feuriger Geist, ein fühlbares Herz, bis zum selbstständigen Alter unter einem fremden, rauhen Himmel aufgewachsen, auf einmal in unsere Welt. Was für Empfindungen werden sich in ihm regen, was für Bemerkungen wird er machen, er, dem alles neu ist? Auch nur das flache, bürgerliche, gesellige und gesellschaftliche Leben genommen, wie viel Dinge werden ihm auffallen, die durch Gewohnheit auf euch ihre Wirkung verloren haben? Da, wo ihr an langer Weile schmachtet, wird er Quellen von Vergnügen entdecken; er wird euch aus eurer wohlhergebrachten Gleichgültigkeit reißen, euch mit euern eigenen Reichthümern bekannt machen, euch ihren Gebrauch lehren. Dagegen werden ihm hundert Sachen, die ihr so gut seyn laßt, unerträglich seyn. Genug, er wird finden, was er nicht sucht, und suchen, was er nicht findet, dann seine Gefühle, seine Gedanken in freien Liedern der Gesellschaft, Freunden, Mädchen mittheilen, und wenn er nichts Neues sagt, wird alles eine neue Seite haben. Das hofften wir, und griffen — — in Wind.

In den fast zu langen und zu eitlen Vorberichtsbriefen erscheint er in einer Selbstgefälligkeit, der seine Gedichte nicht entsprechen.

Es ist recht löblich, ein Polnischer Jude seyn, der Handelschaft entsagen, sich den Musen weihen, Deutsch lernen, Liederchen ründen; wenn man aber in allem zusammen nicht mehr leistet als ein Christlicher Etudiant en belles Lettres auch, so ist es, däucht uns, übel gethan, mit seiner Judenschaft ein Aufsehen zu machen.

Abstrahirt von allem, producirt sich hier wieder ein hübscher junger

Menſch, gepudert und mit glattem Kinn, und grünem, goldbeſetztem Rock (ſ. S. 11. 12.), der die ſchönen Wiſſenſchaften eine Zeit lang getrieben hat, und unter'm Treiben fand, wie artig und leicht das ſey, Melodiechen nachzutrillern. Seine Mädchen ſind die allgemeinſten Geſtalten, wie man ſie in der Societät und auf der Promenade kennen lernt, ſein Lebenslauf unter ihnen der Gang von Tauſenden; er iſt an den lieblichen Geſchöpfen ſo hingeſtrichen, hat ſie einmal amüſirt, einmal ennüyirt, geküßt, wo er ein Mäulchen erwiſchen konnte. Ueber dieſe wichtigen Erfahrungen am weiblichen Geſchlecht iſt er denn zum petit volage geworden, und nun, wenn er mehr Zurückhaltung bei einem Mädchen antrifft, beklagt er ſich bitterlich, daß er nur den Handſchuh ehrerbietig koſten, ſie nicht beim Kopf nehmen und weidlich anſchmatzen darf; und das alles ſo ohne Gefühl von weiblichem Werth, ſo ohne zu wiſſen, was er will.

Laß, o Genius unſeres Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der, voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerſt für ſeinen Kreis der beſte Geſellſchafter wäre, das artigſte Spiel angäbe, das freudigſte Liedchen ſänge, im Rundgeſange den Chor belebte, dem die beſte Tänzerin freudig die Hand reichte, ihn neueſten, mannichfaltigſten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausſtellten, deſſen empfindendes Herz ſich auch wohl fangen ließe, ſich aber ſtolz im Augenblicke wieder losriſſe, wenn er, aus dem dichtenden Traume erwachend, fände, daß ſeine Göttin nur ſchön, nur witzig, nur munter ſey; deſſen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, ſich der aufdrängte, ſie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerkſamkeiten des Tags, ſchmelzende Lieder und Muſiken des Nachts, endlich auch eroberte und — auch wieder verließe, weil ſie nur zurückhaltend war; der uns dann all ſeine Freuden und Siege und Niederlagen, all ſeine Thorheiten und Reſipiscenzen mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorſpottete: des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne, weibliche Vorzüge nicht genugthun.

Aber dann, o Genius, daß offenbar werde, nicht Fläche, Weichheit des Herzens ſey an ſeiner Unbeſtimmtheit ſchuld; laß ihn ein Mädchen finden, ſeiner werth! Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geſchwirre der Geſellſchaft in die Einſamkeit leiten, laß ihn auf ſeiner Wallfahrt

ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familienkreis häuslicher, thätiger Liebe, glücklich entfaltet hat; die, Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborene Tugend, mitgeborenen Wohlstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das, jung und warm, wie sie, mit ihr nach fernern, verhüllteren Seligkeiten dieser Welt ahnte, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldenen Aussichten von ewigem Beisammenseyn, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte. Laß die beiden sich finden: beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnen, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lalle er ahnend und hoffend und genießend, „was doch keiner mit Worten ausspricht, keiner mit Thränen, und keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin.“ Wahrheit wird in seinen Liedern seyn und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen.

Doch ob's solche Mädchen giebt? ob's solche Jünglinge geben kann?

Es ist hier vom Polnischen Juden die Rede, den wir fast verloren hätten; auch haben wir nichts von seinen Oden gesagt. Was ist da viel zu sagen! Durchgehends die Göttern und Menschen verhaßte Mittelmäßigkeit. Wir wünschen, daß er uns auf den Wegen, wo wir unser Ideal suchen, einmal wieder, und geistiger, begegnen möge.

Cymbeline, ein Trauerspiel, nach einem von Shakspeare erfundenen Stoffe. Danzig 1772. 8.

Der Verfasser, da er sich, laut dem Vorbericht, nach einer schweren Krankheit aller ermüdenden Arbeiten enthalten mußte, beschäftigte sich mit Shakspeares Werken. Das, hätten wir ihm nun gleich sagen wollen, war für einen Reconvalescenten keine Lectüre. Wer an dem Leben, das durch Shakspeares Stücke glüht, theilnehmen will, muß an Leib und

Seele gesund seyn. Da bedauerten nun der Herr Verfasser, aus innigem Gefühl einer kühlen, schwächlichen, kritischen Sittigkeit, die vielen inconguités, durch die — wie der treffliche Johnson ad hoc drama gleichfalls bemerkt hat — many just sentiments und einige Schönheiten, zu theuer erkauft werden. Er beschloß also, das Gold von Schlacken zu scheiden — denn das ist ja seit undenklichen Jahren vox populi critici über Shakspeare —, wenigstens einen Versuch zu machen, nichts weniger dem ehrsamen Publicum vorzulegen, als wie ungefähr Sophokles, wenn er diesen Stoff zu bearbeiten gehabt hätte, die Sachen würde eingerichtet haben. Nun travestirten sie also — nicht travestirten! dann bleibt wenigstens Gestalt des Originals — parodirten — auch nicht! da läßt sich wenigstens aus dem Gegensatz ahnen — also denn? — welches Wort drückt die Armuth hier gegen Shakspeares Reichthum aus!

Shakspeare, der den Werth einiger Jahrhunderte in seiner Brust fühlte, dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele webte! — und hier — Komödianten in Zendel und Glanzleinewand, gesudelte Coulissen, der Schauplatz ein Wald, vorn ein dichtes Gebüsch, wodurch man in eine Grotte geht, im Fond ein großer Stein von Pappe, auf dem die Herren und Damen sitzen, liegen, erstochen werden ꝛc.

So würde Sophokles die Sachen behandelt haben! Es ist schon ein ganz ungenialisches Unternehmen, das Shakspeares Stücke, deren Wesen Leben der Geschichte ist, auf die Einheit der Sophokleischen, die uns nur That vorstellen, reduciren will; nun aber gar so, nach der Abhandlung vom Trauerspiel in dem ersten Theil der ältern Leipziger Bibliothek zu modeln! Wir sind gewiß, daß es jeder — auch nur Leser Shakspeares — mit Verachtung aus der Hand werfen wird.

Neue Schauspiele, aufgeführt in den Kaiserlich Königlichen Theatern zu Wien. Preßburg. Erster Band. 8. 1 Alph. 2 Bogen.

Diese Sammlung enthält fünf Dramen oder Schauspiele oder Lustspiele oder Trauerspiele — — die Verfasser wissen so wenig als wir, was sie daraus machen sollen — — aus der Wiener Manufactur. In allen hat tragikomische Tugend, Großmuth und Zärtlichkeit so viel zu

ſchwatzen, daß der geſunde Menſchenverſtand und die Natur nicht zum Wort kommen können. Hier iſt der Inhalt der Stücke; denn wir wollen ſie nicht umſonſt geleſen haben.

Die Kriegsgefangenen. Wenn nicht die Feſtung gerade in dem letzten Auftritt der letzten Handlung glücklich an die Freunde der Kriegsgefangenen übergegangen wäre, ſo hätte ein entlaufener Feldwebel einen Haufen ſehr moraliſch ſententiöſer Leute wider ſeinen Willen und wider alle Theatergerechtigkeit an den Galgen gebracht.

Gräfin Tarnow. Zwei entſetzlich Verliebte wären nimmermehr ein Paar geworden, wenn nicht durch eine gewiſſe Excellenz ein Wunder geſchehen wäre, dergleichen nur auf der Wiener Nationalſchaubühne erhört worden ſind. Schade, daß die Excellenz einen Schuß bekommt! Doch nicht Schade, ſie wäre ſonſt am Ende der Welt geweſen, ehe das Wunder zu Stande gekommen wäre, und dann weiß der Himmel, wie die Verliebten geheult haben würden.

Hannchen. Ein Herzog, ein Graf und ein Kammerdiener reißen ſich um ein Mädchen. Der Kammerdiener wird vom Herzog erſtochen; der Herzog, der dazu ſchon eine Frau Herzogin hat, und des Mädchens Onkel iſt, doch, ohne es zu wiſſen, verſteht ſich wegen des decorum, der Herzog läßt ſich unter einem falſchen Namen von einem Betrüger mit dem Mädchen trauen, wird aber durch hunderttauſend Dinge gehindert, die Decke zu beſchreiten; und da alſo das Mädchen nach deutſchen Rechten noch immer eine Jungfer bleibt, ſo heirathet ſie den Grafen. Man ſchießt, ſticht, heult, zankt, fällt in Ohnmacht und auf die Kniee, ſpricht Sentenzen, verſöhnt ſich, und, wie am Schluß verſichert wird, alle bezeugen ihre Freude, daß der Vorhang zufällt.

Der ungegründete Verdacht. Ein Lord wird durch einen halben Brief ein Narr, und durch die andere Hälfte wieder geſcheidt.

Der Tuchmacher von London. Einen Augenblick ſpäter, und Lord Falkland und Wilſon lagen in der Themſe; dann gute Nacht Fanny, Sonbridge, Julie, Heinrich, Betſi, David und den ehrlichen Tuchmachern!

Von dieſer Sammlung ſoll nächſtens der zweite Theil nachfolgen: denn ſeitdem Thalia und Melpomene durch Vermittlung einer Franzöſiſchen Kupplerin mit dem Nonſens Unzucht treiben, hat ſich ihr Geſchlecht vermehrt wie die Fröſche!

Zwei schöne neue Mährlein: als 1) Von der schönen Melusinen, einer Meerfey. 2) Von einer untreuen Braut, die der Teufel holen soll. Der lieben Jugend und dem Frauenzimmer zu beliebiger Kurzweil in Reime verfasset. Leipzig in der Jubilatemesse 1772.

Allerdings wäre in den Mährlein und Liedern, die unter Handwerksburschen, Soldaten und Mägden herumgehen, oft eine neue Melodie, oft der wahre Romanzenton zu holen. Denn die Verfasser dieser Lieder und Mährlein schrieben doch wenigstens nicht für's Publicum, und so ist schon zehn gegen eins zu wetten, daß sie weit weniger verunglücken müssen als unsere neuern zierlichen Versuche. Meistens ist's ein munterer Geselle, der den andern vorsingt oder den Reihen anführt, und also ist wenigstens die Munterkeit keine Prätension und Affectation.

Der Herr Student, der diese Mährlein versificirt hat, versificirt sehr rein, soll aber demungeachtet keine Mährlein mehr versificiren; denn ihm fehlt der Bänkelsängersblick, der in der Welt nichts als Abentheuer, Strafgericht, Liebe, Mord und Todtschlag sieht, just wie alles in den Quadraten seiner gemalten Leinwand steht. Weder naive Freude noch naive Wehklage der Menschen, aus Ritter- und Feenzeiten, deren Seele eine Bildertafel ist, die mit ihrem Körper lieben, mit ihren Augen denken und mit ihren Fäusten zuschlagen, bei denen alles Merkwürdige ihres Lebens, wie in Shakspeares Haupt- und Staatsactionen, innerhalb vierundzwanzig Stunden unserm Auge vorrückt — sondern das alles könnte mit allen Ehren in Halberstadt gemacht und gedruckt seyn.

Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Von einer Freundin derselben aus Originalpapieren und andern zuverlässigen Quellen gezogen. Herausgegeben von C. M. Wieland. Zweiter Theil, bei Weidmanns Erben und Reich. Leipzig 1771. 8. 301 S.

Es haben sich bei der Erscheinung des guten Fräuleins von Sternheim sehr viele ungebetene Beurtheiler eingefunden. Der Mann von der großen Welt, dessen ganze Seele aus Verstand gebaut ist, kann und darf das nicht verzeihen, was er eine Sottise du coeur nennt. Er

überließ alſo ſchon lange das gute Kind ihrem Schickſal, und gedachte ihrer ſo wenig, als ein Kammerherr ſeiner Schweſter, die einen Prieſter geheirathet hat. Der Schönkünſtler fand in ihr eine ſchwache Nachahmung der Clariſſa, und der Kritiker ſchleppte alle die Solöciſmen und baute ſie zu Haufen, wie das Thier Kaliban bei unſerm Freund Shakſpeare. Endlich kam auch der fromme Eiferer, und fand in dem Geiſt der Wohlthätigkeit dieſes liebenswürdigen Mädchens einen gar zu großen Hang zu guten Werken. Allein alle die Herren irren ſich, wenn ſie glauben, ſie beurtheilen ein Buch — es iſt eine Menſchenſeele; und wir wiſſen nicht, ob dieſe vor das Forum der großen Welt, des Aeſthetikers, des Zeloten und des Kritikers gehört. Wir getrauen uns, den Schritt zu entſchuldigen, durch den ſie ſich Derbyn in die Arme warf, wenn wir den Glauben an die Tugend in dem Gemälde Alexanders betrachten, da er ſeinem Leibarzt den Giftbecher abnahm. Zu dem Glaubenseifer kommt oft Bekehrungsſucht; und miſchten wir dazu ein wenig Liebe zum Ausländiſchen, zum Außerordentlichen, in der Seele eines guten Kindes von zwanzig Jahren, die ſich in einer drückenden Situation befindet, ſo hätten wir ungefähr den Schlüſſel zu der ſogenannten Sottiſe. Die Scene bei der Toilette zeigt deutlich, daß das Werk keine Compoſition für das Publicum iſt, und Wieland hat es ſo ſehr gefühlt, daß er es in ſeinen Anmerkungen der großen Welt vorempfunden hat. Das Ganze iſt gewiß ein Selbſtgeſpräch, eine Familienunterredung, ein Aufſatz für den engern Cirkel der Freundſchaft; denn bei Lord Rich müſſen die individuellen Züge beweiſen, daß dieſer Charakter zur Ehre der Menſchheit exiſtirt. Das Journal im Bleigebirge iſt für uns die Ergießung des edelſten Herzens in den Tagen des Kummers; und es ſcheint uns der Augenpunkt zu ſeyn, woraus die Verfaſſerin ihr ganzes Syſtem der Thätigkeit und des Wohlwollens wünſcht betrachtet zu ſehen. Auch der Muth hat uns gefallen, mit dem ſie den Lord Rich einzelne Blicke in ihr Herz thun, und ihn das niederſchreiben läßt, was ihr innerer Richter bewährt gefunden hat. Es war ihr wahrſcheinlich darum zu thun, ſich ſelbſt Rechenſchaft zu geben, wie ſie ſich in der Situation ihrer Heldin würde betragen haben; und alſo betrachtet ſie den Plan der Begebenheiten, wie ein Gerüſte zu ihren Sentiments. Will der Herr Kritiker uns in's Ohr ſagen, daß die Fugen des Gerüſtes grob in einander gepaßt, alles nicht gehörig behauen und verklebt ſey, ſo antworten wir

dem Herrn: Es iſt ein Gerüſte. Denn wäre der Maſchiniſt Derby ſo fein ausgezeichnet, wie Richardſons Lovelace, ſo wäre das Ganze vielleicht ein Spinnengewebe von Charakter, zu fein, um dem ungeübtern Auge die Hand der Natur darin zu entdecken, und der Schrifttext wäre Allegorie geworden.

Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheſchian. Eine wahre Geſchichte. Aus dem Scheſchianiſchen überſetzt. Leipzig, Weidmanns Erben und Reich. 1. 2. 3. 4. Theil. 8.

Man kann in dem Pfad, den die Wielandſche Muſe gewandelt, drei Ruhepunkte angeben, wo ſie ſtille geſtanden, zurückgeſehen und ihre Richtung geändert. Der Grundſtoff der älteſten Manier war Platoniſches Syſtem, in dichteriſcher Diction dargeſtellt, die Charaktere, die ſie in Handlung ſetzte, einzelne Ausflüſſe aus der erſten Urquelle des Guten und Schönen, und der Sitz ihres Landes Empyreum. Sie ſtieg herunter zu den Menſchen, vielleicht in dem Alter, wo der Dichter, nachdem er die moraliſche Welt als ein Paradies im Anſchauen durchwandelt hatte, anfing, den Baum des Erkenntniſſes ſelbſt zu koſten. Nun wurden die dramatis personae gute ehrliche Menſchenkinder, wie ſie vor unſern Augen herumgehen, weder ganz gut noch ganz böſe; der Umriß der Charaktere ward ſo ſchwebend und leicht gehalten, als es die Inconſequenz der meiſten und die Form der Societät, die ihn eindrückt, erfordert. Der Aufwand der Dichtungskraft war groß, und der Plan des Gebäudes reich und glänzend. Die Weltkenntniß blieb, der Dichter mag ſie nun halb durch's Anſchauen und halb durch eigene Ahnung erhalten haben, allezeit bewundernswürdig. Es waren Sitten des achtzehnten Jahrhunderts, nur in's Griechen- oder Feenland verſetzt. Dieß war das männliche Alter, wohin die Geburt des Agathon und der Muſarion fällt. Die Enkratiten ſahen ihn als einen abgefallenen Engel an, weil er nicht mehr in den Wolken ſchwebte, ſondern herabgekommen war,

Die Schafe des Admets zu weiden.

Die Weltleute warfen ihm vor, die Wahrheit erliege unter dem Putz, und die eklen Moraliſten, die nichts als gute und böſe Geſpenſter ſehen, verſchloſſen die Bücher ihren Töchtern. Dieß, glauben wir, mag

den Dichter bewogen haben, ſich näher und deutlicher zu erklären, und ſein Leben in dem lehrenden Charakter zu beſchließen. Zu dieſer letzten Claſſe rechnen wir den goldenen Spiegel, und aus der weiſen Art, womit er die Speiſe zubereitet und austheilt, ſcheint er ſein Auditorium genau angeſehen und kurz begriffen zu haben. Unſere Leſer kennen das Buch, und unſere Anzeige kommt auch zur Bekanntmachung zu ſpät.

Man erlaube uns alſo, über die Compoſition des Ganzen und das Beſondere einiger Theile eine kleine Unterredung. Der Plan iſt ungefähr folgender. Schach Gebal, ein König von Scheſchian, regierte bald ſo übel, bald ſo gut, daß weder die Guten noch die Böſen mit ihm zufrieden waren. Zu geſunder Einſchläferung Seiner Majeſtät wird jemand im Königreich aufgeſucht, ihm die Geſchichte des Landes vorzutragen, und dieſer findet ſich in der Perſon des Daniſchmende. Die Scene iſt am Bette des Königs, in Beiſeyn der Sultanin Nurmahal, und ſobald der Philoſoph in eine gewiſſe Wärme geräth, und die edelſten und größten Wahrheiten mit Ueberzeugung vorträgt, ſo ſchläft der König, wie ſich's gebührt, ein. Der Dichter ſcheint bei dieſer Vorkehrung ſein Auditorium beſſer gekannt zu haben als Daniſchmende; denn er hat für ſeine Leſer, damit ſie ſich beim Aufwachen wieder finden könnten, keine einzige Wahrheit ſtehen laſſen, die nicht mit Schwabacher Schrift gedruckt wäre. In dem erſten Theil geht die Abſicht des Verfaſſers dahin, den Großen und Reichen einen Weg anzugeben, wie ſie für ihre eigene Perſon glücklich ſeyn könnten, in dem Beiſpiele eines Völkchens, das er durch Pſammis, einen Philoſophen ſeiner Schöpfung, cultiviren läßt.

In Vergleichung ſeines Vorbildes des Ah quel Conte! verliert dieſes Werk etwas in Anſehung der Schöpfungs- und Einbildungskraft. So caricaturartig, als die Crebillonſchen Figuren ſeyn mögen, ſo ſind ſie doch rund, es geht doch hier und da ein Arm, ein Fuß heraus. Hier aber iſt alles Inſchrift, Satz, Lehre, Moral, mit goldenen Buchſtaben an die Wand geſchrieben, und die Figuren ſind herum gemalt. Wir wollen den Verfaſſer nicht journaliſtenmäßig darüber chikaniren. Es ſcheint nun einmal, er hat in dieſer Manier arbeiten wollen, und wenn man für einen reichen Mann bekannt iſt, ſo ſteht es einem frei, ſeinen Aufwand einzurichten, wie man will. Lord Clive ſpielt ja auch gerne kleines Spiel. Auch das Ideal des Völkchens im erſten Theil ſteht nur wegen der Moral des Pſammis da; und von einer Verzierung, von Eiſen

gezeichnet und von Gravelot gestochen, verlangt niemand die Wahrheit eines Julius oder Lebrun. Der Verfasser lacht mit Recht über die schiefen Ausleger dieses Ideals; wir machen in Ansehung seiner Moralität keine üble Vorbedeutungen. Nur erlaube man uns die einzige Anmerkung, daß man im Gemälde menschlicher Geschichte nie Licht ohne Schatten gedenken kann, daß die Zeit sich ewig in Nacht und Tag eintheilen, die Scene immer Mischung von Tugend und Laster, Glück und Unglück bleiben werde. Man verberge uns also nicht die Eine Seite. Die marmornen Nymphen, die Blumen, Vasen, die buntgestickte Leinwand auf den Tischen dieses Völkchens, welchen hohen Grad der Verfeinerung setzen sie nicht voraus! welche Ungleichheit der Stände, welchen Mangel, wo so viel Genuß, welche Armuth, wo so viel Eigenthum ist!

Wir danken dem Verfasser für die Moral des Psammis, die ganz aus unserm Herzen ist, und für die gute Art, womit er zu Ende des ersten Bandes eine Gattung moralischer Giftmischer, nämlich die gravitätischen Zwitter von Schwärmerei und Heuchelei, hat brandmarken wollen. Da die Societät diesen Heuchlern keine eigenen Farben und Kragen gegeben hat, woran man sie von weitem erkennen könnte, so sind sie doppelt gefährlich.

Der zweite Theil zeigt in dem Exempel Azors, wie viel Böses unter einem gutherzigen Regenten geschehen könne.

Die Vorrede des dritten Theils kündigt den Verfasser immer noch voll von seinem edlen Enthusiasmus an, der ihn allezeit bezeichnet hat, für Welt und Nachwelt zu arbeiten, das Herz der Könige zu bilden und dadurch das Wohl der Menschengattung auch auf ferne Jahrhunderte zu befördern. Wie verehrungswürdig ist der Mann, der bei seiner so großen Weltkenntniß noch immer so viel an Einfluß glaubt, und von seinen Nebenbürgern und dem Lauf der Dinge keine schlimmere Meinung hat!

Den dritten Theil ziehen wir den beiden ersten wegen der meisterhaften Pinselstriche vor, womit er den Despotismus geschildert hat. Selbst der Sokratische Faun in Königsberg kann nicht mit dieser Wahrheit und bittern Wärme gegen die Unterdrückung reden und sie häßlicher darstellen, als sie hier in des Eblis Gestalt erscheint. Sich und sein System scheint der Verfasser unter dem Namen Kador abgebildet zu haben: denn alle schiefen Urtheile, die wir je von Heuchlern aller Stände haben von seinen

Grundſätzen fällen hören, ſind hier in demjenigen vereinigt, was die Zeitverwandten Kadors von ihm behaupten.

Der Despot Isfandiar geht endlich ſo weit, daß er alle ſeine Verwandten ausrotten will. Es gelingt ihm, bis auf den letzten Sohn ſeines Bruders, Tiſan, den ihm ſein Weſſir Dſchengis entzieht und dafür ſeinen eigenen Sohn den abgeſchickten Mördern preisgiebt. Die Erziehung des jungen Tiſan geſchieht, wie man muthmaaßen kann, auf dem Lande. Er wird ein guter Menſch und lernt gute Menſchen kennen, ehe er in das Getümmel der großen Welt tritt. Die Grundſätze dieſer Erziehung ſind vortrefflich. Nicht ſo leicht war es, wenn der Dichter einige von den Umſtänden hätte angeben wollen, die in der Erziehung aller Großen zuſammentreffen, die beinahe unvermeidlich ſind, und die am Ende das hervorbringen, was wir das allgemeine Gepräge nennen würden. Vielleicht wäre dieß die größte Schutzſchrift für ſie gegen alle Declamationen der Dichter und Philoſophen geweſen. Tiſan wird im vierten Theil Regent von Scheſchian, und wir laſſen uns nicht in die Grundſätze ſeiner Regierung ein. Sie ſind ſo allgemein gut und anerkannt, als ſie jemals auf dem Papier geſtanden haben, und wir freuen uns abermals, daß ein Mann von Wielands Talenten und Herablaſſung ſich mit einer neuen Ausgabe hat beſchäftigen wollen. Wir würden uns und unſern Leſern ein ſchlechtes Compliment machen, wenn wir ihnen ſagten, was ſie ſchon lange wiſſen, daß in der Ausbildung der einzelnen Theile und des lichten und geordneten Colorits hier nichts zu wünſchen übrig bleibt.

Muſenalmanach. Göttingen 1773. Bei Dietrich. 12. Ohne das Regiſter, die in Muſik geſetzten Lieder und Kupfer, 234 S.

Herr Boie hat uns mit ſeinem Muſenalmanach auf's künftige Jahr ein ſehr angenehmes und frühes Geſchenk gemacht. Der Sammler hat ſich nun einmal, durch ſeine gewiſſenhafte Wahl, das Zutrauen der beſten Köpfe Deutſchlands erworben, und da ein Mann von wahren Talenten ſich nicht fürchten darf, hier in einer Art von allgemeinem Ausruf unter unſchicklicher Geſellſchaft bekannt zu werden, ſo wird es Herrn Boie niemals an trefflichen Beiträgen fehlen.

Es erſcheinen dieſes Jahr einige Namen von Dichtern, die nächſtens

allgemeiner bekannt zu werden verdienen; dahin gehören Herr (Clamer Eberhard Carl) Schmidt zu Halberſtadt, deſſen Petrarchiſche Verſuche unſere Leſer ſchon kennen, Herr Bürger in Göttingen und Herr Hölty, der unter den neuern Klopſtockiſchen Nachahmern vielleicht am meiſten Sprache und Rhythmus in ſeiner Gewalt hat.

Das Gedicht auf Selmars Tod in dieſer Sammlung, von Herrn Schmidt, iſt ein Meiſterſtück in Tonfall, Sprache, Harmonie und wahrer Empfindung. Das Minnelied von Herrn Bürger iſt beſſerer Zeiten werth, und wenn er mehr ſolche glückliche Stunden hat, ſich dahin zurückzuzaubern, ſo ſehen wir dieſe Bemühungen als eins der kräftigſten Fermente an, unſere empfindſamen Dichterlinge mit ihren goldpapiernen Amors und Grazien und ihrem Elyſium der Wohlthätigkeit und Menſchenliebe vergeſſen zu machen. Nur wünſchten wir, als Freunde des wahren Gefühls, daß dieſe Minneſprache nicht für uns werde, was das Bardenweſen war, bloße Decoration und Mythologie, ſondern daß ſich der Dichter wieder in jene Zeiten verſetze, wo das Auge und nicht die Seele des Liebhabers auf dem Mädchen haftete, und wenn er die Geſänge Kaiſer Heinrichs und Markgraf Heinrichs von Meißen nachempfunden hat, ſo bilde er ſich durch die Liebe einer Miranda, einer Julie u. ſ. w. bei Shakſpeare. Das andere Stück, die Minne betitelt, ſcheint uns ſchon den Fehler zu haben, neuen Geiſt mit alter Sprache zu bebrämen. Von Herrn Claudius finden ſich wieder einige ganz vortreffliche Stücke. Von Herrn Gotter iſt eine Epiſtel an Madame Henſel eingerückt, die ſtückweiſe gut gerathen iſt, und die wir in dem drolligen Ton, womit ſie anfängt, fortgeführt wünſchten, ohne die ernſthaften moraliſchen Betrachtungen am Ende. Unter dem Zeichen O. und Y. lieſt man dieſes Jahr von neuem ſehr ſchöne Gedichte, die ungemein viel wahres Genie verrathen. Man wähle z. B. S. 47 der ſchönſte Gürtel, und die allerliebſte Idylle S. 33. Aus den Neuen Hamburger Zeitungen hat Herr Boie die ſogenannten Verſe wieder abdrucken laſſen, für die wir ihm aufrichtig Dank ſagen. Die Winke, die der Dichter hier unſerm lieben Deutſchen Vater- und Dichterlande in der wahren Inſchriftſprache giebt, ſind ſo wichtig, daß ſie als Mottos vor künftige Dunciaden und kritiſche Wälder geſetzt zu werden verdienten. Von Herrn Wieland hat dieſe Sammlung ein merkwürdiges Fragment erhalten, Endymions Traum betitelt, wo der Dichter in der ihm eigenen Laune über alle Syſteme lacht, doch

aber das seinige oder Aristippische von neuem als etwas empfiehlt, das nicht ganz und gar Endymions Traum sey. Wir dächten, weil's einmal so ist, daß die liebe Natur den Stoff selber wirkt, und das System nichts als der Schnitt des Stoffs bleibt, so giebt es doch wohl keinen Rock, der für alle Taillen gerecht ist, es müßte denn der Rock des Herrn Christi seyn, der zu E. hängt, der aber zum Unglück ein Schlafrock ist, und also die Taille gewaltig versteckt.

Herr Kretschmann erscheint hier in einem ganz unvermutheten Lichte des Patrons: er steht nämlich mit der Goldschel unter dem heiligen Eichenstamm und initiirt, als ein alter Barde, den Ankömmling Telynhard. Er giebt ihm in der vierten Strophe S. 44 förmlich seinen Segen. Wer doch den Mann kennte, der ihn als Rhingulph eingeweiht hat, damit man's ihm ein klein wenig von Klopstocks und Gerstenbergs wegen verweisen könnte!

Die Stücke unter O. verrathen einen Mann, der der Sprache als Meister und Schöpfer zu gebieten weiß. Die Arbeit des Herrn Unzer ist eingelegte Arbeit, mit ihrem Chinesischen Schnickschnack auf Theebreten und Toilettkästchen wohl zu gebrauchen. Dem jungen Herrn Cramer sieht man gleichfalls an, daß er unter der Wolke hervorkeuchen möchte, die Klopstocks Glorie säumt. Von Vater Gleim, Michaelis, Gerstenberg, Freih. v. N. sind schöne Stücke da. Die übrigen Herren sammt und sonders figuriren als Figuranten, wie sich's gebührt.

Hinten sind einige Lieder in Musik gesetzt, worunter Klopstocks Wir und Sie, das auch von neuem hier abgedruckt ist.

Die Materie zu den Kupfern ist aus dem Agathon genommen, allein sie sind, wir wissen nicht aus welcher Ursache, da sie Meilen zum Verfasser haben — sehr schlecht gerathen.

Im ganzen bleiben wir Herrn Boie allezeit ungemein für seine Bemühungen um die deutsche Anthologie verbunden.

Lustspiele ohne Heirathen, von dem Verfasser der empfindsamen Reisen durch Deutschland. Bei S. G. Zimmermann. Wittenberg und Zerbst 1773. 8.

Der gute Herr Präceptor, dem wir im abgewichenen Jahr eine ganz andere Beschäftigung auftrugen, als empfindsame Reisen zu schreiben,

hat wirklich sein Thema geändert. Aber statt Handlanger zu seyn, will er doch noch immer mitmeistern. Da steht er nun vor dem Theater, und seufzt nach der Ehre, seine Rolle zu spielen, aber zum Unglück fehlt es ihm an Kenntniß, an Geschmack und Anstand.

Ohne die Fackel des Hymen hat er drei Lustspiele verfertigt. Das erste heißt: Die unschuldige Frau oder viel Lärmen um Nichts. Gutherzige Weiber mögen sich diesen Dialog zum Troste vorlesen lassen. Die Herren Raufbolde finden in dem Duell in drei Aufzügen, welcher das zweite Lustspiel ohne Heirath ist, alle Regeln der Schlägerei in einem treuen Auszug. Das dritte Theatralstückchen ohne Heirath heißt: Der Würzkrämer und sein Sohn, und soll eine Schulkomödie seyn. Nun, da heirathet man sich ohne das nicht. Vielleicht hat ein wahres Geschichtchen dem Herrn Verfasser den Stoff zu diesem Auftritt gegeben, der aber so ohne alles Gewürz da angerichtet stehet, daß man schon beim ersten Anblick desselben genug hat.

Beiträge zur deutschen Lectüre für Leser und Leserinnen. Leipzig, bei Büscheln. 8. 298 S.

Nachdem uns die geschäftigen Müßiggänger, die für geschäftige Müßiggänger arbeiten, bald auf's Canapee, bald auf den Großvaterstuhl, bald in den Abendstunden, bald bei der Mittagsruhe verfolgt haben, nachdem wir Land- und Stadtbibliotheken, Jahrszeitreisen, Tagreisen, Brunnenreisen genug bekommen haben, so war kein Rath mehr übrig, als gegenwärtige Sammlung unter dem allgemeinen Vorwande der Lectüre unterzubringen. Sollten wir eine Stellung vorschlagen, in welcher man diese Beiträge lesen könnte, so wäre es stehend, und zwar auf Einem Beine; denn so würde man mit eben der Geschwindigkeit lesen, mit welcher der Verfasser gearbeitet hat. Das Modewort Lectüre heißt ohne dem weiter nichts als eben so gedankenlos blättern, wie die Taglöhner der Buchhändler fabriciren.

Der größte Theil dieser Beiträge sind, wie gewöhnlich, Uebersetzungen, und zwar aus allen Zungen. Vornehmlich hat sich Prior sehr oft müssen mißhandeln lassen. Den Herrn Verleger und übrige Freunde des Herrn Verfassers ersuchen wir, bloß die Uebersetzung der Kirchhofselegie

mit den beiden prosaischen Uebersetzungen, die man schon davon hatte, zu vergleichen. Und wozu eine neue prosaische, da wir die vortreffliche poetische von Gotter haben? Am Chaucer (S. 129) hätte sich der Verfasser auch nicht versündigen sollen, da Schiebeler schon dieß Stück übersetzt hatte.

Seine eigenen prosaischen Zusammenschmierungen haben wir nicht auslesen können, nur so viel erinnern wir uns davon, daß er gelegentlich die vermoderte Wochenschrift von Mylius, den Freigeist, erhebt. Die Verse sind ungefähr von folgendem Caliber:

Holde Nacht,
Unbewacht
Laß mich deinen Vortheil kennen!
Stelle mir
Lebhaft für,
Was die Liebe macht!
Laß mich frei mit Phyllis scherzen
Und sie alsdann feurig herzen,
Eh der Neid erwacht.

Sehr fleißig sind Gedichte aus Müllers Versuchen eingerückt, der einmal über das andere ein großer Mann gescholten wird. Endlich macht uns die Vorrede die angenehme Hoffnung zu einem zweiten Theile.

Theatralalmanach für das Jahr 1773, verfasset von einigen Liebhabern der deutschen Schaubühne, zu finden in dem Kaiserl. Königl. priv. Realzeitungscomptoir. Wien. Zweiter Theil. 12. 195 S.

So lange der Philosoph kein Lampedusе findet, wo ihn die unverfälschte Natur in Schauspielen und Schauspielern ergetzt, so lange wird er sich begnügen, das rohe Possenspiel des täglichen Lebens zu betrachten, und aus dem Theater bleiben. So lange insbesondere die deutsche Bühne dem Eigensinne eines tausendköpfigen und ungebildeten Publicums, und dem Muthwillen der Schreiber- und Uebersetzerzunft ausgesetzt bleibt; so lange in ganz Deutschland nur ein tragischer Schauspieler, nur eine tragische Schauspielerin existirt, so lange die Gebler, die Stephanie schreiben dürfen und gelobt werden — wer wird es dem Philosophen

verdenken, wenn er lieber, wie mancher Brahmine, den ganzen Tag in Einer Poſitur unthätig ſäße, als ſich in den Schauplatz erhübe? Aber um der Philoſophen willen allein Bühnen zu erhalten, die nur Stücke von Shakſpeare, Ugolinos und Hermannsſchlachten und von Schauſpielern aufgeführt wiſſen wollen, wie ſie ſich die Griechiſchen und Brittiſchen denken, möchte vor dem Jahr 2440 unthunlich ſeyn. Alſo laßt uns zufrieden ſeyn, daß wir noch ein Theater haben, daß wir wenigſtens nicht rückwärts gehen, wenn wir, wie in allen menſchlichen Künſten, nur unmerklich vorwärts gegangen ſind; laßt uns jede, auch die unerheblichſte Nachricht vom Zuſtande der deutſchen Bühne, über den ſogar ein Univerſalalmanach zu wünſchen wäre — aus Patriotismus nicht verachten; laßt uns zufrieden ſeyn, daß an einem Orte, wo vor kurzem noch Barbarei herrſchte, jetzt jährlich zwei Theatralkalender erſcheinen können.

Den einen, welcher den Titel genauer Nachrichten führt, haben wir dieſes Jahr ſchon angezeigt. Der Verfaſſer derſelben, Herr Müller, der ſich auch die Ehre des erſten Gedankens anmaßt, hat vieles vor den Almanachsverfaſſern voraus. Beide ſind für Auswärtige gute hiſtoriſche Quellen, wenn ſie ſchon zu einer eigentlichen Geſchichte nicht hinreichen. Sie geben uns bloß ſummariſche Anzeigen (die ſeichten Räſonnements im Theatralalmanach ſollten ganz wegbleiben), und man darf daher keine pragmatiſche Entwicklung der Urſachen, keine philoſophiſche Charakteriſirung ſuchen, ſondern ſich begnügen, die Sachen in einer gewiſſen Ordnung überſehen zu können.

Der dießmalige erſte Artikel im Almanach iſt aus dem guten Gedanken entſtanden, die zerſtreuten Bemerkungen über die dramatiſche Kunſt zu ſammeln. Wenn die Sammlung eine Quinteſſenz aus der Menge dramatiſcher Blätter wäre, die ſeit vier Jahren in Deutſchland herumfliegen, oder aus Büchern gezogen wäre, wo man dergleichen Bemerkungen nicht ſuchte, ſo wäre ſie löblich. Aber aus einem ſo bekannten Buche wie Sulzers Theorie faſt fünf Bogen abdrucken zu laſſen, das heißt den Käufer um's Geld bringen, zumal da keine Artikel im Sulzer mehr beſtritten werden können als die dramatiſchen. Der Artikel über die Italiäniſchen Schauſpiele hat uns am beſten gefallen. Die vortrefflichen Tonkünſtler werden mit Recht bedauert, die ſolche nugas canoras bearbeiten müſſen. „Es ſind Niederländer-Spitzen, auf Sackleinwand genäht; man beſetze ſie noch ſo häufig damit, der Boden bleibt immer Sackleinwand.“

Leider erhalten wir dießmal nur einen einzigen Plan von einem Noverreschen Ballette.

Mit Freuden lasen wir, daß die Französischen Schauspieler endlich ganz fortgeschickt worden.

Du lächelst,
Muse der gaukelnden Afterschwester,
Die in den goldnen Sälen Lutetiens
Ihr Liedchen klimpert.

Aber immer ist noch nur dreimal deutsches Schauspiel, und dreimal Opera buffa. Wenn die Verfasser nicht gewohnt wären, den Mund meist ein wenig voll zu nehmen, so würden wir es glauben, daß der Tod der Demoiselle Delphin für das Ballet ein unersetzlicher Verlust sey. Sie soll das bewundernswürdigste Subject gewesen seyn, das je in Europa für das Große und Ernsthafte erschienen.

Das Verzeichniß der deutschen Theatraldichter, das ist aller derer, die sich mit dreister Faust an's Drama wagen, ist dermalen sehr verbessert. Wir begreifen aber nicht, wie man Herrn Romanus vergessen können, der doch im vorjährigen Kalender stand. Derschau hat ja auch einen Orest und Pylades geschrieben. Hudemann ist, dem Himmel sey Dank! längst todt. Herrn Pfeufers fruchtbare Feder hat uns weit mehr gegeben als Carl und Eleonore, zum Beispiel Bendelino. Scheibe ist auch der Uebersetzer von den Lustspielen der Biehl. Sturzens Amt konnten die Verfasser aus den politischen Zeitungen wissen. Die einheimischen Theatraldichter haben dießmal einen besondern Abschnitt bekommen.

Das Verzeichniß der aufgeführten Stücke belehrt uns, daß man immer noch wenig Trauerspiele, besonders wenn sie in Versen geschrieben sind, hingegen allen Wust von Dramen gerne sehe, so schlecht sie auch zusammengeleimt seyn mögen; daß man einerlei Stücke zu Wien öfter als an andern Orten wiederholen könne; daß man sehr auf die Menge der Personen (S. 147) sehe, wenn es auch achtzehn Kinder seyn sollten; daß man sogar anfange, sich an Shakspeare zu versündigen. Die erbärmlichen eingestreuten Urtheile rathen wir jedem zu überschlagen. Ueber Stücke wie Emilia Galotti wissen die Herren nichts auszurufen als: „Wen hat es nicht entzückt!“ Geblers Lob rauscht uns auf allen Seiten so sehr in die Ohren, so daß die Verfasser selbst zu den posaunenden

Theatraltrompetern gehören, deren ſie S. 179 ſpotten. Die Männerchen unter Herrn Schirachs Fahne ſcheinen den Verfaſſern gar große Rieſen. In Weißens Haushälterin ſoll zu viel Locales ſeyn. Sie können nicht begreifen, wie man Romeo und Julie ſo ſehr habe bewundern können, da ſie doch bekennen, daß ihnen eine Julie gefehlt habe. Ja, man hat es ſogar mit einem fünften Acte von Wiener Fabrik und mit fröhlichem Ausgange geſpielt. Von Zeit zu Zeit geſchehen verdeckte Ausfälle auf den Herrn von Sonnenfels.

Wer da endlich noch nicht wüßte, daß die Herren Heufeld und Klemm wovon ſich erſterer in Kupfer ſtechen laſſen, dieſes par nobile, die Hauptverfaſſer wären, ſo dürfte er nur den allerliebſten Ausdruck S. 162 bemerken, die Geſchichte der Fräulein von Sternheim ſey genothzüchtigt worden.

Das Regiſter der Schauſpieler erinnerte uns von neuem an die Ungerechtigkeiten, die Madame Henſel zu Wien erfahren müſſen, und die mit Recht geflohen hat

das undankbare Land,
Wo Kaltſinn und Kabale wohnen.

Die Lieder Sineds des Barden, mit Vorbericht und Anmerkungen von M. Denis, aus der Geſellſchaft Jeſu. Bei Trattnern. Wien 1773. 8. 290 S. ohne Vorbericht.

Seitdem ſchon manches gründlich gegen unſere Bardenpoeſie erinnert worden, haben es ſich die kleinen Kunſtrichterchen in Deutſchland zur Regel gemacht, über alle Barden nach ihrem Belieben zu ſchmähen, und der wahre Kenner des Guten wagt es kaum, auch ſeine Gedanken zu ſagen, und tritt dann wieder ab.

Wir ſind wider die Bardenpoeſie nicht eingenommen. Rechtſchaffenheit und Patriotismus wird in dieſem oder dem Tone der Gleimſchen Kriegslieder am beſten verbreitet; und der Dichter ſelbſt ſetzt ſich lieber in die Zeiten der Sittenunſchuld und der ſtarken Heldengeſinnung zurück, als daß er unſere tändelnden Zeiten beſänge. Wo ſind denn die ſchönen Thaten, die ein deutſcher Oſſian in unſern Zeiten beſingen könnte, nachdem wir unſern Nachbarn, den Franzoſen, unſer ganzes Herz eingeräumt haben? Einem Patrioten ſingt kein Dichter in dieſem Tone fremd, und

antike Griechiſche Schilderungen mit deutſchen Sitten verbrämt, ſind doch ja wohl eben der Fehler, oder wohl ein größerer, als Bardenpoeſie in unſerm Zeitalter. Wenn Tugend und Rechtſchaffenheit ſtatt der Kabale und der Laſter unſeres Jahrhunderts, ſtatt der Bosheit der Prieſter und unſeres Volkes, wieder einmal die Oberhand gewinnen, dann erſt kann der Barde ſeine Saiten umſpannen und ſeinen Zeiten gemäß ſingen. Indeß bringt jeder Barde ſein Opfer zur Verbeſſerung unſerer Sitten, und dieß hat auch hier Denis gethan.

Von dem Vorberichte über die alte vaterländiſche Dichtkunſt können wir nur weniges ſagen. Wir haben eben leider nichts Eigenes mehr aus jenen Zeiten, und wenn auch in Bibliotheken hie und da noch etwas wäre, ſo iſt weder Lohn noch Ermunterung genug, daß man ſich Mühe gäbe, dieſe Geſänge aufzuſuchen; und es werden ja die Minnegeſänge nicht einmal geleſen. Bei dieſer Gelegenheit erſuchen wir Klopſtock, uns mehr Nachricht von dem Barden zu geben, den er gefunden zu haben hofft. Welch ein angenehmes Geſchenk für die wenigen Liebhaber der alten Poeſie!

Nun kommen wir auf die Gedichte ſelber: 1) An Oſſians Geiſt. Ein Stück, Oſſians vollkommen würdig. Es enthält den Hauptinhalt der Oſſianſchen Gedichte, und zuletzt eine Klage über den verderbten Geſchmack unſerer Zeit, in einem ſanften klagenden Tone geſagt:

Seit dieſem Geſichte bewohn' ich
Die Vorwelt, und lerne die Weiſen
Der Barden, und rette der Töne
Zurück in mein Alter, ſo viel ich vermag.

Zwar haben mich viele verlaſſen,
Die vormal mir horchten! Sie klagen:
Die Steige, die Sined jetzt wandelt,
Ermüdet; wer wollte ſie wandeln mit ihm!

Doch Seelen, dem Liede geſchaffen,
Empfindende Seelen, wie deine,
Mein Lehrer! und ſind ſie ſchon wenig,
Die ſchließen bei meinen Geſängen ſich auf.

2) Lehren der Vola. 3) Hagbard und Sygna. 4) Odins Helafahrt. 5) Asbiörns Prudas Sterbelied. 6) Hakons Leichengeſang. 7) Regner

und Kraka. 8) Egills Löſegeſang. Sind Ueberſetzungen alter Barden, deren Werth man, ohne Schmeichelei, hochſchätzen wird, wenn man bedenkt, wie viel Mühe die Ueberſetzung eines ſolchen Stücks aus dem barbariſchen Latein den guten Sineb gekoſtet hat. Möchte er bald mehr ſolche Ueberſetzungen mittheilen.

9) Auf die Geneſung Thereſiens. War, ſo viel der Recenſent ſich erinnert, ſchon vorher bekannt. Der Vers fließt in dieſem Stück ſo ſanft, ſo voll Wohllaut, daß man zärtlich gerührt werden muß, und beſonders ſind dem Herrn Denis die Reime ſehr gut gerathen, die ſonſt eben den beſondern Beifall unſerer Barden nicht haben.

10) Bardenfeier am Tage Thereſiens. Iſt bekannt genug. 11) Auf Joſephs Krönung. Ein vortreffliches Lied in einem harmoniereichen lyriſchen Schwung.

12) Vier Gedichte auf die Reiſen Joſephs, wovon die drei erſtern ſchon lange bewundert worden ſind, und das letzte gewiß allgemeinen Beifall erhalten wird. Aber in dieſem iſt nicht Joſeph, der Held, ſondern Joſeph, der Vater, der Steurer des Mongels, beſungen:

Sein Herz,
Vaterempfindungen voll,
Flügelt ſich, Elbe! zu dir vom thürmenden Wien,
Flügelt ſich, Moldau, zu dir.
Harre nach Boten nicht,
Die dir dein Herrſcher ſchickt!
Joſeph iſt Herrſcher! kein Bot', er ſelber, er kömmt.

16) Die Seile des Pflügers. Auch ſchon lange bekannt.

17) An den Oberdruiden an der Ruhr. 18) An einen Bardenfreund. 19) Auf das Haupt der Starken bei den Markmännern. 20) An den Oberſten der Barden Teuts (Klopſtock). 21) An den Bardenführer der Brennenheere (Gleim). 22) An Friedrichs Barden (Ramler). 23) An den Oberbarden der Pleiße (Weiße). 54) An den beredteſten der Donaudruiden (Wurz). 25) Rhingulphs Lied an Sineb. 26) Sinebs Geſicht. Beide ſchon aus den Almanachen bekannt. 27) An einen Jüngling! Wie vieles müßten wir ſagen, wenn wir von jedem beſonders reden wollten! Die meiſten ſind ganz vortrefflich; dagegen ſtoßen wir aber auch hie und da auf matte Stellen, die wir hinweg wünſchten. Bei einem Barden,

der ſonſt ſo erhaben ſingt, wird man unter dem Leſen ſchwacher Stellen etwas unwillig, da überdieß dieſe Flecken ſich ſo leicht abwiſchen laſſen. Doch iſt das Gute auch deſto vollkommener, und dieſer kleine Tadel ſoll keinen Leſer abſchrecken, dieſe dennoch vortrefflichen Stücke zu leſen.

28) Vaterlandslieder. a) Die Vorzüge ſeines Vaterlandes. b) Freude über den Ruhm der vaterländiſchen Weiſen. c) Wider die Nachahmung der alten Griechen und Römer in deutſchen Geſängen. d) Freude über den Frieden und Ruhe ſeines Vaterlandes. 29) Morgenlied. 30) Abendlied. 31) Gruß des Frühlings. 32) Das Donnerwetter. 33) Klagen. a) Auf Gellerts Tod. b) Ueber den Geſchmack einiger ſeines Volkes. c) Ueber die Erziehungsart vieler deutſchen Kinder. d) Ueber den Tod des Untervorſtehers am Thereſianum Hohenwart. e) Ueber die Arme ſeines Volks. f) Ueber den Tod eines geliebten Vogels. Dieſe Elegie darf weder mit Catulls noch Ramlers Nänie verglichen werden. Sie enthält viel Artiges, aber den Recenſenten däucht auch manches ſehr gezwungen darin. Deſto ſtärker und eindringender aber ſind die vorhergehenden Klagen geſchrieben, von welchen nur die über Gellerts Tod uns bekannt war. O Deutſchland, höre doch einmal deine fromme Barden, und folge ihnen! Sie ſingen jetzt noch immer Mitleid — aber ſie können auch fluchen über die Sitten ihres Volkes. 34) Urlaub von der ſichtbaren Welt. In allen dieſen Gedichten athmet menſchliches Gefühl, Patriotismus, Haß des Laſters und der Welchlichkeit, und Liebe der Heldeneinfalt. Oft ſpricht der Barde kühn, oft eindringend, oft ſanft und zärtlich — oft thränend.

Er hat ſeinen Gedichten Anmerkungen beigefügt, vielleicht um den bellenden Hunden aus dem Wege zu treten, welche über Klopſtocks Oden und die Dunkelheit darin ſo ein lautes Geheule angefangen. Schirach und Conſorten werden freilich auch jetzt noch nicht zufrieden ſeyn, wenn gleich der Barde zu ihrer Schwachheit ſich oft genug herabgelaſſen hat.

Wir können Herrn Denis verſichern, daß wir ſeine Lieder mit vielem Vergnügen geleſen haben.

Nun wird nächſtens Herr Maſtalier auch eine Sammlung ſeiner Gedichte veranſtalten, welcher wir mit Freuden entgegenſehen.

Endlich gewinnt doch vielleicht die gute Sache des Geſchmacks durch die Bemühungen ſo vieler wackern Männer die Oberhand.

Briefe über die wichtigſten Wahrheiten der Offenbarung. Zum Druck befördert durch den Herausgeber der Geſchichte Uſongs. Im Verlag der neuen Buchhandlung. Bern 1772. 8. 223 S.

Dieſe Briefe waren anfangs als ein Anhang zum Uſong beſtimmt. Allein weil dieſes ein Buch iſt, wo Liebe, Krieg und Geſchäfte des gemeinen Lebens vorkommen, ſo konnten, ſagt der Verfaſſer in der Vorrede, die Angelegenheiten der Ewigkeit nicht damit vermiſcht werden. Auch verwahrt ſich der Herr Präſident dagegen, daß blöde Leſer in dieſen Briefen eines Vaters an ſeine Tochter nicht ihn ſuchen ſollten. „Dieſe beiden Namen hat man beibehalten," ſagt er, „weil ſie die unſchuldigſten Bande der Liebe bezeichnen, die auf Erden möglich ſind. — Allein es wäre eine unerträgliche Eitelkeit, an mich ſelber zu denken, wenn ich von Gott ſpreche."

Dieſe Briefe ſind hauptſächlich gegen die ſtolzen Weiſen unſeres Jahrhunderts gerichtet, die in Gott noch etwas anders als den Strafrichter des ſchändlichen Menſchengeſchlechts ſehen; die da glauben, das Geſchöpf ſeiner Hand ſey kein Ungeheuer, dieſe Welt ſey in den Augen Gottes noch etwas mehr als das Wartezimmer des künftigen Zuſtandes, und die ſich vielleicht gar vermeſſen zu hoffen, er werde nicht in alle Ewigkeit fort ſtrafen. Der Herr Verfaſſer beſtreitet dieſe, nach ſeiner Meinung, der Moralität ſo nachtheiligen Sätze mit allem Eifer. „Dieſer Stolz," ſagt er S. 18, „iſt der Seele eigen, und hat nicht in den groben Elementen ſeinen Sitz." S. 20. „Bei Gott iſt kein Vergeſſen: das Vergeben iſt eben ſo wenig von Gott zu gedenken. Der Widerwille Gottes wider das begangene Böſe behält ewig ſeine Stärke, und ewig ſeine Folgen." S. 22. „Der Menſch wird mit der Quelle alles Uebels, mit dem Eigenwillen, geboren. Dieſer Eigenwille herrſcht in einem Kinde unumſchränkt, noch ehe als es andere Beiſpiele geſehen hat; es ſträubt ſich mit ſeinen ſchwachen Gliedern gegen allen Zwang." Auch die beſten Menſchen ſind in dem Herzen Räuber und Mörder. „Denn (S. 24) eine neue Philoſophie hat es gerade heraus geſagt: Wenn Wünſche tödten könnten, die Beſitzer eines Guts, das mir gefiele, wären in großer Gefahr ihres Lebens geweſen." Oft hat der Herr Präſident mit ſchmerzhaftem Lächeln geſehen, wie die bewunderten Dichter mit einer niedrigen Eiferſucht das Verdienſt verkleinern, das dem

ihrigen gleich hoch zu wachsen drohen möchte; wie sie mit bittern Grimme diejenigen verfolgen, die ihnen nicht räuchern. Wir haben es auch gesehen. Allein wir schließen nicht daraus, daß alle Wasser, die getrübt werden können, Kothlachen sind. Noch eine bisher neue Philosophie über die Dinge dieser Welt haben wir aus dieser Schrift gelernt. S. 191 sagt der Verfasser: „Hätte Gott die sündigen Menschen hier und in der Ewigkeit der Herrschaft des Lasters übergeben, ohne Beweise seiner Ungnade gegen die thätige Bosheit zu geben, so wäre er nicht mehr der Richter der Welt gewesen, und seine vernünftigen Geschöpfe hätten bei ihrer Tugend keine Belohnung.“ Also, wenn Gott nicht ausdrücklich gesagt und verboten hätte: „Hasse deinen Bruder nicht!“ so würde mein Haß keine schädlichen Folgen gehabt haben! Die Unmäßigkeit würde meinen Körper nicht zerrüttet, und das Laster meine Seelenruhe nicht gestört haben! Auch von der Ewigkeit bekommen wir die sichersten Nachrichten. Der Mensch besteht, wie wir aus dem Katechismus wissen, aus Augenlust, Fleischeslust und hoffärtigem Wesen. Daraus zieht der Verfasser sein System des künftigen Zustandes. „Wollust und Geiz geht nicht mit uns in die Ewigkeit über“ (S. 192). Warum? „Weil wir keine Glieder mehr zur Wollust haben, und weil dort kein Gold ist. Aber der Stolz geht über.“ Von allen Wegen der Vorsehung wird überhaupt durch das ganze Buch immer der wahre und einzige Grund angegeben. S. 200. „Der von Gott (durch einen Mittler) erwählte Weg war den Grundtrieben des menschlichen Herzens am angemessensten. Warum? Es wird durch Furcht und Hoffnung beherrscht.“

Wir übergehen die Ausfälle gegen die Feinde der Offenbarung, die öfters Luftstreiche sind, die Räsonnements über die Geschichte der Menschheit zu den Zeiten des Erlösers, und die vielen auf einen Haufen geworfenen Beweise für das Christenthum, von denen man so wenig, wie von einem Bündel Ruthen, fordern darf, daß sie alle gleich stark seyn sollen. Auch gegen Ordnung und Composition darf man nichts sagen, wenn man nicht in die Ketzerliste eingetragen seyn will. Allein wir geben allen Fanatikern von beiden entgegengesetzten Parteien zu bedenken, ob es dem höchsten Wesen anständig sey, jede Vorstellungsart von ihm, dem Menschen und dessen Verhältniß zu ihm zur Sache Gottes zu machen, und darum mit Verfolgungsgeiste zu behaupten, daß das, was Gott von uns als gut und böse angesehen haben will, auch vor ihm gut und böse sey,

oder ob das, was in zwei Farben für unſer Auge gebrochen wird, nicht in Einen Lichtſtrahl für ihn zurückfließen könne. Zürnen und vergeben ſind bei einem unveränderlichen Weſen doch wahrlich nichts als Vorſtellungsart. Darin kommen wir alle überein, daß der Menſch das thun ſolle, was wir alle gut nennen, ſeine Seele mag nun eine Kothlache oder ein Spiegel der ſchönen Natur ſeyn, er mag Kräfte haben, ſeinen Weg fortzuwandeln, oder ſiech ſeyn und eine Krücke nothwendig haben. Die Krücke und die Kräfte kommen aus Einer Hand. Darin ſind wir einig, und das iſt genug!

Eden, das iſt: Betrachtungen über das Paradies, und die darinnen vorgefallenen Begebenheiten. Nebſt Vorrede von Dr. Carl Friedrich Bahrdt, Profeſſor zu Gießen. Frankfurt a. M. 1772. 8. 161 S.

Es gehört dieſe Schrift zu den neuern menſchenfreundlichen Bemühungen der erleuchteten Reformatoren, die auf einmal die Welt von dem Ueberreſt des Sauerteigs ſäubern, und unſerm Zeitalter die mathematiſche Linie zwiſchen nöthigem und unnöthigem Glauben vorzeichnen wollen. Wenn dieſe Herren ſo viele oder ſo wenige Philoſophie haben, ſich das Menſchenlehren zu erlauben, ſo ſollte ihnen ihr Herz ſagen, wie viel unzweideutiger Genius, unzweideutiger Wandel, und nicht gemeine Talente zum Beruf des neuen Propheten gehören. Wenn ſie Welterfahrung beſitzen, ſo werden ſie ſich bei einem großen Publicum — und das größte glauben ſie doch vor Augen zu haben — ungern erlauben, auch nur Terminologiepagoden umzuſtoßen und aufzuſtellen, wenn ſie bedenken, welche heilige, ihren Brüdern theure Begriffe unter dieſen Bildern umarmt werden. Aber ihr ikonoklaſtiſcher Eifer geht weiter. Sie wagen ſich an nichts weniger als an vollkommen bibliſche Begriffe.

Auch dieſer Tractat will die ganze Lehre der Schrift von dem Teufel wegräſonniren — ein Verfahren, das mit der allgemeinen Auslegungskunſt, auch des ſtrengſten Denkers, ſtreitet; denn wenn je ein Begriff bibliſch war, ſo iſt es dieſer. Er hängt ſo ſehr mit der Lehre des Morgenländers von der menſchlichen Seele, ſeiner Idee von Moralität, natürlichem Verderben u. ſ. w. zuſammen, wird durch ſeine Sittenſprüche,

Allegorien und Dogmata aller Zeiten und Secten ſo ſehr beſtätigt, daß, wenn man auch dem Worte Gottes nicht mehr zugeſtehen wollte als jedem andern menſchlichen Buche, man dieſe Lehre unmöglich daraus verdrängen kann. So viele Stellen der Apoſtel und Evangeliſten gehen davon aus, und kehren dahin zurück, daß, wenn es auch nur ein von Chriſto in ſeinem Zeitalter vorgefundener Begriff wäre, er doch durch ihn geheiligt und beſtätigt worden; und nur allein der Vorſehung iſt es vorbehalten zu beſtimmen, wie viel Wahrheit ſie uns auch hierin hat entdecken oder verhüllen wollen. Wäre ferner die Lehre von einem Teufel ein nicht in der heiligen Schrift ausdrücklich gelehrter Satz, welches doch nie zu erweiſen ſeyn wird, wäre es dem großen Haufen nur Vorſtellungsart von einem Principium des Uebels, ſo wäre es ſchon als ein glücklich gefundener Markſtein nicht zu verrücken. Oder wäre er auch nur ein in die trüben Canäle der Syſteme abgeleiteter Satz, der aber von da in den öffentlichen Unterricht gefloſſen und Katechismusnahrung geworden, ſo würde er auch von dieſer Seite ehrwürdig genug ſeyn, um in ihm nicht die Ruhe und Seelenſicherheit ſo vieler zu ſtören, die leicht zu verwunden, aber ſchwer zu heilen iſt. Hätte der Verfaſſer ſich den Schriften Moſis auch nur als einem der älteſten Monumente des menſchlichen Geiſtes, als Bruchſtücken einer Aegyptiſchen Pyramide mit Ehrfurcht zu nähern gewußt, ſo würde er die Bilder der Morgenländiſchen Dichtkunſt nicht in einer homiletiſchen Sündfluth erſäuft, nicht jedes Glied dieſes Torſo abgeriſſen, zerhauen und in ihm Beſtandtheile deutſcher Univerſitätsbegriffe des achtzehnten Jahrhunderts aufgedeckt haben. Es iſt ekelhaft anzuſehen, wenn uns ein ſolcher Scribent wie dieſer unterſcheiden will: das hat die ewige Weisheit unter der Geſchichte Edens, unter dem Bild der Schlange gelehrt, und das hat ſie nicht gelehrt. Man durchgehe nur den Inhalt der Betrachtungen, der dem Buche vorſteht, und ſehe, was er nicht alles lehren will! Nur Schade, daß er das Stück des Inhalts über jede einzelne Betrachtung ſetzt, und dadurch den Leſer noch aufmerkſamer auf den Beweis macht! Unſere Leſer erlauben uns, nur den Inhalt einiger Paragraphen herzuſetzen. „§. 45. Das menſchliche Blut wird unter dem Bild einer Schlange vorgeſtellt; §. 46. dieſem Blut kann eine Liſt beigelegt werden; §. 47. und eben ſowohl eine Rede. §. 50 Der Fluch der Schlange ſchickt ſich auch ganz wohl auf das menſchliche Blut; §. 51. hieraus erhellet, warum das

Blutvergießen zum Mittel der Versöhnung gemacht worden ist. §. 85. Man kann gar wohl sagen, das Opfer des Blutes Christi versöhne uns, indem es unser eigenes Blut des Lebens, d. i. seiner Wirksamkeit, beraubt.“ Mit dieser Dreistigkeit erklärt er die sonderbarsten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit, worunter gewiß die Opfer gehören, und von deren Entstehung der scharfsinnigste Geist nichts zu lallen vermag, wenn er keinen positiven Befehl Gottes annehmen will.

Bekehrungsgeschichte des vormaligen Grafen J. F. Struensee, nebst desselben eigenhändiger Nachricht von der Art, wie er zu Aenderung seiner Gesinnung über die Religion gekommen ist. Von Dr. B. Münter. Kopenhagen 1772. 8. 312 S.

Drei Arten von Menschen werden diese Bekehrungsgeschichte mit Vergnügen lesen: der Neugierige, der nur immer fragt: Was hat der gesagt, und was sagte jener? der dumme Bigotte, der zufrieden ist, wenn einer vor seinem Tode schön gebetet hat; und der ehrliche ebene Mann, der sich freut, wenn sein sterbender Nebenmensch an dem Rand des Grabes Beruhigung und Trost gefunden zu haben glaubt, ohne sich gerade darum zu bekümmern, auf was für einem Wege er dazu gekommen ist, und ob er selbst auf diese Art dazu gekommen wäre. Der denkende Theolog und der Philosoph werden aber wenig Antheil an diesen Blättern nehmen können.

Wir hatten gehofft, in dem unglücklichen Grafen einen Mann zu finden, der nach langen und tiefen Beobachtungen des physischen und moralischen Zustandes des Menschen, nach kühnen und sichern Blicken in die Oekonomie der Schöpfung, mit ausgebreiteter Kenntniß der Welt sich ein zusammenhangendes Religionssystem gebaut hätte, in dem wenigstens einige Festigkeit oder doch nur Glanz zu sehen wäre. Dieses System, dachten wir, wird Herr Dr. Münter mit warmem Gefühl, mit erleuchteter Vernunft bestreiten; er wird mit seinem armen Freunde durch die Labyrinthe seiner Untersuchungen wandern, wird seinen wahren Begriffen Allgemeinheit geben, wird, seine Irrthümer zu heilen, seine Augen zu einem großen Blick über das Ganze öffnen, wird ihm die Religion in ihrer Simplicität zeigen, wird wenig von ihm fordern, um viel zu

TAYLOR INST. OXFORD

erhalten, und lieber den Funken im Herzen, ſollte es auch bis in's Grab nur Funke bleiben, zu nähren und zu bewahren als die hellſte Flamme in der Phantaſie aufzutreiben ſuchen. Wir fanden uns aber betrogen.

Struenſee war ſo wenig Philoſoph, als es Herr Dr. Münter zu ſeyn ſcheint; und wahrlich, wäre es einer oder der andere um ein Quentchen mehr geweſen, ſo würden ſie nimmermehr mit einander zurecht gekommen ſeyn. Struenſee eröffnet §. 10 ſeine Begriffe von der Metaphyſik des Menſchen: er hält ihn für eine Maſchine, will ihm aber die Freiheit nicht abſprechen, die jedoch durch die Empfindungen beſtimmt würde. Die Handlungen ſeyen nur unmoraliſch, in ſofern ſie der Geſellſchaft ſchadeten; an ſich ſey alles gleichgültig. Ein ſo übel zuſammenhängendes Gewebe war leicht zerriſſen. Herr Dr. Münter ſetzte Hypotheſe gegen Hypotheſe, und ſo ſehr die ſeinige mit willkürlichen Begriffen und Kunſtwörtern ausgeſtopft war, die Struenſee gewiß nicht oder wenigſtens nicht ſo wie ſein Gegner verſtand, ſo war ſie doch leicht wahrſcheinlicher zu machen als die Struenſeeſche, die in ſich nichts taugte. Schon in der dritten Unterredung wünſchte der Graf die Unſterblichkeit. Er hatte Jeruſalems Betrachtungen geleſen, und dieſe verleiteten ihn zu ſeinem Wunſch, der Herrn Dr. Münter die übrige Bekehrung außerordentlich erleichterte. Nun war nichts übrig als dem Grafen ſeine Verbrechen recht empfindlich zu machen, und ihn zu zwingen, Troſt zu ſuchen. Das war auch die Operation, die Herr Dr. Münter vornahm, und die die natürliche Wirkung hatte, daß Struenſee, der nie Philoſoph war, mit beiden Händen zugriff, und ſich alles gefallen ließ, was ihn tröſten und ihm ein Glück jenſeits des Grabes verſprechen konnte, da dieſſeits keins mehr für ihn da war.

Man leſe dieſe ganze Schrift, und insbeſondere die Nachricht des Grafen ſelbſt, ſo wird man, wenn wir uns nicht ſehr betrügen, dieſen Gang ſeiner Seele leicht finden, den Mann, der lange an einer Kette auf einem mühſeligen Weg herumgezogen wurde, ſich losreißt, und unbekümmert, ob er auf Weg oder Wüſtenei geräth, ſo lange herumſchlendert, bis er in einen Abgrund ſinkt, vor dem er zittert. Im Fallen ſtrengt er ſeine Phantaſie an mit tröſtenden Hoffnungen von Ruhe, von Freude, von Glückſeligkeit am Boden des Abgrundes, ſeinen Fall zu erleichtern, oder in jedem Wind den Gang eines Engels zu hören, der ihn aufhalten und zu glücklichern Gefilden tragen werde.

Wir wollen dadurch weder des Herrn Dr. Münter menſchenfreundliche

Bemühungen tadeln, noch des unglücklichen Grafen Bekehrung in Zweifel ziehen. Struenſee wußte wohl ſelbſt nicht, wo ſein Glauben lag; wie ſollte es Herr Dr. Münter wiſſen? Und da ſich der Proſelyte immer im allgemeinen auf Bücher berief, und in den fürchterlichen kurzen Stunden, die ihm noch übrig waren, ſo ganz roh von Begriffen war, ſo war auch zu einer wahren Umbildung des Herzens und der Denkungsart, wenigſtens in dem Weg, den Menſchenaugen ſehen können, keine Zeit vorhanden. Ueber den Werth der Bekehrung kann aber Gott allein urtheilen; Gott allein kann wiſſen, wie groß die Schritte ſeyn müſſen, die hier die Seele thun muß, um dort ſeiner Gemeinſchaft und dem Wohnplatz der Vollkommenheit und dem Umgang und der Freundſchaft höherer Weſen näher zu kommen.

Das iſt unſer Urtheil über dieſe Bogen, die wir demungeachtet allen Eltern, Lehrern, Predigern und übertriebenen Devoten angelegentlichſt empfehlen, weil ſie aus ihnen die große Wahrheit lernen werden, daß allzu ſtrenge und über die Gränzen gedehnte Religionsmoral den armen Struenſee zum Feind der Religion gemacht hat. Tauſende ſind es aus eben der Urſache heimlich und öffentlich, Tauſende, die Chriſtum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn ihnen als einen Freund, und nicht als einen mürriſchen Tyrannen vorgemalt hätte, der immer bereit iſt, mit dem Donner zuzuſchlagen, wo nicht höchſte Vollkommenheit iſt. Wir müſſen es einmal ſagen, weil es uns ſchon lange auf dem Herzen liegt: Voltaire, Hume, Lamettrie, Helvetius, Rouſſeau und ihre ganze Schule haben der Moralität und der Religion lange nicht ſo geſchadet als der ſtrenge, kranke Paſcal und ſeine Schule.

Ausſichten in die Ewigkeit, in Briefen an Zimmermann; dritter und letzter Band. Zürich 1772. 8. 382 S.

Es war immer ſo und natürlich, daß der nach Ewigkeit Hungernde und Dürſtende ſolche Speiſen ſich droben in Phantaſie bereitete, die ſeinem Gaumen hier angenehm waren, ſein Magen hier vertragen konnte. Der weiche Orientale bepolſtert ſein Paradies um wohlgeſchmückte Tiſche, unter unverwelklichen Bäumen, von denen Früchte des Lebens über die Auserwählten und ihre ewig reinen Weiber herabhängen. Der brave Norde überſchaut vor Asgard in den Tiefen des Himmels unermeßlichen

Kampfplatz, ein erwünſchtes Feld ſeiner unzerſtörlichen Stärke, ruht dann, ſein Glas Bier mit Heldenappetit auszechend, neben Vater Odin auf der Bank. Und der gelehrte, denkende Theolog und Weltkündiger hofft dort eine Akademie, durch unendliche Experimente, ewiges Forſchen ſein Wiſſen zu vermehren, ſeine Kenntniß zu erweitern.

Herr Lavater wird uns verzeihen, wenn wir ſeinen Plan zur Ewigkeit, den er, nach ſich berechnet, freilich für allgemein halten muß, nur für einen ſpecialen, und vielleicht den ſpecialſten anſehen können.

In dem erſten Theil S. 23 erklärte er ſich ſchon, wie er ſein Gedicht für den denkenden und gelehrten Theil der Menſchen, beſonders Chriſten, beſtimme. Bisher hat er Wort gehalten, und eröffnet nur Ausſichten für Denkende und Gelehrte; wenigſtens iſt mit allzu großer Vorliebe für dieſe geſorgt; ſie ſtehen überall vornen an, und Newton und Leibnitz haben zu anſehnliche Vorzüge vor Bürgern und Bauern, als daß man nicht merken ſollte, einer ihrer Familie habe den Hofſtaat dieſes Himmelreichs zu beſtallen gehabt.

Herr Lavater macht kein Geheimniß, daß Bonnet ihm den erſten Anlaß gegeben. Wie deutlich ſieht man nicht in dem zwölften Briefe, dem letzten des zweiten Bandes, eine Seele, die, von Speculation über Keim und Organiſation ermüdet, ſich mit der Hoffnung letzt, die Abgründe des Keims dereinſt zu durchſchauen, die Geheimniſſe der Organiſation zu erkennen, und vielleicht einmal da als Meiſter Hand mit anzulegen, wovon ihr jetzt die erſten Erkenntnißlinien nur ſchwebend vordämmern; eine Seele, die, in dem großen Traum von Weltall, Sonnendonnern und Planetenrollen verloren, ſich über das Irdiſche hinauf entzückt, Erden mit dem Fuß auf die Seiten ſtößt, tauſend Welten mit einem Finger leitet und dann wieder in den Leib verſetzt, für die mikromegiſchen Geſichte Analogie in unſern Kräften, Beweisſtellen in der Bibel aufklaubt.

Von dem gegenwärtigen Theile, der dreizehn Briefe enthält, müſſen wir ſagen, daß ſie nach unſerer Empfindung ſogar hinter den vorigen zurückbleiben. Und wir haben in dieſen Briefen nichts geſucht, als was uns der Verfaſſer verſprach, ausgegoſſene Ahnungen, innige Empfindungen von Freund zu Freund, und Samenblätter von Gedanken; und ſtatt allem dieſem finden wir Räſonnement und Perioden, zwar wohl gedacht und wohl geſprochen, aber was ſoll uns das!

Schon da wir vor dem erſten Theile den Inhalt der zukünftigen Briefe durchſahen, machte es einen unangenehmen Eindruck auf uns, die Abhandlungen von Erhöhung der Geiſtes-, ſittlichen und politiſchen Kräfte in Briefe abgetheilt zu ſehen. Was heißt das anders als durch gelehrtes Nachdenken ſich eine Fertigkeit erworben haben, auf wiſſenſchaftliche Claſſificationen eine Menſchenſeele zu reduciren. Und da wir nun gar die Briefe ſelbſt durchſchauen, finden wir, was wir vermuthen konnten, aber doch immer weniger, als wir vermutheten. Im dreizehnten Brief, von Erhöhung der Geiſteskräfte; logiſch-metaphyſiſche Zergliederung der Geſchäftigkeit unſeres Geiſtes, durch Multiplication jenes Lebens würdig gemacht. Er ſchließt wie in den vorhergehenden Briefen: „Heben wir hier Eins, ſo heben wir dort tauſend," als wenn nicht eben in dieſem Mehr oder Weniger das Elend dieſer Erde beſtünde. Doch das geht durch's ganze Buch durch! Denn auch in dieſem Briefe tritt Erkenntniß vornen an, die ewige Wißbegierde, das ſyſtematiſirende Erfahrungſammeln. Hat er nie bedacht, was Chriſtus den großen Hanſen an's Herz legt: „Wenn ihr nicht werdet wie dieſe Kindlein," und was Paulus ſpricht: das Stückwerk der Weiſſagungen, des Wiſſens, der Erkenntniß werde aufhören, und nur die Liebe bleiben. Aber ach! im vierzehnten Brief führt er die Liebe erſt auf den Schauplatz; und wie? Ueber unſere ſittlichen Kräfte, nach Anlaß theologiſcher Moral mit einiger Wärme homiletiſirt er, daß Phraſe die Empfindung, Ausdruck den Gedanken meiſt ſo einwickelt, daß alles zuſammen auf das Herz gar keine Wirkung thut. Nicht beſſer iſt's im funfzehnten und ſiebzehnten Briefe. In jenem ſind uns die Knechtſchaft und Herrſchaft anſtößig geweſen; bibliſch-bildlich mögen ſie ſeyn, der Empfindung zuſagend ſind ſie nicht, und die Analogie aus dieſem Leben nicht gedacht. Haben hier funfzig Läſſige nöthig, durch Einen Wirkſamen ermuntert zu ſeyn, muß es hier Menſchen geben, die Mittelpunkt ſind und Sonne; aber dort, wo alles, Hinderniß und Trägheit, wegfallen ſoll! — Wir wollen uns in kein Widerlegen und Vordrängen unſerer Meinungen einlaſſen. In dem ſiebzehnten Brief, von den geſellſchaftlichen Freuden des Himmels, iſt viel Wärme, auch Güte des Herzens, doch zu wenig, um unſere Seele mit Himmel zu füllen. Dem ſechzehnten Brief, von der Sprache des Himmels, wollen wir ſein Wohlgedachtes nicht ableugnen, doch quillt auch da nichts

aus der Seele, es ist so alles in die Seele hereingedacht. Der achtzehnte und neunzehnte Brief, von Vergebung der Sünden und den seligen Folgen des Leidens, werden hoffentlich die heilsame Wirkung haben, gewisse Menschen über diese Materie zu beruhigen. Wir sagen gern von den übrigen nichts; über das einzelne haben wir nichts zu sagen, wir sind viel zu sehr mit der Vorstellungsart, aus der Herr Lavater schreibt, vertraut, als daß wir ihn von den Seiten chikaniren sollten, von denen er schon so viel hat leiden müssen. Und aus unserm Gesichtspunkt haben wir gesagt, was wir zu sagen hatten; der grübelnde Theil der Christen wird ihm immer viel Dank schuldig bleiben. Er zaubert ihnen wenigstens eine herrliche Welt vor die Augen, wo sie sonst nichts als Düsterheit und Verwirrung sahen.

Noch einige Worte von dem zu erwartenden Gedichte. Hätte Lavater für den empfindenden Theil der Menschen zu singen, sich zum Seher berufen gefühlt, er hätte übel gethan, diese Briefe zu schreiben, würde sie auch nicht geschrieben haben. Er hätte empfunden für alle; die aus seinem Herzen strömende Kraft hätte alle mit fortgerissen. Allein als Denker Denkenden ein genugthuendes Werk zu liefern, da ihr ehe hundert Herzen vereinigt als zwei Köpfe, da sollte er wohl Gesichtspunkte variiren, Scrupel aus dem Wege räumen; und dazu bestimmte er die Briefe. Wir wissen nicht, ob er den Zweck durch sie erreicht. Seinem alten Plan bleibt er getreu, seinen Gesinnungen auch, trotz allem Widerspruch. Da dünkt's uns dann, er hätte doch besser gethan, gleich mit der ersten Wärme an's Gedicht zu gehen, und zu wagen, was er doch noch wagen muß.

Wir wünschen ihm Glück zu seiner Unternehmung. Und wenn er irgend einen Rath von uns hören mag, so hat er über diese Materien genug, ja schon zu viel gedacht. Nun erhebe sich seine Seele, und schaue auf diesen Gedankenvorrath, wie auf irdische Güter, fühle tiefer das Geisterall, und nur in andern sein Ich. Dazu wünschen wir ihm innige Gemeinschaft mit dem gewürdigten Seher unserer Zeiten, rings um den die Freude des Himmels war, zu dem Geister durch alle Sinne und Glieder sprachen, in dessen Busen die Engel wohnten; dessen Herrlichkeit umleuchte ihn, wenn's möglich ist, durchglühe ihn, daß er einmal Seligkeit fühle und ahne, was sey das Lallen der Propheten, wenn ἄῤῥητα ῥήματα den Geist füllen!

Predigten über das Buch Jonas von Johann Caspar Lavater, gehalten in der Kirche am Waisenhause. Winterthur 1773. Die erste Hälfte. gr. 8. 254 S.

Jedes große Genie hat seinen eigenen Gang, seinen eigenen Ausdruck, seinen eigenen Ton, sein eigenes System, und sogar sein eigenes Costüm. Wenn das nicht wahr wäre, so müßten wir unsern Lavater für die allerseltsamste Erscheinung von der Welt halten. Wir müßten bei Vergleichung einer Lavaterschen Schrift mit der andern den selksamsten Contrast, und selbst in einer und derselben Schrift die wunderbarste Vermischung von Stärke und Schwäche des Geistes, von Schwung und Tiefe der Gedanken, von reiner Philosophie und trüber Schwärmerei, von Edlem und Lächerlichem zu erblicken glauben. Allein der Recensent hat diesen Mann seit einiger Zeit genauer studirt, und würde sich nun der Sünde fürchten, dieses Urtheil über ihn zu fällen. Jener Contrast ist bloß scheinbar, so wie überhaupt der Begriff von dem, was man Contrast nennt, eigentlich nur relativ ist. Denn eigentlich nennen wir alles so, was dem gemeinen Haufen der Menschen, auf und neben einander gestellt, lächerlich und abgeschmackt vorkommt. Ist aber jedes große Genie zugleich Original, hat es, seiner Natur nach, seinen eigenen Gang, sein eigenes Costüm, wie wir oben sagten, so ist das in Beziehung auf ihn nicht mehr Contrast, und der Zuschauer muß seine Weise mit Ehrerbietigkeit betrachten, ohne sich unterfangen zu wollen, jeden Schritt desselben nach dem gemeinen Maaßstabe zu beurtheilen. Er muß, was ihm ungewöhnlich ist, mit abgewandten Blicken vorbeilassen; oder, wenn er so demüthig seyn kann, anstaunen, und so wenig er begreifen kann, wie der Mann darauf kam, dennoch damit sich beruhigen, daß er zu sich selbst sage: So denkt, so spricht nur — ein Lavater! Und also nun kein Wort weiter von dem, was ein anderer Recensent vielleicht würde gerügt haben.

Herr Lavater hat diese Predigten seinem durch mancherlei Demüthigungen bewährten lieben Freund und Bruder Hasenkamp, Rector am Gymnasium zu Duisburg, zugeeignet, und uns von ungefähr einen Fingerzeig auf die Ungründlichkeit mancher Urtheile von seiner Denkart gegeben, den wir nicht unbemerkt lassen können. „Menschlichkeit auszubreiten, lieber Freund, Menschlichkeit, diese erste und letzte

Menſchentugend, iſt einer meiner Hauptzwecke bei dieſen Predigten. Dieß, lieber Bruder, ſey dir ein Wink! Herzlich gern möchte ich mich noch länger über wichtige Reichsangelegenheiten Chriſti mit dir unterhalten (ſo denkt, ſo ſpricht nur — ein Lavater! alſo nur geduldig darüber hin, lieber Leſer!), aber ich kann es nicht. Ich ſage alſo nur noch: Sey weiſe, ſey ein Mann! Widerſetze dich ferner, lieber Bruder, mit Weisheit, Sanftmuth und leuchtender Stärke des Geiſtes und Herzens den beiden großen Feinden der Wahrheit und Tugend: ich meine das emporbrauſende chriſtusleere Chriſtenthum auf der einen, und die vernunftloſe Schwärmerei auf der andern Seite.“ Sprich, lieber Leſer, ob unſer Lavater nicht vortrefflich denkt? aber, ſprich, ob es nicht höchſt wünſchenswürdig wäre, daß man beide dieſe Feinde beſſer kennen lernte, als ſie die meiſten kennen? Denn wie viele wiſſen die große Frage richtig zu beantworten: Was heißt chriſtusleeres Chriſtenthum? was vernunftloſe Schwärmerei? welches ſind ihre Gränzlinien, welche die Mahlzeichen des Thiers? Möchte ſie doch einſt ein Lavater beantworten!

Die erſte der Predigten handelt von der Allgemeinheit der göttlichen Vorſehung. Vorn erzählt Herr Lavater ſchön und ungekünſtelt den ſonderbaren Ruf des Jonas aus der Geſchichte des Textes. Wobei wir uns doch gewundert haben, wie Herr Lavater ſagen konnte: „Das iſt ſchwer zu begreifen, daß er auf den tollen Einfall gerieth, vor dem Angeſichte des Herrn zu fliehen und ſeiner allgegenwärtigen Hand gleichſam zu entlaufen,“ da doch die Anmerkung ſo alt als richtig iſt, welche die beſten Ausleger zu Ablehnung dieſes Vorwurfs gemacht haben, daß ein allgemeines Nationalvorurtheil bei den Juden war, als ob (פְּנֵי יְהוָה) das Angeſicht Gottes nur über die Juden leuchte; das heißt, daß Gott nur unter ſeinem Volke ſeine Specialprovidenz durch unmittelbare Offenbarungen und andere beſondere Wirkungen äußere, ja daß er ſich um die Heiden gar nicht bekümmere und ſie ſeiner Vorſorge würdige. Unfehlbar hatte auch Jonas den Gedanken, wenn er nur Gott (wie man ſagt) aus dem Geſichte, das heißt aus Paläſtina, wäre, ſo würde er von ſo unangenehmen Aufträgen nichts weiter zu befürchten haben. Und läßt nicht ſelbſt der ehrliche Charakter des Jonas, den Herr Lavater in der Folge rühmt, jeden nachdenkenden Leſer vermuthen, daß eine ſolche durch ein allgemeines Vorurtheil geſtimmte Schwachheit bei dieſer Flucht zum Grunde müſſe gelegen haben? S. 22

iſt der Gedanke: „Mir ſcheint unter allen (heiligen Verfaſſern) keiner ſo ganz ausdrücklich, ſo ganz durchaus, und mit dem größten Fleiße dieß (nämlich die allwaltende Vorſehung Gottes glaubwürdig, und ſo viel wie mözlich handgreiflich zu machen) immer vor dem Auge gehabt zu haben, wie der Verfaſſer dieſes Buchs." unfehlbar etwas übertrieben. Wir dürfen Herrn Lavater nur an das Buch Hiob erinnern, um ſeine Beiſtimmung zu erhalten. Im Buch Hiob iſt unfehlbar der Satz: „Gottes Vorſehung iſt unergründlich, aber doch immer durch den Ausgang groß und bewundernswürdig," die offenbare Hauptabſicht des Verfaſſers geweſen, ſo wie ich glaube, daß im Buche Jonas der Zweck war, obgedachtes Jüdiſches Vorurtheil zu widerlegen und zu zeigen, daß ſich Gottes Vorſehung auch auf die Heiden erſtrecke. Der Gedanke: Die Stimme der Vorſehung iſt die Stimme Gottes, den Herr Lavater S. 64 u. f. ausführt, iſt ſeit jeher auch der Lieblingsgedanke des Recenſenten geweſen, und er hat ſich immer wohl dabei befunden. Kurz, wir haben alle Predigten dieſes erſten Bandes mit Vergnügen und mit warmer Hochachtung für den Verfaſſer geleſen, und empfehlen ſie unſern Leſern aus Ueberzeugung.

Alexander von Joch über Belohnung und Strafen nach Türkiſchen Geſetzen. Andere, durchgehends verbeſſerte und mit einem Anhang vermehrte Ausgabe, welche die Widerlegung der wichtigſten Zweifel enthält. Bayreuth und Leipzig. 1772. 8. 306 S.

Man weiß aus der erſten Ausgabe, daß dieſes Buch die Lehre von der moraliſchen Freiheit geradezu widerlegt.

Es waren einmal einige Vögel in einer weitläufigen Voliere. Ein Buchfink ſagte zu ſeinem Nachbar Zeiſig, der von einem Bäumchen zum andern munter herumflatterte: Weißt du denn, mein Freund, daß wir in einem Käfig ſtecken? — Was Käfig, ſagte der Zeiſig; ſiehe, wie wir herumfliegen! Dort iſt ein Käfig, wo der Kanarienvogel ſitzt. — Aber ich ſage dir, wir ſind auch im Käfig. Siehſt du dort nicht das Gegitter von Draht? — Das iſt dort, aber ſiehe, ſo weit ich auf allen Seiten ſehen kann, ſteht kein's! — Du kannſt die Seiten nicht alle überſehen. — Das kannſt du auch nicht! — Aber denke nur, fuhr der Buchfinke fort,

bringt uns nicht unſer Herr alle Morgen dort in den Trog Waſſer, ſtreut er uns nicht hier auf die Ecke Samenkörner? Würde er das thun, wenn er nicht wüßte, daß wir eingeſchloſſen ſind und nicht davonfliegen können! — Aber, ſagte immer der Zeiſig, ich kann ja freilich davonfliegen! — So ſtritten ſie noch lange, bis endlich der Kanarienvogel aus ſeiner Ecke rief: Kinder, wenn ihr ſtreiten müßt, ob ihr im Käfig ſeyd oder nicht, ſo iſt's ſo gut, als wäret ihr nicht drinnen!

Seitdem uns ein alter Philoſoph dieſe Fabel gelehrt hat, ſeitdem haben wir allen Streit über Freiheit aufgegeben. Es iſt vielleicht auch keine gelehrte Zänkerei weniger gründlich behandelt worden als dieſe. Meiſt hat man auf der einen Seite Begriffe nach Willkür geſchaffen, und meiſt auf der andern Einwürfe aus ſchiefen Inductionen geholt. Am Ende war Spott hier, und Anathema dort der Beſchluß des ſehr entbehrlichen Dramas.

Herr Alexander von Joch iſt nicht weit von der gewöhnlichen Methode abgegangen. Er ſetzt aus von dem allgemeinen Schickſal, geht alsdann auf den Menſchen und ſeinen Willen über, zeigt, daß ſein Verſtand nicht frei ſey, weil er von den Gegenſtänden und ſeinen phyſiſchen Geſetzen abhänge; noch weniger aber der Wille, welcher theils durch die Nothwendigkeit, das Angenehme zu wählen, das Unangenehme zu meiden, theils durch den ebenfalls knechtiſchen Verſtand regiert würde.

Umſonſt widerſtrebt das Gefühl. Wir werden erſtaunlich betrogen, wir glauben in dem Augenblick, wir wollten, in welchem wir gezwungen werden; und dann, wer kennt nicht die Gewalt einer Lieblingsidee, einer Idea fixa!

Warum aber dieſe Idee? Gewiß nicht um der Moral und um der Lehre von Verdienſt und Strafe willen. Die Schönheit iſt gefällig, ob ſie gleich ein Geſchenk des Himmels und kein ſelbſt erworbener Werth iſt. So auch moraliſcher Werth. Belohnungen und Strafe aber ſind immer unentbehrlich, weil ſie eben die Mittel ſind, wodurch der Wille gezwungen wird.

Das iſt ungefähr ſo der Hauptinhalt von dem Syſtem des Herrn Alexander von Joch, an welchem uns die oft gute Laune, das Originelle und Offenherzige ſehr wohl gefallen hat, ob wir gleich wünſchten, daß er ſeiner Meditation einen andern Vorwurf gewählt hätte.

Wir bemerken überhaupt, daß die Lehre von der Freiheit von ſehr vielen Gelehrten, wenigſtens Schriftſtellern, für weit leichter gehalten wird, als ſie iſt. Man ſtellt ſich meiſtens vor, daß ein flüchtiges

Räſonnement die Sache ausmachte; aber in der That, wer von ihr gründlich reden wollte, der müßte ganz das innere Weſen und die erſte Springfeder aller Thätigkeit erkennen. Wer wagt ſich in dieſe Tiefe, wenn er ſie kennt?

Insbeſondere aber, dünkt uns, hat man den wahren Punkt des Streites faſt immer verfehlt. Es iſt gar nicht die Rede von der Frage: ob ein Weſen ſeinem Weſen gemäß handeln müſſe? Wer ſollte das leugnen? Doch haben's alle die, welche die Gleichgültigkeit der Wahl vertheidigen wollen. Laßt die ſich drehen, wie ſie können! Die eigentliche Frage ſollte, dünkt uns, ſo vorbereitet und feſtgeſetzt werden: Ein thätiges Weſen iſt alsdann weder frei noch gezwungen, wenn alle Handlungen, die es thut, auf ſeinen eigenen Selbſtgenuß hinauslaufen; gezwungen aber iſt's, wenn ſie zum Genuß, den ein anderes Weſen hat, abzwecken. Freiheit iſt ein relativer, eigentlich gar ein negativer Begriff; muß es auch ſeyn: denn ohne Beſtimmung, folglich ohne Zwang, iſt nichts möglich, nichts gedenkbar. Freiheit drückt Abweſenheit von einer gewiſſen Beſtimmung aus. Nun von was für einer? von einer weſentlichen, innern? Unmöglich! Alſo iſt es Thorheit, da das Wort Freiheit zu gebrauchen, wo von ſolchen Beſtimmungen die Rede iſt; es heißt da eben ſo viel als ſeyn und nicht ſeyn. Soll das Wort Sinn haben, ſo muß es nur da gebraucht werden, wo die Rede von einem Verhältniß iſt, das nicht weſentlich iſt, ohne welches das Weſen exiſtiren könnte. Sieht man die Lehre von der Freiheit in dieſem Lichte, ſo kann man wohl eher etwas Vernünftiges dafür ſagen, und ich zweifle, ob Herr von Joch ſie alsdann widerlegen würde.

Eben dieſe Ausſicht breitet auch Licht über die darniederſchlagende Lehre vom Schickſal. Es iſt nicht genug, wie Alexander von Joch, ſich bloß auf die tauſend kleinen Gelegenheitsurſachen zu berufen, die eine Veränderung im Weltſyſtem machen. Alle wirken; ohne alle kann die Veränderung nicht ſtattfinden — das weiß ich, oder glaub' ich vielmehr; aber alle ſind wieder unnütz ohne meine Wirkung. Es iſt alſo einmal ein Cirkel, das Fatum anzunehmen, weil die Menſchen nicht frei ſind, und den Menſchen die Freiheit abſprechen, weil das Fatum angenommen worden iſt. Auf der andern Seite aber iſt jeder durch die ihm weſentliche Beſtimmung, nach ſeinem eigenen Selbſtgenuß zu wirken, immer in ſofern Herr ſeines Schickſals, wenigſtens dient das Schickſal ihm.

Doch die Materie iſt unerſchöpflich, und der Kanarienvögel in unſerer Fabel ſagt alles, was wir von dieſem Buch und der ganzen Streitfrage denken.

Herrn Hollands philoſophiſche Anmerkungen über das Syſtem der Natur, aus dem Franzöſiſchen, von Wetzel. Bern im Verlag der neuen Buchhandlung. 8. Erſter Theil 358 S. Zweiter Theil 334 S. Bern 1773.

Gegen einen leicht gerüſteten Franzoſen tritt hier ein ſchwer bewaffneter Deutſcher, gegen einen Parteigänger ein regulirter Krieger auf. Indeſſen ſind weder Waffen noch Kunſt ſein eigen; und das war hierzu auch nicht nöthig. Mit einer guten Beleſenheit in Sulzers, Kants, Mendelsſohns, Garves Schriften, konnte er ſchon den Franzöſiſchen Weltweiſen überflügeln. Herr Holland hat nur das Verdienſt eines guten philoſophiſchen Sammlers; und wir glauben auch, daß er ſelbſt ſeine Quellen würde dankbar angezeigt haben, wenn er nicht Franzöſiſch und für Franzoſen geſchrieben, und alſo die Citationen geſcheut hätte. Nur haben wir uns bei ſeiner ausgebreiteten Lectüre darüber gewundert, daß er nicht zu wiſſen ſcheint, was Voltaire gegen das Système de la nature geſchrieben, und was unſer Herz gegen daſſelbe und gegen Voltaires Widerlegung erinnert hat. Herr Wetzel hat — wenn nun einmal die Franzöſiſche Schrift in's Deutſche überſetzt werden ſollte — das Verdienſt eines ſorgfältigen Ueberſetzers, wobei man gern einige Fehler gegen die deutſche Grammatik überſieht. Er that wohl, daß er das Système zugleich mit überſetzte; denn ſo kann man zugleich beide Parteien hören. Aber bei ſeinen Invectiven gegen die Franzoſen hätte er ſich Herrn Hollands Billigkeit zum Muſter vorſtellen ſollen. Man muß niemand, der zu irren ſcheint, Gefühl für Tugend und Rechtſchaffenheit abſprechen, und Eigenſinn und Tücke aufbürden, ſo lange man nicht weiß, ob der Gegner mit Vorſatz Irrthümer lehre.

Ueber die Liebe des Vaterlandes, von J. von Sonnenfels. Wien 1771. 8. 131 S.

Haben wir ein Vaterland? Die Frage an ſich wäre ſchon ein ſchlimmes Zeichen, wenn die unzufriedene Ueberſichtigkeit der Menſchen nicht dafür bekannt wäre, daß ſie oft die ganze Welt durchſucht und ausfragt nach Dingen, die ihr vor den Füßen liegen.

Eine akademiſche Schrift unter dem Vorſitze J. von S. in der k. k. Thereſianiſchen adeligen Akademie, nebſt 75 Lehrſätzen aus der Policeihandlung und Finanz, vertheidigt von vier bis ſechs Uhr! Da war ihre Beſtimmung vollendet: das hätte auch ihr Lebensziel ſeyn ſollen, und ſie hätte ruhen mögen bei ihrer großen Familie, bis an jüngſten Tag.

Ueber die Liebe des Vaterlandes in Form eines Tractats für's deutſche Publicum! Die ewigen mißverſtandenen Klagen nachgeſungen: „Wir haben kein Vaterland, keinen Patriotismus.“ Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unſern Beſitzthümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken: haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht tauſend und tauſende in jedem Staat? und leben ſie nicht in dieſer Beſchränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufſtreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewiſſen Völkern nur zu gewiſſen Zeitpunkten das Reſultat vieler glücklich zuſammentreffenden Umſtände war und iſt?

Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Rieſengeſtalt! wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu ſitzen; kein Bett, drinnen zu liegen. Nachdem Herr S. in den erſten zwei Hauptſtücken allerlei Empfindungen, Eigenliebe, Stolz, Beſchränkung, Anhänglichkeit und dergleichen, mit Nationallügen mancherlei Völkerſchaft wohl durch einander gerührt und mit hiſtoriſchen Bonmots und Chronikenmährchen, à la Zimmermann und Abbt, fein gewürzt, macht er im dritten, nach einem Cameralanſchlag, die Vortheile bekannt zur Einpflanzung der Vaterlandsliebe, aus dem Lande, das eine Nation bewohnt:

Was trägt { Jagd, Fiſcherei, Viehzucht, Feldbau, eben Land, gebirgig Land, unfruchtbares Land } zur Vaterlandsliebe bei?

Da kommen nun die jagenden und ſtreifenden Völkerſchaften am übelſten zurecht. Und hier müſſen wir anmerken, daß Herr S., durch das Wort Vaterland verführt, durchaus zu ſehr als glebae adscriptus discurirt, und wir halten's noch immer mit dem Themiſtokles: nicht der Boden, ſondern die Verhältniſſe eines Volks, deren zwar viele auch aus

dem Lande, das ſie bewohnen, hervorſpringen, beſtimmen Nation. So haben die Juden Nation und Patriotismus, mehr als hundert leibeigene Geſchlechter.

Im vierten Hauptſtück werden den Geſetzgeber Handgriffe gelehrt: Lykurg, Solon, Numa treten als Collegae Gymnasii auf, die nach der Capacität ihrer Schüler exercitia dictiren. In den Reſultaten des Lebens dieſer großen Menſchen, die wir noch dazu nur in ſtumpfen Ueberlieferungen anſchauen, überall Principium, politiſches Principium, Zweck zu ſehen, mit der Klarheit und Beſtimmtheit, wie der Handwerksmann Cabinetsgeheimniſſe, Staatsverhältniſſe, Intriguen bei einem Glaſe Bier erklärt, in einer Streitſchrift zu erklären! Von Geheimniſſen — denn welche große hiſtoriſche Data ſind für uns nicht Geheimniſſe? — an welche nur der tieffühlendſte Geiſt mit Ahnungen zu reichen vermag, in den Tag hinein zu räſonniren! Es wird alle Tage ſchlimmer. Ehemals gab man nur Gelehrſamkeit in ſolchen Schriften preis; an der war doch nichts für's Menſchengeſchlecht verloren: jetzt mißhandeln die Herren guten Sinn und Empfindung!

Durchaus werden die Geſetze en gros behandelt, alle Nationen und Zeiten durch einander geworfen, unſerer Zeit ſolche Geſetze gewünſcht und gehofft, die nur einem erſt zuſammengetretenen Volk gegeben werden konnten. Und man ſieht nicht, daß man in die Luft redet und ausgeziſcht zu werden verdient, wie einer, der Damen im Reifrocke Evas Schürzchen vorpanegyriſiren wollte.

Fünftes Hauptſtück. Regierungsformen, nach wohl ſkelettirter tabellariſcher Terminologie, was ſie zur Verbreitung der Vaterlandsliebe beitragen mögen.

Und nun zuletzt, im ſechsten Hauptſtück, gehen die Mitbürger ſo drein, und auch hier alles ut supra. Familiengefühl, dieſen Hauptſtamm, auf den alles ankommt, deſſen Boden nur das Vaterland iſt, Regierungsart, die Luft, die ihn umgiebt, davon alle andern Empfindungen Zweige ſind, von dem man ausgehen, dahin man zurückkehren muß, auch, um nur das Gemeinſte zu ſagen, hier als ein Heckchen zu betrachten, das doch auch mit am Wege ſteht und im Vorbeigehen einen Blick verdient!

Am ſonderbarſten iſt uns vorgekommen, daß Herr S. das Anfaſſen der Landsleute in der Fremde auf Rechnung der Vaterlandsliebe ſchreibt,

da das doch gerade dagegen deponiren könnte. Zuletzt verſpricht er leicht gezeichnete Skizzen von Patrioten.

Man ehrt in den Skizzen großer Meiſter den reinen Hauch ihres Geiſtes, ohne irgend eine Hülle. Leider müſſen wir hier auf unſer Gewiſſen betheuern, daß wir, wie in den Gemälden des Verfaſſers, nichts denn willkürlich hingefudelte Striche haben wahrnehmen können. Porträts! Freilich immer noch ſo charakteriſtiſch als die zwölf Apoſtel in Holzſchnitt, die man, trotz aller venerabeln Verzerrung, wenigſtens an ihren Schlüſſeln, Schwerten, Kreuzen und Sägen unterſcheidet.

Charakteriſtik der vornehmſten Europäiſchen Nationen. Aus dem Engliſchen. Leipzig. 8. Erſter Theil 16 Bogen. Zweiter Theil 14 Bogen.

Das Werk iſt aus dem Brittiſchen Muſeum. Nun für ein Muſeum war das kein Stück! Ja's Hinterſtübchen damit! in die Küche! da iſt ſein Platz; je mehr beräuchert, deſto beſſer! Charakter polirter Nationen! Werft die Münze in den Tiegel, wenn ihr ihren Gehalt wiſſen wollt; unter dem Gepräge findet ihr ihn in Ewigkeit nicht.

Sobald eine Nation polirt iſt, ſo bald hat ſie conventionelle Wege zu denken, zu handeln, zu empfinden, ſo bald hört ſie auf, Charakter zu haben. Die Maſſe individueller Empfindungen, ihre Gewalt, die Art der Vorſtellung, die Wirkſamkeit, die ſich alle auf dieſe eigenen Empfindungen beziehen, das ſind die Züge der Charakteriſtik lebender Weſen. Und wie viel von alle dem iſt uns polirten Nationen noch eigen? Die Verhältniſſe der Religion, die mit ihnen auf das engſte verbundenen bürgerlichen Beziehungen, der Druck der Geſetze, der noch größere Druck geſellſchaftlicher Verbindungen und tauſend andere Dinge laſſen den polirten Menſchen und die polirte Nation nie ein eigenes Geſchöpf ſeyn, betäuben den Wink der Natur und verwiſchen jeden Zug, aus dem ein charakteriſtiſches Bild gemacht werden könnte.

Was heißt alſo nur Charakter einer polirten Nation? Was kann's anders heißen als Gemälde von Religion und bürgerlicher Verfaſſung, in die eine Nation geſtellt worden iſt, Draperie, wovon man höchſtens ſagen kann, wie ſie der Nation anſteht. Und hätte uns der Verfaſſer

dieſes Werkchens nur ſo viel geſagt, nur gezeigt, wie die polirte Nation denn unter allen dieſen Laſten und Feſſeln lebt, ob ſie ſie geduldig erträgt, wie Iſaſchar, oder ob ſie dagegen anſtrebt, ſie bisweilen abwirft, bisweilen ihnen ausweicht oder gar andere Auswege ſucht, wo ſie noch freiere Schritte thun kann; ob noch hie und da unter der Politur der Naturſtoff hervorblickt; ob der Stoff immer ſo biegſam war, daß er die Politur annehmen konnte? ob die Nation wenigſtens eigene, ihrem Stoff gemäße Politur hat oder nicht? und dergleichen. Vielleicht würde ein philoſophiſcher Beobachter noch auf dieſe Art eine erträgliche Charakteriſtik zu Stande bringen. Aber der Verfaſſer reiſ'te gemächlich ſeine große Tour durch England, Frankreich, Italien, Spanien, Deutſchland und die Niederlande, blickte in ſeinen Pufendorf, converſirte mit ſchönen Herren und Damen, und nahm ſein Buch und ſchrieb. Zum Unglück iſt in der ganzen Welt nichts ſchiefer als die ſchönen Herren und Damen, und ſo wurden ſeine Gemälde gerade eben ſo ſchief: den Engländer vertheidigt er immer gegen die Franzoſen; den Franzoſen ſetzt er dem Engländer immer entgegen; jener iſt nur ſtark, dieſer nur tändelnd, der Italiäner prächtig und feierlich; der Deutſche ſäuft und zählt Ahnen. Alles vom Hörenſagen, Oberfläche, aus guten Geſellſchaften abſtrahirt — und das iſt ihm Charakteriſtik! Wie ſo gar anders würden ſeine Urtheile ausgefallen ſeyn, wenn er ſich heruntergelaſſen hätte, den Mann in ſeiner Familie, den Bauern auf ſeinem Hof, die Mutter unter ihren Kindern, den Handwerksmann in ſeiner Werkſtatt, den ehrlichen Bürger bei ſeiner Kanne Wein und den Gelehrten und Kaufmann in ſeinem Kränzchen oder ſeinem Kaffeehaus zu ſehen! Aber das fiel ihm nicht einmal ein, daß da Menſchen wären; oder wenn's ihm einfiel, wie ſollte er die Geduld, die Zeit, die Herablaſſung haben? Ihm war ganz Europa feines Franzöſiſches Drama, oder, was ziemlich auf eins hinauskommt, Marionettenſpiel! Er guckte hinein und wieder heraus; und das war alles!

Johann Jacob Moſers, Königlich Däniſchen Etatsraths, neueſte kleine Staatsſchriften. Bei Metzler. Frankfurt und Leipzig 1772. 8. 20 Bogen.

Unſere Leſer werden dieſe vortreffliche Sammlung einiger kleinen Abhandlungen aus dem deutſchen Staatsrechte ſchon aus der erſten Auflage

kennen, die im Jahre 1768 erſchien, und die hier völlig unverändert geblieben iſt. Wir wollen ſie nur daran erinnern, daß die Ausführung des päpſtlichen Entſcheidungsrechts in zwieſpaltigen Wahlen geiſtlicher Reichsfürſten, welche gegen Herrn Peſtels bekannte Schrift gerichtet iſt und gleich bei ihrer erſten Erſcheinung begierig aufgeſucht wurde, und dann der unmaaßgebliche Vorſchlag wegen Verfertigung einer Reichsſualmatricul, der wegen der mühſamen Ausarbeitung dem berühmten Verfaſſer ſo viel Ehre gemacht hat, darinnen enthalten ſeyen. Die übrigen Abhandlungen betreffen bekanntlich das Recht, die Beſteurungsart zu beſtimmen und abzuändern, eine Nachricht vom geiſtlichen Gut im Würtembergiſchen, und die Verbindlichkeit landesherrlicher den Landſtänden ertheilten Reſolutionen.

Da das Buch ſchon bei ſeiner erſten Ausgabe in mehrern Journalen, z. B. in der allgemeinen Deutſchen Bibliothek, im Anhang zu den zwölf erſten Bänden, S. 797 u. f., längſt angezeigt und gerühmt worden iſt, ſo würde es ein ſchlechtes Compliment für unſere Leſer ſeyn, wenn wir ihnen den Werth deſſelben erſt noch anpreiſen wollten, und wir würden auch nicht einmal ſo viel davon geſagt haben, wenn nicht der Herr Auszugsmacher in dem 17. Stück der gelehrten Zeitung von Frankfurt an der Oder es als eine neue Schrift angeſehen, und ſich die Mühe genommen hätte, dem Publicum den Inhalt eines Buchs weitläufig vorzuzählen, welches das Publicum ſchon vor fünf Jahren beſſer als jener unwiſſende Recenſent gekannt und genutzt hat. Bei dem gräulichen Zuſtande unſerer lieben Zeitungskritik hat noch das Abentheuer gefehlt, daß Leute ohne alle literariſche Kenntniſſe ſich zu Kunſtrichtern aufwerfen; und — Dank ſey es der Hauſenſchen Zeitungsfabrik! — das hätten wir doch nun erlebt.

Die erleuchteten Zeiten oder Betrachtung über den gegenwärtigen Zuſtand der Wiſſenſchaften und herrſchenden Sitten in Deutſchland. Züllichau 1772. 8. 12 Bogen.

Eine langweilige Schulchrie. Der vermuthlich ſehr junge, wenigſtens ſehr unerfahrene Verfaſſer kennt die Welt nur nach den vier Facultäten, und muß wo von einem ſtolzen Halbgelehrten gehört haben, daß wir in

erleuchteten Zeiten leben. Das ärgert ihn nun, und deßwegen beweiſt er, daß die Philoſophen nicht erleuchtet ſind, weil noch einige die beſte Welt vertheidigen; die Aerzte nicht, weil noch ſo viele Menſchen ſterben; die Juriſten nicht, weil ſo viele Geſetze ohne Proceſſe und ſo viele Proceſſe ohne Geſetze da ſind; die Theologen nicht, weil ſie ſo eigenſinnig ſind, und weil man ſo oft bei ihren Predigten einſchläft; die Humaniſten nicht, weil ſie das Lateiniſche und Griechiſche nicht ernſtlich genug treiben, das Hebräiſche ſo ſchwer machen, ſo viele Verſe ſchreiben und dergleichen. Unſere Sitten taugen auch nichts, weil wir zu ſinnlich ſind, nicht genug in der Bibel leſen, und ſonderlich in dem Zeugungsgeſchäfte nicht genug über die Geheimniſſe, die darin verborgen liegen, meditiren, ſondern bloß ſo hinzeugen.

Daß doch ſolche Leute reformiren wollen! Die Stelle vom Vorbilde des Propagationsſyſtems S. 171 iſt blasphemer Unſinn, den wir uns ſcheuen, hierher zu ſetzen; alles übrige iſt flaches Gewäſch, ohne einen einigen allgemeinen Blick, ohne Verſtand, ohne Kenntniß, ohne Laune.

Erleuchtete Zeiten! das war wohl der Mühe werth zu fragen, ob wir in ſolchen Zeiten leben; oder wenn man doch fragen wollte, ſo mit Amtsmiene zu antworten, ſo zu declamiren! Hätte doch der Menſch über den Mann im Mond oder den weißen Bär geſchrieben! das war ſein Beruf.

Wer ſich noch unterfängt, unſere Zeiten für erleuchtet zu halten, der ſoll zur Strafe dieſe zwölf Bogen leſen; und wer ſie gar deßwegen dafür hält, weil er darin lebt, der ſoll ſie auswendig lernen!

Leben und Charakter Herrn Chriſtian Adolph Klotzens, entworfen von Carl Renatus Hauſen. Halle 1772. 8. 93 S.

Wären die Biographen von jeher ſo geſtimmt geweſen, wir würden ſo viele Beſchwerden über zu hochgeſpanntes Lob nimmer gehört haben. Man kann dem Verfaſſer nichts weniger vorwerfen als die Idealiſirung ſeines Helden. Wo andere den Menſchen auf Dichterfittigen emportragen, läßt er ihn geruhig ſinken, oder giebt ihm wohl gar einen Stoß zu Beſchleunigung ſeines Falls.

Armer Klotz, in welcher erbärmlichen Geſtalt wirſt du vor's Publicum hingelegt!

Kein Mann von Genie, das heißt ohne Fähigkeit, neue große Ideen aus der Tiefe zu heben. Eine lebhafte Einbildungskraft, anderer

Erfindungen zu benutzen und zu detailliren, doch ohne Application, ohne anhaltenden Fleiß.

Gelehrſamkeit, aber was für? Keine ausgebreitete, ſondern diffundirte, keine gründliche, ſondern velitirende, nicht einmal Beleſenheit im wahren Sinn.

Und was hat er gethan? Ein paar Autores herausgegeben. Weiter? Unbedeutende Tractätchen geſchrieben. Aber ſein Hauptwerk? Acta literaria. Sein Hauptwerk! Recenſiren, necken, läſtern.

Und als Profeſſor, keine Intention auf ſeine Leſeſtunden, keinen guten Vortrag dazu, und alſo keinen Beifall.

In ſeinem moraliſchen Charakter Züge, die ſich nur mit der unvergleichlichſten Inconſequenz entſchuldigen laſſen. Schändliche Doppelheiten gegen Vertrauende, die flachſte Eitelkeit, Neid über Vorzüge anderer, alſo Mißtrauen. Wir mögen nicht weiter ausſchreiben; wir haben mehr Chriſtliche Liebe denn Herr Hauſen, und ſind Recenſenten.

Mußten Sie denn das Wort — gewiß ſo leicht weggeſprochen als irgend eins des ſeligen Geheimenraths, und wenn's zur Stunde der Empfindung geſagt war, deſto ſchlimmer! — mußten Sie das Wort: Wenn ich todt bin, müſſen Sie mein Leben beſchreiben — wie ich bin, in wahrem Bilde — auch alsdann, wenn wir Feinde werden ſollten! für eines Mannes ſtrengſtes Ernſtwort nehmen? War es nicht vielmehr im genaueſten Sinn der Wille eines Menſchen, der da ſpricht: Macht mit der Beerdigung meines Leibes keine Umſtände! Was wird man zum Executor ſagen, der dem Todten auch gar ſein Sterbehemde auszieht, und ſeine mißgeſtalte Nacktheit, an eine Landſtraße hingeworfen, den Augen des Publicums proſtituirt und Vögeln und Hunden preisgiebt? Freilich ein Leichenbegängniß ohne Umſtände.

Wir ſagen gern nichts von der Perſon, die Herr Hauſen ſelbſt in dieſem Stücke ſpielt; uns könnte er's übel nehmen, und jeder Leſer muß die Bemerkung ohne uns machen.

Lobrede auf den Herrn Friedrich Carl Caſimir von Creuz ꝛc. Frankfurt am Main 1772. gr. 8. 68 S.

Ohne Gefühl, was ſo ein Mann geweſen, ohne Ahnung, was ſo ein Mann ſeyn könne, ſchreibt hier einer die ſchlechteſte Parentation.

Der Gang dieſes ſonderbaren Genies, das Durcharbeiten durch ſo viele Hinderniſſe, die düſtere Unzufriedenheit bei allem Gelingen, wird in der Feder unſeres Scribenten recht ordnungsgemäßer cursus humaniorum et bonarum artium, und der ſehr eigen charakteriſtiſche Kopf wohlgefaltete honnette Alletagsmaske.

Das iſt immer das Schlimmſte, was den Menſchen, wie Creuz, widerfahren kann, deren Leben vielfach vergällt wird, weil ſie nicht ſind wie andere, daß man, um ſie nach dem Tode wenigſtens in ehrbare Geſellſchaft introduciren zu können, ihre Geſtalten verwiſcht und betheuert: Sie waren wie andere vortreffliche Leute auch!

Gedanken über eine alte Aufſchrift. Bei Weidmanns Erben und Reich. Leipzig 1772. 8. 62 S.

Sie reden, was ſie wollen; mögen ſie doch reden! was kümmert's mich? So heißt die Aufſchrift.

Zwei Arten von Menſchen leben nach dieſer Maxime, ſagt der Verfaſſer; die großen und kleinen Sultane und die Cyniker: jene, weil ſie glauben, die andern Menſchen wären nur Fröſche; dieſe, entweder weil ſie kein Verdienſt haben, und ſich weder über dieſen Mangel ärgern, noch ungerecht genug ſind, Belohnungen für etwas zu verlangen, das ſie nicht haben, oder weil ſie ſehen, daß ſie es doch niemand recht machen können. Dieſe, ſagt der Verfaſſer, handeln am klügſten, und zum Beweis zeigt er in einer philoſophiſchen Laune, an welcher man den Dichter der Muſarion und des Agathon nicht verkennen kann, wie wunderlich die Welt Lob und Tadel vertheilt. Endlich ſchließt er mit der Grundmaxime ſeiner menſchenfreundlichen Moral, daß man die Menſchen ertragen ſoll, ohne ſich über ſie zu ärgern.

Dieſe wenigen Blätter enthalten eine Menge vortrefflicher Anmerkungen. Wir hätten aber gewünſcht, daß der Verfaſſer, dem man ſo gerne zuhört, uns auch den Wachspuppenzuſtand vorgeſtellt hätte, in dem diejenigen leben, welche nicht Stärke genug haben, der Maxime ſeiner Inſchrift zu folgen. Unter allen Beſitzungen auf Erden iſt ein eigen Herz die koſtbarſte, und unter Tauſenden haben ſie kaum zwei.

Recenſionen in die Jenaiſche allgemeine Literaturzeitung

der Jahre 1804, 1805 und 1806.

Hamburg, bei Hoffmann: Vertraute Briefe aus Paris, geſchrieben in den Jahren 1802 und 1803 von Johann Friedrich Reichardt. 1804. I. Th. 482 S. II. Th. 422 S. 8. (Gedruckt, Braunſchweig bei Fr. Vieweg.)

Zu einer Zeit, wo das Sehnen und Streben aller nur einigermaaßen mobilen Perſonen nach Paris gerichtet iſt, müſſen diejenigen, welche einen ſolchen Weg zu machen verhindert ſind, jedem Reiſenden Dank wiſſen, der ſeine Anſichten von jener merkwürdigen Stadt andern mittheilen kann und mag; beſonders wenn er vieles Gutgeſehene lebhaft darzuſtellen fähig iſt — ein Lob, das man dem Verfaſſer gedachter Briefe nicht verſagen wird.

Man begleitet ihn gern auf der ſchnellen Reiſe zur Hauptſtadt, wo dann, wie er ſelbſt bemerkt, Brod und Gaukler, nach dem alten Spruche, der Inbegriff aller Wünſche ſind. Gleicherweiſe findet man Frühſtück und Mittageſſen, Oper, Schauſpiel und Ballet als Hauptinhalt beider Theile.

Gegen Muſik und Oper verhält ſich der Reiſende als denkender Künſtler, gegen das Theater überhaupt als einſichtsvoller Kenner, und übrigens gegen Künſte und Wiſſenſchaften als theilnehmender Liebhaber.

Seine Kenntniß vieler Verhältniſſe in frühern Epochen giebt ihm zu bedeutenden Vergleichungen Anlaß, und da er Gelegenheit findet, von der Präſentation beim erſten Conſul an, die Zuſtände des höhern, mittlern und niedern Lebens zu beobachten, da er ſeine Bemerkungen mit Kühnheit auszuſprechen wagt, ſo haben ſeine Mittheilungen meiſtens einen hohen Grad von Intereſſe. Viele Geſtalten und Charaktere namhafter

Perſonen ſind gut gezeichnet, und wenn der Verfaſſer auch hie und da die Lineamente mildert, ſo bleiben die Figuren immer noch kenntlich genug. Beſonders wird er ſich bei Frauenzimmern, durch genaue und geſchmackvolle Beſchreibung des mannichfaltigſten Putzes, empfehlen.

Die raſch hinfließende Schreibart entſpringt aus einer unmittelbaren, mit einer gewiſſen Leidenſchaft angeſchauten Gegenwart; ſie würde noch mehr Vergnügen gewähren, wenn man nicht öfters durch Nachläſſigkeit geſtört würde. So wird zum Beiſpiel das Wort fein ſo oft wiederholt, daß es ſeine Bedeutung am Ende ſelbſt aufzehrt. Das Wort letzt ließe ſich gleichfalls öfters entbehren, oder durch neulich, letztens, letzthin erſetzen und variiren. Solche kleine Flecken auszutilgen, ſollte jeder Schriftſteller einen kritiſchen Freund an der Seite haben, beſonders wenn das Manuſcript nicht lange ruhen kann.

Doch wie kann man Schriftſtellern und ihren Freunden ſolche Bemühungen zumuthen, ſo lange unſere Officinen ſich eines unverantwortlich vernachläſſigten Drucks nicht ſchämen? In dieſen zwei Bändchen ſind 190 Druckfehler und ſogenannte Verbeſſerungen angezeigt; wobei man höflich bittet, ſolche vor dem Leſen des Buchs abzuändern. Welch eine Zumuthung! Es wäre zu wünſchen, daß künftig die Verfaſſer ihre Verbeſſerungen von den Druckfehlern abtrennten, damit man deutlich ſähe, was dem Corrector zu Schulden kommt; und ſodann möchte vielleicht doch einiges Ehrgefühl geweckt werden, wenn Recenſenten, wie wir gethan, die Officin bemerkten, und die Anzahl der eingeſtandenen Druckfehler angeben wollten.

Germanien: Napoleon Bonaparte und das Franzöſiſche Volk unter ſeinem Conſulate. 1804. 447 S. gr. 8.

Dieſe Schrift wird viele Leſer finden, die ſie auch verdient. Zwar kann man nicht ſagen, daß der Verfaſſer ſich auf einen höhern Standpunkt erhebe, und als völlig unparteiiſcher Geſchichtſchreiber verfahre; er gehört vielmehr zu den Mitlebenden, Mitleidenden, Mitmeinenden, und nimmt manches Aergerniß an dem außerordentlichen Manne, der durch ſeine Unternehmungen, ſeine Thaten, ſein Glück die Welt in Erſtaunen und Verwirrung ſetzt.

Wohlbekannt iſt der Verfaſſer mit dem Verlauf der Revolution und hat auch die neueſten Zuſtände mit Augen geſehen. Er iſt von manchen Privatverhältniſſen gut unterrichtet, ob ſich ſchon hie und da eine Sage mit einſchleichen mochte, dergleichen in einer großen Maſſe von theilnehmenden, erzählenden, wieder erzählenden, leidenſchaftlich bewegten Menſchen nothwendig entſtehen müſſen.

Die Schrift iſt, ohne Abtheilungen, in einem fortgehenden Styl, nicht ohne Methode geſchrieben. Es findet ſich keine Inhaltsanzeige, die wir durch einen kurzen Auszug der vorzüglichſten Materien einigermaaßen erſetzen wollen, um den Leſer mit dem Buche im allgemeinen bekannt zu machen.

Des Helden Jugend und erſte Schritte, bis S. 12. Thaten, Conſulat, b. S. 29. Redner und Schriftſteller wirken gegen ihn, b. S. 42. Krieg, Schlacht von Marengo, ſeine Wiederkehr, b. S. 54. Redner und Schriftſteller gegen und für die Alleinherrſchaft, b. S. 63. Erſte Bewegung der Emigrirten, b. S. 68. Nothdürftige Popularität, b. S. 69. Mordanſchläge. Der Conſul zieht ſich mehr zurück. Friede, b. S. 97. Einleitung der katholiſchen Religion, b. S. 109. Schulen, b. S. 116. Geſetzbuch, b. S. 118. Veränderung im Tribunat, b. S. 124. Italiäniſche Verhältniſſe, b. S. 128. Oeffentliche und Privatverhältniſſe bis zur Conſtitution der Italiäniſchen Republik, b. S. 142. Oeffentliche Blätter, b. S. 148. Lebenslängliches Conſulat. Neues Senatsconſult deßhalb, b. S. 169. Verweiſungen, b. S. 178. Opponirende Schriftſteller. Redner. Camille Jordan, b. S. 189. Hofumgebung, b. S. 207. Talleyrand, b. S. 216. Caprara, b. S. 229. Militär, b. S. 252. Familienglieder. Begünſtigte, b. S. 263. Verhältniß zu England, b. S. 278. Engliſcher Geſandter, b. S. 300. Wiſſenſchaftliche Inſtitute, b. S. 320. Aeltere und neuere Schilderung der Nation, b. S. 339. Benehmen gegen die Schweiz, b. S. 350. Krieg mit England. Beſetzung von Hannover, b. S. 369. Charakter der Nation. Gegenwärtige Lebensweiſe, b. S. 405. Künſte. Theater. Lotterie. Pachtungen. Reichthümer der Privatperſonen. Lieferanten. Induſtrie, b. S. 435. Speciale Tribunale, b. S. 442. Schluß und verſprochene Fortſetzung, b. S. 447.

Der Verfaſſer verſpricht Unparteilichkeit. Läßt ſich auch dieſe ſchöne Pflicht unter den gegebenen Umſtänden wohl ſchwerlich leiſten, ſo wird er ſchon Dank verdienen, wenn er den Begebenheiten aufmerkſam folgt, und ſeine Ueberzeugung aufrichtig ausſpricht.

Berlin, bei Quien: Bildniſſe jetzt lebender Berliner Gelehrten, mit Selbſtbiographien, herausgegeben von S. M. Lowe. 1806. 49 S. gr. 8. (16 Gr.)

Die Aufforderung an lebende Gelehrte, kurze Selbſtbiographien zu ſchreiben, in der Abſicht, das Publicum ſogleich damit zu beſchenken, iſt ein ſehr glücklicher Gedanke. Wir nehmen das Wort Gelehrte hier im weiteſten Sinne, und verſtehen alle diejenigen darunter, die ſich dem Wiſſen, der Wiſſenſchaft und den Künſten widmen: denn der eigentlich wohlthätige Mann darf von ſeinem Thun und Laſſen weniger ſelbſt Rechenſchaft geben. Wir wünſchen daher dem Unternehmen des Herrn Lowe den beſten Fortgang, um ſo mehr als das erſte Verſuchſtück ſchon alles Dankes werth iſt.

Johannes Müller ſpricht hier von ſich ſelbſt, und führt uns auf eine zutrauliche Weiſe durch ſein Leben. Was der Geſchichtſchreiber an andern gethan, warum ſollte er es nicht an ſich ſelbſt thun? Und wir finden ihn, ſo wie vormals in andern, alſo auch hier in ſich ſelbſt wieder.

Wenn es alſo ſchon genug wäre, geſagt zu haben, das iſt von ihm, ſo wollen wir nur, um der übrigen willen, die gerade nicht Hiſtoriker ſind, und ihm doch hoffentlich auf dieſem guten Pfade folgen und Herrn Lowes Vorſatz begünſtigen werden, einige Bemerkungen aufzeichnen, damit ſo bald und ſo leicht als möglich das Beſte geſchehe.

Es giebt zweierlei Arten, die Geſchichte zu ſchreiben, eine für die Wiſſenden, die andere für die Nichtwiſſenden. Bei der erſten ſetzt man voraus, daß dem Leſer das einzelne bis zum Ueberdruß bekannt ſey. Man denkt nur darauf, ihn auf eine geiſtreiche Weiſe, durch Zuſammenſtellungen und Andeutungen, an das zu erinnern, was er weiß, und ihm für das zerſtreut Bekannte eine große Einheit der Anſicht zu überliefern oder einzuprägen; die andere Art iſt die, wo wir, ſelbſt bei der Abſicht, eine große Einheit darzuſtellen, auch das einzelne unnachläßlich zu überliefern verpflichtet ſind.

Sollten zu unſerer Zeit Männer, die über vierzig oder funfzig Jahre im Leben ſtehen und wirken, ihre Biographie ſchreiben, ſo würden wir ihnen rathen, die letzte Art in's Auge zu faſſen. Denn außerdem, daß man ſich gerade um das Nächſtvorhergehende am wenigſten bekümmert, ſo

iſt unſere Zeit ſo reich an Thaten, ſo entſchieden an beſonderm Streben, daß die Jugend, und das mittlere Alter, für die man denn doch eigentlich ſchreibt, kaum einen Begriff hat von dem, was vor dreißig oder vierzig Jahren eigentlich da geweſen iſt. Alles, was ſich alſo in eines Menſchen Leben dorther ſchreibt oder dorthin bezieht, muß auf's neue gegeben werden.

Wir leugnen gar nicht, daß wir in dieſem Sinn ſelbſt unſeres trefflichen Müller Biographie gewiſſermaaßen tadelhaft finden, und bekennen es um ſo freier und ſo lieber, als es noch Zeit iſt, und wir ihn erſuchen können, dasjenige, was er hier, theils in einer Skizze theils in gehaltvollen Reſultaten, in wenigen Bogen aufgeſtellt hat, künftig, mehr ausgeführt, in einem tüchtigen Alphabete, wo nicht für uns, doch für die Nachkommen niederzulegen.

Wie liebenswürdig hat er ſich ſchon des großen Vortheils eines Selbſtbiographen bedient, daß er gute, wackere, jedoch für die Welt im großen unbedeutende Menſchen, als Eltern, Lehrer, Verwandte, Geſpielen, namentlich vorführte, und ſie, als ein vorzüglicher Menſch, in's Gefolge ſeines bedeutenden Daſeyns mit aufnahm! Wie herrlich treten ferner ſchon gekannte, außerordentliche Naturen abermals, in beſonderm Bezug auf ihn ſich bezeichnend, hervor! Wie gern findet man hier Johann Peter Miller, Schlözer, Schlieffen, den Kurfürſten von Mainz wieder! Wie ſtellt ſich das ganze Bild, das man von ſolchen Männern gefaßt hat, bei den einzelnen Zügen lebhaft vor die Erinnerung!

Geſiele es unſerm Schriftſteller, ſeine Lebensgeſchichte ausführlicher zu ſchreiben, wie oft würden wir noch dieſen doppelten Fall eintreten ſehen! wobei es höchſt angenehm ſeyn müßte, um ihn, als um einen Mittelpunkt, ſo manche Menſchen verſammelt zu erblicken, die wir ſonſt ſelbſt als Mittelpunkte zu betrachten gewohnt ſind.

Gegenwärtig hat er ſich, nach unſerer Ueberzeugung, viel zu iſolirt dargeſtellt. Wir finden die Wirkung großer Weltbegebenheiten auf ein ſo empfängliches Gemüth nicht genugſam ausgedrückt. Paolis und der Corſen iſt gar nicht gedacht, des Americaniſchen Kriegs nur, in ſofern ihm dadurch ein Freund geraubt wird, und der Genfer Begebenheiten nur, indem ſie als Zündkraut einer ungeheuern Exploſion erſcheinen. Und gerade jenes Herankommen von Ereigniſſen, welche Aufmerkſamkeit mußte es einer ſolchen Natur und in jenem Alter nach und nach erregen, und was mußte ſich an dieſem Aeußern aus ſeinem Innern entwickeln!

Von der andern Seite erſcheint er nicht genug als ein außerordentlicher, auf das Publicum, auf die Welt wirkender Menſch, wie er ſich doch, ohne die Beſcheidenheit zu verletzen, darſtellen konnte und ſollte.

Beſcheidenheit gehört eigentlich nur für perſönliche Gegenwart. In guter Geſellſchaft iſt es billig, daß niemand vorlaut werde, iſt es nothwendig, daß der Gemeinſte mit dem Vortrefflichſten in einen gewiſſen Zuſtand der Gleichheit gerathe. In alle freien ſchriftlichen Darſtellungen gehört Wahrheit, entweder in Bezug auf den Gegenſtand oder in Bezug auf das Gefühl des Darſtellenden, und, ſo Gott will, auf beides. Wer einen Schriftſteller, der ſich und die Sache fühlt, nicht leſen mag, der darf überhaupt das Beſte ungeleſen laſſen.

Da nun alſo unſer Biograph die große Wirkung, die er jener Zeit auf das Publicum geleiſtet, nicht gehörig darſtellt, ſo erſcheint auch ſeine erſte mißlungene Anſtellung in Berlin, ſeine kärgliche in Caſſel, das Zaudern der Berner Obern nicht im vollkommenen Lichte, und die für ſein Leben ſo wichtige Berufung nach Mainz, ſpäterhin nach Wien, zuletzt nach Berlin waren, wir müßten uns ſehr irren, durch ſeine großen anerkannten Vorzüge in der Wirklichkeit weit motivirter, als ſie es in der Schrift ſind.

Wem es ſonderbar ſcheinen möchte, daß wir auf dieſe Weiſe den Meiſter meiſtern, der bedenke, daß wir nur hierdurch die Schwierigkeit einer Selbſtbiographie fühlbarer zu machen gedenken. Wir wünſchen nichts mehr, als daß Herrn Lowes Unternehmen begünſtigt werde, ja daß ſich ähnliche Unternehmungen über das ganze induſtriöſe Deutſchland verbreiten mögen, um einigermaaßen im einzelnen zu erhalten, was im ganzen verloren geht. Aber wir erſuchen ſämmtliche Theilnehmer, eine doppelte Pflicht ſtets vor Augen zu haben: nicht zu verſchweigen, was von außen, es ſey nun als Perſon oder Begebenheit, auf ſie gewirkt, aber auch nicht in Schatten zu ſtellen, was ſie ſelbſt geleiſtet, von ihren Arbeiten, von deren Gelingen und Einfluß mit Behaglichkeit zu ſprechen, die dadurch gewonnenen ſchönſten Stunden ihres Lebens zu bezeichnen, und ihre Leſer gleichfalls in eine fröhliche Stimmung zu verſetzen. Es iſt ja nur von Gelehrten und Künſtlern die Rede, von Menſchen, deren ganzes Leben und Treiben ſich in einem harmloſen Kreiſe herumdreht, deren Kriege, Siege, Niederlagen und Tractaten, obgleich unblutig, doch immer intereſſant bleiben, wenn nur für das Behagen des einzelnen Mannes und

für die Freude oder für den Nutzen der Welt irgend zuletzt einiges hervorgeht.

Bald hätten wir jedoch über der so bedeutenden Schrift das ihr vorgesetzte Bildniß vergessen. Es ist in punktirter Manier, sehr zart gearbeitet und ähnlich, sonst aber im kleinlichen Geschmack ordinärer Miniaturporträte, und daher ziemlich weit entfernt von dem ächten, tüchtigen, Charakter darstellenden Wesen und Styl der Kunst.

Noch sey uns der Wunsch erlaubt, daß der Künstler, zumal da das Format des Werks, ein groß Octav, es ihm zuläßt, künftig die darzustellenden Bildnissen nach einem beträchtlich größern Maaßstabe zeichne und steche. Mag von den Fracks und Gilets immerhin etwas verloren gehen, wenn nur dafür die Gesichter gewinnen, deutlicher und besser erscheinen. Auch würden wir es für kein Unglück ansehen, wenn etwa noch die kleinen unter dem Bildniß angebrachten Figürchen — hier die drei Eidgenossen — deßhalb wegbleiben müßten.

Berlin: Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse, von Alexander von Humboldt. Vorgelesen in der öffentlichen Sitzung der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften am 30. Januar 1806. 29 S. 8.

Nachdem der erste sehnliche Wunsch erfüllt war, den trefflichen und kühnen Naturforscher von seiner müh- und gefahrvollen Reise wieder bei den Seinen zu wissen, so mußte der zweite sogleich lebhaft entstehen, und jedermann höchst begierig seyn auf eine Mittheilung aus der Fülle der eroberten Schätze. Hier empfangen wir die erste Gabe, in einem kleinen Gefäß sehr köstliche Früchte.

Wenn wir uns in's Wissen, in die Wissenschaft begeben, geschieht es denn doch nur, um desto ausgerüsteter in's Leben wiederzukehren; und so erscheint uns hier das im einzelnen so kümmerlich ängstliche botanische Studium in seiner Verklärung auf einem Gipfel, wo es uns einen lebhaften und einzigen Genuß gewähren soll.

Nachdem Linné ein Alphabet der Pflanzengestalten ausgebildet, und uns ein bequem zu benutzendes Verzeichniß hinterlassen; nachdem die Jussieu das große Ganze schon naturgemäßer aufgestellt, scharfsinnige

Männer immerfort, mit bewaffnetem und unbewaffnetem Auge, die unterscheidenden Kennzeichen auf's genaueste bestimmen, und die Philosophie uns eine belebte Einheit einer höhern Ansicht verspricht: so thut hier der Mann, dem die über die Erdfläche vertheilten Pflanzengestalten in lebendigen Gruppen und Massen gegenwärtig sind, schon vorauseilend den letzten Schritt, und deutet an, wie das einzeln Erkannte, Eingesehene, Angeschaute in völliger Pracht und Fülle dem Gemüth zugeeignet, und wie der so lange geschichtete und rauchende Holzstoß durch einen ästhetischen Hauch zur lichten Flamme belebt werden könne.

Glücklicherweise sind in dieser kleinen Schrift die Hauptresultate so zusammengedrängt, daß wir unsere Leser mit einem Auszug erfreuen, ja wir dürfen wohl sagen, erquicken können; denn alles das Beste und Schönste, was man von Vegetation jemals unter freiem und schönem Himmel gesehen, wird wieder in der Seele lebendig, und die Einbildungskraft geschickt gemacht und aufgeregt, dasjenige, was uns durch künstliche Anstalten, durch mehr oder weniger unzulängliche Bilder und Beschreibungen überliefert worden, sich auf das kräftigste und erfreulichste zu vergegenwärtigen.

„Sechzehn Pflanzenformen bestimmen hauptsächlich die Physiognomie der Natur. Ich zähle nur diejenigen auf, welche ich bei meinen Reisen durch beide Welttheile und bei einer vieljährigen Aufmerksamkeit auf die Vegetation der verschiedenen Himmelsstriche zwischen dem 55. Grade nördlicher und dem 12. Grade südlicher Breite beobachtet habe.

Wir beginnen mit den Palmen, der höchsten und edelsten aller Pflanzengestalten. Denn ihr haben stets die Völker — und die früheste Menschenbildung war in der Asiatischen Palmenwelt oder in dem Erdstriche, der zunächst an die Palmenwelt gränzt — den Preis der Schönheit zuerkannt. Hohe, schlanke, geringelte, bisweilen stachelige Schäfte, mit aufstrebendem, glänzendem, bald gefächertem, bald gefiedertem Laube. Die Blätter sind oft grasartig gekräuselt. Der glatte Stamm erreicht bis 180 Fuß Höhe.

Zu den Palmen gesellt sich in allen Welttheilen die Pisang- oder Bananenform — die Scitaminenen der Botaniker, Heliconia, Amomum, Strelitzia —, ein niedriger, aber saftreicher, fast krautartiger Stamm, an dessen Spitze sich dünn und locker gewebte, zartgestreifte, seidenartig glänzende Blätter erheben. Pisanggebüsche sind der Schmuck

feuchter Gegenden. Auf ihrer Frucht beruht die Nahrung aller Bewohner des heißen Erdgürtels.

Malvenform (Sterculia, Hibiscus, Lavatera, Ochroma). Kurze aber koloſſaliſch dicke Stämme mit zartwolligen, großen, herzförmigen, oft eingeſchnittenen Blättern und prachtvollen, oft purpurrothen Blüthen. Zu dieſer Pflanzengruppe gehört der Affenbrodbaum, Adansonia digitata, der bei 12 Fuß Höhe 30 Fuß Durchmeſſer hat, und der wahrſcheinlich das größte und älteſte organiſche Denkmal auf unſerm Planeten iſt. In Italien fängt die Malvenform bereits an der Vegetation, einen eigenthümlichen ſüdlichen Charakter zu geben.

Dagegen entbehrt unſere gemäßigte Zone im alten Continent leider ganz die zartgefiederten Blätter, die Form der Mimoſen (Gleditsia, Poleria, Tamarindus). Den vereinigten Staaten von Nordamerica, in denen unter gleicher Breite die Vegetation mannichfaltiger und üppiger als in Europa iſt, fehlt dieſe ſchöne Form nicht. Bei den Mimoſen iſt eine ſchirmartige Verbreitung der Zweige, faſt wie bei den Italiäniſchen Pinien, gewöhnlich. Die tiefe Himmelsbläue des Tropenklimas, durch die zartgefiederten Blätter ſchimmernd, iſt von überaus maleriſchem Effecte.

Eine meiſt Africaniſche Pflanzengruppe ſind die Heidekräuter; dahin gehören auch die Andromeda, Paſſerinen und Gnidien, eine Gruppe, die mit der der Nädelhölzer einige Aehnlichkeit hat, und eben deßhalb mit dieſer durch die Fülle glockenförmiger Blüthen deſto reizender contraſtirt. Die baumartigen Heidekräuter, wie einige andere Africaniſche Gewächſe, erreichen das nördliche Ufer des Mittelmeers. Sie ſchmücken Welſchland und die Ciſtusgebüſche des ſüdlichen Spaniens. Am üppigſten wachſend habe ich ſie auf den Afrikaniſchen Inſeln, am Abhange des Pics von Teyde geſehen.

Dem neuen Continent iſt eigenthümlich die Cactusform, bald kugelförmig, bald gegliedert, bald in hohen, vieleckigen Säulen, wie Orgelpfeifen, aufrecht ſtehend. Dieſe Gruppe bildet den höchſten Contraſt mit der Geſtalt der Liliengewächſe und der Bananen.

Wie dieſe grüne Oaſen in den pflanzenleeren Wüſten bilden, ſo beleben die Orchideen den trockenen Stamm der Tropenbäume und die ödeſten Felſenritzen. Die Vanillenform zeichnet ſich durch hellgrüne, ſaftvolle Blätter und durch vielfarbige Blüthen von wunderbarem Baue

aus. Dieſe Blüthen gleichen bald den geflügelten Inſecten, bald den zarten Vögeln, welche der Duft der Honiggefäße anlockt.

Blattlos, wie faſt alle Cactusarten, iſt die Form der Caſuarinen, einer Pflanzengeſtalt, bloß der Südſee und Oſtindien eigen. Bäume mit ſchachtelhalmähnlichen Zweigen. Doch finden ſich auch in andern Weltgegenden Spuren dieſes mehr ſonderbaren als ſchönen Typus.

So wie in den Piſanggewächſen die höchſte Ausdehnung, ſo iſt in den Caſuarinen und in den Nadelhölzern die höchſte Zuſammenziehung der Blattgefäße. Tannen, Thuja und Cypreſſen bilden eine nordiſche Form, die in den Tropen ſelten iſt. Ihr ewig friſches Grün erheitert die öde Winterlandſchaft.

Paraſitiſch, wie bei uns Mooſe und Flechten, überziehen in der Tropenwelt außer den Orchideen auch die Pothosgewächſe den alternden Stamm der Waldbäume. Saftige, krautartige Stängel mit großen, bald pfeilförmigen, bald gefingerten, bald länglichen, aber ſtets dickadrigen Blättern. Blumen in Scheiden.

Zu dieſer Arumform geſellt ſich die Form der Lianen, beide in heißen Erdſtrichen von Südamerica in vorzüglicher Kraft der Vegetation. (Paullinia, Baniſteria, Bignonien.) Unſer rankender Hopfen und unſere Weinreben erinnern an dieſe Pflanzengeſtalt der Tropenwelt. Am Orinoco haben die blattloſen Zweige der Banhinien oft 40 Fuß Länge. Sie fallen theils ſenkrecht aus dem Gipfel hoher Swietenien herab; theils ſind ſie ſchräg wie Maſttaue ausgeſpannt, und die Tigerkatze hat eine bewundernswürdige Geſchicklichkeit, daran auf- und abzuklettern.

Mit den biegſamen, ſich rankenden Lianen, mit ihrem friſchen und leichten Grün contraſtirt die ſelbſtſtändige Form der bläulichen Aloegewächſe; Stämme, wenn ſie vorhanden ſind, faſt ungetheilt, enggeringelt und ſchlangenartig gewunden. An dem Gipfel ſind ſaftreiche, fleiſchige, langzugeſpitzte Blätter ſtrahlenartig zuſammengehäuft. Die hochſtämmigen Aloegewächſe bilden nicht Gebüſche, wie andere geſellſchaftlich lebende Pflanzen. Sie ſtehen einzeln in dürren Ebenen, und geben der Tropengegend dadurch oft einen eigenen melancholiſchen, man möchte ſagen, Africaniſchen Charakter.

Wie die Aloeform ſich durch ernſte Ruhe und Feſtigkeit, ſo charakteriſirt ſich die Grasform, beſonders die Phyſiognomie der baumartigen Gräſer, durch den Ausdruck fröhlicher Leichtigkeit und beweglicher

Schlankheit. Bambusbüſche bilden ſchattige Bogengänge in beiden Indien. Der glatte, oft geneigt hinſchwebende Stamm der Tropengräſer übertrifft die Höhe unſerer Erlen und Eichen.

Mit der Geſtalt der Gräſer iſt auch die der Farrenkräuter in den heißen Erdſtrichen veredelt. Baumartige, oft 35 Fuß hohe Farrenkräuter haben ein palmenartiges Anſehen; aber ihr Stamm iſt minder ſchlank, kürzer, ſchuppig-rauher als der der Palmen. Das Laub iſt zarter, locker gewebt, durchſcheinend, und an den Rändern ſauber ausgezackt. Dieſe koloſſalen Farrenkräuter ſind oft ausſchließlich den Tropen eigen, aber in dieſen ziehen ſie ein gemäßigtes Klima dem ganz heißen vor.

Noch nenne ich die Form der Liliengewächſe (Amaryllis, Pancratium) mit ſchilfartigen Blättern und prachtvollen Blüthen, eine Form, deren Hauptvaterland das ſüdliche Africa iſt; ferner die Weidenform, in allen Welttheilen einheimiſch, und wo Salix fehlt, in den Bankſien und einigen Proteen wiederholt; Myrtengewächſe (Metrosideros Eucalyptus, Escalonia), Melaſtomen- und Lorbeerform.

Am glühenden Sonnenſtrahl des tropiſchen Himmels gedeihen die herrlichſten Geſtalten der Pflanzen. Wie im kalten Norden die Baumrinde mit dünnen Flechten und Laubmooſen bedeckt iſt, ſo beleben dort Cymbidium und duftende Vanille den Stamm der Anakardien und der rieſenmäßigen Feigenbäume. Das friſche Grün der Pothosblätter und der Dracontien contraſtirt mit den vielfarbigen Blüthen der Orchideen. Rankende Bauhinien, Paſſifloren und gelbblühende Banſterien umſchlingen den Stamm der Waldbäume. Zarte Blumen entfalten ſich aus den Wurzeln der Theobroma, wie aus der dichten und rauhen Rinde der Crescentien und der Guſtavia. Bei dieſer Fülle von Blüthen und Blättern, bei dieſem üppigen Wuchſe und der Verwirrung rankender Gewächſe wird es dem Naturforſcher oft ſchwer zu erkennen, welchem Stamme Blüthen und Blätter zugehören. Ein einziger Baum, mit Paullinien, Bignonien und Dendrobium geſchmückt, bildet eine Gruppe von Pflanzen, welche, von einander getrennt, einen beträchtlichen Erdraum bedecken würden."

Jedermann wird nunmehr lebhaft bemüht ſeyn, dieſe kleine Schrift in ihrer ganzen Ausdehnung zu leſen, und mit ungeduldigſter Sehnſucht dem nächſt verſprochenen erſten Theil jener Reiſebeſchreibung, der das Naturgemälde der Tropenwelt umfaſſen ſoll, entgegenſehen.

Königsberg, bei Nicolovius: Lyriſche Gedichte von Johann Heinrich Voß. 1802. Erſter Band, Oden und Elegien. 1—3. Buch. 340 S. — Zweiter Band, Oden und Lieder. 1— 3. Buch. 326 S. — Dritter Band, Oden und Lieder. 4—6. Buch. 346 S. — Vierter Band, Oden und Lieder. 7. Buch. — Vermiſchte Gedichte, Fabeln und Epigramme. 399 S. 8.

Indem wir die Verzeichniſſe ſämmtlicher Gedichte, wie ſolche den Bänden regelmäßig vorgedruckt ſind, am Eingange betrachten, ſo finden wir die Oden und Elegien des erſten Bandes, ingleichen die Oden und Lieder der drei folgenden, nicht weniger die übrigen kleinern Gedichte unter ſich durchaus nach der Jahrzahl geordnet.

Eine Zuſammenſtellung der Art, die ſchon mehrern Dichtern gefiel, deutet, beſonders bei dem unſrigen, auf ruhige, gleichförmige, ſtufenweiſe erfolgte Bildung, und giebt uns ein Vorgefühl, daß wir in dieſer Sammlung, mehr vielleicht als in irgend einer andern, das Leben, das Weſen, den Gang des Dichters abgebildet empfangen werden.

Jeder Schriftſteller ſchildert ſich einigermaaßen in ſeinen Werken, auch wider Willen, ſelbſt; der gegenwärtige bringt uns vorſätzlich Inneres und Aeußeres, Denkweiſe, Gemüthsbewegungen mit freundlichem Wohlwollen dar, und verſchmäht nicht, uns durch beigefügte Noten über Zuſtände, Geſinnungen, Abſichten und Ausdrücke vertraulich aufzuklären.

Und nun, auf eine ſo freundliche Weiſe eingeladen, treten wir ihm näher, ſuchen ihn bei ſich ſelbſt auf, ſchließen uns an ihn, und verſprechen uns im voraus reichen Genuß und mannichfaltige Belehrung und Bildung.

In ebener, nördlicher Landſchaft finden wir ihn ſich ſeines Daſeyns freuend, unter einem Himmelsſtrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermutheten.

Und freilich übt denn auch daſelbſt der Winter ſeine ganze Herrſchaft aus. Vom Pole her ſtürmend, bedeckt er die Wälder mit Reif, die Flüſſe mit Eis; ein ſtöbernder Wirbel treibt um den hohen Giebel, indeß ſich der Dichter, wohlverwahrt, häuslicher Wohnlichkeit freut, und wohlgemuth ſolchen Gewalten Trotz bietet. Bepelzte, bereifte Freunde kommen an, die, herzlich empfangen, unter ſicherm Obdach, in liebevollem, vertraulich-geſprächigem Kreiſe das häusliche Mahl durch den Klang der Gläſer,

durch Geſang beleben, und ſich einen geiſtigen Sommer zu verſchaffen wiſſen.

Dann finden wir ihn auch perſönlich den Unbilden des Winterhimmels trotzend. Wenn die Achſe, mit Brennholz befrachtet, knarrt, wenn ſelbſt die Fußtritte des Wanderers tönen, ſehen wir ihn bald raſch durch den Schnee nach fernen Freundeswohnungen hintraben, bald, zu großem Schlittenzuge geſellt, durch die weiten Ebenen hinklingeln, da denn zuletzt eine trauliche Herberge die Halberſtarrten aufnimmt, eine lebhafte Flamme des Kamins die eindringenden Gäſte begrüßt, Tanz, Chorgeſang und mancher erwärmende Genuß der Jugend ſowohl als dem Alter genugthut.

Schmilzt aber von einer zurückkehrenden Sonne der Schnee, befreit ſich ein erwärmter Boden nur einigermaaßen von dieſer läſtigen Decke, ſo eilt mit den Seinen der Dichter alſobald in's Freie, ſich an dem erſten Lebenshauche des Jahres zu erquicken, und die zuerſt erſcheinenden Blumen aufzuſuchen. Vielfarbiger Güldenklee wird gepflückt, zu Sträußern gebunden und im Triumph nach Hauſe gebracht, wo dieſe Vorboten künftigen Genuſſes ein hoffnungsvolles Familienfeſt zu krönen gewidmet ſind.

Tritt ſodann der Frühling ſelbſt herein, ſo iſt von Dach und Fach gar die Rede nicht mehr; immer findet man den Dichter draußen, auf ſanften Pfaden, um ſeinen See herſtreichen. Jeder Buſch entwickelt ſich im einzelnen, jede Blüthenart bricht einzeln in ſeiner Gegenwart hervor. Wie auf einem ausführlichen Gemälde erblickt man, im Sonnenſchein um ihn her, Gras und Kraut ſo gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des ſtillen Waſſers fehlt weder das Rohr noch irgend eine ſchwellende Pflanze.

Hier begleitet ihn nicht jene verwandelnde Phantaſie, durch deren ungeduldiges Bilden ſich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgeſtaltet, der Baum ſeine Aeſte zurückzieht und mit jugendlichen weichen Armen den Jäger zu locken ſcheint. Einſam vielmehr geht der gemüthvolle Dichter, als ein Prieſter der Natur, umher, berührt jede Pflanze, jede Staude mit leiſer Hand, und weiht ſie zu Gliedern einer liebevoll übereinſtimmenden Familie.

Um ihn, als einen Paradiesbewohner, ſpielen harmloſe Geſchöpfe, das Lamm auf der Wieſe, das Reh im Walde. Zugleich verſammelt ſich das ganze Chor von Vögeln, und übertönt das Leben des Tages mit vielfachen Accenten.

Dann am Abend, gegen die Nacht hin, wenn der Mond in ruhiger Pracht am Himmel heraufſteigt, und ſein bewegliches Bild auf der leiſe wogenden Waſſerfläche einem jeden ſchlängelnd entgegenſchickt; wenn der Kahn ſanft dahinwallt, das Ruder im Tacte rauſcht, und jede Bewegung den Funken eines Wiederſcheins hervorruft, von dem Ufer die Nachtigall ihre himmliſchen Töne verbreitet und jedes Herz zum Gefühle aufruft: dann zeigt ſich Neigung und Leidenſchaft in glücklicher Zartheit, von den erſten Anklängen einer vom höchſten Weſen ſelbſt vorgeordneten Sympathie bis zu jener ſtillen, anmuthigen, ſchüchternen Lüſternheit, wie ſie aus den engern Umgebungen des bürgerlichen Lebens hervorſprießt. Ein wallender Buſen, ein feuriger Blick, ein Händedruck, ein geraubter Kuß beleben das Lied. Doch iſt es immer der Bräutigam, der ſich erkühnt, immer die Braut, welche nachgibt, und ſo beugt ſelbſt alles Gewagte ſich unter ein geſetzliches Maaß, dagegen erlaubt er ſich manches innerhalb dieſer Gränze. Frauen und Mädchen wetteifern keck und ohne Scheu über ihre nun einmal anerkannten Zuſtände, und eine beängſtete Braut wird unter lebhaften Zudringlichkeiten muthwilliger Gäſte zu Bette gebracht. Sogleich aber führt er uns wieder unter freien Himmel in's Grüne, zur Laube, zum Gebüſch, und da iſt er auf die heiterſte, herzlichſte und zarteſte Weiſe zu Hauſe.

Der Sommer hat ſich wieder eingefunden: eine heilſame Schwüle weht durch das Lied; Donner rollen, Wolken träufeln, Regenbogen erſcheinen, Blitze leuchten abwärts, und ein kühler Segen wallt über die Flur. Alles reift: keine der verſchiedenen Ernten verſäumt der Dichter, alle feiert er durch ſeine Gegenwart.

Und hier iſt wohl der Ort, zu bemerken, welchen Einfluß auf Bildung der untern deutſchen Volksklaſſe unſer Dichter haben könnte, vielleicht in einigen Gegenden ſchon hat.

Seine Gedichte, bei Gelegenheit ländlicher Vorfälle, ſtellen zwar mehr die Reflexion eines Dritten als das Gefühl der Gemeinen ſelbſt dar; aber wenn wir uns denken mögen, daß ein Harfner ſich bei der Heu-, Korn- und Kartoffelernte finden wollte; wenn wir uns vorſtellen, daß er die Menſchen, die ſich um ihn verſammeln, aufmerkſam auf dasjenige macht, was ihnen als etwas Alltägliches widerfährt; wenn er das Gemeine, indem er es betrachtet, dichteriſch ausſpricht, erhöht, jeden Genuß der Gaben Gottes und der Natur mit würdiger Darſtellung ſchärft: ſo

darf man ſagen, daß er ſeiner Nation eine große Wohlthat erzeige. Denn der erſte Grad einer wahren Aufklärung iſt, wenn der Menſch über ſeinen Zuſtand nachzudenken und ihn dabei wünſchenswerth zu finden gewöhnt wird. Man ſinge das Kartoffellied wirklich auf dem Acker, wo die völlig wundergleiche, den Naturforſcher ſelbſt zu hohen Betrachtungen leitende Vermehrung nach langem, ſtillem Weben und Wirken vegetabiliſcher Kräfte zum Vorſchein kommt, und ein ganz unbegreiflicher Segen aus der Erde quillt, ſo wird man erſt das Verdienſt dieſer und anderer ähnlichen Gedichte fühlen, worin der Dichter den rohen, leichtſinnigen, zerſtreuten, alles für bekannt annehmenden Menſchen auf die ihn alltäglich umgebenden, alles ernährenden hohen Wunder aufmerkſam zu machen unternimmt.

Kaum aber iſt alles dieſes Gute in des Menſchen Gewahrſam gebracht, ſo ſchleicht auch der Herbſt ſchon wieder heran, und unſer Dichter nimmt rührenden Abſchied von einer wenigſtens in der äußern Erſcheinung hinfälligen Natur. Doch ſeine geliebte Vegetation überläßt er nicht ganz dem unfreundlichen Winter... Der zierliche Topf nimmt manchen Strauch, manche Zwiebel auf, um in winterhafter Häuslichkeit den Sommer zu heucheln, und auch in dieſer Jahreszeit kein Feſt ohne Blumen und Kränze zu laſſen. Selbſt iſt geſorgt, daß es dem zur Familie gehörenden Vogel nicht an grünem, friſchem Dache ſeiner Käfiglaube fehle.

Nun iſt es die ſchönſte Zeit für kurze Spaziergänge, für trauliches Geſpräch an ſchaurigen Abenden. Jede häusliche Empfindung wird rege, freundſchaftliche Sehnſucht vermehrt ſich, das Bedürfniß der Muſik läßt ſich lebhafter fühlen, und nun mag ſich der Kranke ſelbſt gern an den traulichen Cirkel anſchmiegen, und ein verſcheidender Freund kleidet ſich in die Farbe der ſcheidenden Jahreszeit.

Denn ſo gewiß nach überſtandenem Winter ein Frühling zurückkehrt, ſo gewiß werden ſich Freunde, Gatten, Verwandte in allen Graden wiederſehen; ſie werden ſich in der Gegenwart eines allliebenden Vaters wiederfinden, und alsdann erſt unter ſich und mit allem Guten ein Ganzes bilden, wonach ſie in dem Stückwerk der Welt nur vergebens hinſtrebten. Eben ſo ruht auch ſchon hier des Dichters Glückſeligkeit auf der Ueberzeugung, daß alles der Vorſorge eines weiſen Gottes ſich zu erfreuen habe, der mit ſeiner Kraft jeden erreicht, und ſein Licht über alle leuchten läßt. So bewirkt auch die Anbetung dieſes Weſens im Dichter die höchſte Klarheit und Vernünftigkeit, und zugleich eine Verſicherung, daß jene

Gedanken, jene Worte, mit denen er unendliche Eigenschaften faßt und bezeichnet, nicht leere Träume noch Klänge sind, und daraus entspringt ein Wonnegefühl eigener und allgemeiner Seligkeit, in welcher alles Widerstrebende, Besondere, Abweichende aufgelöst und verschlungen wird.

Wir haben bisher die sanfte, ruhige, gefaßte Natur unseres Dichters mit sich selbst, mit Gott, mit der Welt in Frieden gesehen; sollte denn aber nicht eben jene Selbstständigkeit, aus der sich ein so heiteres Leben nach den innern Kreisen verbreitet, öfter von außen bestürmt, verletzt und zu leidenschaftlicher Bewegung aufgeregt werden? Auch die Frage läßt sich vollständig aus den vorliegenden Gedichten beantworten.

Die Ueberzeugung, durch eigenthümliche Kraft, durch festen Willen aus beengenden Umständen sich hervorgehoben, sich aus sich selbst ausgebildet zu haben, sein Verdienst sich selbst schuldig zu seyn, solche Vortheile nur durch ein ungefesseltes Emporstreben des Geistes erhalten und vermehren zu können, erhöht das natürliche Unabhängigkeitsgefühl, das, durch Absonderung von der Welt immer mehr gesteigert, in den unausweichlichen Lebensverhältnissen manchen Druck, manche Unbequemlichkeit erfahren muß.

Wenn daher der Dichter zu bemerken hat, daß so manche Glieder der höhern Stände ihre angeborenen großen Vorrechte und unschätzbaren Bequemlichkeiten vernachlässigen, und hingegen Ungeschick, Rohheit, Mangel an Bildung bei ihnen obwaltet, so kann er einen solchen Leichtsinn nicht verzeihen. Und wenn sie noch überdieß mit anmaßendem Dünkel dem Verdienst begegnen, entfernt er sich mit Unwillen, verbannt sich kaum nicht von heitern Gastmählern und Trinkcirkeln, wo offene Menschlichkeit vom Herzen in's Herz strömen, und gesellige Freude das liebenswürdigste Band knüpfen soll.

Mit heiligem, feierlichem Ernst zeigt er das wahre Verdienst dem falschen gegenüber, straft ausschließenden Dünkel bald mit Spott, bald sucht er den Irrungen mit Liebe entgegenzuwirken.

Wo aber angeborene Vortheile durch eigenes Verdienst erhöht werden, da tritt er mit aufrichtiger Achtung hinzu, und erwirbt sich die schätzenswerthesten Freunde.

Ferner nimmt er einigen vorübergehenden Antheil an jenem dichterischen Freiheitssinn, der in Deutschland im Genuß zehnjährigen Friedens durch poetische Darstellungen geweckt und unterhalten wurde. Mancher

wohlgeſinnte Jüngling, der das Gefühl akademiſcher Unabhängigkeit in's Leben und in die Kunſt hinübertrug, mußte in der Verknüpfung bürgerlicher Adminiſtration ſo manches Drückende und Unregelmäßige finden, daß er, wo nicht im beſondern, doch im allgemeinen, auf Herſtellung von Recht und Freiheit zu ſinnen für Pflicht hielt. Kein Feind drohte dem Vaterlande von außen, aber man glaubte ſie zu Hauſe, auf dieſer und jener Gerichtsſtelle, auf Ritterſitzen, in Cabinetten, an Höfen zu finden, und da nun gar Klopſtock durch Einführung des Bardenchors in den heiligen Eichenhain der deutſchen Phantaſie zu einer Art von Boden verhalf, da er die Römer wiederholt mit Hülfe des Geſanges geſchlagen hatte, ſo war es natürlich, daß unter der Jugend ſich berufene und unberufene Barden fanden, die ihr Weſen und Unweſen eine Zeit lang vor ſich hin trieben, und man wird unſerm Dichter, deſſen reines Vaterlandsgefühl ſich ſpäter auf ſo manche edle Weiſe wirkſam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an ſeinem Theil, um die Sklavenfeſſel der Wirklichkeit zu zerſprengen, den Rhein gelegentlich mit Tyrannenblut färbt.

Auch iſt in der Folge die Annäherung zum Franzöſiſchen Freiheitskreiſe nicht heftig, noch von langer Dauer; bald wird unſer Dichter durch die Reſultate des unglücklichen Verſuchs abgeſtoßen, und kehrt ohne Harm in den Schooß ſittlicher und bürgerlicher Freiheit zurück.

Innerhalb des Kunſtkreiſes läßt er denn auch manchmal ſeinen Unmuth ſehen; beſonders äußert er ſich kräftig, ja, man kann ſagen, hart gegen jene vielfachen unſichern Verſuche, durch die das deutſche Dichterweſen eine Zeit lang in Verwirrung gerieth. Hier ſcheint er nicht genugſam zu ſondern, alles mit gleicher Verdammniß zu ſtrafen, da doch ſelbſt aus dieſem chaotiſchen Treiben manches Schätzenswerthe hervorging. Doch ſind Gedichte und Stellen dieſer Art wenige, gleichnißweiſe gefaßt, und ohne Schlüſſel kaum verſtändlich; deßwegen man des Dichters ſonſtige billige Denkweiſe auch hier unterlegen darf.

Daß überhaupt eine ſo zarte, in ſich gekehrte, von der Welt weggewandte Natur auf ihrem Lebenswege nicht durchaus gefördert, erleichtert und in heiterer Thätigkeit gekräftigt worden, läßt ſich wohl vermuthen. Doch wer kann ſagen, daß ihm ein ſolches Los gefallen ſey! Und ſo finden wir ſchon in manchen frühern Gedichten ein gewiſſes zartes Unbehagen, das durch den Jubel des Rundgeſangs wie durch die heitere Feier der Freundſchaft und Liebe unvermuthet hindurchblickt, und manches

herrliche Gedicht ſtellenweiſe einer allgemeinern Theilnahme entzieht. Nicht weniger bemerken wir ſpätere Geſänge, in denen gehindertes Streben, verkümmertes Wachsthum, geſtörtes Erſcheinen nach außen, Kränkungen mancher Art mit leiſen Lauten bedauert, und verlorene Lebensepochen beklagt werden. Dann aber tritt er mit Macht und Gewalt auf, kämpft hartnäckig, wie um ſein eigenes Daſeyn, dann läßt er es an Heftigkeit der Worte, am Gewicht der Invectiven nicht fehlen, wenn die erworbene heitere Geiſtesfreiheit, dieſer aus dem Frieden mit ſich ſelbſt hervorleuchtende ruhige Blick über das Weltall, über die ſittliche Ordnung deſſelben, wenn die kindliche Neigung gegen den, der alles leitet und regiert, einigermaaßen getrübt, gehindert, geſtört werden könnte. Will man dem Dichter dieſes Gefühl allgemeinen heiligen Behagens rauben, will man irgend eine beſondere Lehre, eine ausſchließende Meinung, einen beengenden Grundſatz aufſtellen, dann bewegt ſich ſein Geiſt in Leidenſchaft, dann ſteht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr, und ſchreitet gewaltig gegen die ihn ſo fürchterlich bedrohenden Irrſale, gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menſchlichen Geiſtes entſteigenden Wahnbilder, gegen Vernunft verfinſternde, den Verſtand beſchränkende Satzungen, Macht- und Bannſprüche, gegen Ketzerer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel.

Sollte man denn aber ſolche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Ueberzeugung durchdrungen iſt, daß er jenem heitern Lichte, das ſich ſeit einigen Jahrhunderten, nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner, im Norden verbreitete, mit vielen andern das eigentliche Glück ſeines Daſeyns ſchuldig ſey? Sollte man zu jener ſcheinbar gerechten, aber parteiſüchtig grundfalſchen Maxime ſtimmen, welche, dreiſt genug, fordert, wahre Toleranz müſſe auch gegen Intoleranz tolerant ſeyn? Keineswegs! Intoleranz iſt immer handelnd und wirkend; ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken geſteuert werden.

Ja, wir begreifen um ſo mehr die leidenſchaftlichen Beſorgniſſe des Dichters, da ihm noch von einer andern Seite jene düſtern Uebermächte drohen; ſie drohen ihm einen Freund zu rauben, einen Freund in dem wichtigſten Sinne des Wortes. Wenn unſer Dichter, wie wir geſehen, ſo liebevoll an allem hangen kann, was nicht einmal ſeine Neigung zu

erwiedern vermag, wie muß er ſich erſt an's Theilnehmende, an Menſchen, an ſeines Gleichen, an vorzügliche Naturen anſchließen, und ſie zu ſeinen koſtbarſten Gütern zählen!

Gebildete, nach Bildung ſtrebende Männer ſucht frühe ſein Geiſt, ſein Gefühl auf. Schon ſchweben Hagedorn und Kleiſt, die erſt verſchiedenen, gleichſam ſelig geſprochenen deutſchen Dichtergeſtalten, in die ätheriſchen Wohnungen voraus; auf ſie iſt der Blick jüngerer Nachkömmlinge gerichtet, ihre Namen werden in frommen Hymnen gefeiert. Nicht weniger ſieht man die lebendig vorſtehenden, vorantretenden gebildeten Meiſter und Kenner, Klopſtock, Leſſing, Gleim, Gerſtenberg, Bodmer, Ramler, von den neu aufſprießenden, im Hochgefühl eigenen Vermögens, mit kraftvoller Selbſtſchätzung und würdiger Demuth verehrt. Schon erſcheinen die Namen Stolberg, Bürger, Boie, Miller, Hölty in freundſchaftlicher Anerkennung des Ruhmes werth, den ihnen das Vaterland bald beſtätigen ſollte.

In dieſem Chor von Freunden, von Verehrten ſetzt der Dichter ohne bedeutenden Verluſt lange ſein Leben fort; ja, es gelingt ihm, die Fäden akademiſcher Frühzeit durch Freundſchaft, Liebe, Verwandtſchaft, eheliche Verbindung, durch fortgeſetzte Theilnahme, durch Reiſen, Beſuch und Briefwechſel in ſeinen übrigen Lebensgang zu verweben.

Wie muß es daher den liebenswürdig Verwöhnten ſchmerzen, wenn nicht der Tod, ſondern abweichende Meinung, Rückſchritt in jenes alte, von unſern Vätern mit Kraft bekämpfte, ſeelenbedrückende Weſen ihm einen der geliebteſten Freunde auf ewig zu entreißen droht! Hier kennt er kein Maaß des Unmuths; der Schmerz iſt gränzenlos, den er bei ſo trauriger Zerſtückelung ſeiner ſchönen Umgebungen empfindet. Ja, und er würde ſich aus Kummer und Gram nicht zu retten wiſſen, verliehe ihm die Muſe nicht auch zu dieſem Falle die unſchätzbare Gabe, jenes bedrängende Gefühl am Buſen eines theilnehmenden Freundes harmoniſch gewaltig auszuſtürmen.

Wenden wir uns nun von dem, was unſer Dichter als allgemeines und beſonderes Gefühl ausſpricht, wieder zurück zu ſeinem darſtellenden Talent, ſo drängen ſich uns mancherlei Betrachtungen auf.

Eine vorzüglich der Natur, und man kann ſagen, der Wirklichkeit gewidmete Dichtungsweiſe nimmt ſchon da ihren Anfang, wo der übrigens unpoetiſche Menſch dem, was er beſitzt, dem, was ihn unmittelbar

umgiebt, einen beſondern Werth aufzuprägen geneigt iſt. Dieſe liebenswürdige Aeußerung der Selbſtigkeit, wenn uns die Erzeugniſſe des eigenen Grundes und Bodens am beſten ſchmecken, wenn wir glauben, durch Früchte, die in unſerm Garten reiften, auch Freunden das ſchmackhafteſte Mahl zu bereiten, dieſe Ueberzeugung iſt ſchon eine Art von Poeſie, welche der künſtleriſche Genius in ſich nur weiter ausbildet, und ſeinem Beſitz nicht nur durch Vorliebe einen beſondern, vielmehr durch ſein Talent einen allgemeinen Werth, eine unverkennbare Würde verleiht, und ſein Eigenthum dergeſtalt den Zeitgenoſſen, der Welt und Nachwelt zu überliefern und anzueignen verſteht.

Dieſe gleichſam zauberiſche Wirkung bringt eine tieffühlende, energiſche Natur durch treues Anſchauen, liebevolles Beharren, durch Abſonderung der Zuſtände, durch Behandlung eines jeden Zuſtandes in ſich als eines Ganzen ſchaffend hervor, und befriedigt dadurch die unerläßlichen Grundforderungen an innern Gehalt; aber damit iſt noch nicht alles geſchehen, auch äußerer Mittel bedarf es, um aus jenem Stoff einen würdigen Körper zu bilden. Dieſe ſind Sprache und Rhythmus! Und auch hier iſt es, wo unſer Dichter ſeine Meiſterſchaft auf's höchſte bewährt.

Zu einem liebevollen Studium der Sprache ſcheint der Niederdeutſche den eigentlichſten Anlaß zu finden. Von allem, was undeutſch iſt, abgeſondert, hört er nur um ſich her ein ſanftes, behagliches Urdeutſch, und ſeine Nachbarn reden ähnliche Sprachen. Ja, wenn er an's Meer tritt, wenn Schiffer des Auslandes ankommen, tönen ihm die Grundſylben ſeiner Mundart entgegen, und ſo empfängt er manches Eigene, das er ſelbſt ſchon aufgegeben, von fremden Lippen zurück, und gewöhnt ſich deßhalb mehr als der Oberdeutſche, der an Völkerſtämme ganz verſchiedenen Urſprungs angränzt, im Leben ſelbſt auf die Abſtammung der Worte zu merken.

Dieſen erſten Theil der Sprachkunde läßt ſich unſer Dichter gewiſſenhaft angelegen ſeyn. Die Ableitung führt ihn auf das Bedeutende des Wortes, und ſo ſtellt er manches Gehaltvolle wieder her, ſetzt ein Mißbrauchtes in den vorigen Stand, und wenn er dabei mit ſtiller Vorſicht und Genauigkeit verfährt, ſo fehlt es ihm nicht an Kühnheit, ſich eines harten, ſonſt vermiedenen Ausdrucks an rechter Stelle zu bedienen. Durch eine ſo genaue Schätzung der Worte, durch den beſtimmten Gebrauch

derſelben entſteht eine gefaßte Sprache, die ſich, von der Proſa weg, unmerklich in die höhern Regionen erhebt, und daſelbſt poetiſch für ſich zu ſchalten vermögend iſt. Hier erſcheinen die dem Deutſchen ſich darbietenden Wortfügungen, Zuſammenſetzungen und Stellungen zu ihrem größten Vortheil, und man kann wohl ſagen, daß ſich darunter unſchätzbare Beiſpiele finden.

Und nicht bloß dieſen an's Licht geförderten Reichthum einer im tiefſten Grunde edlen Sprache bewundern wir, ſondern auch, was der Dichter bei ſeiner hohen Forderung an die Rhythmik durch Befolgung der ſtrengſten Regeln geleiſtet hat. Ihn befriedigte nicht allein jene Gediegenheit des Ausdrucks, wo jedes Wort richtig gewählt iſt, keines einen Nebenbegriff zuläßt, ſondern beſtimmt und einzig ſeinen Gegenſtand bezeichnet; er verlangt zur Vollendung Wohllaut der Töne, Wohlbewegung des Periodenbaues, wie ſie der gebildete Geiſt aus ſeinem Innern entwickelt, um einen Gegenſtand, ein Empfundenes völlig entſprechend und zugleich bezaubernd anmuthig auszudrücken. Und hier erkennen wir ſein unſterbliches Verdienſt um die deutſche Rhythmik, die er aus ſo manchen ſchwankenden Verſuchen einer für den Künſtler ſo erwünſchten Gewißheit und Feſtigkeit entgegenhebt. Aufmerkſam horchte derſelbe den Klängen des Griechiſchen Alterthums, und ihnen fügte ſich die Deutſche Sprache zu gleichem Wohllaute. So enthüllte ſich ihm das Geheimniß der Sylbenmaaße, ſo fand er die innigſte Vereinigung zwiſchen Poeſie und Muſik, und ward, unter dem Einfluſſe eines freundſchaftlichen Zuſammenlebens mit Schulze, in den Stand geſetzt, ſolche Früchte einer gemeinſamen Anſtrengung ſeinem Vaterlande auf praktiſchem und theoretiſchem Wege mitzutheilen.

Beſonders angenehm iſt das Studium jener Gedichte, die ſich der Form nach als eine Nachbildung der aus dem Alterthum geretteten ankündigen. Belehrend iſt es zu beobachten, wie der Dichter verfährt. Hier zeigt ſich nicht etwa nur ein ähnlicher Körper, nothdürftig wiederhergeſtellt; derſelbe Geiſt vielmehr ſcheint eben dieſelbe Geſtalt abermals hervorzubringen.

Wie nun der Dichter den Werth einer beſtimmten und vollendeten Form lebhaft anerkennt, die er bei ſeinen letzten Arbeiten völlig in der Gewalt hat, ſo wendet er eben dieſe Forderung auch gegen ſeine frühern Gedichte, und bearbeitet ſie muſterhaft nach den Geſetzen einer in ihm ſpäter gereiften Vollkommenheit.

Haben daher Grammatiker und Techniker jene Leiſtungen beſonders zu würdigen, ſo liegt uns ob, daß wir das übernommene Geſchäft, den Dichter aus dem Gedicht, das Gedicht aus dem Dichter zu entwickeln, mit wenigen Zügen vollenden.

Auch innerhalb des geſchloſſenen Kreiſes der dießmal anzuzeigenden vier Bände finden wir ihn, wie er ſich zum vorzüglichen Ueberſetzer jener Werke des Alterthums nach und nach ausbildet.

Durch den entſchiedenen, oben geprieſenen Sieg der Form über den Stoff, durch manches von äußerer Veranlaſſung völlig unabhängige Gedicht zeigt uns der Dichter, daß es ihm frei ſtehe, das Wirkliche zu verlaſſen und in's Mögliche zu gehen, das Nahe wegzuweiſen und das Ferne zu ergreifen, das Eigene aufzugeben und das Fremde in ſich aufzunehmen. Und wie man zu ſagen pflegte, daß neben dem Römiſchen Volke noch ein Volk von Statuen die Stadt verherrliche, ſo läßt ſich von unſerm Dichter gleichfalls ausſprechen, daß in ihm zu einer ächt deutſchen wirklichen Umgebung eine recht antike geiſtige Welt ſich geſelle.

Ihm war das glückliche Loos beſchieden, daß er den alten Sprachen und Literaturen ſeine Jugend widmete, ſie zum Geſchäft ſeines Lebens erkor. Nicht zerſtückeltes buchſtäbliches Wiſſen war ſein Ziel, ſondern er drang bis zum Anſchauen, bis zum unmittelbaren Ergreifen der Vergangenheit in ihren wahrſten Verhältniſſen; er vergegenwärtigte ſich das Entfernte und faßte glücklich den kindlichen Sinn, mit welchem die erſten gebildeten Völker ſich ihren großen Wohnplatz, die Erde, den übergewölbten Himmel, den verborgenen Tartarus mit beſchränkter Phantaſie vorgeſtellt; er ward gewahr, wie ſie dieſe Räume mit Göttern, Halbgöttern und Wundergeſtalten bevölkerten, wie ſie jedem einen Platz zur Wohnung, zur Wanderung den Pfad bezeichneten. Sodann, aufmerkſam auf die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes, der nicht aufhörte zu beobachten, zu ſchließen, zu dichten, ließ der Forſcher die vollkommene Vorſtellung, die wir Neuern von dem Erd- und Weltgebäude, ſo wie von ſeinen Bewohnern beſitzen, aus ihren erſten Keimen ſich nach und nach entwickeln und auferbauen. Wie ſehr dadurch Fabel und Geſchichte gefördert worden, iſt niemand mehr verborgen, und ſein Verdienſt wird ſich immer glänzender zeigen, je mehr dieſer Methode gemäß nach allen Seiten hin gewirkt und das Geſammelte geordnet und aufgeſtellt werden kann.

Auf die Weiſe ward ſein großes Recht begründet, ſich vorzüglich an

den Urbarden anzuſchließen, von ihm die Dichterweihe zu empfangen, ihn auf ſeinen Wanderungen zu begleiten, um geſtärkt und gekräftigt unter ſeine Landsleute zurückzukehren. So, mit feſthaltender Eigenthümlichkeit, wußte er das Eigenthümliche jedes Jahrhunderts, jedes Volkes, jedes Dichters zu ſchätzen, und reichte die ältern Schriften uns mit geübter Meiſterhand dergeſtalt herüber, daß fremde Nationen künftig die deutſche Sprache, als Vermittlerin zwiſchen der alten und neuen Zeit, höchlich zu ſchätzen verbunden ſind.

Und ſo werde zum Schluß das Hochgefühl gelungener unſäglicher Arbeit und die Einladung zum Genuſſe des Bereiteten mit des Dichters eigenen Worten ausgeſprochen:

Mir trug Lyäos, mir der begeiſternden
Weinrebe Sprößling, als, dem Verſtürmten gleich
Auf ödem Eiland' ich mit Sehnſucht
Wandte den Blick zur Hellenenheimath.

Schamhaft erglühend, nahm ich den heiligen
Rebſchoß, und hegt' ihn, nahe dem Nordgeſtirn,
Abwehrend Luft und Ungeſchlachtheit
Unter dem Glaſ' in erkargter Sonne.

Vom Trieb der Gottheit, ſiehe! beſchlenniget,
Stieg Rankenwaldung, übergewölbt, mich bald
Mit Blüthe, bald mit grünem Herling,
Bald mit gerötheter Traub' umſchwebend.

Im ſüßen Anhauch träumt' ich, der Zeit entflohn,
Wettkampf mit alterthümlichem Hochgeſang.
Wer lauter iſt, der koſte freundlich,
Ob die Ambroſiafrucht gereift ſey.

Carlsruhe, bei Macklot: Allemanniſche Gedichte. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten, von J. P. Hebel, Prof. zu Carlsruhe. Zweite Auflage. 1804. VIII. und 232 S. 8.

Der Verfaſſer dieſer Gedichte, die in einem oberdeutſchen Dialekt geſchrieben ſind, iſt im Begriff, ſich einen eigenen Platz auf dem deutſchen

Parnaß zu erwerben. Sein Talent neigt sich gegen zwei entgegengesetzte Seiten. An der einen beobachtet er mit frischem, frohem Blick die Gegenstände der Natur, die in einem festen Daseyn, Wachsthum und Bewegung ihr Leben aussprechen, und die wir gewöhnlich leblos zu nennen pflegen, und nähert sich der beschreibenden Poesie; doch weiß er durch glückliche Personificationen seine Darstellung auf eine höhere Stufe der Kunst heraufzuheben. An der andern Seite neigt er sich zum Sittlich-Didaktischen und zum Allegorischen; aber auch hier kommt ihm seine Personification zu Hülfe, und wie er dort seine Körper für einen Geist fand, so findet er hier für seine Geister einen Körper. Dieß gelingt ihm nicht durchaus; aber wo es ihm gelingt, sind seine Arbeiten vortrefflich, und nach unserer Ueberzeugung verdient der größte Theil dieses Lob.

Wenn antike oder andere durch plastischen Kunstgeschmack gebildete Dichter das sogenannte Leblose durch idealische Figuren beleben, und höhere, göttergleiche Naturen, als Nymphen, Dryaden und Hamadryaden, an die Stelle der Felsen, Quellen, Bäume setzen, so verwandelt der Verfasser diese Naturgegenstände zu Landleuten, und verbauert, auf die naivste, anmuthigste Weise, durchaus das Universum, so daß die Landschaft, in der man denn doch den Landmann immer erblickt, mit ihm in unserer erhöhten und erheiterten Phantasie nur eins auszumachen scheint.

Das Local ist dem Dichter äußerst günstig. Er hält sich besonders in dem Landwinkel auf, den der bei Basel gegen Norden sich wendende Rhein macht. Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannichfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen, Geschwätzigkeit und Darstellungsgabe, zudringliche Gesprächsformen, neckische Sprachweise, so viel steht ihm zu Gebot, um das, was ihm sein Talent eingiebt, auszuführen.

Gleich das erste Gedicht enthält einen sehr artigen Anthropomorphismus. Ein kleiner Fluß, die Wiese genannt, auf dem Feldberg im Oesterreichischen entspringend, ist als ein immer fortschreitendes und wachsendes Bauernmädchen vorgestellt, das, nachdem es eine sehr bedeutende Berggegend durchlaufen hat, endlich in die Ebene kommt und sich zuletzt mit dem Rhein vermählt. Das Detail dieser Wanderung ist außerordentlich artig, geistreich und mannichfaltig, und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stetigkeit ausgeführt.

Wenden wir von der Erde unser Auge an den Himmel, so finden

wir die großen leuchtenden Körper auch als gute, wohlmeinende, ehrliche Landleute. Die Sonne ruht hinter ihren Fenſterläden; der Mond, ihr Mann, kommt forſchend herauf, ob ſie wohl ſchon zur Ruhe ſey, daß er noch eins trinken könne; ihr Sohn, der Morgenſtern, ſteht früher auf als die Mutter, um ſein Liebchen aufzuſuchen.

Hat unſer Dichter auf Erden ſeine Liebesleute vorzuſtellen, ſo weiß er etwas Abentheuerliches drein zu miſchen, wie im Hexlein, etwas Romantiſches, wie im Bettler. Dann ſind ſie auch wohl einmal recht freudig beiſammen, wie in Hans und Verene.

Sehr gern verweilt er bei Gewerb und häuslicher Beſchäftigung. Der zufriedene Landmann, der Schmelzofen, der Schreinergeſell ſtellen mehr oder weniger eine derbe Wirklichkeit mit heiterer Laune dar. Die Marktweiber in der Stadt ſind am wenigſten geglückt, da ſie beim Ausgebot ihrer ländlichen Waare den Städtern gar zu ernſtlich den Text leſen. Wir erſuchen den Verfaſſer, dieſen Gegenſtand nochmals vorzunehmen und einer wahrhaft naiven Poeſie zu vindiciren.

Jahres- und Tageszeiten gelingen dem Verfaſſer beſonders. Hier kommt ihm zu gute, daß er ein vorzügliches Talent hat, die Eigenthümlichkeiten der Zuſtände zu faſſen und zu ſchildern. Nicht allein das Sichtbare daran, ſondern das Hörbare, Riechbare, Greifbare, und die aus allen ſinnlichen Eindrücken zuſammen entſpringende Empfindung weiß er ſich zuzueignen und wiederzugeben. Dergleichen ſind der Winter, der Jenner, der Sommerabend, vorzüglich aber Sonntagsfrühe, ein Gedicht, das zu den beſten gehört, die jemals in dieſer Art gemacht worden.

Eine gleiche Nähe fühlt der Verfaſſer zu Pflanzen, zu Thieren. Das Wachsthum des Hafers, bei Gelegenheit eines Hubermußes von einer Mutter ihren Kindern erzählt, iſt vortrefflich idylliſch ausgeführt. Den Storch wünſchten wir vom Verfaſſer nochmals behandelt und bloß die friedlichen Motive in das Gedicht aufgenommen. Die Spinne und der Käfer dagegen ſind Stücke, deren ſchöne Anlage und Ausführung man bewundern muß.

Deutet nun der Verfaſſer in allen genannten Gedichten immer auf Sittlichkeit hin, iſt Fleiß, Thätigkeit, Ordnung, Mäßigkeit, Zufriedenheit überall das Wünſchenswerthe, was die ganze Natur ausſpricht, ſo giebt es noch andere Gedichte, die zwar directer, aber doch mit großer Anmuth

der Erfindung und Ausführung auf eine heitere Weise vom Unsittlichen ab und zum Sittlichen hinleiten sollen. Dahin rechnen wir den Wegweiser, den Mann im Mond, die Irrlichter, das Gespenst an der Landerer Straße, von welchem letzten man besonders auch sagen kann, daß in seiner Art nichts Besseres gedacht, noch gemacht worden ist.

Das Verhältniß von Eltern zu Kindern wird auch von dem Dichter öfters benutzt, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender hinzuleiten. Hierher gehören die Mutter am Christabend, eine Frage, noch eine Frage.

Hat uns nun dergestalt der Dichter mit Heiterkeit durch das Leben geführt, so spricht er nun auch durch die Organe der Bauern und Nachtwächter die höhern Gefühle von Tod, Vergänglichkeit des Irdischen, Dauer des Himmlischen, vom Leben jenseits mit Ernst, ja melancholisch aus. Auf einem Grabe, Wächterruf, der Wächter in der Mitternacht, die Vergänglichkeit sind Gedichte, in denen der dämmernde, dunkle Zustand glücklich dargestellt wird. Hier scheint die Würde des Gegenstandes den Dichter manchmal aus dem Kreise der Volkspoesie in eine andere Region zu verleiten. Doch sind die Gegenstände, die realen Umgebungen, durchaus so schön benutzt, daß man sich immer wieder in den einmal beschriebenen Kreis zurückgezogen fühlt.

Ueberhaupt hat der Verfasser den Charakter der Volkspoesie darin sehr gut getroffen, daß er durchaus, zarter oder derber, die Nutzanwendung ausspricht. Wenn der höher Gebildete von dem ganzen Kunstwerke die Einwirkung auf sein inneres Ganzes erfahren und so in einem höhern Sinne erbaut seyn will, so verlangen Menschen auf einer niedern Stufe der Cultur die Nutzanwendung von jedem einzelnen, um es auch sogleich zum Hausgebrauch benutzen zu können. Der Verfasser hat nach unserm Gefühl das Fabula docet meist sehr glücklich und mit viel Geschmack angebracht, so daß, indem der Charakter einer Volkspoesie ausgesprochen wird, der ästhetisch Genießende sich nicht verletzt fühlt.

Die höhere Gottheit bleibt bei ihm im Hintergrund der Sterne, und was positive Religion betrifft, so müssen wir gestehen, daß es uns sehr behaglich war, durch ein erzkatholisches Land zu wandern, ohne der Jungfrau Maria und den blutenden Wunden des Heilands auf jedem Schritte zu begegnen. Von Engeln macht der Dichter einen allerliebsten Gebrauch, indem er sie an Menschengeschick und Naturerscheinungen anschließt.

Hat nun der Dichter in den bisher erwähnten Stücken durchaus einen glücklichen Blick in's Wirkliche bewährt, ſo hat er, wie man bald bemerkt, die Hauptmotive der Volksgeſinnung und Volksſage ſehr wohl aufzufaſſen verſtanden. Dieſe ſchätzenswerthe Eigenſchaft zeigt ſich vorzüglich in zwei Volksſagen, die er idyllenartig behandelt.

Die erſte, der Karfunkel, eine geſpenſterhafte Sage, ſtellt einen liederlichen, beſonders dem Kartenſpiel ergebenen Bauernſohn dar, der unaufhaltſam dem Böſen in's Garn läuft, erſt die Seinigen, dann ſich zu Grunde richtet. Die Fabel mit der ganzen Folge der aus ihr entſpringenden Motive iſt vortrefflich, und eben ſo die Behandlung.

Ein gleiches kann man von der zweiten, der Statthalter von Schopfheim, ſagen. Sie beginnt ernſt und ahnungsvoll, faſt ließe ſich ein tragiſches Ende vermuthen; allein ſie zieht ſich ſehr geſchickt einem glücklichen Ausgang zu. Eigentlich iſt es die Geſchichte von David und Abigail, in moderne Bauerntracht nicht parodirt, ſondern verkörpert.

Beide Gedichte, idyllenartig behandelt, bringen ihre Geſchichte, als von Bauern erzählt, dem Hörer entgegen, und gewinnen dadurch ſehr viel, indem die wackern naiven Erzähler, durch lebhafte Proſopopöien und unmittelbaren Antheil als an etwas Gegenwärtigem, die Lebendigkeit des Vorgetragenen zu erhöhen an der Art haben.

Allen dieſen innern guten Eigenſchaften kommt die behagliche, naive Sprache ſehr zu ſtatten. Man findet mehrere ſinnlich bedeutende und wohlklingende Worte, theils jenen Gegenden ſelbſt angehörig, theils aus dem Franzöſiſchen und Italiäniſchen herübergenommen, Worte von einem, zwei Buchſtaben, Abbreviationen, Contractionen, viele kurze leichte Sylben, neue Reime, welches, mehr als man glaubt, ein Vortheil für den Dichter iſt. Dieſe Elemente werden durch glückliche Conſtructionen und lebhafte Formen zu einem Styl zuſammengedrängt, der zu dieſem Zwecke vor unſerer Bücherſprache große Vorzüge hat.

Möge es doch dem Verfaſſer gefallen, auf dieſem Wege fortzufahren, dabei unſere Erinnerungen über das innere Weſen der Dichtung vielleicht zu beherzigen, und auch dem äußern techniſchen Theil, beſonders ſeinen reimfreien Verſen, noch einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken, damit ſie immer vollkommener und der Nation angenehmer werden mögen! Denn ſo ſehr zu wünſchen iſt, daß uns der ganze deutſche Sprachſchatz durch ein allgemeines Wörterbuch möge vorgelegt werden, ſo iſt doch die praktiſche

Mittheilung durch Gedichte und Schrift sehr viel schneller und lebendig eingreifender.

Vielleicht könnte man sogar dem Verfasser zu bedenken geben, daß, wie es für eine Nation ein Hauptschritt zur Cultur ist, wenn sie fremde Werke in ihre Sprache übersetzt, es eben so ein Schritt zur Cultur der einzelnen Provinz seyn muß, wenn man ihr Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen giebt. Versuche doch der Verfasser aus dem sogenannten Hochdeutschen schickliche Gedichte in seinen Oberrheinischen Dialekt zu übersetzen! Haben doch die Italiäner ihren Tasso in mehrere Dialekte übersetzt.

Nachdem wir nun die Zufriedenheit, die uns diese kleine Sammlung gewährt, nicht verbergen können, so wünschen wir nur auch, daß jenes Hinderniß einer für das mittlere und niedere Deutschland seltsamen Sprach- und Schreibart einigermaaßen gehoben werden möge, um der ganzen Nation diesen erfreulichen Genuß zu verschaffen. Dazu giebt es verschiedene Mittel, theils durch Vorlesen, theils durch Annäherung an die gewohnte Schreib- und Sprechweise, wenn jemand von Geschmack das, was ihm aus der Sammlung am besten gefällt, für seinen Kreis umzuschreiben unternimmt — eine kleine Mühe, die in jeder Societät großen Gewinn bringen wird. Wir fügen ein Musterstück unserer Anzeige bei, und empfehlen nochmals angelegentlich dieses Bändchen allen Freunden des Guten und Schönen.

Sonntagsfrühe.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
sie sin vom Schaffe her und hi
gar sölli müed und schlöfrig gsi,
und's goht mer schier gar selber so,
i cha fast uf le Bei meh stoh."

So seit er, und wo's Zwölfi schlacht,
se sinkt er oben in d'Mitternacht.
Der Sunntig sei: „Jez ischs an mir!"
Gar still und heimli bschließt er d'Thür;
er düselet hinter d' Sterne no,
und cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
ſie ſchloft im ſtille Chämmerli;
er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: „D'Zit iſch do!“
Sie ſeit: „I chumm enanderno!“

Und lisli uf dee Zeeche goht,
und fründli uf de Berge ſtoht
der Sunntig, und 's ſchloft alles no;
es ſieht und hört en niemes goh;
er chunnt in's Dorf mit ſtillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!“

Und wemmen endli an verwacht,
und gſchlofe het die ganzi Nacht,
ſo ſtoht er no im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenſtern i
mit ſinen Auge mild und guet,
und mittem Meyen uffem Huet.

Drum meint er's treu, und was i ſag,
es freut en, wemme ſchlofe mag,
und meint, es ſeig no dunkel Nacht,
wenn d'Sunn am heitre Himmel lacht.
Drum iſch er au ſo lisli cho,
drum ſtoht er au ſo liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgethau der Silberſtaub!
Wie weiht e friſche Mayeluft,
voll Chriesi-Blueſt und Schkeeche-Duft!
und d'Immli ſammle flink und friſch,
ſie wüſſe nit, aß 's Sunntig iſch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriesi-Baum im Maye-Gwand,

Gel-Veieli und Tulipa,
und Sternebluëme nehe dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiiß,
me meint, me lueg in's Paradies!

Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüehig und so froh!
me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
e Guete Tag und Dank der Gott!
und 's git gottlob e schöne Tag!
isch alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili io!
Potz tausig, io, er isch scho do:
er bringt mer scho im Himmels-Glast
dur Bluëst und Laub in Hurst und Nast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra
hets 'Sunntig-Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
der Pfarer, schint's, will zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab,
und Chümgeli, leg di weidli a,
de muesch derno ne Meje ha!

Nürnberg, Selbstverlag: Grübels Gedichte in Nürnberger Mundart. Erster Band 1798. 222 S. Zweiter Band 1800. 222 S. 8.

Die Einquartierung der Franzosen. Der sechzehnwöchige Aufenthalt der Franzosen in Nürnberg. 1801. 46 S. 8.

Die Grübelschen Gedichte verdienen wohl neben den Hebelschen gegenwärtig genannt zu werden: denn obgleich schon länger gedruckt, scheinen sie doch den Liebhabern nicht, wie sie verdienen, bekannt zu seyn.

Um sie völlig zu genießen, muß man Nürnberg selbst kennen, seine alten, großen städtischen Anstalten, Kirchen, Rath- und andere Gemeinhäuser, seine Straßen, Plätze, und was sonst Oeffentliches in die Augen fällt; ferner sollte man eine klare Ansicht der Kunstbemühungen und des technischen Treibens gegenwärtig haben, wodurch diese Stadt von Alters her so berühmt ist, und wovon sich auch noch jetzt ehrwürdige Reste zeigen. Denn fast nur innerhalb dieser Mauern bewegt sich der Dichter; selten ist es eine ländliche Scene, die ihn interessirt; und so zeigt er sich in seinem Wesen und Gesinnung als das, was er wirklich ist, als rechtlichen Bürger und Klempnermeister, der sich freut, mit dem alten Meister Hans so nahe verwandt zu seyn.

Wenn der Dichter überhaupt vor vielen andern darin einen Vorzug hat, daß er mit Bewußtseyn ein Mensch ist, so kann man von Grübel sagen, er habe einen außerordentlichen Vorsprung vor andern seines Gleichen, daß er mit Bewußtseyn ein Nürnberger Philister ist. Er steht wirklich in allen seinen Darstellungen und Aeußerungen als ein unerreichbares Beispiel von Geradsinn, Menschenverstand, Scharfblick, Durchblick in seinem Kreise da, daß er demjenigen, der diese Eigenschaften zu schätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falscher Anforderung, dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern alles klar, heiter und rein, wie ein Glas Wasser.

Die Stoffe, die er bearbeitet, sind meist bürgerlich oder bäuerisch, theils die reinen Zustände als Zustände, da er denn durch Darstellung das Gedicht an die Stelle des Wirklichen zu setzen und uns ohne Reflexion die Sache selbst zu geben weiß, wovon das Kränzchen ein unschätzbares Beispiel geben kann. Auf diese Weise versteht er, die Verhältnisse der Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Meister, Gesellen und Lehrbursche, Nachbarn, Nachbarinnen, Vettern und Gevattern, so wie der Dienstmägde, der Dirnen in Gesprächen oder Erzählungen auf das lebhafteste und anmuthigste vor Augen zu stellen.

Manchmal ergetzt er sich an mehr oder minder bekannten Vademecumsgeschichten, bei welchen aber durchgängig die Ausführung des Details im Hinschreiten zu der letzten Pointe als das Vorzügliche und Eigenthümliche anzusehen ist.

Andere Gedichte, wo er sein persönliches Behagen bei diesem und jenem Genuß ausdrückt, sind höchst angenehm, und sehr gefällig ist es,

daß der Dichter mit dem beſten Humor, ſowohl in eigener als dritter Perſon, ſich öfters zum beſten giebt.

Daß ein ſo geradſehender, wohldenkender Mann auch in das, was die nächſten Stände über ihm vornehmen, einen richtigen Blick haben, und manchmal geneigt ſeyn möchte, dieſe und jene Verirrungen zu tadeln, läßt ſich erwarten; allein ſowohl hier als überhaupt, wo ſich ſeine Arbeiten demjenigen nähern, was man Satyre nennen könnte, iſt er nicht glücklich. Die beſchränkten Handelsweiſen, die der kurzſinnige Menſch bewußtlos mit Selbſtgefälligkeit ausübt, darzuſtellen, iſt ſein großes Talent.

Hat man nun einen ſo wackern Bürger mit leidlicher Bequemlichkeit bald in, bald vor ſeinem Hauſe, auf Märkten, auf Plätzen, auf dem Rathhauſe immer heiter und ſpaßhaft geſehen, ſo iſt es merkwürdig, wie er in ſchlimmen Tagen ſich in gleichem Humor erhält, und über die außerordentlichen Uebel, ſo wie über die gemeinern, ſich erhaben fühlt.

Ohne daß ſein Styl einen höhern Schwung nähme, ſtellt er den bürgerlichen Zuſtand während der Theurung, anhaltenden Froſtes, Ueberſchwemmung, ja während eines Krieges vor; ſelbſt die Spaltung der Meinungen, dieſer fürchterliche innere Krieg, giebt ihm Gelegenheit zu heitern, treffenden Schilderungen.

Sein Dialekt hat zwar etwas Unangenehmes, Breites, iſt aber doch ſeiner Dichtart ſehr günſtig. Seine Sylbenmaaße ſind ziemlich variirt, und wenn er dem einmal angegebenen auch durch ein ganzes Gedicht nicht völlig treu bleibt, ſo macht es doch bei dem Ton der ganzen Dichtart keinen Mißklang.

Als Beiſpiel ſetzen wir eins der kürzern hierher:

Der Rauchtoback.

Su bald ih fröih vom Schlauf erwach,
Souch ih mei Pfeifla ſcho;
Und Oabends, wenn ih ſchlauf'n geih,
So hob ih's Pfeifla noh.
Denn wos ih denk und treib'n will,
Und alles wos ih thou,
Dös geiht mer alles nicht ſu gout,
Mei Pfeifla mouß derzou.

Ih brauch ka rara Pfeiff'n ih,
Su eit'l bin ih niht.
A Pfeiff'n döi ſu theuer iß,
Wos thät ih denn nau mit?
Dau möiſt ih ſo, ſu lang ih rauch,
Ner immer puz'n droh;
Und zehamaul in aner Stund
Nau wieder ſchaua oh.

Doch mouß mei Pfeifla reinlih ſey,
Und innawendi puzt;
A ſchöina Pfeiff'n, und verſtopft,
Döi ſich ih niht, wos nuzt.
Verlöihern kon ih kana niht,
Dös ko ſcho goar niht ſey;
Denn kamm iß leer und kolt a weng,
So füll ih's wieder eih.

Wenn ih a Böier trink'n ſollt,
Und rauchet niht derzou,
Ih könnt ka Mauß niht trink'n ih,
Su langa offt niht zwou.
Und wenn ih fröih mein Kaffee trink,
Und zünd mei Pfeifla oh,
Dau glab ih, daß ka Menſch niht leicht
Wos beſſers hob'n koh.

Und wenn ih af der Gaſſ'n geih,
Su fröih und Oabendszeit,
Rauch ih mei Pfeifla a derzou,
Und ſcher mi nix um d'Leut.
Denn kurz, wenn ih niht rauch'n thou,
So wörd's mer angſt und bang.
Drum wörd's mer a, verzeih mer's Gott!
Offt in der Körich z'lang.

Heidelberg, bei Mohr und Zimmer: Des Knaben Wunderhorn. Alte deutſche Lieder. Herausgegeben von Achim von Arnim und Clemens Brentano. 1806. 470 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Die Kritik dürfte ſich vorerſt nach unſerm Dafürhalten mit dieſer Sammlung nicht befaſſen. Die Herausgeber haben ſolche mit ſo viel Neigung, Fleiß, Geſchmack, Zartheit zuſammengebracht und behandelt, daß ihre Landsleute dieſer liebevollen Mühe nun wohl erſt mit gutem Willen, Theilnahme und Mitgenuß zu danken hätten. Von Rechts wegen ſollte dieſes Büchlein in jedem Hauſe, wo friſche Menſchen wohnen, am Fenſter, unterm Spiegel, oder wo ſonſt Geſang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden ſeyn, um aufgeſchlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unſtimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umſchlagen müßte.

Am beſten aber läge doch dieſer Band auf dem Clavier des Liebhabers oder Meiſters der Tonkunſt, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten, hergebrachten Melodien ganz ihr Recht widerfahren zu laſſen oder ihnen ſchickliche Weiſen anzuſchmiegen, oder, wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodien durch ſie hervorzulocken.

Würden dann dieſe Lieder, nach und nach, in ihrem eigenen Ton- und Klangelement von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten ſie allmählig, belebt und verherrlicht, zum Volke zurück, von dem ſie zum Theil gewiſſermaaßen ausgegangen, ſo könnte man ſagen, das Büchlein habe ſeine Beſtimmung erfüllt, und könne nun wieder, als geſchrieben und gedruckt, verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen.

Weil nun aber in der neuern Zeit, beſonders in Deutſchland, nichts zu exiſtiren und zu wirken ſcheint, wenn nicht darüber geſchrieben und wieder geſchrieben und geurtheilt und geſtritten wird, ſo mag denn auch über dieſe Sammlung hier einige Betrachtung ſtehen, die, wenn ſie den Genuß auch nicht erhöht und verbreitet, doch wenigſtens ihm nicht entgegenwirken ſoll.

Was man entſchieden zu Lob und Ehren dieſer Sammlung ſagen kann, iſt, daß die Theile derſelben durchaus mannichfaltig charakteriſtiſch ſind. Sie enthält über zweihundert Gedichte aus den drei letzten Jahrhunderten, ſämmtlich dem Sinne, der Erfindung, dem Ton, der Art und

Weise nach dergestalt von einander unterschieden, daß man keins dem andern vollkommen gleichstellen kann. Wir übernehmen das unterhaltende Geschäft, sie alle der Reihe nach, so wie es uns der Augenblick eingiebt, zu charakterisiren.

Das Wunderhorn. (Seite 13.) Feenhaft, kindlich, gefällig.

Des Sultans Töchterlein. (15.) Christlich, zart, anmuthig.

Tell und sein Kind. (18.) Rechtlich und tüchtig.

Großmutter Schlangenköchin. (19.) Tief, räthselhaft, dramatisch vortrefflich behandelt.

Jesaias' Gesicht. (20.) Barbarisch groß.

Das Feuerbesprechen. (21.) Räuberisch ganz gehörig und recht.

Der arme Schwartenhals. (22.) Vagabundisch, launig, lustig.

Der Tod und das Mädchen. (24.) In Todtentanzart, holzschnittmäßig, lobenswürdig.

Nachtmusicanten. (29.) Närrisch, ausgelassen, köstlich.

Widerspenstige Braut. (30.) Humoristisch, etwas fratzenhaft.

Klosterscheu. (32.) Lannenhaft verworren, und doch zum Zweck.

Der vorlaute Ritter. (32.) Im real romantischen Sinn gar zu gut.

Die schwarzbraune Hexe. (34.) Durch Ueberlieferung etwas confus, der Grund aber unschätzbar.

Der Dollinger. (36.) Ritterhaft tüchtig.

Liebe ohne Stand. (37.) Dunkel romantisch.

Gastlichkeit des Winters. (39.) Sehr zierlich.

Die hohe Magd. (40.) Christlich pedantisch, nicht ganz unpoetisch.

Liebe spinnt keine Seide. (42.) Lieblich confus, und deßwegen Phantasie erregend.

Husarenglaube. (43.) Schnelligkeit, Leichtigkeit musterhaft ausgedrückt.

Rattenfänger von Hameln. (44.) Zuckt auf's Bänkelsängerische, aber nicht unfein.

Schürz' dich Gretlein. (46.) Im Vagabundensinn. Unerwartet epigrammatisch.

Lied vom Ringe. (48.) Romantisch zart.

Der Ritter und die Magd. (50.) Dunkel romantisch, gewaltsam.

Der Schreiber im Korb. (53.) Den Schlag wiederholendes, zweckmäßiges Spottgedicht.

Erntelied. (55.) Katholisches Kirchenlobeslied. Verdiente protestantisch zu seyn.

Ueberdruß der Gelahrtheit. (57.) Sehr wacker, aber der Pedant kann die Gelahrtheit nicht los werden.

Schlacht bei Murten. (58.) Realistisch, wahrscheinlich modernisirt.

Liebesprobe. (61.) Im besten Handwerksburschensinne, und auch trefflich gemacht.

Der Falke. (63.) Groß und gut.

Die Eile der Zeit in Gott. (64.) Christlich, etwas zu historisch; aber dem Gegenstande gemäß und recht gut.

Das Rautensträuchelein. (69.) Eine Art Trllumer, sehr lieblich.

Die Nonne (70.) Romantisch, empfindungsvoll und schön.

Revelje. (72.) Unschätzbar für den, dessen Phantasie folgen kann.

Fastnacht. (74.) Liebehaft, leise.

Diebsstellung. (75.) Holzschnittartig, sehr gut.

Wassersnoth. (77.) Anschauung, Gefühl, Darstellung, überall das Rechte.

Tambaursgesell. (78.) Heitere Vergegenwärtigung eines ängstlichen Zustandes. Ein Gedicht, dem der Einsehende schwerlich ein gleiches an die Seite setzen könnte.

David. (79.) Katholisch hergebracht, aber noch ganz gut und zweckmäßig.

Sollen und Müssen. (80.) Vortrefflich in der Anlage, obgleich hier in einem zerstückten und wunderlich restaurirten Zustande.

Liebesdienst. (83.) Deutsch romantisch, frommsinnig und gefällig.

Geht dir's wohl, so denk' an mich. (84) Anmuthiger, singbarer Klang.

Der Tannhäuser. (86.) Großes Christlich-katholisches Motiv.

Mißheirath. (90.) Treffliche, räthselhafte Fabel, ließe sich vielleicht mit wenigem anschaulicher und für den Theilnehmer befriedigender behandeln.

Wiegenlied. (92.) Reimhafter Unsinn, zum Einschläfern völlig zweckmäßig.

Frau Nachtigall. (93.) Eine kunstlose Behandlung zugegeben, dem Sinne nach höchst anmuthig.

Die Juden in Passau. (93.) Bänkelsängerisch, aber lobenswerth.

Kriegslied gegen Carl V. (97.) Protestantisch, höchst tüchtig.

Der Bettelvogt. (100.) Im Vagabundensinne, gründlich und unschätzbar.

Von den klugen Jungfrauen. (101.) Recht großmüthig, herzerhebend, wenn man in den Sinn eindringt.

Müllers Abschied. (102.) Für den, der die Lage fassen kann, unschätzbar, nur daß die erste Strophe einer Emendation bedarf.

Abt Neidhard und seine Mönche. (103.) Ein Tillstreich von der besten Sorte und trefflich dargestellt.

Von zwölf Knaben. (109.) Leichtfertig, ganz köstlich.

Kurze Weile. (110.) Deutsch romantisch, sehr lieblich.

Kriegslied des Glaubens. (112.) Protestantisch derb, treffend und durchschlagend.

Tabakslied. (114.) Trümmerhaft, aber Bergbau und Tabak gut bezeichnend.

Das fahrende Fräulein. (114.) Tief und schön.

Bettelei der Vögel. (115.) Gar liebenswürdig.

Die Gräuelhochzeit. (117.) Ungeheurer Fall, bänkelsängerisch, aber lobenswürdig behandelt.

Der vortreffliche Stallbruder. (120.) Unsinn, aber wohl dem, der ihn behaglich singen könnte.

Unerhörte Liebe. (121.) Schön, sich aber doch einer gewissen philisterhaften Prosa nähernd.

Das Bäumlein. (124.) Sehnsuchtsvoll, spielend, und doch herzinniglich.

Lindenschmidt. (125.) Von dem Reiterhaften, Holzschnittartigen die allerbeste Sorte.

Lied vom alten Hildebrand. (128.) Auch sehr gut, doch früher und in der breitern Manier gedichtet.

Friedenslied. (134.) Andächtig, bekannte Melodie, an's Herz redend.

Friedenslied. (137.) Gut, aber zu modern und reflectirt.

Drei Schwestern. (139.) Sehr wacker in der derben Art.

Der englische Gruß. (140.) Die anmuthige, bloß katholische Art, Christliche Mysterien an's menschliche, besonders deutsche, Gefühl heraufzuführen.

Vertraue. (141.) Seltsam, tragisch, zum Grund ein vortreffliches Motiv.

Das Leiden des Herrn. (142.) Die große Situation in's Gemeine gezogen; in diesem Sinne nicht tadelhaft.

Der Schweizer. (145.) Recht gut, sentimentaler, aber lange nicht so gut als der Tambourgeſell (78).

Pura. (146.) Schöne Fabel, nicht ſchlecht, aber auch nicht vorzüglich behandelt.

Die kluge Schäferin. (149.) Gar heiter, frei- und frohmuthig.

Ritter St. Georg. (151.) Ritterlich, Chriſtlich, nicht ungeſchickt dargeſtellt, aber nicht erfreulich.

Die Pantoffeln. (156.) Schöne Anlage, hier fragmentariſch, ungenießbar.

Xaver. (157.) Sehr wacker, dem Charakter nach, doch zu wort- und phraſenhaft.

Wachtelwacht. (159.) Als Ton nachahmend, Zuſtand darſtellend, beſtimmtes Gefühl aufrufend, unſchätzbar.

Das Todaustreiben. (161.) Gar luſtig, wohlgefühlt und zweckmäßig.

Gegen das Quartanfieber. (161.) Unſinnige Formel, wie billig.

Zum Feſtmachen. (162.) Glücklicher Einfall.

Aufgegebene Jagd. (162.) Fordert den Ton des Waldhorns.

Wer's Lieben erdacht. (163.) Gar knabenhaft von Grund aus.

Des Herrn Weingarten. (165.) Liebliche Verſinnlichung Chriſtlicher Myſterien.

Cedrons Klage. (166.) Nicht eben ſo glücklich. Man ſieht dieſer Klage zu ſehr den Gradus ad Parnassum an.

Frühlingsbeklemmung. (172.) Beſſer als das vorige, doch hört man immer noch das Wort- und Bildgeklapper.

Lobgeſang auf Maria. (174.) Auch dieſem läßt ſich vielleicht ein Geſchmack abgewinnen.

Abſchied von Maria. (178.) Intereſſante Fabel und anmuthige Behandlung.

Eheſtand der Freude. (181.) Derbluſtig, muß geſungen werden, wie irgend eins.

Amor. (182.) Niedlich und wunderlich genug.

Vom großen Bergbau der Welt. (183.) Tief und ahnungsvoll, dem Gegenſtande gemäß. Ein Schatz für Bergleute.

Huſarenbraut. (188.) Nicht eben ſchlimm.

Das Straßburger Mädchen. (189.) Liegt ein lieblich Begebniß zum Grund, zart und phantaſtiſch behandelt.

Zwei Röſelein. (190.) Ein Ereignen zwiſchen Liebesleuten von der zarteſten Art, dargeſtellt, wie es beſſer nicht möglich iſt.

Das Mädchen und die Haſel. (192.) Gar natürlich gute und friſche Sittenlehre.

Königstochter aus Engelland. (193.) Nicht zu ſchelten; doch ſpürt man zu ſehr das Pfaffenhafte.

Schall der Nacht. (198.) Wird geſungen herzerfreulich ſeyn.

Große Wäſche. (201.) Feenhaft und beſonders.

Der Palmbaum. (202.) So recht vom Grund aus herzlich.

Der Fuhrmann. (203.) Gehört zu den guten Vagabunden-, Handwerks- und Gewerbsliedern.

Pfauenart. (204.) Gute Neigung, beſcheiden ausgedrückt.

Der Schildwache Nachtlied. (205.) An's Quodlibet ſtreifend, dem tiefen und dunklen Sinne der Ausdruck gemäß.

Der traurige Garten. (206.) Süße Neigung.

Hüt' du dich. (207.) Im Sinn und Klang des Vaudeville ſehr gut.

Die myſtiſche Wurzel. (208.) Geiſtreich, wobei man ſich doch des Lächelns über ein falſches Gleichniß nicht enthalten kann.

Räthſel. (209.) Nicht ganz glücklich.

Wie kommt's, daß du ſo traurig biſt. (210.) Streift ans Quodlibet, wahrſcheinlich Trümmer.

Unkraut. (211.) Quodlibet von der beſten Art.

Der Wirthin Töchterlein. (212.) Höchſt lieblich, aber nicht ſo recht ganz.

Wer hat dieß Liedlein erdacht. (213.) Eine Art übermüthiger Fratze, zur rechten Zeit und Stunde wohl luſtig genug.

Doctor Fauſt. (214.) Tiefe und gründliche Motive, könnten vielleicht beſſer dargeſtellt ſeyn.

Müllertücke. (218.) Bedeutende Mordgeſchichte, gut dargeſtellt.

Der unſchuldig Hingerichtete. (220.) Ernſte Fabel, lakoniſch trefflich vorgetragen.

Ringlein und Fähnlein. (223.) Sehr gefällig romantiſch. Das Reimgeklingel thut der Darſtellung Schaden, bis man ſich allenfalls daran gewöhnen mag.

Die Hand. (226.) Bedeutendes Motiv, kurz abgefertigt.

Martinsgans. (226.) Bauernburſchenſchaft, luſtig losgebunden.

Die Mutter muß gar ſeyn allein. (227.) Nicht recht von Grund und Bruſt aus, ſondern nach einer ſchon vorhandenen Melodie geſungen.

Der ſtolze Schäfersmann. (229.) Tiefe ſchöne Fabel, durch den Wiederklang des Vaudeville ein ſonderbarer, aber für den Geſang ein bedeutender Vortrag.

Wenn ich ein Vöglein wär'. (231.) Einzig ſchön und wahr.

An einen Boten. (232.) Einzig luſtig und gutlaunig.

Weine nur nicht. (232.) Leidlicher Humor, aber doch ein bißchen plump.

Käuzlein. (233.) Wunderlich, von tiefem, ernſtem, köſtlichem Sinn.

Weinſchröterlied. (235.) Unſinn der Beſchwörungsformeln.

Maikäferlied. (235.) Deßgleichen.

Marienwürmchen. (235.) Deßgleichen, mehr in's Zarte geleitet.

Der verlorene Schwimmer. (236.) Anmuthig und voll Gefühl.

Die Prager Schlacht. (237.) Raſch und knapp, eben als wenn es drei Huſaren gemacht hätten.

Frühlingsblumen. (239.) Wenn man die Blumen nicht ſo entſetzlich ſatt hätte, ſo möchte dieſer Kranz wohl artig ſeyn.

Kuckuck. (241.) Neckiſch bis zum Fratzenhaften, doch gefällig.

Die Frau von Weißenburg. (242.) Eine gewaltige Fabel, nicht ungemäß vorgetragen.

Soldatentod. (245.) Möchte vielleicht im Frieden und beim Ausmarſch erbaulich zu ſingen ſeyn. Im Krieg und in der ernſten Nähe des Unheils wird ſo etwas gräulich, wie das neuerlich belobte Lied: Der Krieg iſt gut.

Die Roſe. (251.) Liebliche Liebesergebenheit.

Die Judentochter. (252.) Paſſender, ſeltſamer Vortrag zu confuſem und zerrüttetem Gemüthsweſen.

Drei Reiter. (253.) Ewiges und unzerſtörliches Lied des Scheidens und Meidens.

Schlachtlied. (254.) In künftigen Zeiten zu ſingen.

Herr von Falkenſtein. (255.) Von der guten, zarten, innigen Romanzenart.

Das Römische Glas. (257.) Deßgleichen. Etwas räthselhafter.

Rosmarin. (258.) Ruhiger Blick in's Reich der Trennung.

Der Pfalzgraf am Rhein. (259.) Barbarische Fabel und gemäßer Vortrag.

Vogel Phönix. (261.) Nicht mißlungene Christliche Allegorie.

Der unterirdische Pilger. (262.) Müßte in Schächten, Stollen und auf Strecken gesungen und empfunden werden. Ueber der Erde wird's einem zu dünkel dabei.

Herr Olof. (261 b.) Unschätzbare Ballade.

Ewigkeit. (263 b.) Katholischer Kirchengesang. Wenn man die Menschen confus machen will, so ist dieß ganz der rechte Weg.

Der Graf und die Königstochter. (265 b.) Eine Art von Pyramus und Thisbe. Die Behandlung solcher Fabeln gelang unsern Voreltern nicht.

Moriz von Sachsen. (270.) Ein ahnungsvoller Zustand und großes trauriges Ereigniß, mit Phantasie dargestellt.

Ulrich und Aennchen. (274.) Die Fabel vom Blaubart in mehr nördlicher Form, gemäß dargestellt.

Vom vornehmen Räuber. (276.) Sehr tüchtig, dem Lindenschmidt zu vergleichen.

Der geistliche Kämpfer. (277.) „Christ Gottes Sohn allhie" hätte durch sein Leiden wohl einen bessern Poeten verdient.

Dusle und Babely. Köstlicher Abdruck des schweizerbäuerischen Zustandes und des höchsten Ereignisses dort zwischen zwei Liebenden.

Der eifersüchtige Knabe. (282.) Das Weben und Weben der räthselhaft mordgeschichtlichen Romanzen ist hier höchst lebhaft zu fühlen.

Der Herr am Oelberg. (283.) Diesem Gedichte geschieht Unrecht, daß es hier steht. In dieser, meist natürlichen Gesellschaft wird einem die Allegorie der Anlage, so wie das poetisch Blumenhafte der Ausführung unbillig zuwider.

Abschied von Bremen. (289.) Handwerksburschenhaft genug, doch zu prosaisch.

Aurora. (291.) Gut gedacht, aber doch nur gedacht.

Werd' ein Kind. (291.) Ein schönes Motiv, pfaffenhaft verschoben.

Der ernsthafte Jäger. (292.) Ein bißchen barsch, aber gut.

Der Mordknecht. (294.) Bedeutend, seltsam und tüchtig.

Der Prinzenraub. (296.) Nicht gerade zu schelten, aber nicht befriedigend.

Nächten und Heute. (298.) Ein artig Lied des Inhalts, der so oft vorkommt: Così fan tutte und tutti.

Der Spaziergang. (299.) Mehr Reflexion als Gesang.

Das Weltende. (300.) Deutet auf's Quodlibet, läßt was zu wünschen übrig.

Bayerisches Alpenlied. (301.) Allerliebst, nur wird man vornherein irre, wenn man nicht weiß, daß unter dem Palmbaum die Stechpalme gemeint ist. Mit einem Dutzend solcher Noten wäre wohl manchem Liede zu mehrerer Klarheit zu helfen gewesen.

Jäger Wohlgemuth. (303.) Gut, aber nicht vorzüglich.

Der Himmel hängt voll Geigen. (304.) Eine Christliche Cocagne, nicht ohne Geist.

Die fromme Magd. (306.) Gar hübsch und sittig.

Jagdglück. (306.) Zum Gesang erfreulich, im Sinne nicht besonders. Ueberhaupt wiederholen die Jägerlieder, vom Tone des Waldhorns gewiegt, ihre Motive zu oft ohne Abwechseln.

Kartenspiel. (308.) Artiger Einfall und guter Humor.

Für funfzehn Pfennige. (309.) Von der allerbesten Art, einen humoristischen Refrain zu nutzen.

Der angeschaffene Kuckuck. (311.) Nur Schall, ohne irgend eine Art von Inhalt.

Warnung. (313.) Ein Kuckuck von einer viel bessern Sorte.

Das große Kind. (314.) Höchst süße. Wäre wohl werth, daß man ihm das Ungeschickte einiger Reime und Wendungen benähme.

Das heiße Africa. (315.) Spukt doch eigentlich nur der Halberstädter Grenadier.

Das Wiedersehen am Brunnen. (317.) Voll Anmuth und Gefühl.

Das Haßlocher Thal. (319.) Seltsame Mordgeschichte, gehörig vorgetragen.

Abendlied. (321.) Sehr lobenswürdig, von der recht guten lyrisch-episch-dramatischen Art.

Der Scheintod. (322.) Sehr schöne, wohlausgestattete Fabel, gut vorgetragen.

Die drei Schneider. (325.) Wenn doch einmal eine Gilde verirt werden soll, so geschieht's hier lustig genug.

Nächtliche Jagd. (327.) Die Intention ist gut, der Ton nicht zu schelten, aber der Vortrag ist nicht hinreichend.

Spielmanns-Grab. (328.) Ausgelassenheit, unschätzbarer sinnlicher Bauernhumor.

Knabe und Veilchen. (329.) Zart und zierlich.

Der Graf im Pflug. (330.) Gute Ballade, doch zu lang.

Drei Winterrosen. (339.) Zu sehr abgekürzte Fabel von dem Wintergarten, der schon im Bojardo vorkommt.

Der beständige Freier. (341.) Echo, versteckter Todtentanz, wirklich sehr zu loben.

Von Hofleuten. (343.) Wäre noch erfreulicher, wenn nicht eine, wie es scheint, falsche Ueberschrift auf eine Allegorie deutete, die man im Lied weder finden kann noch mag.

Lied beim Heuen. (345.) Köstliches Vaudeville, das unter mehrern Ausgaben bekannt ist.

Fischpredigt. (347.) Unvergleichlich, dem Sinne und der Behandlung nach.

Die Schlacht bei Sempach. (349.) Wahr und derb, doch nahezu chronikenhaft prosaisch.

Algerius. (353.) Fromm, zart und voll Glaubenskraft.

Doppelte Liebe. (354.) Artig, könnte aber der Situation nach artiger seyn.

Manschettenblume. (355.) Wunderlich, romantisch, gehaltvoll.

Der Fähndrich. (358.) Mit Eigenheit; doch hätte die Gewalt, welche der Fähndrich dem Mädchen angethan, müssen ausgedrückt werden; sonst hat es keinen Sinn, daß er hängen soll.

Gegen die Schweizerbauern. (360.) Tüchtige und doch poetische Gegenwart. Der Zug, daß ein Bauer das Glas in den Rhein wirft, weil er in dessen Farbenspiel den Pfauenschwanz zu sehen glaubt, ist höchst revolutionär und treffend.

Kinder still zu machen. (362.) Recht artig und kindlich.

Gesellschaftslied. (363.) In Tillemart capital.

Das Gnadenbild. (366.) Ist hübsch, wenn man sich den Zustand um einen solchen Wallfahrtsort vergegenwärtigen mag.

Geh du nur hin. (371.) Frank und frech.

Verlorene Mühe. (372.) Treffliche Darstellung weiblicher Bethulichkeit und täppischen Männerwesens.

Starke Einbildungskraft. (373.) Zarter Hauch, kaum festzuhalten.

Die schlechte Liebste. (374.) Innig gefühlt und recht gedacht.

Maria auf der Reise. (375.) Hübsch und zart, wie die Katholiken mit ihren mythologischen Figuren das gläubige Publicum gar zweckmäßig zu beschäftigen und zu belehren wissen.

Der geadelte Bauer. (376.) Recht gut gesehen und mit Verdruß launisch dargestellt.

Abschiedszeichen. (378.) Recht lieblich.

Die Ausgleichung. (379.) Die bekannte Fabel vom Becher und Mantel, kurz und bedeutend genug dargestellt.

Petrus. (382.) Scheint uns gezwungen freigeistisch.

Gott grüß' euch, Alter. (384.) Modern und sentimental, aber nicht zu schelten.

Schwere Wacht. (386.) Zieht schon in das umständliche, klang- und sangreiche Minnesängerwesen herüber.

1) Jungfrau und Wächter. Gar lieblich, doch auch zu umständlich.

2) Der lustige Geselle. Ist uns lieber als die vorhergehenden.

3) Variation. Macht hier zu großen Contrast; denn es gehört zu der tiefen, wunderlichen deutschen Balladenart.

4) Beschluß. Paßt nicht in diese Reihe.

Der Pilger und die fromme Dame. (396.) Ein guter, wohldargestellter Schwank.

Kaiserliches Hochzeitlied. (397.) Barbarisch pedantisch, und doch nicht ohne poetisches Verdienst.

Antwort Mariä auf den Gruß der Engel. (406.) Das liebenswürdigste von allen Christkatholischen Gedichten in diesem Bande.

Staufenberg und die Meerfeie. (407.) Recht lobenswerthe Fabel, gedrängt genug vorgetragen, klug vertheilt. Würde zu kurz scheinen, wenn man nicht an lauter kürzere Gedichte gewöhnt wäre.

Des Schneiders Feierabend. (418.) In der Holzschnittart, so gut, als man es nur wünschen kann.

Mit dieſer Charakteriſirung aus dem Stegreif — denn wie könnte man ſie anders unternehmen? — gedenken wir niemand vorzugreifen, denen am wenigſten, die durch wahrhaft lyriſchen Genuß und ächte Theilnahme einer ſich ausdehnenden Bruſt viel mehr von dieſen Gedichten faſſen werden, als in irgend einer lakoniſchen Beſtimmung des mehr oder mindern Bedeutens geleiſtet werden kann. Indeſſen ſey uns über den Werth des Ganzen noch folgendes zu ſagen vergönnt.

Dieſe Art Gedichte, die wir ſeit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, ob ſie gleich eigentlich weder vom Volk noch für's Volk gedichtet ſind, ſondern weil ſie ſo etwas Stämmiges, Tüchtiges in ſich haben und begreifen, daß der kern- und ſtammhafte Theil der Nationen dergleichen Dinge faßt, behält, ſich zueignet und mitunter fortpflanzt — dergleichen Gedichte ſind ſo wahre Poeſie, als ſie irgend nur ſeyn kann; ſie haben einen unglaublichen Reiz, ſelbſt für uns, die wir auf einer höhern Stufe der Bildung ſtehen, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend für's Alter hat. Hier iſt die Kunſt mit der Natur im Conflict, und eben dieſes Werden, dieſes wechſelſeitige Wirken, dieſes Streben ſcheint ein Ziel zu ſuchen, und es hat ſein Ziel ſchon erreicht. Das wahre dichteriſche Genie, wo es auftritt, iſt in ſich vollendet; mag ihm Unvollkommenheit der Sprache, der äußern Technik, oder was ſonſt will, entgegenſtehen, es beſitzt die höhere innere Form, der doch am Ende alles zu Gebote ſteht, und wirkt ſelbſt im dunklen und trüben Elemente oft herrlicher, als es ſpäter im klaren vermag. Das lebhafte poetiſche Anſchauen eines beſchränkten Zuſtandes erhebt ein einzelnes zum zwar begränzten, doch unumſchränkten All, ſo daß wir im kleinen Raume die ganze Welt zu ſehen glauben. Der Drang einer tiefen Anſchauung fordert Lakonismus. Was der Proſa ein unverzeihliches Hinterſtzuvörderſt wäre, iſt dem wahren poetiſchen Sinne Nothwendigkeit, Tugend, und ſelbſt das Ungehörige, wenn es an unſere ganze Kraft mit Ernſt anſpricht, regt ſie zu einer unglaublich genußreichen Thätigkeit auf.

Durch die obige einzelne Charakteriſtik ſind wir einer Claſſification ausgewichen, die vielleicht künftig noch eher geleiſtet werden kann, wenn mehrere dergleichen ächte, bedeutende Grundgeſänge zuſammengeſtellt ſind.

Wir können jedoch unſere Vorliebe für diejenigen nicht bergen, wo lyriſche, dramatiſche und epiſche Behandlung dergeſtalt in einander geflochten iſt, daß ſich erſt ein Räthſel aufbaut, und ſodann mehr oder weniger

und wenn man will, epigrammatiſch auflöſ't. Das bekannte: Dein Schwert, wie iſt's vom Blut ſo roth, Eduard, Eduard! iſt beſonders im Originale das Höchſte, was wir in dieſer Art kennen.

Möchten die Herausgeber aufgemuntert werden, aus dem reichen Vorrath ihrer Sammlungen, ſo wie aus alten vorliegenden, ſchon gedruckten bald noch einen Band folgen zu laſſen; wobei wir denn freilich wünſchten, daß ſie ſich vor dem Singſang der Minneſinger, vor der bänkelſängeriſchen Gemeinheit und vor der Plattheit der Meiſterſänger, ſo wie vor allem Pfäffiſchen und Pedantiſchen höchlich hüten mögen.

Brächten ſie uns noch einen zweiten Theil dieſer Art deutſcher Lieder zuſammen, ſo wären ſie wohl anzurufen, auch, was fremde Nationen, Engländer am meiſten, Franzoſen weniger, Spanier in einem andern Sinne, Italiäner faſt gar nicht, dieſer Liederweiſe beſitzen, auszuſuchen, und ſie im Original und nach vorhandenen oder von ihnen ſelbſt zu leiſtenden Ueberſetzungen darzulegen.

Haben wir gleich zu Anfang die Competenz der Kritik, ſelbſt im höhern Sinn, auf dieſe Arbeit gewiſſermaaßen bezweifelt, ſo finden wir noch mehr Urſache, eine ſondernde Unterſuchung, in wiefern das alles, was uns hier gebracht iſt, völlig ächt oder mehr und weniger reſtaurirt ſey, von dieſen Blättern abzulehnen.

Die Herausgeber ſind im Sinne des Erforderniſſes ſo ſehr, als man es in ſpäterer Zeit ſeyn kann, und das hie und da ſeltſam Reſtaurirte, aus fremdartigen Theilen Verbundene, ja das Untergeſchobene iſt mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszuſtehen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht! Warum ſoll der, der es in letzter Inſtanz aufzeichnet, mit andern zuſammenſtellt, nicht auch ein gewiſſes Recht daran haben? Beſitzen wir doch aus früherer Zeit kein poetiſches und kein heiliges Buch, als in ſofern es dem Auf- und Abſchreiber ſolches zu überliefern gelang oder beliebte.

Wenn wir in dieſem Sinne die vor uns liegende gedruckte Sammlung dankbar und läßlich behandeln, ſo legen wir den Herausgebern deſto ernſtlicher an's Herz, ihr poetiſches Archiv rein, ſtreng und ordentlich zu halten. Es iſt nicht nütze, daß alles gedruckt werde; aber ſie werden ſich ein Verdienſt um die Nation erwerben, wenn ſie mitwirken, daß wir eine Geſchichte unſerer Poeſie und poetiſchen Cultur, worauf es denn

doch nunmehr nach und nach hinausgehen muß, gründlich, aufrichtig und geiſtreich erhalten.

Berlin, bei Unger: Regulus, eine Tragödie in fünf Aufzügen, von Collin. 1802. 184 S. mit den Anmerkungen. 8.

Die lebhafte Senſation, welche dieſes Stück bei ſeiner Erſcheinung erregte, iſt zwar nach und nach verklungen, doch möchte es nicht zu ſpät ſeyn, noch ein ruhiges kritiſches Wort darüber auszuſprechen.

Der Verfaſſer hat bei der Wahl dieſes Gegenſtandes ſich ſehr vergriffen. Es iſt darin Stoff allenfalls zu Einem Act, aber keineswegs zu fünfen, und dieſer Eine Act iſt es, der dem Stücke Gunſt erweckt.

In dem erſten iſt Attilia, die Gattin des Regulus, vorzüglich beſchäftigt, die Lage der Sache und ſich ſelbſt zu exponiren, jedoch weiß ſie ſich unſere Gunſt nicht zu verſchaffen.

Wer den Entſchluß des Regulus als groß und heldenmüthig anerkennen ſoll, muß den hohen Begriff von Rom mit zum Stücke bringen: die Anſchauung dieſer ungeheuern ſpecifiſchen Einheit einer Stadt, welche Feinde, Freunde, ja ihre Bürger ſelbſt für nichts achtet, um der Mittelpunkt der Welt zu werden. Und ſolche Geſinnungen ſind es, die den einzelnen edlen Römer charakteriſiren; ſo auch die Römerin. Wir ſind die Lucretien und Clölien, Porcien und Arrien und ihre Tugenden ſchon ſo gewohnt, daß uns eine Attilia kein Intereſſe abgewinnen kann, die als eine ganz gemeine Frau ihren Mann für ſich und ihre Kinder aus der Gefangenſchaft zurückwünſcht. Indeſſen möchte das dem erſten Act hingehen, da von dem Colliſivfall, der nun ſogleich eintritt, noch nicht die Rede iſt.

Der zweite Act enthält nun den intereſſanten Punkt, wo Regulus mit dem Carthagiſchen Geſandten vor dem Senat erſcheint, die Auswechslung der Gefangenen widerräth, ſich den Todesgöttern widmet und mit ſeinem älteſten Sohne Publius, der für die Befreiung des Vaters arbeiten wollte, ſich auf ächt Römiſche Weiſe unzufrieden bezeigt.

Mit dem dritten Act fängt das Stück ſogleich an zu ſinken. Der Puniſche Geſandte erſcheint wirklich komiſch, indem er den Regulus durch kosmopolitiſche Argumente von ſeinem ſpecifiſchen Patriotismus zu heilen ſucht. Hierauf muß der wackere Held durch Frau und Kinder gar

jämmerlich gequält werden, indeſſen der Zuſchauer gewiß überzeugt iſt, daß er nicht nachgeben werde. Wie viel ſchöner iſt die Lage Coriolans, der ſeinem Vaterlande wieder erbeten wird, nachgeben kann, nachgeben muß und darüber zu Grunde geht!

Der vierte Act iſt ganz müßig. Der Conſul Metellus bringt erſt einen Senator höflich bei Seite, der ſich des Regulus annehmen will, ferner beſeitigt er einen ſtockpatriciſch geſinnten Senator, der zu heftig gegen Regulus wird, und läßt zuletzt den Publius, man darf wohl ſagen, abfahren, als dieſer ungeſtüm die Befreiung ſeines Vaters verlangt, und da Ueberredung nicht hilft, auf eine wirklich lächerliche Weiſe den Dolch auf den Conſul zuckt, welcher, wie man denken kann, unerſchüttert ſtehen bleibt, und den thörichten jungen Menſchen gelaſſen fortſchickt.

Der fünfte Act iſt die zweite Hälfte vom zweiten. Was dort vor dem Senat vorgegangen, wird hier vor dem Volke wiederholt, welches den Regulus nicht fortlaſſen will, der, damit es ja an modern dringenden dramatiſchen Mitteln nicht fehle, auch einen von den durch's Stück wandelnden Dolchen zuckt, und ſich zu durchbohren droht.

Wollte man dieſes Süjet in Einem Act behandeln, in dem man auf geſchickte Weiſe den zweiten und fünften zuſammenſchmölze, ſo würde es ein Gewinn für die Bühne ſeyn: denn es iſt immer herzerhebend, einen Mann zu ſehen, der ſich aus Ueberzeugung für ein Ganzes aufopfert, da im gemeinen Lauf der Welt ſich niemand leicht ein Bedenken macht, um ſeines beſondern Vortheils willen das ſchönſte Ganze, wo nicht zu zerſtören, doch zu beſchädigen.

Hätte dieſer Gegenſtand unvermeidlich bearbeitet werden müſſen, ſo hätte die große Spaltung der Plebejer und Patricier zu Einleitungs- und Ausfüllungsmotiven den Stoff geben können. Wenn Attilia, eine recht eingefleiſchte Plebejerin, nicht allein Gatten und Vater für ſich und ihre Kinder, ſondern auch für ihre Nächſten, für Vettern und Gevattern, einen Patron zu befreien und aufzuſtellen im Sinne hätte, ſo würde ſie ganz anders als in ihrer jetzigen Privatgeſtalt auftreten. Wenn man alsdann dem Regulus, der nur die Eine große, untheilbare Idee von dem einzigen Rom vor Augen hat, dieſes Rom als ein geſpaltenes, als ein den Patriciern hingegebenes, als ein theilweiſe unterdrücktes, ſeine Hülfe forderndes Rom, in ſteigenden Situationen, dargebracht hätte, ſo wäre doch ein augenblicklich wankender Entſchluß, ohne Nachtheil des

Helden, zu bewirken geweſen. Anſtatt deſſen bringt der Verfaſſer dieſen wechſelſeitigen Haß der beiden Parteien als völlig unfruchtbar und keineswegs in die Handlung eingreifend, weil er ihm nicht entgehen konnte, durch das ganze Stück gelegentlich mit vor.

Wir können daher den Verfaſſer weder wegen der Wahl des Gegenſtandes, noch wegen der bei Bearbeitung deſſelben geäußerten Erfindungsgabe rühmen, ob wir gleich übrigens gern geſtehen, daß das Stück nebſt den Anmerkungen ein unverwerfliches Zeugniß ablege, daß er die Römiſche Geſchichte wohl ſtudirt habe.

Unglücklicherweiſe aber ſind eben dieſe hiſtoriſchen Stoffe mit der Wahrheit ihrer Details dem dramatiſchen Dichter das größte Hinderniß. Das einzelne Schöne, hiſtoriſch Wahre macht einen Theil eines ungeheuern Ganzen, zu dem es völlig proportionirt iſt; das hiſtoriſch Wahre in einem beſchränkten Gedicht läßt ſich nur durch große Kraft des Genies und Talents dergeſtalt beherrſchen und bearbeiten, daß es nicht dem engern Ganzen, das in ſeiner Sphäre eine ganz andere Art von Anähnlichung verlangt, als ſtörend erſcheine.

So ſieht man aus den Anmerkungen, daß der Verfaſſer zu dem unverzeihlichen Mißgriff des Publius, der den Dolch gegen den Conſul zuckt, durch ein geſchichtliches Factum verleitet worden, indem ein junger Römer ſchon einmal einen Tribunen, der einen Vater zur Klage gezogen, durch Drohung genöthigt, ſeine Klage zurückzunehmen. Wenn nun ein Hauptargument dieſer Klage war, daß der Vater den Sohn übel behandle, ſo ſteht dieſe Anekdote gar wohl in einer Römiſchen Geſchichte; aber hier im Drama der junge Menſch, der gegen den Conſul Lucius Cäcilius Metellus den Dolch zieht, begeht doch wohl den albernſten aller Streiche!

Wie die Einſicht des Verfaſſers in die Römiſche Geſchichte, ſo ſind auch ſeine geäußerten theils Römiſchen, theils allgemein menſchlichen Geſinnungen lobenswerth. Sie haben durchaus etwas Rechtliches, meiſt etwas Richtiges; allein aus allen dieſen einzelnen Theilen iſt kein Ganzes entſtanden.

So iſt uns auch noch nicht bei dieſer Beurtheilung die Betrachtung der Charaktere dringend geworden: denn man kann wohl ſagen, daß keine Charaktere in dem Stück ſind. Die Leute ſtehen wohl durch Zuſtände und Verhältniſſe von einander ab, und meinen auch einer anders als der andere, aber es iſt nirgends ein Zug, der ein Individuum, ja auch nur

im rechten Sinne eine Gattung darſtelle. Da dieſes Stück übrigens Figuren hat, die den Schauſpielern zuſagen, ſo wird es wohl auf vielen deutſchen Theatern gegeben werden, aber es wird ſich auf keinem halten, weil es im ganzen dem Publicum nicht zuſagt, das die ſchwachen und leeren Stellen gar zu bald gewahr wird.

Wir wünſchen daher, wenn das Stück noch eine Weile in dieſer Form gegangen iſt, daß der Theil, der dramatiſch darſtellbar und wirkſam iſt, für das deutſche Theater, das ohnehin auf ſein Repertorium nicht pochen kann, gerettet werde, und zwar ſo, daß der Verfaſſer oder ſonſt ein guter Kopf aus dem zweiten und fünften Acte ein Stück in Einem Acte componirte, das man mit Ueberzeugung und Glück auf den deutſchen Theatern geben und wiedergeben könnte.

Dresden, bei Gerlach: Ugolino Gherardesca, ein Trauerſpiel, herausgegeben von Böhlendorf. 1801. 188 S. gr. 8.

Wenn das außerordentliche Genie etwas hervorbringt, das Mit- und Nachwelt in Erſtaunen ſetzt, ſo verehren die Menſchen eine ſolche Erſcheinung durch Anſchauen, Genuß und Betrachtung, jeder nach ſeiner Fähigkeit; allein da ſie nicht ganz unthätig bleiben können, ſo nehmen ſie öfters das Gebildete wieder als Stoff an, und fördern, welches nicht zu leugnen iſt, manchmal dadurch die Kunſt.

Die wenigen Terzinen, in welche Dante den Hungertod Ugolinos und ſeiner Kinder einſchließt, gehören mit zu dem Höchſten, was die Dichtkunſt hervorgebracht hat: denn eben dieſe Enge, dieſer Lakonismus, dieſes Verſtummen bringt uns den Thurm, den Hunger und die ſtarre Verzweiflung vor die Seele. Hiermit war alles gethan, und hätte dabei wohl bewenden können.

Gerſtenberg kam auf den Gedanken, aus dieſem Keim eine Tragödie zu bilden, und obgleich das Große der Danteſchen Darſtellung durch jede Art von Amplification verlieren mußte, ſo faßte doch Gerſtenberg den rechten Sinn, daß ſeine Handlung innerhalb des Thurms verweilt, daß er durch Motive von Streben, Hoffnung, Ausſicht den Beſchauer hinhält, und innerhalb dieſer ſtockenden Maſſe einige Veränderung des Zuſtandes bis zur letzten Hülfsloſigkeit hervorzubringen weiß. Wir haben

ihm alſo zu danken, daß er etwas gleichſam Unmögliches unternommen, und es doch mit Sinn und Geſchick gewiſſermaaßen ausgeführt.

Herr B. war dagegen bei Conception ſeines Trauerſpiels ganz auf dem falſchen Wege, wenn er ſich einbildete, daß man ein politiſch-hiſtoriſches Stück erſt ziemlich kalt anlegen, fortführen und es zuletzt mit dem Ungeheuern enden könne.

Das Schlimmſte bei der Sache iſt, daß gegenwärtiger Ugolino auch wieder zu den Stücken gehört, welche ohne Wallenſteins Daſeyn nicht geſchrieben wären. In dem erſten Acte ſehen wir ſtatt des zweideutigen Piccolomini einen ſehr unzweideutigen Schelmen von Ghibelliniſchem Erzbiſchof, der zwar nicht ohne Urſache, doch aber auf tückiſche und verruchte Weiſe den Guelfen Ugolino haßt; ihm iſt ein ſchwacher Legat des Papſtes zugeſellt, und der ganze erſte Act wird darauf verwendet, die Gemüther mehr oder weniger vom Ugolino abwendig zu machen.

Zu Anfang des zweiten Acts erſcheint Ugolino auf dem Lande, von ſeiner Familie umgeben, ungefähr wie ein ſtiller Hausvater, deſſen Geburtstag man mit Verſen und Kränzen feiert. Sein älteſter Sohn kommt ſiegreich zurück, um die Familienſcene recht glücklich zu erhöhen. Man ſpürt zwar ſogleich einen Zwieſpalt zwiſchen Vater und Sohn, indem der Vater nach der Herrſchaft ſtrebt, der Sohn aber die ſogenannte Freiheit, die Autonomie der Bürger, zu lieben ſcheint, wodurch man wieder an Piccolomini und Max erinnert wird. Nun kommen die Burgemeiſter von Piſa, um den auf dem Lande zaudernden, hypochondriſirenden Helden nach der Stadt zu berufen, indem ein großer Tumult entſtanden, wobei das Volk Ugolinos Palaſt verbrannt und geſchleift. Sie bieten ihm und den Seinigen das Stadthaus zur Wohnung an.

Im dritten Acte erſcheint nun ein Nachbild von Seni, Marco Lombardo, der die ganze Unglücksgeſchichte vorausſieht. Ugolino hat von dem Senatspalaſt Beſitz genommen, und ſucht einen Ritter Nino, einen wackern Mann, auch Guelfen, doch in Meinungen einigermaaßen verſchieden, aus der Stadt zu entfernen, und beraubt ſich, indem er einen Halbfreund von ſich ſtößt, des beſten Schutzes gegen ſeinen heimlichen Erzfeind, den Ghibellinen Ruggieri. Eine Scene zwiſchen Vater und Sohn erinnert wieder an die Piccolomini, und damit wir ja nicht aus dieſem Kreiſe kommen, endigt der dritte Act mit einer geſchmückten Tafel, wobei die Handlung um nichts vorwärts kommt, als daß Ugolino ſeine Geſundheit

als Pisas Fürst zu trinken erlaubt. Der freiheitsathmende Francesco tritt dagegen auf, wodurch ein widersprechendes Verhältniß zwischen Vater und Sohn sich lebhaft ausdrückt, und wir uns zu der Mühe verdammt finden, disjecti membra poetae abermals zusammenzulesen.

Im vierten Act erzählt Ugolino dem Wahrsager einen Traum, wird aber durch den Seher um nichts klüger. Frau und Kinder kommen, die Geburtstagsscene wird etwas trauriger wiederholt; endlich findet sich Ugolino im Dom ein, um die Herrschaft zu übernehmen, wo er gefangen genommen und von dem schwankenden Volke verlassen wird.

Zu Anfang des fünften Acts treten auf einmal in diese prosaische Welt drei Schicksalsschwestern und parodiren die Hexen des Macbeth. Dann werden wir in den Hungerthurm geführt, wo der Verfasser der Leitung Gerstenbergs mehr oder weniger folgt, die Wirkung aber völlig zerstört, indem er die Hungerscene zerstückt und den Leser wechselsweise in den Thurm und auf die Straße führt. Zuletzt wird der Bischof, wunderlich genug, Mitternachts in den Dom gelockt und ermordet, nachdem vorher Ugolinos Geist hinten über das Theater gegangen.

Man darf kühnlich behaupten, daß man im ganzen Stück auf keine poetische Idee treffe. Die historisch-politisch-psychologischen Reflexionen zeugen übrigens von einem mäßigen, geraden Sinn. Die Einleitung des tristen Ugolinoschen Charakters durch Erzählung seiner unglücklichen Jugend ist gut. Jene oben erwähnte Situation, da sich ein vorzüglicher Mann dadurch in's Unglück stürzt, daß er, Versöhnung heuchelnden Feinden zu Liebe, einen wenig dissentirenden Freund verstößt und sich des einzigen Schutzes beraubt, wäre dramatisch interessant genug, nur müßte die Behandlung viel tiefer gegriffen werden.

An Aufführung dieses Stücks ist gar nicht zu denken, um so weniger als es nicht durch theatralische Vorstellung, sondern durch Lectüre Wallensteins eigentlich entstanden seyn mag.

Leipzig, bei Sommer: Johann Friedrich, Kurfürst zu Sachsen, ein Trauerspiel. 1804. 8.

Es ist ein großer Unterschied, ob der Verfasser eines dramatischen Stückes vom Theater herunter oder auf das Theater hinauf schreibe.

Im erſten Falle ſteht er hinter den Couliſſen, iſt ſelbſt nicht gerührt, noch getäuſcht, kennt aber die Mittel, Rührung und Täuſchung hervorzubringen, und wird nach dem Maaß ſeines Talents, wo nicht etwas Vortreffliches, doch etwas Brauchbares leiſten. Im andern Falle hat er als Zuſchauer gewiſſe Wirkungen erfahren; er fühlt ſich davon durchdrungen und bewegt, möchte gern ſeine paſſive Rolle mit einer activen vertauſchen, und indem er die ſchon vorhandenen Masken und Geſinnungen bei ſich zu beleben und in veränderten Reihen wieder aufzuführen ſucht, bringt er nur etwas Secundäres, nur den Schein eines Theaterſtücks hervor.

Ein ſolches Werk, wie das gegenwärtige, könnte man daher wohl fulgur e pelvi nennen, indem die Wallenſteinſche Sonne hier aus einem nicht eben ganz reinen Gefäß zurückleuchtet und kaum eine augenblickliche Blendung bewirkt. Hier iſt auch ein unſchlüſſiger Held, der ſich aber doch, geſtärkt durch ſeinen Beichtvater, mehr auf den proteſtantiſchen Gott als jener auf die Planeten verläßt. Hier iſt auch ein Verräther, der mit mehrern Regimentern zum Feind übergeht, eine Art von Max, eine Sorte von Thekla, die uns aber doch, anfangs durch Bauernkleidung, dann durch Heldenrüſtung, an eine geringere Abkunft, an den Stamm der Bayardſchen Miranden, der Johannen von Montfaucon erinnert. Nicht weniger treten Bürger und Soldaten auf, die ganz unmittelbar aus Wallenſteins Lager kommen. Ferner giebt es einige tückiſche Spanier, wie man ſie ſchon mehr auf dem deutſchen Theater zu ſehen gewohnt iſt, und Carl V. zeigt ſich als ein ganz leidlicher Kartenkönig. Die Zweideutigkeit des nachherigen Kurfürſten Moriz kann gar kein Intereſſe erregen.

Ungeachtet aller dieſer fremden Elemente lieſ't man das Stück mit einigem Gefallen, das wohl daher kommen mag, daß wirkliche Charaktere und Thatſachen, auf die der Verfaſſer in der Vorrede ſo großen Werth legt, etwas Unverwüſtliches und Unverpfuſchbares haben. Nicht weniger bringt die Phantaſie aus der bekannten Geſchichte eine Menge Bilder und Verhältniſſe hinzu, welche das Stück, wie es da ſteht, nicht erregen noch hervorbringen würde.

Noch einen Vortheil hat das Stück: daß es kurz iſt. Die Charaktere, wenn gleich nicht recht gezeichnet, werden uns nicht läſtig, weil ſie uns nicht lange aufhalten; die Situationen, wenn gleich nicht kunſtmäßig angelegt, gehen doch geſchwind vorüber, und wenn ſie an Nachahmung erinnern, ſo ſind ſie auch ſchon vorbei, indem ſie ein Lächeln erregen.

Wie hohl übrigens das ganze Stück sey, würde sich bei der ersten Vorstellung deutlich zeigen. Wir zweifeln aber, daß irgend ein Theater diesen Versuch zu machen geneigt seyn möchte.

Hadamar, in der neuen Gelehrten-Buchhandlung: Der Geburtstag, eine Jägeridylle in vier Gesängen, 1803. 107 S. 8.

Dieses kleine Gedicht kann man als ein gedrucktes Concept ansehen, und in diesem Sinne erregt es Interesse. Der Verfasser hat einen idyllischen Blick in die Welt; in wiefern er Original sey, läßt sich schwer entscheiden: denn vorzüglich die zwei ersten Gesänge erinnern im ganzen wie im einzelnen durchaus an Vossens Luise.

Die Welt seiner Jäger und Förster kennt der Verfasser recht gut, doch hat er manche Eigenthümlichkeiten derselben nicht genug herausgehoben, und sich dafür mit den kleinen Lebensdetails, welche diese Classe mit allen andern gemein hat, Kaffeetrinken, Tabakrauchen u. s. w., wie auch mit allgemeinen Familienempfindungen, die allenfalls im Vorbeigehen berührt werden können, zu sehr aufgehalten. Ueberhaupt möchte man sagen, er sey nur mit den Augen und nicht mit dem Herzen ein Jäger.

Das Hauptmotiv, daß am Geburtstage eines Försters der Geliebte seiner Tochter einen Wolf schießt, und dadurch zur Versorgung gelangt, ist artig und durch Retardationen interessant gemacht, doch bleibt immer die Charakteristik der Behandlung zu schwach. Der Verfasser hätte durchaus bedenken sollen, daß es in der Familie des Försters Waldheim lebhafter und rascher zugehen müsse als bei dem Pfarrer von Grünau. Lobenswürdig ist übrigens die Darstellung und Benutzung des felsigen Locals mit den Niederungen am Fuße und der bergigen Umgebung. In den zwei letzten Gesängen, wo das Gedicht handelnder wird, ist ein gewisser epischer Schritt, eine glückliche Darstellung dessen, was geschieht, nicht zu verkennen. Auch ist über das Ganze eine gewisse gemüthliche Anmuth verbreitet.

Aber — und leider ein großes Aber — die Verse sind ganz abscheulich. Der Verfasser, indem er seine Vorgänger in diesem Fache las, hat sich von der innern Form eines solchen Kunstwerks wohl manches zugeeignet, über die letzte äußere Form aber und deren Vollendung weder

gedacht noch mit irgend einem Wissenden sich besprochen. Was ihm von den Versen im Ohr geblieben, hat er nachgeahmt, ohne sich eines Gesetzes, einer Regel bewußt zu seyn.

Sollen wir also die in der Vorerinnerung gethane Frage, ob seine Muse Freunden der Dichtkunst wohl ein ästhetisches Vergnügen gewähren könne, aufrichtig und freundlich beantworten, so sagen wir: er lerne zuerst Hexameter machen, welches sich denn wohl jetzt nach und nach wird lernen lassen; wie viel Zeit es ihm auch kosten sollte, so ist es reiner Gewinn; er arbeite alsdann das Gedicht nochmals um, vermindere den beschreibenden Theil, erhöhe den handelnden, ersetze das gleichgültige Allgemeine durch bedeutendes Besondere, so wird sich alsdann deutlicher zeigen, ob er in diesem Fache etwas leisten kann: denn jetzt muß man den besten Willen haben, und eine Art von Sonntagskind seyn, um eine übrigens ganz wohlgebildete Menschengestalt durch eine von Warzen, Flecken, Borsten und Unrath entstellte Oberhaut durch zu sehen.

Mannheim, in Commission bei Schwan und Götz: Athenor, ein Gedicht in sechzehn Gesängen. Neue verbesserte Ausgabe. 1804. VIII, übrigens mit den Anmerkungen 286 S. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Als wir dieses Gedicht mit Sorgfalt zu lesen anfingen, uns durch den jedem Gesange vorgesetzten Inhalt mit dem Ganzen und seinen Theilen bekannt zu machen und in der Ausführung selbst vorwärts zu dringen suchten, haben wir eine ganz eigene Erfahrung gemacht. Wir empfanden nämlich eine Art von Schwindel, wie sie den zu überfallen pflegt, dem etwas ganz Incongruentes und also seiner Natur nach Unmögliches doch wirklich vor Augen steht. Nach einigem Besinnen erinnerten wir uns schon einer ähnlichen Empfindung: es war die, wie wir den Garten und Palast des Prinzen Pallagonia besuchten, der nicht allein, wie bekannt, durchaus mit Ungeheuern ausstaffirt ist, sondern wo auch, was weniger bekannt, an der Architectur sorgfältig alle horizontalen und verticalen Linien vermieden sind, so daß alles im Stehen sogleich einzustürzen scheint. Gestärkt durch diese Reflexion, wagten wir dem Helden Athenor nochmals in's Gesicht zu sehen, fanden uns aber um nichts

gebeſſert; was wir jedoch zuletzt über ihn bei uns zuſammen bringen konnten, aber freilich für kein Urtheil ausgeben, wäre ungefähr folgendes.

Wenn man Wielands poetiſche Schriften ſtückweiſe in eine Hexenpfanne neben einander ſetzte, und ſodann über einem gelinden Feuer ſo lange ſchmorte, bis Naturell, Geiſt, Anmuth, Heiterkeit mit allen übrigen lebendigen Eigenſchaften völlig abgeraucht wären, und man alsdann die überbliebene zähe Maſſe mit einem Löffelſtiel einigermaaßen durcheinanderzöge, und einen ſolchen Brei, der faſt für ein Caput mortuum gelten kann, völlig erſtarren und erkalten ließe, ſo würde ungefähr ein Athenor entſtehen. Da jedoch der Fall von der Art iſt, daß wir nicht wiſſen können, ob unſere Empfindung bei dieſem Werk nicht vielleicht idioſynkratiſch ſey, ſo wünſchten wir, daß einer unſerer kritiſchen Collegen durch umſtändlichere Unterſuchung unſere Meinung zu beſtärken oder zu widerlegen geneigt wäre.

Am kürzeſten und gerathenſten halten wir jedoch, daß jeder, der eine kleine Bibliothek deutſcher Art und Kunſt ſich angeſchafft hat, auch dieſem Athenor einen Platz gönne: denn es iſt doch auch kein geringer Genuß, wenn man ſich nach Belieben beim Aufſchlagen eines Buches einen ſolchen äſthetiſchen Tragelaphen vergegenwärtigen kann. Zu dieſem Behuf aber müßte der Verleger den Preis, der durch die artig punctirten Kupfer unverhältnißmäßig erhöht ſeyn mag, ein, für allemal herabſetzen.

---

1. Berlin, bei Unger: Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, von ihr ſelbſt geſchrieben. 1806. 384 S. gr. 8.
2. Ebendaſelbſt: Melanie, das Findelkind. 1804. 252 S. kl. 8.
3. Lübeck, bei Bohn: Wilhelm Dumont, ein einfacher Roman von Eleutherie Holberg. 1805. 340 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Nicht um dieſe drei Schriften, deren jede wohl eine eigene Betrachtung verdient, nur kurz bei Seite zu bringen, nehmen wir ſie hier zuſammen, ſondern weil ſie manches Lobenswürdige gemein haben, und weil ſich auch an ihnen einiges gemeinſam zu tadeln finden wird. Sie ſind ſämmtlich mehr verſtändig als paſſionirt geſchrieben; keine heftigen

Leidenſchaften werden dargeſtellt; die Verfaſſer wollen weder Furcht noch Hoffnung, weder Mitleiden noch Schrecken erregen, ſondern uns Perſonen und Begebenheiten vorſtellen, welche uns intereſſiren und auf eine angenehme Weiſe unterhalten. Die beiden erſten Werke haben viel Aehnlichkeit in der Fabel; alle ſind gut geſchrieben, und es herrſcht in allen, obgleich mehr oder weniger, eine freie Anſicht des Lebens.

1) Der Heldin dieſes Romans gebührt in ſofern der Name einer ſchönen Seele, als ihre Tugenden aus ihrer Natur entſpringen, und ihre Bildung aus ihrem Charakter hervorgeht. Wir hätten aber doch dieſes Werk lieber Bekenntniſſe einer Amazone überſchrieben, theils um nicht an eine frühere Schrift zu erinnern, theils weil dieſe Benennung charakteriſtiſcher wäre: denn es zeigt ſich uns wirklich hier eine Männin, ein Mädchen, wie es ein Mann gedacht hat. Und wie jene aus dem Haupte des Zeus entſprungene Athene eine ſtrenge Erzjungfrau war und blieb, ſo zeigt ſich auch in dieſer Hirngeburt eines verſtändigen Mannes ein ſtrenges, obgleich nicht ungefälliges Weſen, eine Jungfrau, eine Virgo im beſten Sinne, die wir ſchätzen und ehren, ohne eben von ihr angezogen zu werden.

Hat man das einmal zugegeben, ſo kann man von dem Buche nicht Gutes genug ſagen. Das Ganze iſt durchaus tüchtig, vernünftig und verſtändig zuſammenhangend; das Romaneske darin beſteht in einer wenig erhöhten, geläuterten Wirklichkeit; die Schilderungen zeigen viel Einſicht in die Welt und ihr Weſen; die Reflexionen ſind meiſtens tief, geiſtreich, überraſchend.

Hatte der Verfaſſer ſich den Charakter, den er ſchildern wollte, feſt vorgezeichnet, ſo hat er die Umgebungen und Begebenheiten gehörig erfunden und klug geſtellt, daß theils durch Uebereinſtimmung theils durch Conflict eine ſolche Natur ſich nach und nach entwickeln und bilden konnte.

Die Heldin iſt unbekannten Urſprungs, wird einem Geiſtlichen in der Franzöſiſchen Schweiz zur Pflege übergeben, der unverheirathet iſt und mit ſeiner Schweſter lebt. Dieſe halb fremden und halb nahen Verhältniſſe, dieſe Neigung ohne Innigkeit, womit die drei Perſonen zuſammenleben, iſt ſo glücklich gedacht als ausgeführt. Die Erziehung fängt von Reinlichkeit und Ordnung an, woraus Schamhaftigkeit und Geſetztheit entſtehen. Das Kleeblatt wird in eine deutſche große Reſidenz verſetzt, und der Zögling wächſ't zum Frauenzimmer heran. Von der Muſik wird ſie abgeſchreckt,

gebeſſert; was wir jedoch zuletzt über ihn bei uns zuſammen bringen konnten, aber freilich für kein Urtheil ausgeben, wäre ungefähr folgendes.

Wenn man Wielands poetiſche Schriften ſtückweiſe in eine Hexenpfanne neben einander ſetzte, und ſodann über einem gelinden Feuer ſo lange ſchmorte, bis Naturell, Geiſt, Anmuth, Heiterkeit mit allen übrigen lebendigen Eigenſchaften völlig abgeraucht wären, und man alsdann die überbliebene zähe Maſſe mit einem Löffelſtiel einigermaaßen durcheinanderzöge, und einen ſolchen Brei, der faſt für ein Caput mortuum gelten kann, völlig erſtarren und erkalten ließe, ſo würde ungefähr ein Athenor entſtehen. Da jedoch der Fall von der Art iſt, daß wir nicht wiſſen können, ob unſere Empfindung bei dieſem Werk nicht vielleicht idioſynkratiſch ſey, ſo wünſchten wir, daß einer unſerer kritiſchen Collegen durch umſtändlichere Unterſuchung unſere Meinung zu beſtärken oder zu widerlegen geneigt wäre.

Am kürzeſten und gerathenſten halten wir jedoch, daß jeder, der eine kleine Bibliothek deutſcher Art und Kunſt ſich angeſchafft hat, auch dieſem Athenor einen Platz gönne: denn es iſt doch auch kein geringer Genuß, wenn man ſich nach Belieben beim Aufſchlagen eines Buches einen ſolchen äſthetiſchen Tragelaphen vergegenwärtigen kann. Zu dieſem Behuf aber müßte der Verleger den Preis, der durch die artig punctirten Kupfer unverhältnißmäßig erhöht ſeyn mag, ein, für allemal herabſetzen.

---

1. Berlin, bei Unger: Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, von ihr ſelbſt geſchrieben. 1806. 384 S. gr. 8.
2. Ebendaſelbſt: Melanie, das Findelkind. 1804. 252 S. kl. 8.
3. Lübeck, bei Bohn: Wilhelm Dumont, ein einfacher Roman von Eleutherie Holberg. 1805. 340 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Nicht um dieſe drei Schriften, deren jede wohl eine eigene Betrachtung verdient, nur kurz bei Seite zu bringen, nehmen wir ſie hier zuſammen, ſondern weil ſie manches Lobenswürdige gemein haben, und weil ſich auch an ihnen einiges gemeinſam zu tadeln finden wird. Sie ſind ſämmtlich mehr verſtändig als paſſionirt geſchrieben; keine heftigen

Leidenſchaften werden dargeſtellt; die Verfaſſer wollen weder Furcht noch Hoffnung, weder Mitleiden noch Schrecken erregen, ſondern uns Perſonen und Begebenheiten vorſtellen, welche uns intereſſiren und auf eine angenehme Weiſe unterhalten. Die beiden erſten Werke haben viel Aehnlichkeit in der Fabel; alle ſind gut geſchrieben, und es herrſcht in allen, obgleich mehr oder weniger, eine freie Anſicht des Lebens.

1) Der Heldin dieſes Romans gebührt in ſofern der Name einer ſchönen Seele, als ihre Tugenden aus ihrer Natur entſpringen, und ihre Bildung aus ihrem Charakter hervorgeht. Wir hätten aber doch dieſes Werk lieber Bekenntniſſe einer Amazone überſchrieben, theils um nicht an eine frühere Schrift zu erinnern, theils weil dieſe Benennung charakteriſtiſcher wäre: denn es zeigt ſich uns wirklich hier eine Männin, ein Mädchen, wie es ein Mann gedacht hat. Und wie jene aus dem Haupte des Zeus entſprungene Athene eine ſtrenge Erziungfrau war und blieb, ſo zeigt ſich auch in dieſer Hirngeburt eines verſtändigen Mannes ein ſtrenges, obgleich nicht ungefälliges Weſen, eine Jungfrau, eine Virgo im beſten Sinne, die wir ſchätzen und ehren, ohne eben von ihr angezogen zu werden.

Hat man das einmal zugegeben, ſo kann man von dem Buche nicht Gutes genug ſagen. Das Ganze iſt durchaus tüchtig, vernünftig und verſtändig zuſammenhangend; das Romaneske darin beſteht in einer wenig erhöhten, geläuterten Wirklichkeit; die Schilderungen zeigen viel Einſicht in die Welt und ihr Weſen; die Reflexionen ſind meiſtens tief, geiſtreich, überraſchend.

Hatte der Verfaſſer ſich den Charakter, den er ſchildern wollte, feſt vorgezeichnet, ſo hat er die Umgebungen und Begebenheiten gehörig erfunden und klug geſtellt, daß theils durch Uebereinſtimmung theils durch Conflict eine ſolche Natur ſich nach und nach entwickeln und bilden konnte.

Die Heldin iſt unbekannten Urſprungs, wird einem Geiſtlichen in der Franzöſiſchen Schweiz zur Pflege übergeben, der unverheirathet iſt und mit ſeiner Schweſter lebt. Dieſe halb fremden und halb nahen Verhältniſſe, dieſe Neigung ohne Innigkeit, womit die drei Perſonen zuſammenleben, iſt ſo glücklich gedacht als ausgeführt. Die Erziehung fängt von Reinlichkeit und Ordnung an, woraus Schamhaftigkeit und Geſetztheit entſtehen. Das Kleeblatt wird in eine deutſche große Reſidenz verſetzt, und der Zögling wächſt zum Frauenzimmer heran. Von der Muſik wird ſie abgeſchreckt,

weil der Meiſter einen kriechenden, ſchmeichleriſchen Charakter hat; vom Tanz, weil die Art, wie der Meiſter ihren Körper techniſch behandelt, ihre Schamhaftigkeit verletzt. Die Franzöſiſche Sprache tritt ein; Lafontaine, Corneille und Racine bemächtigen ſich ihrer; von Shakſpeare will ſie nichts wiſſen. Eine ſtille Mildthätigkeit ſieht man gern in der Nachbarſchaft des Religionsunterrichts. Sie wird confirmirt und tritt in die Welt ein.

Ihre Verhältniſſe zu Alten und Jungen ſind ſehr gut geſchildert. Sie wird ihre eigenen Vorzüge gewahr, die man einer höhern Abkunft zuſchreibt. Sie wird neugierig zu erfahren, woher ſie entſprungen. Die Entdeckung gelingt ihr nicht; ja die Möglichkeit einer ſolchen wird ihr abgeſchnitten, und es gehört mit zu dem Charakter dieſer Geſchichte, daß ein ſo romanhaftes Motiv nicht weiter gebraucht wird, und weder die Heldin noch der Leſer über dieſen Punkt aufgeklärt werden.

Was unſere Neigung gegen die Heldin, ohne daß wir es merken, erregt, iſt, daß ſie, ungeachtet ihrer Selbſtſtändigkeit, ſich immer an Freundinnen anſchließt und ſich ihnen gleichſam ſubordinirt. Sie findet ſich mit Adelaiden zuſammen, einem von den Mädchen der neuern deutſchen Zeit, die an Talente und an ein Romantiſches im Leben Anſprüche machen. Ein ſehnlich erwarteter, hochgelobter Bruder dieſer Freundin kommt an, die ganze kleine Frauenſocietät bewirbt ſich um ihn; ihm iſt keine Neigung einzuflößen, ſein Eigenthümliches bleibt verſchloſſen; doch erweckt er in beiden Freundinnen die Luſt an Italiäniſcher Poeſie. Sie werden hingeriſſen, und mit viel Glück iſt die Liebe durch das Element einer ſo liebevollen Dichtkunſt eingeleitet. Doch können die Frauen aus dem verſchloſſenen Jüngling nicht klug werden, bis ſich endlich zeigt, daß ihm Friedrich II. als Idol vorſchwebt, und daß er keinen Wunſch hat, als unter einer ſo großen Natur mit thätig zu ſeyn.

Der ſiebenjährige Krieg, und wie der große König in jener Epoche die Welt zu Neigung und Abneigung aufregt, ſteht als ernſtes Bild innerhalb des weiblichen Kreiſes. Der junge Held und die Amazone nähern ſich auf eine würdige Art, erklären ſich wechſelſeitig, machen ein Bündniß auf die Zukunft, und ſcheiden.

Nach kurzen Aeußerungen aus der Ferne, nach gedrängter Darſtellung der Kriegsbegebenheiten wird die Schlacht bei Zorndorf geliefert, und der Geliebte fällt. Die Gefühle der Amazone, die Entwicklung ihrer

Aeußerungen, die Folgen des Verluſtes ſind bedeutend und befriedigend vorgetragen.

Zu Anfang des zweiten Buches kehrt unſere Heldin zur Geſellſchaft zurück. Sie findet ſich da in einigem Mißverhältniß, weil ſie etwas Beſſeres beſeſſen. Adelaide, reich durch den Tod ihres Bruders, iſt vielen Bewerbungen ausgeſetzt; ihre Geſinnungen beſtimmen ihr Schickſal. Wie ſie irrt, fehl greift und endet, iſt flüchtig, aber ſicher gezeichnet.

Nun wird unſere Freundin an einen kleinen deutſchen Hof zu einer jungen Prinzeſſin berufen. Hier wird ſchon merklicher, wie ſie ihre Individualität durch alle Ausbildung hindurch zu erhalten ſucht. Sie entfernt ſich von Tanz und Spiel, qualificirt ſich zur Unterhaltung, und wirkt auf die Prinzeſſin durch Geſinnungen und Kenntniſſe. Das Hofweſen iſt überhaupt ſehr läßlich behandelt, und die Oberhofmeiſterin mit wenigen Zügen lebhaft dargeſtellt.

Der Pflegvater ſtirbt, und die Prinzeſſin wird verheirathet. Die Freundin folgt ihr an den neuen Hof. Hier ſieht es ſchon nicht ſo heiter aus als an dem erſten. Vater und Mutter ſind beide bigott und abergläubiſch; doch mit umgekehrten Tendenzen. Der Erbprinz hat eine frühere Verbindung mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, die er nicht aufgiebt. Die Charaktere und Stellungen derſelben gegen einander zeugen von vieler Welt- und Menſchenkenntniß des Verfaſſers. Der Urſprung des Mißklangs, der zwiſchen dem Erbprinzen und ſeiner Gemahlin entſteht, iſt wohl entwickelt. Eben ſo glücklich iſt das Motiv, daß die vertrauten Freundinnen in einer Art von ſtiller Uebereinkunft leben, über gewiſſe Dinge nicht zu ſprechen, wodurch ſie aber, bei fortſchreitenden Verhältniſſen, beide eingeklemmt werden.

Wir ſehen hier einen kleinen deutſchen Hof, gerade nicht fratzenhaft, doch von einer unerfreulichen Seite geſchildert. Der Hofcapellan und der Kammerherr des Erbprinzen, Intrigue und Intriganten, das Verhältniß der jungen Eheleute, alles gut entwickelt und bedeutend aufgeſtellt.

Die Freundinnen erklären ſich, gewinnen Luſt bei einem einſamen Sommeraufenthalt auf dem Lande. Sie führen eine Art Idyllenleben. Die Spaniſche Literatur geſellt ſich zur Italiäniſchen. Sie werden zur Betrachtung des Kunſtſchönen hingezogen. Sie ſuchen es ſich anzueignen. Es entſteht in der Seele der Erbprinzeſſin ein idealer Zuſtand, der ſich nicht mehr als billig gegen das Phantaſtiſche hinneigt. Der Winter ruft ſie zur Stadt zurück.

Wohlmeinend, aber mit gewaltſamer und roher Hand, entfernt der fürſtliche Vater die erſte Geliebte des Erbprinzen, und verlangt nun die Annäherung der Prinzeſſin. Die Amazone und der Kammerherr ſollen dieß bewirken. Da aber jene eine höhere, dieſer eine niedere Anſicht hat, ſo verſtehen ſie ſich einander nicht. Der Plan mißlingt, die Schuld fällt auf die Amazone zurück. Alles Gemeine und Niederträchtige ſetzt ſich in Bewegung, und ſie entfernt ſich. Die Darſtellung dieſer ganzen letzten Epoche iſt beſonders gut gelungen.

Unſere Heldin bleibt auch in der Ferne mit ihrer Freundin in Verbindung. Sie nimmt ſich in ihrer Einſamkeit eines Kindes an, und deutet im Vorbeigehen auf einiges Erziehungstalent. Die Erbprinzeſſin nähert ſich ihrem Gemahl. Die Geburt eines jungen Prinzen erfreut den Hof. Der Herzog ſtirbt, die Amazone kehrt zur jungen Herzogin zurück, ſchlägt eine Stelle als Oberhofmeiſterin aus, und entfernt ſich wieder. Das Mißverhältniß zwiſchen dem jungen Herzog und ſeiner Gemahlin wächſ't, und dieſe weiß einen Reiſeplan durchzuſetzen.

Zu Anfang des dritten Buches reiſen die Freundinnen nach der Schweiz. Wir erwarten eine Fortſetzung des behaglichen Idyllenlebens, und werden durch eine paradoxe Invective gegen die Schweizer überraſcht. Nun geht es nach Italien; und hier hat der Verfaſſer den glücklichen Gedanken, bedeutende wirkliche Menſchen in Verhältniß zu ſeinen erdichteten Perſonen zu bringen; welches um ſo eher geſchehen konnte, als er ſich ſchon früher dieſes Mittels bedient hatte, und überhaupt nicht ſo weit aus der Wirklichkeit hinausgeſchritten war, daß er ſich nicht mit wirklichen Perſonen, die etwas Romantiſches in ihrem Charakter und Lebensweiſe hatten, recht gut begegnen konnte.

Alfieri tritt in ſeinem bekannten Charakter bedeutend herein, und man mag ihn recht gern auch in dieſer Geſellſchaft noch einmal leben und wirken ſehen. Genuß und Betrachtung wechſeln ab. Nation, Kunſt und beſonders Raphael kommen an die Reihe. Die Herzogin kränkelt und ſtirbt.

Unſere einſame Freundin macht in Piſa eine neue weibliche Bekanntſchaft. Man reiſ't nach Wien, kommt in ein gefährliches Verhältniß zu Emigrirten, zieht ſich glücklich aus der Schlinge, begiebt ſich auf einen Landſitz, und beſchließt ſeine Bildung durch deutſche Literatur.

Einem Roman, der eigentlich romantiſch geſchrieben, und auf

Ueberraſchung berechnet wäre, würde man einen ſchlechten Dienſt erzeigen, wenn man ſeine Fabel auszöge, wie wir es bei dieſem gethan. Wenn wir aber verſichern können, daß dieſer zwar einfache, doch kunſtreiche Canevas mit verſtändigen, glücklichen, oft ungemeinen Details von dem Verfaſſer belebt worden, ſo werden wir das Verlangen derer, die dieſes Buch noch nicht kennen, gewiß aufregen, und der Beiſtimmung ſolcher, die es geleſen, nicht ganz ermangeln.

Da die Wirkung des Buches gar nicht pathologiſch, vielleicht auch nicht ganz äſthetiſch ſeyn kann, ſo iſt um deſto mehr ein Wort über die verſtändige und ſittliche Wirkung dieſer Arbeit am Platze.

Wenn man die Erfahrungen ſeines eigenen Lebens durchgeht, ſo erinnert man ſich wohl ſolcher Frauenzimmer, deren Bild man jener Amazone unterlegen könnte, aber nur weniger. Die Hauptfrage, die das Buch behandelt, iſt: Wie kann ein Frauenzimmer ſeinen Charakter, ſeine Individualität gegen die Umſtände, gegen die Umgebung retten? Hier beantwortet ein Mann die Frage durch eine Männin. Ganz anders würde eine geiſt- und gefühlvolle Frau ſie durch ein Weib beantworten laſſen.

Aber das gegenwärtige Buch iſt nun einmal da. Die Mädchen, die Frauen werden es leſen. Was werden ſie daraus nehmen? Gar manches werden ſie daraus nehmen. Wozu ſie es aber, nach des Recenſenten Rath, nutzen könnten und vielleicht ſollten, wäre, ſich zu überzeugen, daß das Problem auf dieſe Weiſe nicht zu löſen iſt. Der Verfaſſer, um ſeine Amazone ſelbſtſtändig zu erhalten, muß ſie ohne Vater und Mutter entſpringen laſſen. Er kann ſie zu allem dem, wozu das Weib von Jugend auf beſtimmt iſt, nur annähernd, nicht aber darin zum Genuß, nicht zur Thätigkeit, zum Erlangen, zum Leiſten hinbringen. Sie iſt weder Tochter noch Schweſter, noch Geliebte noch Gattin, noch Mutter, und ſo kann man in ihr weder die Hausfrau, noch die Schwiegermutter, noch die Großmutter vorausſehen. Da ſie denn aber doch zuletzt nicht allein ſeyn kann, ſich irgendwo anſchließen und ihrer Natur nach zugleich dienen und herrſchen muß, ſo läuft ihre ganze Exiſtenz auf eine Geſellſchaftsdame und Hofmeiſterin hinaus, auf ein Daſeyn, das ſich ein Frauenzimmer nicht leicht wünſchenswerth vorſtellen möchte.

Scheinen wir durch dieſe Betrachtungen ein Buch, das wir bisher geprieſen, gleichſam zu vernichten, ſo glauben wir durch folgende Erklärung die Sache wieder in's gleiche zu bringen. Jeder Menſch, das Weib

ſo gut als der Mann, will ſeine Individualität behaupten, und behauptet ſie auch zuletzt, nur jedes auf ſeine Weiſe. Wie die Frauen ihre Individualität behaupten können, wiſſen ſie ſelbſt am beſten, und wir brauchen ſie es nicht zu lehren. Es iſt aber immer angenehm und nützlich, und giebt zu den intereſſanteſten Vergleichungen Anlaß, wenn uns einmal im Bilde gezeigt wird, wie eine Frau jenen Zweck zu erreichen ſuchen würde, wenn ſie männlich geſinnt wäre. Wir empfehlen alſo dieſes Buch den Frauen, nur um der Idee willen, um des Ziels willen, welches zu erlangen jeder angelegen iſt; aber keineswegs, daß ſie daraus die Mittel lernen ſollen, um dazu zu gelangen. Vielmehr mag ſich jede nach dieſem Bilde ſelbſt prüfen und examiniren; ſie mag mit ſich über die Mittel rathſchlagen, deren ſie ſich in ähnlichen Fällen bedienen würde, und ſie wird ſich meiſt mit der Amazone in Widerſpruch finden, die eigentlich nicht als ein Muſter, ſondern als ein Zielbild am Ende einer Laufbahn ſteht, die wir alle zu durchlaufen haben.

2) Melanie hat in der Fabel Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden. Hier iſt ein Findelkind; das Geheimniß ſeiner Geburt wird aber zur Verwicklung gebraucht, und die Entdeckung entwirrt den Knoten. Wir dürfen daher die Fabel nicht erzählen, weil auf Unbekanntſchaft des Leſers mit derſelben vorzüglich gerechnet iſt.

Charaktere und Begebenheiten ſind im guten Sinne romanhaft. Jene ſind immer in dem Zuſtande, in welchem ſich die wirklichen Menſchen ſelten befinden; dieſe ſind aus der Wirklichkeit ausgewählt und zuſammengedrängt.

Das Dargeſtellte iſt ſich nicht durchaus gleich. Die Charaktere der obern Stände ſind wie aus der Ferne, mit einer Art von Reſpect, doch ohne eigentlichen guten Willen, weich und nebuliſtiſch gezeichnet; dagegen die der mittlern und untern Stände ſcharf und ohne Neigung umriſſen ſind, oft überladen, in's Häßlichſte und Gemeinſte übergehend. Aus dieſer Behandlung entſteht ein Zwieſpalt in der Seele des empfindenden und theilnehmenden Leſers.

Doch zeigt die Verfaſſerin im ganzen genugſame Weltkenntniß, und man kann nicht leugnen, daß ihr die irdiſchen Dinge mitunter hinlänglich gegenwärtig ſind. Manche Figuren und ihr Betragen kann man als wohlgerathen anſprechen, wie die alte Gräfin und ihr Benehmen gegen Melanie ein Beiſpiel giebt. Unter den mehr poetiſchen Figuren findet

ſich auch eine zweite Philine, die man nicht ungern ſieht; nur fehlt es ihr an dem Ingredienz von Geiſt, durch den ſich die erſte eigentlich bei uns einſchmeichelt.

Das Ganze iſt im Romanſinne geſchickt genug aufgebaut und gefügt, die Expoſition prägnant und vielverſprechend, der Einſchritt gefällig; das Intereſſe nimmt zu, die Erwartung wird geſpannt und die Auflöſung überraſcht. Als Buch iſt es nicht ausgedehnt; man kann es auf einmal ausleſen; und es wird jeden, der dieſe Art von Schriften liebt, unterhalten und vergnügen.

3) Dümont verdient den Namen eines Romans, doch in einem andern Sinne als das vorhergehende Werk; auch nennt ihn die Verfaſſerin auf dem Titel einen einfachen Roman. Die Figuren ſind mehr ideell als phantaſtiſch, die Charaktere glücklich gezeichnet, mannichfaltig und einander gut entgegengeſetzt. Egoismus in einer nicht unangenehmen Hülle; Liebe, Ergebung, Aufopferung in anmuthigen Geſtalten. Der Hauptfiguren ſind drei. Die Umgebung iſt nicht überhäuft und gut in Abſtufungen vertheilt. Von der Fabel läßt ſich ſo viel ſagen. Ein Hof- und Weltmann, ſchon in gewiſſen Jahren, fühlt Neigung zu einem wohlerzogenen einfachen Mädchen. Sie nimmt ſeine Hand an, ohne recht zu wiſſen, was ſie thut. Ihr Hauptbewegungsgrund iſt, eines Bruders Glück zu befördern, für den allein ſie bisher gelebt. Unglücklicherweiſe macht in eben dem Augenblick ein junger liebenswürdiger, aufopferungsfähiger Mann ihre Bekanntſchaft. Das gute Herz des neuen Weibchens findet nichts Arges darin, ſich dieſem Umgang hinzugeben. Sie treibt es aber doch in aller Unſchuld ſo weit, daß der alte Herr verdrießlich wird, die Liebenden trennt und bis an ſeinen Tod durch allerlei Künſte auseinanderhält. Bruder und Liebhaber verlieren ſich indeſſen in der weiten Welt, und die Schöne macht ſich auf, ſie zu ſuchen.

Schade, daß dieſes glückliche Motiv nicht hinlänglich genutzt worden! Adelaide reiſ't zu ruhig, ſie zieht faſt nur Erkundigungen ein, und läßt ſich die gehofften Freunde mehr vom Schickſal und Zufall entgegenbringen, als daß ſie ſolche durch Bemühung und Thätigkeit erreichte und erränge.

Darzuſtellen wäre geweſen ein leidenſchaftliches Bemühen, ein Hin- und Wiedereilen, ein Verfehlen und Vergreifen, ein unbewußtes Nahen, ein zufälliges Entfernen, und was ſonſt noch alles aus der Situation herfließt. Das iſt aber leider nicht geſchehen. Demungeachtet begleitet

man Adelaiden und ihre Reisegesellschaft, so wie ihre neuern Bekanntschaften, recht gerne, und läßt sich die Zeit nicht lang werden; bis der Bruder endlich mit dem Geliebten erscheint.

Dieser Roman hat manchen Vorzug. Die Begebenheiten, besonders in der ersten Hälfte, entwickeln sich aus den Charakteren; durchaus herrscht ein lizenswürdiger Sinn, der nur nicht genug mit sich selbst einig ist, und also auch den Leser mitunter in Verwirrung setzt.

Nachdem wir also manches Gute, das an diesen Werken, theils gemeinsam theils im besondern, zu rühmen ist, angezeigt haben; so müssen wir zum Schluß eines Mißgriffs erwähnen, dessen sich alle drei Verfasser schuldig machen, und der also wohl mehr auf Rechnung der Zeit geschrieben werden muß, als daß man ihn den Individuen zur Last legte. Und gewiß werden sie künftig, wenn sie nur einmal erinnert sind, diese Abwege gern vermeiden.

Seitdem wir in Deutschland Kunstromane schreiben, das heißt solche, in welchen die Kunst, theils nach ihren tiefern Maximen theils nach ihrer Einwirkung aufs Leben, symbolisch dargestellt wird, so haben die Romanschreiber angefangen, Betrachtungen über Literatur und mitunter auch wohl Kritiken durch ihre Personen aussprechen zu lassen; und sie haben nicht wohl daran gethan. Denn ob wir gleich gern gestehen, daß die Literatur sich in das Leben eines Deutschen mehr verwebt als in das Leben anderer Nationen, so sollte doch der Romanschreiber immer bedenken, daß er, als eine Art von Poeten, keine Meinungen zu überliefern, ja, wenn er seinen Vortheil recht kennt, nicht einmal darzustellen hat.

Wir tadeln daher unsere Amazone gar sehr, daß sie auf ihrer Reise nach der Schweiz den Arm gerüstet aufhebt und gewaltig ausholt, um einem wackern Eidgenossen im Vorbeigehen eins zu versetzen.

Wenn sie sodann am Ende die höchste Stufe ihrer Bildung dadurch erreicht, daß sie sich von ihrer vaterländischen Cultur durchdrungen fühlt, sie zu schätzen und zu genießen lernt, so ist dieses eine sehr glückliche Wendung und, nach der Anlage des Ganzen, ein würdiger Schluß. Daß aber der Verfasser Goethes natürliche Tochter gleichsam an die Stelle der ganzen Literatur setzt, können wir nicht billigen. Denn ob wir gleich eingestehen müssen, daß gewisse Werke mehr als andere den Punkt andeuten, wohin eine Literatur gelangt ist, und wenigstens eine

Epoche derſelben ſymboliſch vorſtellen, ſo hätte doch der Verfaſſer zu ſeinem eigenen Vortheile ſicherer gehandelt, wenn er den geiſtigen Sinn der Werke ſeiner Zeit dargeſtellt, und, wie die beſſern ſelbſt thun, auf einen unendlichen Fortſchritt hingedeutet hätte, als daß er ſich an ein beſonderes Gedicht hält, und dadurch den Widerſpruch aufreizt, da er am Schluſſe ſeines Werks jedermann befriedigen und, wo es nöthig wäre, mit ſich verſöhnen ſollte.

So haben wir denn auch nicht ohne Kopfſchütteln bemerken können, daß die anmuthigen und liebevollen Naturen, die in dem Roman unſerer Freundin Eleutherie ihr Spiel treiben, ſich als Anti-Naturphiloſophen ankündigen, und bei dieſer Gelegenheit immer außerordentlich verdrießlich werden. „Sollte man ſich mit ſo einem Geſichtchen von Politik unterhalten?“ ſagte der Herzog Regent zu einer ſeiner Geliebten, indem er ſie vor den Spiegel führte; und ſo möchte man auch zu Adelaiden dieſes Romanes ſagen: Sollte man mit ſo viel Liebenswürdigkeit, Gefühl und Lebensluſt an Philoſophie überhaupt, geſchweige an Naturphiloſophie, denken? Das Beſte bleibt dabei, daß ſie ſelbſt fühlt, wie wenig dergleichen Aeußerungen einer weiblichen Feder geziemen.

Eine Neigung, welche ſie gegen Wilhelm Meiſter gefaßt, wollen wir derſelben weniger verargen, doch wünſchten wir, die Verfaſſerin hätte anſtatt des Buches zu erwähnen, gedachten Romanhelden ſelbſt, etwa mit ſeinem größer gewordenen Felix, auftreten laſſen, da ſich denn wohl Gelegenheit gefunden hätte, ihm etwas Liebes, Gutes oder Artiges zu erzeigen.

Mit der Verfaſſerin der Melanie haben wir wegen ähnlicher Punkte gleichfalls zu rechten. Sie iſt überhaupt ein wenig ärgerlicher Natur, und ſtört ihren wohlwollenden Leſer ohne Noth, wenn ſie unverſehens irgend ein Gänschen von Leſerin anredet, ſich einen abgeſchmackten Einwurf machen läßt, und ihn auf eine nicht freundliche Weiſe beantwortet.

Aber das Schlimmſte kommt zum Schlimmen, wenn zuletzt bei Hofe über deutſche Literatur heftige Debatten entſtehen. Fürſtin Aurora iſt von der ältern Schule. Uz, Hagedorn, Kleiſt, Matthiſſon und Hölty werden ausſchließlich mit Enthuſiasmus genannt, wohl gar geſungen; wobei denn freilich ſcheint, daß die gute Fürſtin in einer gewiſſen Epoche aufgehört hat, ihre Handbibliothek zu completiren und ihre Muſicalien anzufriſchen. Zunächſt nehmen ältliche Damen unſern Wieland

in Schutz, und leſen Teſtimonia für ihn ab, und es wird einer übrigens ganz hübſchen jungen Prinzeſſin, weil ſie ihn nicht fleißig ſtudirt, ſehr übel mitgeſpielt. Die Baroneſſe hingegen, ſeine Gönnerin, wird unmittelbar darauf zur Oberhofmeiſterin erklärt. Den Decan des deutſchen Parnaſſes könnte es denn doch wohl freuen, wenn er ſeinen großen Einfluß auf Beſetzung der erſten Hofſtellen vernähme.

Sollten denn aber geiſtreiche und talentvolle Frauen nicht auch geiſt- und talentvolle Freunde erwerben können, denen ſie ihre Manuſcripte vorlegten, damit alle Unweiblichkeiten ausgelöſcht würden, und nichts in einem ſolchen Werke zurückbliebe, was dem natürlichen Gefühl, dem liebevollen Weſen, den romantiſchen, herzerhebenden Anſichten, der anmuthvollen Darſtellung und allem dem Guten, was weibliche Schriften ſo reichlich beſitzen, ſich als ein läſtiges Gegengewicht anhängen dürfte!

Almanach für Theater und Theaterfreunde, auf das Jahr 1807, von Auguſt Wilhelm Iffland.

Herr Friedrich Nicolai — denn dieſer unermüdliche Greis zeigt ſich auch als Mitarbeiter dieſes Almanachs thätig — läßt ſich S. 48 alſo vernehmen: „Ich habe den Hamlet von Brockmann und Schröder ſpielen ſehen, von beiden meiſterhaft, und nur in den finſtern Nüancen verſchieden. Durch ſolche lebendige Vorſtellungen ſchaut man heller in die Tiefen von Hamlets Charakter als durch alle Abhandlungen darüber von Goethe und Garve an bis zu Ziegler herunter, ſo viel Verdienſt ſie auch haben, welches ich ihnen keinesweges abſprechen will.“

Wollten wir dem Beiſpiel dieſes trefflichen Mannes folgen, ſo würde unſere Recenſion ſehr kurz und zwar folgendermaaßen ausfallen.

Könnten wir die beiden liebenswürdigen Künſtlerinnen, Friederike Bethmann und Louiſe Fleck, auf dem Berliner Theater nur in einigen Vorſtellungen ſehen, und uns auch an dem gegenwärtigen Spiel des trefflichen Iffland wenige Abende erfreuen, ſo wollten wir die zwölf Kupfer und dieſen ganzen Almanach, dem wir übrigens ſein Verdienſt nicht abſprechen, gern entbehren, beſonders wenn wir unſern Genuß mit jungen, hoffnungsvollen Schauſpielern theilen könnten: denn dieſe würden an ſo unſchätzbaren lebendigen Darſtellungen weit mehr lernen; ſie würden ſich

das Rechte der Kunst weit reiner eindrücken; sie würden zu dem Wahren und Schönen weit lebhafter entzündet werden, als es hier durch mehr oder weniger kümmerliche Nachbildungen, Räsonnements, Aphorismen und Anekdoten geschehen kann.

Allein wir sind billiger und versichern vor allen Dingen, daß dieser Almanach, wie er ist, in die Hände aller Schauspieler und aller Theaterfreunde Deutschlands, d. h. also doch wohl der größten Mehrzahl gebildeter Personen, zu gelangen verdient; verdient, daß das Publicum eine Unternehmung begünstige, die von Jahr zu Jahr bedeutender, erfreulicher und nützlicher werden kann.

Dabei ist es aber wohl der Sache gemäß, und wird dem Herausgeber gewiß angenehm seyn, wenn man einige Erinnerungen hinzufügt, welche den Zweck der Verbesserung und Veredlung dieser Arbeit herbeiführen können.

Zuvörderst also bleibe unverholen, daß wir die Porträte beider Frauenzimmer sehr angenehm und, in sofern wir sie beurtheilen können, sehr ähnlich finden; nicht so glücklich sind die ganzen Figuren der Thekla und Phädra, welche eher als faltentragende Gliederpuppen anzusehen sind. Die sechs Kupfer, welche Herrn Iffland dreimal als Franz Moor und dreimal als Geheimerath im Hausfreunde vorstellen, haben eben so wenig unsern Beifall, nur aus einer andern Ursache, die wir hier kürzlich andeuten, indem wir die Erklärung gedachter Kupfer und den dritten Aufsatz S. 50, über Darstellung boshafter und intriganter Charaktere auf der Bühne, zusammennehmen.

Daß Herr Iffland in seiner Jugend die Rolle des Franz Moor zuerst auf dem deutschen Theater gespielt, ja, man kann sagen, geschaffen, gereicht ihm zur Ehre, um so mehr als der Verfasser selbst in spätrer Zeit von jenen Darstellungen mit Enthusiasmus sprach. Daß Herr Iffland in der Folge, da mit dem Lauf der Jahre seine Gestalt ein würdiges Ansehen erlangte, diese Rolle fortspielte, und sie nach seiner Persönlichkeit modificirte, auch das ist dankenswerth: denn jeder wird sich mit Bewunderung an die Art erinnern, wie sich der weise Künstler bei dieser Gelegenheit aus der Sache zieht. Daß man ferner diese Individualität in einem ihr nicht mehr ganz angemessenen Charakter in Kupfer steche und für künftige Zeiten bewahre, ist löblich, und für einen Geschichtschreiber des deutschen Theaters höchst interessant.

Wenn man aber Abhandlungen über Abhandlungen ſchreibt, um zu zeigen, daß Franz Moor ſo geſpielt werden müſſe, ſo kann man ſich keineswegs den Beifall des eigentlichen Theaterfreundes verſprechen. Soll jene erſte Exploſion des Schillerſchen Genies noch ferner auf den deutſchen Theatern ihre vulcaniſchen Wirkungen leiſten, ſo laſſe man dem Ganzen Gerechtigkeit widerfahren, und muntere die Schauſpieler nicht auf, einzelne Theile gegen den Sinn des Verfaſſers zu behandeln: denn was einem Iffland erlaubt iſt, iſt nicht jedem erlaubt; was ihm gelingt, gelingt nicht jedem.

Denn eigentlich wird jene rohe Großheit, die uns in dem Schillerſchen Stücke in Erſtaunen ſetzt, nur dadurch erträglich, daß die Charaktere im Gleichgewicht ſtehen. Nimmt man aber aus der Gruppe ſo vieler fratzenhaft gezeichneten und grell gemalten Figuren die Hauptfigur, deren Bildung und Colorit alles andere gleichſam überſchreit, bedächtig heraus, entkleidet ſie von ihrer phyſiſchen Häßlichkeit, vertuſcht ihre moraliſche Abſcheulichkeit: ſo fällt der Verdruß, der Haß auf die übrigen Figuren, die neben jener als Halbgötter erſcheinen ſollen; das Kunſtwerk iſt in ſeinem tiefſten Leben verletzt, die gräßliche Einſtimmung verloren, und das, was uns Schauder erregen ſollte, erregt nur Ekel.

Auch was die Figur ſelbſt betrifft, was gewinnt man dabei? Gereicht's dem Teufel zum Vortheil, wenn man ihm Hörner und Krallen abfeilt, ja zum Ueberdruß ihn etwa exgliſirt? Dem Auge, das nach Charakter ſpäht, erſcheint er nunmehr als ein armer Teufel. So gewinnt man auch bei einer ſolchen Behandlung des Franz Moor nur das, daß endlich ein würdiger Hundsfott fertig wird, den ein ehrlicher Mann ohne Schande ſpielen kann.

Den Hausfreund haben wir nicht aufführen ſehen; doch dünkt uns, der Charakter und die Situationen, in denen er erſcheint, ſind für die bildende Kunſt keineswegs geeignet.

Gottlieb Hillers Gedichte und Selbſtbiographie. Erſter Theil 1805.

Indem wir uns an den Gedichten des Wunderhorns eines entſchiedenen, mannichfaltigen Charakters ohne ausgebildetes Talent erfreuten,

ſo finden wir hier, in umgekehrtem Sinne, ein Talent auf einer hohen Stufe der Ausbildung; aber leider ohne Charakter. Jede friſche Quelle, die aus dem Gebirg hervorſprudelt, jeder urſprüngliche Waſſerfall, der ärmere wie der reichere, hat ſeinen beſondern Charakter; ſo auch jene Lieder, die uns mit einer unendlichen Mannichfaltigkeit ergetzen. Aber hier ſieht man nur den Theil eines breiten Waſſers, das in's Meer geht, einen ſchmalen Arm halb verſandet, wie ſeine Geſellen, die irgend ein berühmtes Delta bilden.

Warum ſollte man aber gegenwärtiges Büchlein geradezu von der ſchwächſten Seite, von der poetiſchen her, betrachten? Beſeitigen wir doch den Dichtertitel, wenn er auch ſchon in Hillers Paſſe ſteht, und halten uns an die Perſon. Denn wie man ſich ſonſt gegen den Menſchen dankbar erzeigt, daß er uns treffliche Poeſien liefert, ſo muß man es hier der Poeſie recht lebhaft verdanken, daß ſie uns mit einem wackern Menſchen bekannt macht.

Gehoren in einem engen, ja einem niedern Kreiſe, zeichnet er ſich aus durch techniſche Fähigkeit, ruhiges, redliches Anſchauen der Gegenwart, durch manches Talent, das ſich auf Wort und Rede bezieht, durch praktiſchen Sinn, ein tiefes ſittliches Gefühl, durch ein à plomb auf ſich ſelbſt, einen edlen Stolz, eine Leichtigkeit im Leben, genug, von mehr als Einer Seite als eine muſterhafte Natur. Die Anmuth, womit er ſeine Perſönlichkeit, ſein Talent, ſeine Fortſchritte gewahr wird, iſt durchaus liebenswürdig und kindlich, und wir fordern das Gewiſſen aller Gebildeten auf, ob ſie ſich wohl in gleichem oder ähnlichem Falle ſo viel Mäßigkeit des Selbſtgefühls und Betragens zutrauen dürften.

Die Skizze ſeiner Geſichtsbildung, die dem Bändchen vorgeheftet iſt, auch von einem Dilettanten und Naturkinde radirt, kann als höchſt intereſſant betrachtet werden. Sie erinnert uns an die ſilenenhaften, Götterbilder enthaltenden Futterale, mit denen Sokrates verglichen wird; und wir leugnen nicht, daß wir in dem ganzen Menſchen, wie ihn ſeine Lebensbeſchreibung, ſeine Gedichte darſtellen, etwas Sokratiſches zu finden glauben. Der Gerad- und Rechtſinn, das derbe, tüchtige Halten auf einer verſtändigen Gegenwart, die Unbeſtechlichkeit gegen jede Art von Umgebung, etwas Lehrhaftiges, ohne ſchulmeiſterlich zu ſeyn, und was ſich jeder ſelbſt aus dem Büchelchen entwickeln mag, dem dieſe Aeußerung nicht ganz paradox vorkommt, entſchuldigen wenigſtens dieſe Anſicht.

Kommt Hillern aber dieß alles als Menſchen zu ſtatten, ſo verliert er dagegen gerade hierdurch nur deſto mehr als Dichter. Wenn er vor einem großen Könige ſich auch ein kleiner König dünkt, wenn er der liebenswürdigen Königin Viertelſtunden lang getroſt in die ſchönen Augen ſieht, ſo ſoll er deßhalb nicht geſcholten, ſondern glücklich geprieſen werden. Aber ein wahrer Dichter hätte ſich ganz anders in der Nähe der Majeſtät gefühlt, er hätte den unvergleichbaren Werth, die unerreichbare Würde, die ungeheure Kraft geahnt, die mit der ruhigen Perſönlichkeit eines Monarchen ſich einem Privatmann gegenüberſtellt. Ein einziger Blick aus ſolchen Augen hätte ihm genügt; in ihm wäre ſo viel aufgeregt worden, daß ſein ganzes Leben ſich in eine würdige Hymne verloren hätte.

Betrachten wir die gute Aufnahme, die er überall fand, in den untern Ständen, die ſich durch ihn geehrt fühlten, in den mittlern, die ihn ehrten, in den obern, die ihn zu ſich heraufzogen, ſo bewundert man, ſo erfreut man ſich an der Humanität im beſten Sinne des Wortes, die ſich durchaus im nördlichen Deutſchland verbreitet hat. Eine gewiſſe Cultur, die vom Herzen ausgeht, iſt daſelbſt einheimiſch, wie vielleicht nirgends; er ſelbſt iſt ein Kind, eine Ausgeburt dieſer Cultur, und es zeugt für die gute Natur jener Gegenden, daß man ihn, unbewußt, was man eigentlich ſagen wollte, einen Naturdichter nannte. Wir glauben wenigſtens hier einen Beweis zu finden, daß eine Bildung, die über das Ganze geht, auch dem einzelnen zu gute kommt, ohne daß man begreift, wie ſie ihn berühren kann. Ein Barometer deutet im verſchloſſenſten Zimmer genau den Zuſtand der äußern Luft an.

Wie dieſer auf alle Fälle bedeutende Menſch in Köthen wuchs und ward, und was er in einer Art von Poeſie geleiſtet, wird ein jeder Deutſcher aus der Selbſtbiographie und aus den hinzugefügten Gedichten erfahren. Es iſt eins der Phänomene, von denen man nicht nur reden hören, ſondern die man ſelbſt kennen ſollte.

Erfuhr nun aber unſer Poet eine verdiente und wünſchenswerthe Aufnahme in der Hauptſtadt und in manchen andern Orten, wozu man ihm allerdings Glück zu wünſchen Urſache hat, ſo muß man doch bedauern, daß ihm manche ſeiner Gönner dadurch den größten Schaden zugefügt, daß ſie, indem ſeine Productionen freilich unzulänglich befunden wurden, ihn gleichſam der künftigen Zeit widmeten, hofften und verſprachen, daß

es nun jetzt erſt recht angehen ſollte, und daß ihr einmal geſtempelter, und ſogar obrigkeitlich anerkannter Naturdichter ſich nun gewiß auch als ein vorzüglicher und über allen Zweifel erhobener Dichter durchaus zeigen werde.

Keineswegs im Geiſte des Widerſpruchs, ſondern aus wahrem Antheil an dieſem bedeutenden Menſchen, erklären wir uns hier für das Gegentheil, und ſprechen ganz unbewunden aus, daß er nie etwas Beſſeres machen werde, als er ſchon geliefert hat. Wir ſagen dieſes mit Wohlwollen gegen ihn voraus. Denn wenn er zwei oder drei Jahre hindurch nur immer das, was ſeinem Talent gemäß iſt, hervorbringt und wieder hervorbringt, und die falſchen Hoffnungen ſeiner Freunde nicht realiſirt, ſo beſchämt er ſie und wird verlaſſen, ja vernichtet, ohne um ein Haar ſchlimmer zu ſeyn als jetzt. Dann, ehe man ſich's verſieht, iſt er, ohne ſeine Schuld, verſchollen und hat nicht einmal ſich zu einer bürgerlichen Exiſtenz herangebracht, innerhalb welcher er ſich über einen verlorenen Ruhm tröſten könnte.

Wir ſind in Deutſchland ſehr verſtändig und haben guten Willen, beides für den Hausgebrauch; wenn aber einmal etwas Beſonderes zum Vorſchein kommt, ſo wiſſen wir gar nicht, was wir damit anfangen ſollen, und der Verſtand wird albern und der gute Wille ſchädlich. Es ließen ſich höchſt traurige, ja tragiſche Beiſpiele anführen, wie vorzügliche Menſchen, aus einem niedern Zuſtande durch verwundernde, bethuliche und wohlwollende Gönner hervorgezogen, in das größte Unglück gerathen ſind, bloß darum weil man nur halb that, was zu thun war. Wäre es doch beſſer, die Schiffbrüchigen verſinken zu laſſen, als ſie an's Ufer ſchleppen, um ſie dort der Kälte, dem Hunger und allen tödtlichen Unbilden preis zu geben.

Leider ſehen wir uns in der eigentlichen deutſchen wirklichen Welt vergebens nach einem Plätzchen um, wo wir dieſen beſondern Mann unterbringen könnten; aber unſere Einbildungskraft ſpiegelt uns in der Höhe und Ferne zwei Zuſtände vor, in welchen unſer Günſtling ein gemäßes, ſeinem Weſen behagliches Leben führen würde, wenn ſie für ihn erreichbar wären.

Haben wir aber vielleicht einigen unſerer Leſer dadurch Unmuth erregt, daß wir den Mann beinahe zu hoch ſchätzten, daß wir ihn dem Sokrates verglichen, ſo können wir unſer Wort deßwegen nicht ganz zurücknehmen, aber wir wollen es mildern, indem wir ſagen, daß eine ſolche Erſcheinung der Rechtlichkeit, Sittlichkeit, der Unbeſtechlichkeit, wenn

ſie aus dem gemeinen Volke hervortritt, am liebſten mit etwas Lächerlichem und Fratzenhaftem begleitet aufgenommen wird.

Führte alſo der gute Genius unſern jungen Mann ſo, daß er eine Art von Till werden könnte, ſo wäre er geborgen. Sokrates-Till läßt ſich vielleicht recht gut verdeutſcht für Sokrates-Mäxomenos ſetzen. Iſt auch unſer Candidat für dieſen Poſten vielleicht ein wenig zu zahm, ſo finden ſich die erforderlichen Qualitäten nach und nach, wenn nur die Anlage gründlich iſt. Und wie er ſich bisher gezeigt, fehlt ihm keins der Erforderniſſe zu einem ernſt-luſtigen Rath.

Seine Geburt, ſein Herankommen, ſein Stand, ſeine Beſchäftigung, ſein Weſen, ſeine Neigungen ſtehen ihm durchaus entgegen, daß er irgend in ein Staatsgefüge eingreifen oder ſich zu einer Stelle im Adreßkalender qualificiren ſollte. Ihn dem Ackerbau widmen, der Scholle zueignen, wäre unerlaubt, ſelbſt wenn er aus Irrthum zu einem ſolchen feſten und ſicher ſcheinenden Beſitz einige Neigung fühlte. Er iſt eine Art von Hurone, der eben deßwegen und nur in ſofern gefällt. Dabei hat er richtigen Sinn, Klarheit, Klugheit und nicht mehr Duldung, als gerade nöthig iſt. Er ſieht die Verhältniſſe recht gut, und wenn er auf ſeinen Reiſen als ein Meteor glücklich in alle Kreiſe eindringt, ſo muß er freilich für gute Bewirthung und reichliche Pränumeration dankbar ſeyn. Doch wenn ſeine Wirthe und Wirthinnen es ihm nicht ganz nach dem Sinne machen, ſo ſchenkt er ihnen nichts, und hat gewiſſe platte Behandlungen ohne Bosheit in ſeiner Biographie recht lebhaft dargeſtellt.

Man denke ſich ihn als einen armen, beifalls- und hülfsbedürftigen Teufel, der als Pilgrim dem Halberſtädter Parnaſſe entgegentritt, um daſelbſt in einer Dichtergilde aufgenommen zu werden; man denke ſich ihn, wie er von dem Dechanten und Patriarchen der deutſchen Reimkunſt mit einem Lobgedicht empfangen wird, das Lobgedicht anhört und ſogleich von friſchem Herzen aus dem Stegreife Vater Gleimen in's Geſicht ſagt, was Deutſchland ſchon ſeit dreißig Jahren weiß, was aber ſo viel geſellige Verehrer und ſo viel fuß- und bauchfällige Clienten des einflußreichen Mannes einander nur fromm in's Ohr ſagten, daß Vater Gleim ſehr ſchlechte Verſe mache: ſo muß man denn doch bekennen, hier ſey Gottes Finger, und der erwählte Prophet, der dieſes öffentliche Geheimniß dem alten verſtockten Sünder an's Herz legen und dem ganzen Volke buchſtäblich verkünden ſollte, ſey kein gemeines Werkzeug.

Wenn nun ein ſolcher auf ſich geſtellter, rückſichtsloſer Menſch, indem er aus dem Staube hervortritt, von einer glänzenden und mannichfaltigen Welt ſich nicht geblendet noch verwirrt fühlt, vielmehr immerfort alles nur nach ſeiner eigenen Norm empfindet und aufnimmt, der ſollte doch wohl geeignet ſeyn, eine Stelle zu bekleiden, die ſonſt an Höfen nicht leicht ausgehen konnte, und die in unſerer Nachbarſchaft, ſelbſt ihrer äußern Form nach, bis auf die letzten Zeiten nicht ganz unbeſetzt blieb.

Wer erinnert ſich nicht eines Gundling, Taubmann, Morgenſtern, Pöllnitz, d'Argens, Peilus und mancher andern, welche, mit mehr oder weniger äußerer Würde, in guten Stunden dem Herrſcher und dem Hofe zum Plaſtron dienten, und ſich dagegen auch als wackere Klopffechter etwas herausnehmen durften.

Ferneres über deutsche Literatur.

Literarischer Sansculottismus.

1795.

In dem Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, und zwar im Märzstücke dieses Jahres, findet sich ein Aufsatz über Prosa und Beredtsamkeit der Deutschen, den die Herausgeber, wie sie selbst bekennen, nicht ohne Bedenken einrückten. Wir unsererseits tadeln sie nicht, daß sie dieses unreife Product aufnahmen: denn wenn ein Archiv Zeugnisse von der Art eines Zeitalters aufbehalten soll, so ist es zugleich seine Pflicht, auch dessen Unarten zu verewigen. Zwar ist der entscheidende Ton und die Manier, womit man sich das Ansehen eines umfassenden Geistes zu geben denkt, in dem Kreise unserer Kritik nichts weniger als neu; aber auch die Rückfälle einzelner Menschen in ein roheres Zeitalter sind zu bemerken, da man sie nicht hindern kann; und so mögen denn diese Zeilen in dem, was wir zu sagen haben, ob es gleich auch schon oft und vielleicht besser gesagt ist, ein Zeugniß aufbewahren, daß neben jenen unbilligen und übertriebenen Forderungen an unsere Schriftsteller auch noch billige und dankbare Gesinnungen gegen diese verhältnißmäßig zu ihren Bemühungen wenig belohnten Männer im Stillen walten.

Der Verfasser bedauert die Armseligkeit der Deutschen an vortrefflich classisch-prosaischen Werken, und hebt alsdann seinen Fuß hoch auf, um mit einem Riesenschritte über beinahe ein Dutzend unserer besten Autoren hinwegzuschreiten, die er nicht nennt und mit

mäßigem Lob und mit ſtrengem Tadel ſo charakteriſirt, daß man ſie wohl ſchwerlich aus ſeinen Caricaturen herausfinden möchte.

Wir ſind überzeugt, daß kein deutſcher Autor ſich ſelbſt für claſſiſch hält, und daß die Forderungen eines jeden an ſich ſelbſt ſtrenger ſind als die verworrenen Prätenſionen eines Therſites, der gegen eine ehrwürdige Geſellſchaft aufſteht, die keineswegs verlangt, daß man ihre Bemühungen unbedingt bewundere, die aber erwarten kann, daß man ſie zu ſchätzen wiſſe.

Ferne ſey es von uns, den übelgedachten und übelgeſchriebenen Text, den wir vor uns haben, zu commentiren. Nicht ohne Unwillen werden unſere Leſer jene Blätter am angezeigten Orte durchlaufen, und die ungebildete Anmaßung, womit man ſich in einen Kreis von Beſſern zu drängen, ja Beſſere zu verdrängen und ſich an ihre Stelle zu ſetzen denkt, dieſen eigentlichen Sansculottismus zu beurtheilen und zu beſtrafen wiſſen. Nur weniges werde dieſer rohen Zudringlichkeit entgegengeſtellt.

Wer mit den Worten, deren er ſich im Sprechen oder Schreiben bedient, beſtimmte Begriffe zu verbinden für eine unerläßliche Pflicht hält, wird die Ausdrücke claſſiſcher Autor, claſſiſches Werk höchſt ſelten gebrauchen. Wann und wo entſteht ein claſſiſcher Nationalautor? Wenn er in der Geſchichte ſeiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Geſinnungen ſeiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Conſequenz nicht vermißt; wenn er, ſelbſt vom Nationalgeiſte durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie ſich fähig fühlt, mit dem Vergangenen wie mit dem Gegenwärtigen zu ſympathiſiren; wenn er ſeine Nation auf einem hohen Grade der Cultur findet, ſo daß ihm ſeine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien geſammelt, vollkommene oder unvollkommene Verſuche ſeiner Vorgänger vor ſich ſieht, und ſo viel äußere und innere Umſtände zuſammentreffen, daß er kein ſchweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den beſten Jahren ſeines Lebens ein großes Werk zu überſehen, zu ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig iſt.

Man halte dieſe Bedingungen, unter denen allein ein claſſiſcher Schriftſteller, beſonders ein proſaiſcher, möglich wird, gegen die Umſtände, unter denen die beſten Deutſchen dieſes Jahrhunderts gearbeitet haben, ſo wird, wer klar ſieht und billig denkt, dasjenige, was ihnen gelungen

iſt, mit Ehrfurcht bewundern, und das, was ihnen mißlang, anſtändig bedauern.

Eine bedeutende Schrift iſt, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; der Schriftſteller ſo wenig als der handelnde Menſch bildet die Umſtände, unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von ſeinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalſchriftſteller kann man nur von der Nation fordern.

Aber auch der deutſchen Nation darf es nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ihre geographiſche Lage ſie eng zuſammenhält, indem ihre politiſche ſie zerſtückelt. Wir wollen die Umwälzungen nicht wünſchen, die in Deutſchland claſſiſche Werke vorbereiten könnten.

Und ſo iſt der ungerechteſte Tadel derjenige, der den Geſichtspunkt verrückt. Man ſehe unſere Lage, wie ſie war und iſt, man betrachte die individuellen Verhältniſſe, in denen ſich deutſche Schriftſteller bildeten, ſo wird man auch den Standpunkt, aus dem ſie zu beurtheilen ſind, leicht finden. Nirgends in Deutſchland iſt ein Mittelpunkt geſellſchaftlicher Lebensbildung, wo ſich Schriftſteller zuſammenfänden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in ſeinem Fache ſich ausbilden könnten. Zerſtreut geboren, höchſt verſchieden erzogen, meiſt nur ſich ſelbſt und den Eindrücken ganz verſchiedener Verhältniſſe überlaſſen; von der Vorliebe für dieſes oder jenes Beiſpiel einheimiſcher oder fremder Literatur hingeriſſen; zu allerlei Verſuchen, ja Pfuſchereien genöthigt, um ohne Anleitung ſeine eigenen Kräfte zu prüfen; erſt nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen ſoll, durch Praktik unterrichtet, was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publicum ohne Geſchmack, das das Schlechte nach dem Guten mit eben demſelben Vergnügen verſchlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntſchaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile des großen Reichs zerſtreuten Menge, geſtärkt durch mitarbeitende, mitſtrebende Zeitgenoſſen — ſo findet ſich der deutſche Schriftſteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für ſeinen Unterhalt, Sorge für eine Familie ſich nach außen umzuſehen zwingt, und wo er oft mit dem traurigſten Gefühl durch Arbeiten, die er ſelbſt nicht achtet, ſich die Mittel verſchaffen muß, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit ſein ausgebildeter Geiſt ſich allein zu beſchäftigen ſtrebt. Welcher deutſche geſchätzte Schriftſteller wird ſich nicht in dieſem

Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit beſcheidener Trauer geſtehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geſeufzt habe, früher die Eigenheiten ſeines originellen Genius einer allgemeinen Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen! Denn die Bildung der höhern Claſſen durch fremde Sitten und ausländiſche Literatur, ſo viel Vortheil ſie uns auch gebracht hat, hinderte doch den Deutſchen als Deutſchen, ſich früher zu entwickeln.

Und nun betrachte man die Arbeiten deutſcher Poeten und Proſaiſten von entſchiedenen Namen! Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Religion folgten ſie auf ihrer Bahn einer aufgeklärten Ueberzeugung! So iſt es zum Beiſpiel nicht zu viel geſagt, wenn wir behaupten, daß ein verſtändiger, fleißiger Literator durch Vergleichung der ſämmtlichen Ausgaben unſeres Wieland, eines Mannes, deſſen wir uns, trotz dem Knurren aller Smelfungen, mit ſtolzer Freude rühmen dürfen, allein aus den ſtufenweiſen Correcturen dieſes unermüdet zum Beſſern arbeitenden Schriftſtellers die ganze Lehre des Geſchmacks würde entwickeln können. Jeder aufmerkſame Bibliothecar ſorge, daß eine ſolche Sammlung aufgeſtellt werde, die jetzt noch möglich iſt, und das folgende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wiſſen.

Vielleicht wagen wir in der Folge, die Geſchichte der Ausbildung unſerer vorzüglichſten Schriftſteller, wie ſie ſich in ihren Werken zeigt, dem Publicum vorzulegen. Wollten ſie ſelbſt; ſo wenig wir an Confeſſionen Anſprüche machen, uns nach ihrem Gefallen nur diejenigen Momente mittheilen, die zu ihrer Bildung am meiſten beigetragen haben, und dasjenige, was ihr am ſtärkſten entgegengeſtanden, bekannt machen, ſo würde der Nutzen, den ſie geſtiftet, noch ausgebreiteter werden.

Denn worauf ungeſchickte Tadler am wenigſten merken, das Glück, das junge Männer von Talent jetzt genießen, indem ſie ſich früher ausbilden, eher zu einem reinen, dem Gegenſtande angemeſſenen Styl gelangen können, wem ſind ſie es ſchuldig als ihren Vorgängern, die in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts mit einem unabläſſigen Beſtreben, unter mancherlei Hinderniſſen, ſich jeder auf ſeine eigene Weiſe ausgebildet haben? Dadurch iſt eine Art von unſichtbarer Schule entſtanden, und der junge Mann, der jetzt hineintritt, kommt in einen viel größern und lichtern Kreis als der frühere Schriftſteller, der ihn erſt ſelbſt beim Dämmerſchein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichſam nur

zufällig, erweitern zu helfen. Viel zu ſpät kommt der Halbkritiker, der uns mit ſeinem Lämpchen vorleuchten will; der Tag iſt angebrochen, und wir werden die Läden nicht wieder zumachen.

Ueble Laune läßt man in guter Geſellſchaft nicht aus, und der muß ſehr üble Laune haben, der in dem Augenblicke Deutſchland vortreffliche Schriftſteller abſpricht, da faſt jedermann gut ſchreibt. Man braucht nicht weit zu ſuchen, um einen artigen Roman, eine glückliche Erzählung, einen reinen Aufſatz über dieſen oder jenen Gegenſtand zu finden. Unſere kritiſchen Blätter, Journale und Compendien, welchen Beweis geben ſie nicht oft eines übereinſtimmenden guten Styls! Die Sachkenntniß erweitert ſich beim Deutſchen mehr und mehr, und die Ueberſicht wird klarer. Eine würdige Philoſophie macht ihn, trotz allem Widerſtand ſchwankender Meinungen, mit ſeinen Geiſteskräften immer bekannter, und erleichtert ihm die Anwendung derſelben. Die vielen Beiſpiele des Styls, die Vorarbeiten und Bemühungen ſo mancher Männer ſetzen den Jüngling früher in Stand, das, was er von außen aufgenommen und in ſich ausgebildet hat, dem Gegenſtande gemäß mit Klarheit und Anmuth darzuſtellen. So ſieht ein heiterer, billiger Deutſcher die Schriftſteller ſeiner Nation auf einer ſchönen Stufe, und iſt überzeugt, daß ſich auch das Publicum nicht durch einen mißlauniſchen Krittler werde irre machen laſſen. Man entferne ihn aus der Geſellſchaft, aus der man jeden ausſchließen ſollte, deſſen vernichtende Bemühungen nur die Handelnden mißmuthig, die Theilnehmenden läſſig und die Zuſchauer mißtrauiſch und gleichgültig machen könnten.

Ueber das Lehrgedicht.

1825.

Es iſt nicht zuläſſig, daß man zu den drei Dichtarten, der lyriſchen, epiſchen und dramatiſchen, noch die didaktiſche hinzufüge. Dieſes begreift jedermann, welcher bemerkt, daß jene drei erſten der Form nach unterſchieden ſind, und alſo die letztere, die von dem Inhalt ihren Namen hat, nicht in derſelben Reihe ſtehen kann.

Alle Poeſie ſoll belehrend ſeyn, aber unmerklich; ſie ſoll den Menſchen aufmerkſam machen, wovon ſich zu belehren werth wäre; er muß die Lehre ſelbſt daraus ziehen wie aus dem Leben.

Die didaktiſche oder ſchulmeiſterliche Poeſie iſt und bleibt ein Mittelgeſchöpf zwiſchen Poeſie und Rhetorik; deßhalb ſie ſich denn bald der einen, bald der andern nähert, auch mehr oder weniger dichteriſchen Werth haben kann; aber ſie iſt, ſo wie die beſchreibende, die ſcheltende Poeſie, immer eine Ab- und Nebenart, die in einer wahren Aeſthetik zwiſchen Dicht- und Redekunſt vorgetragen werden ſollte. Der eigene Werth der didaktiſchen Poeſie d. h. eines lehrreichen, mit rhythmiſchem Wohllaut und Schmuck der Einbildungskraft verzierten, lieblich oder energiſch vorgetragenen Kunſtwerkes, wird deßhalb keineswegs verkümmert. Von gereimten Chroniken an, von den Denkverſen der ältern Pädagogen bis zu dem Beſten, was man dahin zählen mag, möge alles gelten, nur in ſeiner Stellung und gebührenden Würde.

Dem näher und billig Betrachtenden daher fällt ſogleich auf, daß die didaktiſche Poeſie um ihrer Popularität willen ſchätzbar ſey; ſelbſt der begabteſte Dichter ſollte es ſich zur Ehre rechnen, auch irgend ein Capitel des Wiſſenswerthen alſo behandelt zu haben. Die Engländer haben ſehr preiswürdige Arbeiten dieſer Art; ſie ſchmeicheln ſich in Scherz und Ernſt erſt ein bei der Menge, und bringen ſodann in aufklärenden Noten dasjenige zur Sprache, was man wiſſen muß, um das Gedicht verſtehen zu können. Und nun hätte der äſthetiſch-ſittlich-hiſtoriſch unterrichtende Lehrer gar ein ſchönes Feld, in dieſem Capitel Ordnung zu machen, indem er ſeinen Schülern das Verdienſt der vorzüglichſten Gedichte dieſer Art nicht nach dem Nutzen ihres Inhalts, ſondern nach dem höhern oder geringern Grade ihres poetiſchen Werthes zu ordnen und klar zu machen ſuchte.

Eigentlich ſollte man ſie aus dem äſthetiſchen Vortrage ganz herauslaſſen, aber denen zu Liebe, die Poetik und Rhetorik gehört hätten, als ein beſonderes Collegium, vielleicht publice, vortragen. Auch hier würde das wahre Verſtändniß, wie überall, der Ausübung zu großem Vortheil gereichen; denn gar mancher würde begreifen, wie ſchwer es ſey, ein Werk aus Wiſſen und Einbildungskraft zuſammenzuweben, zwei einander entgegengeſetzte Elemente in Einem lebendigen Körper zu verbinden.

Wodurch aber die Vermittlung geſchehen könne, wäre ſeine Pflicht den Zuhörern zu offenbaren, die dadurch vor Mißgriffen geſichert, jeder in ſeiner Art, ein gleiches zu bewerkſtelligen ſuchen könnten.

Unter den vielfachen Weiſen und Arten, eine ſolche Vermittlung zu bewirken, iſt der gute Humor die ſicherſte, und würde, wenn der reine

Humor nicht ſo ſelten wäre, auch für die bequemſte gehalten werden können.

Kein ſeltſameres Unternehmen läßt ſich wohl denken als die Geognoſie zu einem didaktiſchen Gedicht, und zwar einem ganz imaginativen, auszubilden, und doch iſt es von einem Mitgliede der geologiſchen Geſellſchaft zu London geſchehen, welche auf dieſe Weiſe ein für jeden Reiſenden unerläßliches Studium zu fördern und unter die Menge zu bringen trachtet.

Ueber epiſche und dramatiſche Dichtung.

1797.

Der Epiker und Dramatiker ſind beide den allgemeinen poetiſchen Geſetzen unterworfen, beſonders dem Geſetze der Einheit und dem Geſetze der Entfaltung; ferner behandeln ſie beide ähnliche Gegenſtände, und können beide alle Arten von Motiven brauchen; ihr großer weſentlicher Unterſchied beruht aber darin, daß der Epiker die Begebenheit als vollkommen vergangen vorträgt, und der Dramatiker ſie als vollkommen gegenwärtig darſtellt. Wollte man das Detail der Geſetze, wonach beide zu handeln haben, aus der Natur des Menſchen herleiten, ſo müßte man ſich einen Rhapſoden und einen Mimen, beide als Dichter, jenen mit ſeinem ruhig horchenden, dieſen mit ſeinem ungeduldig ſchauenden und hörenden Kreiſe umgeben immer vergegenwärtigen, und es würde nicht ſchwer fallen zu entwickeln, was einer jeden von dieſen beiden Dichtarten am meiſten frommt, welche Gegenſtände jede vorzüglich wählen, welcher Motive ſie ſich vorzüglich bedienen wird; ich ſage vorzüglich: denn wie ich ſchon zu Anfang bemerkte, ganz ausſchließlich kann ſich keine etwas anmaßen.

Die Gegenſtände der Epos und der Tragödie ſollten rein menſchlich, bedeutend und pathetiſch ſeyn; die Perſonen ſtehen am beſten auf einem gewiſſen Grade der Cultur, wo die Selbſtthätigkeit noch auf ſich allein angewieſen iſt, wo man nicht moraliſch, politiſch, mechaniſch, ſondern perſönlich wirkt. Die Sagen aus der heroiſchen Zeit der Griechen waren in dieſem Sinne den Dichtern beſonders günſtig.

Das epiſche Gedicht ſtellt vorzüglich perſönlich beſchränkte Thätigkeit, die Tragödie perſönlich beſchränktes Leiden vor, das epiſche Gedicht den außer ſich wirkenden Menſchen, Schlachten, Reiſen, jede Art von Unternehmung, die eine gewiſſe ſinnliche Breite fordert, die Tragödie den nach innen geführten Menſchen, und die Handlungen der ächten Tragödie bedürfen daher nur weniges Raums.

Der Motive kenne ich fünferlei Arten:

1) Vorwärtsſchreitende, welche die Handlung fördern, deren bedient ſich vorzüglich das Drama.

2) Rückwärtsſchreitende, welche die Handlung von ihrem Ziele entfernen; deren bedient ſich das epiſche Gedicht faſt ausſchließlich.

3) Retardirende, welche den Gang aufhalten oder den Weg verlängern; dieſer bedienen ſich beide Dichtarten mit dem größten Vortheile.

4) Zurückgreifende, durch die dasjenige, was vor der Epoche des Gedichts geſchehen iſt, hereingehoben wird.

5) Vorgreifende, die dasjenige, was nach der Epoche des Gedichts geſchehen wird, anticipiren; beide Arten braucht der epiſche, ſo wie der dramatiſche Dichter, um ſein Gedicht vollſtändig zu machen.

Die Welten, welche zum Anſchauen gebracht werden ſollen, ſind beiden gemein:

1) Die phyſiſche, und zwar erſtlich die nächſte, wozu die dargeſtellten Perſonen gehören und die ſie umgiebt. In dieſer ſteht der Dramatiker meiſt auf Einem Punkte feſt; der Epiker bewegt ſich freier in einem größern Local. Zweitens die entferntere Welt, wozu ich die ganze Natur rechne. Dieſe bringt der epiſche Dichter, der ſich überhaupt an die Imagination wendet, durch Gleichniſſe näher, deren ſich der Dramatiker ſparſamer bedient.

2) Die ſittliche iſt beiden ganz gemein, und wird am glücklichſten in ihrer phyſiologiſchen und pathologiſchen Einfalt dargeſtellt.

3) Die Welt der Phantaſien, Ahnungen, Erſcheinungen, Zufälle und Schickſale. Dieſe ſteht beiden offen, nur verſteht ſich, daß ſie an die ſinnliche herangebracht werde; wobei denn für die Modernen eine beſondere Schwierigkeit entſteht, weil wir für die Wundergeſchöpfe, Götter, Wahrſager und Orakel der Alten, ſo ſehr es zu wünſchen wäre, nicht leicht Erſatz finden.

Die Behandlung im ganzen betreffend, wird der Rhapſode, der das

vollkommen Vergangene vorträgt, als ein weiser Mann erscheinen, der in ruhiger Besonnenheit das Geschehene überſieht; ſein Vortrag wird dahin zwecken, die Zuhörer zu beruhigen, damit ſie ihm gern und lange zuhören; er wird das Intereſſe egal vertheilen, weil er nicht im Stande iſt, einen allzu lebhaften Eindruck geſchwind zu balanciren; er wird nach Belieben rückwärts und vorwärts greifen und wandeln; man wird ihm überall folgen; denn er hat es nur mit der Einbildungskraft zu thun, die ſich ihre Bilder ſelbſt hervorbringt, und der es auf einen gewiſſen Grad gleichgültig iſt, was für welche ſie aufruft. Der Rhapſode ſollte als ein höheres Weſen in ſeinem Gedicht nicht ſelbſt erſcheinen: er läſe hinter einem Vorhang am allerbeſten, ſo daß man von aller Perſönlichkeit abſtrahirte und nur die Stimme der Muſen im allgemeinen zu hören glaubte.

Der Mime dagegen iſt gerade in dem entgegengeſetzten Fall: er ſtellt ſich als ein beſtimmtes Individuum dar; er will, daß man an ihm und ſeiner nächſten Umgebung ausſchließlich Theil nehme, daß man die Leiden ſeiner Seele und ſeines Körpers mitfühle, ſeine Verlegenheiten theile und ſich ſelbſt über ihn vergeſſe. Zwar wird auch er ſtufenweiſe zu Werke gehen, aber er kann viel lebhaftere Wirkungen wagen, weil bei ſinnlicher Gegenwart auch ſogar der ſtärkere Eindruck durch einen ſchwächern vertilgt werden kann. Der zuſchauende Hörer muß von Rechts wegen in einer ſteten ſinnlichen Anſtrengung bleiben; er darf ſich nicht zum Nachdenken erheben, er muß leidenſchaftlich folgen; ſeine Phantaſie iſt ganz zum Schweigen gebracht; man darf keine Anſprüche an ſie machen, und ſelbſt was erzählt wird, muß gleichſam darſtellend vor die Augen gebracht werden.

Wirkungen in Deutſchland in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Poeſie. Friſche Luſt am unbedeutenden Daſeyn und Ausdruck derſelben.

Luſt an etwas Höherm drückt ſich durch Behandlung ausländiſcher Gegenſtände aus.

Einwirkung dieſer Dichtungsart, dem Mittelſtand gemäß, auf den ſie auch eigentlich wirkt.

Die Großen und Vornehmen haben nur Begriff von Franzöſiſcher Dichtung, die Gemeinen keine Ahnung, daß es etwas der Art gebe. Ihre ganze Poeſie beſchränkt ſich auf die alten Kirchenlieder, deren Wörtliches ihnen heilig iſt.

Breite Mittelclaſſe.

Cultur der Mittelclaſſe.

Die ſämmtliche Geiſtlichkeit, alle Sachwalter und Beamten, die eigentlichen thätigen Räthe der Collegien, die Aerzte, Profeſſoren und Schullehrer, alle ſind aus dieſer Claſſe; dieß giebt ihr ein ungeheures Uebergewicht.

Doch weil jeder einzelne nur ein mittelmäßiges Leben führt, ſo mag er auch nur gern mittlere Gefühle angeregt, mittlere Zuſtände dargeſtellt wiſſen.

Rabener erhebt ſich mit einer gewiſſen Klarheit über dieſe Zuſtände und ſtellt ſie mit heiterer Ironie dar; daher die große Wirkung, die er zu ſeiner Zeit hervorbrachte, weil jeder, der ihn las, ſich klüger dünkte als ſonſt, und weil die beſten Menſchen ſelbſt ein bißchen Mißreden und Herunterſetzen ihrer Brüder immer gern leiden mögen.

Rabener ſelbſt war über dieſe ſeine Wirkung nicht dunkel: denn er wußte wohl, daß jedermann gern die ſogenannten Narren lächerlich gemacht ſieht, ohne daran zu denken, daß eben eine ſolche Menſchenader auch durch ihn durchgeht. Daher jener Spaß gewiß jeden Leſer traf, als Rabener, nachdem er manchen Narren geſchildert und recenſirt, eine leere Seite läßt und den Leſer erſucht, mit irgend einem Narren, den er vielleicht übergangen habe, den Platz auszufüllen, auf der Rückſeite aber hinzufügt, er wolle wetten, daß nicht leicht jemand eingefallen ſey, ſich ſelbſt hineinzuſetzen.

Wenn man in dieſem Sinne Rabeners Satyre lieſt, ſo wird man ihn bewundern, wie er ohne ideelle Erhebung über das gemeine Leben der Claſſe, wozu er gehörte, erhoben geweſen; ja man wird ihn noch mehr ſchätzen lernen, wenn man ſieht, daß er dieſe neckende Heiterkeit, dieſe gutmüthige Verhöhnung der irdiſchen Dinge auch bis in die größten Unfälle auf eine ganz gleiche Weiſe durchführen können. Hiervon zeugen ſeine Briefe, die er nach dem Bombardement von Dresden ſchrieb, in

welchem er sein Haus mit beinah allem, was drin enthalten war, seine Manuscripte und manches sonst Liebe und Angenehme verlor. Immer tractirt er dieß auch als etwas Gemeines und erfreut sich, wie in den glücklichsten Tagen, an Albernheiten, Beschränktheiten, Widersprüchen und Ungereimtheiten, die bei solchen Fällen niemals fehlen können.

Er ist nie aus dem Kreise, zu dem er selbst gehörte, gegangen; er hat immer nur die Eigenheiten und Thorheiten seines Gleichen dargestellt, und die höhern Stände ganz unberührt gelassen.

Deutsche Sprache.

1817.

Einige jüngere Kunstgenossen, welche den ersten Aufsatz des zweiten Heftes von Kunst und Alterthum („Neudeutsche religiös-patriotische Kunst") gelesen, und daselbst die alterthümelnde, christelnde Kunst nicht zum besten behandelt fanden, erwehrten sich nicht der Frage, ob denn die Weimarischen Kunstfreunde im Jahre 1797, als der Klosterbruder herausgegeben ward, schon derselben Meinung gewesen, ob sie schon damals die neue Richtung der deutschen Kunst mißbilligt; worauf denn nothwendig eine bejahende Antwort erfolgen mußte.

Redliche junge Gemüther nahmen dieses Bekenntniß keineswegs gleichgültig auf, sondern wollten es für eine Gewissenssache halten, ja tadelhaft finden, daß man nicht gleich die strebenden Künstler, besonders die, mit welchen man enger verbunden, gewarnt, um so schädlich einschleichendem Uebel vorzubeugen. Hierauf nun konnte man verschiedenes erwiedern. Es sey nämlich in allen solchen Fällen ein eben so gefährlich als unnützes Unternehmen, verneinend, abrathend, widerstrebend zu Werke zu gehen: denn wenn junge gemüthvolle Talente einer allgemeinen Zeitrichtung folgen, und auf diesem Wege, ihrer Natur gemäß, nicht ohne Glück zu wirken angefangen, so sey es schwer, ja fast unmöglich, sie zu überzeugen, daß hieraus für sie und andere in Zukunft Gefahr und Schaden entstehen werden. Man habe daher dieser Epoche stillschweigend zugesehen, wie sich denn auch der Gang derselben nur nach und nach entwickelt; unthätig sey man aber nicht geblieben, sondern habe praktisch seine Gesinnung anzudeuten gesucht. Hiervon bleibe ein unverwerfliches Zeugniß die

ſiebenjährige Folge Weimariſcher Kunſtausſtellungen, bei welchen man durchaus nur ſolche Gegenſtände als Aufgabe gewählt, wie ſie uns die Griechiſche Dichtkunſt überliefert, oder worauf ſie hindeutet; wodurch denn vielleicht auf einige Jahre der neue kränkelnde Kunſttrieb verſpätet worden, ob man gleich zuletzt befürchten müſſen, von dem Strome ſelbſt hinab gezogen zu werden.

Da man ſich nun von dieſen Umſtänden unterhielt, kam die neueſte Zeit zur Sprache; man fragte, ob nicht gleichfalls in derſelben einiges mißfällig ſeyn könnte, ohne daß man ſich deßhalb öffentlich zu erklären Luſt und Befugniß habe. Eine hierüber fortgeſetzte Unterhaltung bewirkte eine Gewiſſensaufregung, und damit man nicht etwa in zwanzig Jahren uns noch über den Lethe hinüber Vorwürfe nachſchicke, ſo entſchloſſen wir uns, über deutſche Sprache und über den Fug und Unfug, welchen ſie ſich jetzt muß gefallen laſſen, ein Wort mitzuſprechen. Glücklicherweiſe fiel uns ein Aufſatz in die Hände, den wir unſern ſämmtlichen Leſern bekannt wünſchen, damit durch fremden Mund ausgeſprochen werde, wie wir ungefähr ſelbſt denken.

Von der Ausbildung der deutſchen Sprache, in Beziehung auf neue, dafür angeſtellte Bemühungen wird im dritten Stück des 8. Bandes der Nemeſis gefunden. Wir ſind dem Verfaſſer vielen Dank ſchuldig, daß er uns der Pflicht entledigt, über dieſe Angelegenheit unſere Gedanken zu eröffnen. Er warnt, wie wir auch würden gethan haben, vor dem unerſetzlichen Schaden, der einer Nation zugefügt werden kann, wenn man ihr, ſelbſt mit redlicher Ueberzeugung und aus beſter Abſicht, eine falſche Richtung giebt, wie es jetzt bei uns mit der Sprache geſchehen will. Da wir nun alles, was und wie er es geſagt, unterſchreiben, ſo enthalten wir uns alles Weitern und ſagen nur ſo viel von ihm ſelbſt, daß er nicht etwa ein Undeutſcher, ein Entfremdeter ſey, ſondern ächt und brav, wie man einen jungen Mann wünſchen kann. Dieß mag eine kurze Nachricht von ihm darthun und beweiſen.

Carl Ruckſtuhl, im Canton Luzern von angeſehenen Eltern geboren, erhielt den erſten Unterricht in ſeinem Vaterlande. Zum Jünglinge herangewachſen, bezog er die Univerſität Heidelberg und widmete ſich daſelbſt, überzeugt, daß die Quelle wahrer Bildung nur allein bei den Alten zu ſuchen ſey, vornehmlich philologiſchen Studien. Da er ſeinem Vaterlande im Erziehungsfache nützlich zu werden wünſchte, vertrat er,

um ſich praktiſch vorzubereiten, auf einige Zeit die Stelle eines Lehrers der alten Sprachen an der Cantonſchule zu Aarau.

Als aber im Frühjahr 1815 die Ruhe unſeres Welttheils wieder gefährdet ſchien, folgte derſelbe dem edlen Triebe, perſönlich am Kampf für die gute Sache Theil zu nehmen, und begab ſich als Freiwilliger unter das Preußiſche Heer, mit dem er auch ſiegreich zu Paris einzog. Unter den Waffen hat er jedoch der Wiſſenſchaft nicht vergeſſen, ſondern ſowohl zu Paris als auf der Wiederkehr nach Deutſchland überall mit Gelehrten Umgang gepflogen. Gegenwärtig lebt er in Berlin, bemüht, ſeine wiſſenſchaftliche Ausbildung noch höher zu ſteigern; daſelbſt hat er denn auch den von uns empfohlenen Aufſatz geſchrieben.

Wir wünſchen, daß er fortfahren möge, ſeine Ueberzeugungen dem Publicum mitzutheilen. Er wird viel Gutes ſtiften, beſonders da er nicht eigentlich als Gegner der vorzüglichen Männer auftritt, die in dieſem Fache wirken, ſondern, wie er es ſelbſt ausſpricht, neben ihnen hergeht, und über ihr Thun und Laſſen ſich treue Bemerkungen erlaubt. Da dieſe Schrift von vielen Deutſchen geleſen und beherzigt werden ſollte, ſo wünſchen wir bald einen einzelnen Abdruck derſelben, von dem wir uns die beſte Wirkung verſprechen.

Einer freiern Weltanſicht, die der Deutſche ſich zu verkümmern auf dem Weg iſt, würde ferner ſehr zu Statten kommen, wenn ein junger geiſtreicher Gelehrter das wahrhaft poetiſche Verdienſt zu würdigen unternähme, welches deutſche Dichter in der Lateiniſchen Sprache ſeit drei Jahrhunderten an den Tag gegeben. Es würde daraus hervorgehen, daß der Deutſche ſich treu bleibt, und wenn er auch mit fremden Zungen ſpricht. Wir dürfen nur des Johannes Secundus und Baldes gedenken. Vielleicht übernähme der Ueberſetzer des erſten, Herr Paſſow, dieſe verdienſtliche Arbeit. Zugleich würde er beachten, wie auch andere gebildete Nationen, zu der Zeit als Lateiniſch die Weltſprache war, in ihr gedichtet und ſich auf eine Weiſe unter einander verſtändigt, die uns jetzt verloren geht.

Leider bedenkt man nicht, daß man in ſeiner Mutterſprache oft eben ſo dichtet, als wenn es eine fremde wäre. Dieſes iſt aber alſo zu

verſtehen. Wenn eine gewiſſe Epoche hindurch in einer Sprache viel geſchrieben und in derſelben von vorzüglichen Talenten der lebendig vorhandene Kreis menſchlicher Gefühle und Schickſale durchgearbeitet worden, ſo iſt der Zeitgehalt erſchöpft und die Sprache zugleich, ſo daß nun jedes mäßige Talent ſich der vorliegenden Ausdrücke als gegebener Phraſen mit Bequemlichkeit bedienen kann.

Durch die Literargeſchichte, ſo wie durch die Welthiſtorie, ſchleichen oftmals kleine, gering ſcheinende Bemühungen hindurch, die aber durch Anhaltſamkeit und beharrliches Fortarbeiten bedeutende Wirkung hervorbringen. So würde jetzt ein kurzgefaßter Aufſatz willkommen ſeyn, der uns vor Augen ſtellte, wie ſeit vierzig Jahren geiſt- und klangreiche Menſchen ſowohl Franzöſiſchen als Italiäniſchen Opern deutſche Texte untergelegt und ſich dadurch um Sprache und Muſik großes, unbeachtetes Verdienſt erworben. Unſer lyriſches Theater hat ſich dadurch nach und nach zu einer ungemeinen Höhe geſchwungen; wir haben die vorzüglichſten Productionen des Franzöſiſchen lyriſchen Dramas auf unſern Bühnen geſehen, die Italiäniſchen Opern ſind uns nicht fremd geblieben, deutſche Singſtücke, von deutſchen Meiſtern componirt, vergnügen den Geiſt, erheben das Gemüth ſeit vielen Jahren. Geſchmack und Einſicht verbreiteten ſich dadurch über die ganze Maſſe des Publicums, und für die lyriſche Poeſie überhaupt wuchs von Jahr zu Jahr der unſchätzbare Vortheil, daß ſie immer ſingbarer wurde, ohne an Gehalt abzunehmen. Religiöſe, patriotiſche, geſellige, leidenſchaftliche Lieder tönten von allen Seiten, und unſere ernſte, charakteriſtiſche Muſik fand Gelegenheit zu tauſendfältiger Anwendung ihrer unerſchöpflichen Mittel. Und doch, wer mag es ausſprechen, daß zu allem dieſem der gänzlich verſchollene Schauſpieldirector Marchand den erſten Anlaß gab, indem er das neckiſche Milchmädchen mit den täppiſchen Jägern, ferner die Schöne mit dem gutmüthigen Ungeheuer aus Frankreich herüberbrachte, durch anſprechende Muſik eines Grétry das Theater belebte und uns folgereiche Wohlthaten ſpendete: denn von jener Zeit an läßt ſich die Geſchichte der deutſchen Oper in ununterbrochener Reihe durchführen. Vielleicht giebt ein Mitarbeiter der muſicaliſchen Zeitung, der ſich dieſer Epochen als Theilnehmer erinnert, uns hiervon eine gedrängte Ueberſicht; woraus denn

TAYLOR INST. OXFORD

abermals erhellen würde, daß der Deutſche nichts Wunderlicheres thun könnte als ſich in ſeinen mittelländiſchen Kreis zu beſchränken, eingebildet, daß er von eigenem Vermögen zehre, uneingedenk alles deſſen, was er ſeit einem halben Jahrhundert fremden Völkern ſchuldig geworden und ihnen noch täglich verdankt.

Doch hiervon iſt gegenwärtig zu ſchweigen beſſer: die Zeit wird kommen, wo der Deutſche wieder fragt, auf welchen Wegen es ſeinen Vorfahren wohl gelungen, die Sprache auf den hohen Grad von Selbſtſtändigkeit zu bringen, deſſen ſie ſich jetzt erfreut.

Wir geben gerne zu, daß jeder Deutſche ſeine vollkommene Ausbildung innerhalb unſerer Sprache, ohne irgend eine fremde Beihülfe, hinreichend gewinnen könne. Dieß verdanken wir einzelnen vielſeitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, beſonders aber einem gewiſſen Mittelſtand zu gute gehen, wie ich ihn im beſten Sinne des Worts nennen möchte. Hierzu gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutſchland ſo viele wohlgelegene, wohlbeſtellte zählt; alle Beamten und Unterbeamten daſelbſt, Handelsleute, Fabricanten, vorzüglich Frauen und Töchter ſolcher Familien, auch Landgeiſtliche, in ſofern ſie Erzieher ſind. Dieſe Perſonen ſämmtlich, die ſich zwar in beſchränkten, aber doch wohlhäbigen, auch ein ſittliches Behagen fördernden Verhältniſſen befinden, alle können ihr Lebens- und Lehrbedürfniß innerhalb der Mutterſprache befriedigen.

Die Forderung dagegen, die in weitern und höhern Regionen an uns auch in Abſicht einer ausgebreiteten Sprachfertigkeit gemacht wird, kann niemand verborgen bleiben, der ſich nur einigermaaßen in der Welt bewegt.

Die Mutterſprache zu reinigen und bereichern, iſt das Geſchäft der beſten Köpfe. Reinigung ohne Bereicherung erweiſ't ſich öfters geiſtlos: denn es iſt nichts bequemer als von dem Inhalt abſehen und auf den Ausdruck paſſen. Der geiſtreiche Menſch knetet ſeinen Wortſtoff, ohne ſich zu bekümmern, aus was für Elementen er beſtehe; der geiſtloſe hat

gut rein ſprechen, da er nichts zu ſagen hat. Wie ſollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er nichts dabei dachte? Es giebt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zuſammengreifen müſſen, wenn die Sprache lebendig wachſen ſoll. Poeſie und leidenſchaftliche Rede ſind die einzigen Quellen, aus denen dieſes Leben hervorbringt, und ſollten ſie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergſchutt mitführen, er ſetzt ſich zu Boden, und die reine Welle fließt darüber her.

Redensarten,

welche der Schriftſteller vermeidet, ſie jedoch dem Leſer beliebig einzuſchalten überläßt.

Aber.
Gewiſſermaaßen.
Einigermaaßen.
Beinahe.
Ungefähr.
Kaum.
Faſt.
Unmaaßgeblich.
Wenigſtens.
Ich glaube.
Mich däucht.
Ich leugne nicht.
Wahrſcheinlich.
Vielleicht.
Nach meiner Einſicht.
Wenn man will.
So viel mir bewußt.
Wie ich mich erinnere.
Wenn man mich recht berichtet.
Mit Einſchränkung geſprochen.
Ich werde nicht irren.
Es ſchwebt mir ſo vor.

Eine Art von.
Mit Ausnahme.
Ohne Zweifel.
Ich möchte ſagen.
Man könnte ſagen.
Wie man zu ſagen pflegt.
Warum ſoll ich nicht geſtehen?
Wie ich es nennen will.
Nach jetziger Weiſe zu reden.
Wenn ich die Zeiten nicht verwechsle.
Irgend.
Irgendwo.
Damals.
Sonſt.
Ich ſage nicht zu viel.
Wie man mir geſagt.
Man denke nicht.
Wie natürlich iſt.
Wie man ſich leicht vorſtellen kann.
Man gebe mir zu.
Zugegeben.
Mit Erlaubniß zu ſagen.
Erlauben Sie!
Man verzeihe mir.
Aufrichtig geſprochen.
Ohne Umſchweife geſagt.
Geradezu.
Das Kind bei ſeinem Namen genannt.
Verzeihung dem derben Ausdruck.

Vorſtehende Sammlung, die ſowohl zu ſcherzhaften als ernſten Betrachtungen Anlaß geben kann, entſtand zur glücklichen Zeit, da der treffliche Fichte noch perſönlich unter uns lebte und wirkte. Dieſer kräftige, entſchiedene Mann konnte gar ſehr in Eifer gerathen, wenn man dergleichen bedingende Phraſen in den mündlichen oder wohl gar ſchriftlichen Vortrag einſchob.

So war es eine Zeit, wo er dem Worte gewiſſermaaßen einen heftigen Krieg machte. Dieß gab Gelegenheit, näher zu bedenken, woher dieſe höflichen, vorbittenden, allen Widerſpruch des Hörers und Leſers ſogleich beſeitigenden Schmeichelworte ihre Herkunft zählen? Möge dieſe Art Euphemismus für die Zukunft aufbewahrt ſeyn, weil in der gegenwärtigen Zeit jeder Schriftſteller zu ſehr von ſeiner Meinung überzeugt iſt, als daß er von ſolchen demüthigen Phraſen Gebrauch machen ſollte.

Urtheilsworte Franzöſiſcher Kritiker.

1817.

Reichliche des Cadets.

A.

abandonné.
absurde.
arrogance.
astuce.

B.

bafoué.
bête.
bétise.
bouffissure.
bourgeois.
boursouflure.
bouquin.
boutade.
brisé.
brutalité.

C.

cabale.
cagot.
canaille.
carcan.
clique.
contraire.
créature.

D.

déclamatoire.
décrié.
dégoût.
dénigrement.
dépourvu.
dépravé.
désobligeant.
détestable.
diabolique.
dure.

E.

échoppe.
enflure.
engouement.
ennui.
ennuyeux.
énorme.

entortillé.
éphémères.
épluché.
espèce.
étourneau.

F.

factices.
fadaise.
faible.
fainéans.
fané.
fastidieux.
fatiguant.
fatuité.
faux.
forcé.
fou.
fourré.
friperie.
frivole.
furieux.

G.

gâté.
gauchement.
gauchers.
grimace.
grossier.
grossièrement.

H.

haillons.
honnêtement.
honte.
horreur.

I.

imbecille.
impertinence.
impertinent.
impuissant.
incorrection.
indécis.
indéterminé.
indifférence.
indignités.
inégalité.
inguérissable.
insipide.
insipidité.
insoutenable.
intolérant.
jouets.
irréfléchi.

L.

laquais.
léger
lésine.
louche.
lourd.

M.

maladresse.
manque.
maraud.
mauvais.
médiocre.
méprise.
mépris.
mignardise.
mordant.

N.

négligé.
négligence.

noirceur.
non-soin.

O.

odieux.

P.

passable.
pauvreté.
pénible.
petites-maisons.
peu-propre.
pie-grièche.
pitoyable.
plat.
platitude.
pompeux.
précieux.
puérilités.

R.

rapsodie.
ratatiné.
rebattu.
réchauffé.
rédondance.
rétréci.
révoltant.
ridicule.
roquet.

S.

sans succès.
sifflets.
singerie.
somnifère.
soporifique.
sottise.
subalterne.

T.

terrassé.
tombée.
traînée.
travers.
triste.

V.

vague.
vidé.
vexé.
vieillerie.
volumineux.

Marge Neugnisse des Lobs.

A.

animé.
applaudi.

B.

brillant.

C.

charmant.
correct.

E.

esprit.

F.

facile.
finesse.

G.

goût.
grâce.

gracieux.
grave.

I.

invention.
justesse.

L.

léger.
légèreté.
libre.

N.

nombreux.

P.

piquant.
prodigieux.
pur.

R.

raisonnable.

S.

spirituel.

V.

verve.

Worte ſind der Seele Bild.
Nicht ein Bild! ſie ſind ein Schatten!
Sagen herbe, deuten mild,
Was wir haben, was wir hatten.
Was wir hatten, wo iſt's hin?
Und was iſt denn, was wir haben?
Nun, wir ſprechen! Raſch im Fliehn
Haſchen wir des Lebens Gaben.

Einſicht und Charakter des Menſchen offenbart ſich am deutlichſten im Urtheil; indem er ablehnt, indem er aufnimmt, bekennt er, was ihm fremd blieb, weſſen er bedarf; und ſo bezeichnet, unbewußt, jedes Alter, auf jeder Stufe den gegenwärtigen Zuſtand, den Kreis eines durchlaufenen Lebens.

Auch ſo iſt es mit Nationen: ihr Lob und Tadel muß durchaus ihren Zuſtänden gemäß bleiben. Griechiſche und Römiſche Terminologie dieſes Faches beſitzen wir; neuere Kritik zu beurtheilen gebe vorſtehendes einigen Anlaß. Wie der einzelne Menſch, ſo auch die Nation ruht auf dem Altvorhandenen, Ausländiſchen oft mehr als auf dem Eigenen, Ererbten und Selbſtgeleiſteten; aber nur in ſofern ein Volk eigene Literatur hat, kann es urtheilen und verſteht die vergangene wie die gleichzeitige Welt. Der Engländer hängt mit Ernſt und Vorurtheil am Alterthum,

und man muß ihm mit Parallelſtellen aus Horaz beweiſen, daß der Orient Poeten erzeugte. Welche Vortheile hingegen Shakſpeares freier Geiſt der Nation gewährt, iſt nicht auszuſprechen. Die Franzoſen haben durch Einführung mißverſtandener alter Lehren und durch nette Convenienz ihre Poeſie dergeſtalt beſchränkt, daß ſie zuletzt ganz verſchwinden muß, da ſie ſich nicht einmal mehr in Proſa auflöſen kann. Der Deutſche war auf gutem Wege und wird ihn gleich wieder finden, ſobald er das ſchädliche Beſtreben aufgiebt, die Nibelungen der Ilias gleichzuſtellen.

Die günſtige Meinung, die ein trefflicher Fremder uns Deutſchen gönnt, darf hier, als an der rechten Stelle, wohl Platz finden. Der wirkliche Ruſſiſch-Kaiſerliche Staatsrath Uwaroff gedenkt in ſeinem ſchätzbaren Werke: Nonnos von Panopolis, der Dichter, St. Petersburg 1817, und zwar in dem an einen alten Freund und Theilnehmer gerichteten Vorwort, unſerer in Ehren alſo: „Die Wiedergeburt der Alterthumswiſſenſchaft gehört den Deutſchen an. Es mögen andere Völker wichtige Vorarbeiten dazu geliefert haben; ſollte aber die höhere Philologie ſich einſt zu einem vollendeten Ganzen ausbilden, ſo könnte eine ſolche Palingeneſie wohl nur in Deutſchland ſtattfinden. Aus dieſem Grunde laſſen ſich auch gewiſſe neue Anſichten kaum in einer andern neuern Sprache ausdrücken; und deßwegen habe ich Deutſch geſchrieben. Man iſt hoffentlich nunmehr von der verkehrten Idee des politiſchen Vorranges dieſer oder jener Sprache in der Wiſſenſchaft zurückgekommen. Es iſt Zeit, daß ein jeder, unbekümmert um das Werkzeug, immer die Sprache wähle, die am nächſten dem Ideenkreiſe liegt, den er zu betreten im Begriff iſt.“

Hier hört man nun doch einmal einen fähigen, talentvollen, geiſtreich gewandten Mann, der, über die kümmerliche Beſchränkung eines erkältenden Sprachpatriotismus weit erhoben, gleich einem Meiſter der Tonkunſt, jedesmal die Regiſter ſeiner wohlausgeſtatteten Orgel zieht, welche Sinn und Gefühl des Augenblicks ausdrücken. Möchten doch alle gebildeten Deutſchen dieſe zugleich ehrenvollen und belehrenden Worte ſich dankbar einprägen, und geiſtreiche Jünglinge dadurch angefeuert werden, ſich mehrerer Sprachen, als beliebiger Lebenswerkzeuge, zu bemächtigen.

Urtheilsworte Französischer Kritiker.

1819.

Unter dieser Rubrik hatte ich vorstehendes Verzeichniß im dritten Hefte von Kunst und Alterthum mitgetheilt, wo freilich sehr viele Worte des Tadels gegen kärgliche Worte des Lobes erscheinen. Hierüber hat der Vrai Libéral unterm 4. Februar 1819 sich beschwert, und mich einer Ungerechtigkeit gegen die Französische Nation beschuldigt. Er thut dieß jedoch mit so vieler Anmuth und Artigkeit, die mich beschämen würde, wenn nicht hinter meiner Mittheilung jener Worte ein Geheimniß verborgen läge, dessen Entdeckung ich ihm und meinen Lesern hiermit vorzubringen nicht ermangele.

Ich bekenne daher ganz ohne Anstand, daß der Correspondent des wahren Freisinnigen zu Brüssel ganz mit Grund bemerkt, wie unter den von mir angegebenen Tadelsworten sich manche wunderliche befinden, die man eben nicht erwartet hätte; ferner daß an den Worten des Lobes mehrere fehlen, die einem jeden sogleich einfallen sollten. Wie dieses zu erklären, mag die Geschichte deutlich machen, wenn ich erzähle, wie ich zu jenem Verzeichniß eigentlich veranlaßt wurde.

Als vor vierzig Jahren Herr von Grimm sich in der damals ausgezeichneten geist- und talentvollen Pariser Gesellschaft einen ehrenvollen Zutritt gewonnen und für ein Mitglied eines so außerordentlichen Vereins wirklich anerkannt wurde, beschloß er, ein Tagesblatt, ein Bulletin literarischen und weltgefälligen Inhaltes, schriftlich zu versenden an fürstliche und reiche Personen in Deutschland, um sie, gegen bedeutende Vergeltung, von dem eigensten Leben der Pariser Cirkel zu unterhalten, nach deren Zuständen man äußerst neugierig war, weil man Paris als den Mittelpunkt der gebildeten Welt wirklich ansehen konnte. Diese Tagesblätter sollten nicht nur Nachrichten enthalten, sondern es wurden die herrlichsten Arbeiten Diderots: die Klosterfrau, Jacob der Fatalist u. s. w. nach und nach in so kleinen Portionen zugetheilt, daß Neugierde, Aufmerksamkeit und jedes gierige Bestreben von Sendung zu Sendung lebendig bleiben mußte.

Auch mir war durch die Gunst hoher Gönner eine regelmäßige Mittheilung dieser Blätter beschieden, die ich mit großem Bedacht eifrig zu studiren nicht unterließ. Nun darf ich mir wohl nachrühmen, daß ich

von jeher die Vorzüge der Menſchen und ihrer Productionen willig anerkannt, geſchätzt und bewundert, auch mich daran dankbar auferbaut habe. Deßhalb mußte mir in der Grimmiſchen Correſpondenz gar bald auffallen, daß in Erzählung, Anekdote, Charakterſchilderung, Darſtellung, Urtheil durchaus mehr Tadel als Lob zu bemerken ſey, mehr ſcheltende als ehrende Terminologie vorzukommen pflege. Wohlgelaunt begann ich eines Tages, zum Vortheil meiner Betrachtung und eigenen Unterrichts, jene ſämmtlichen Ausdrücke auszuziehen, auch in ſpäterer Zeit zu ſondern und alphabetiſch zu ordnen, halb im Scherz, halb im Ernſt, und ſo blieben ſie viele Jahre bei mir liegen.

Da nun endlich die Grimmſche Correſpondenz in öffentlichem Druck erſchien, las ich ſolche, als ein Document vergangener Zeit, mit Sorgfalt abermals durch, und ſtieß gar bald auf manchen früher von mir bemerkten Ausdruck, wobei ich mich denn auf's neue überzeugen konnte, daß der Tadel bei weitem das Lob überwog. Da ſuchte ich nun die ältere Arbeit vor und ließ ſie, geiſtiger Anregung willen, die mir denn auch nicht mißlang, gelegentlich abdrucken. Bemerken muß ich jedoch, daß ich der Sache eine neue Aufmerkſamkeit zu ſchenken im Augenblick nicht mehr vermochte; deßhalb denn manches Wort des Lobes und Tadels, welches mir entgangen, in dieſem voluminöſen Werk zu finden ſeyn möchte.

Damit nun aber nicht der Vorwurf, welcher eine ganze Nation zu treffen ſchien, auf einem einzigen Schriftſteller haften bleibe, ſo behalten wir uns vor, nächſtens im allgemeinen über dieſen höchſt wichtigen literariſchen Gegenſtand zu ſprechen.

Hör-, Schreib- und Druckfehler.

1820.

Den Sprachgelehrten iſt es längſt bekannt, daß bei Verbeſſerung alter Manuſcripte manchmal bemerkt wird, daß ſolche dictirt worden, und daß man daher auf Hörfehler, woraus die Schreibfehler entſtanden, aufmerkſam zu ſeyn Urſache habe.

Hiervon kann ich aus eigener Erfahrung die wunderbarſten Beiſpiele anführen: denn da ich, von jeher an das Dictiren gewöhnt, oft auch ungebildeten oder wenigſtens zu einem gewiſſen Fache nicht gerade gebildeten

Perſonen dictirt, ſo iſt mir daraus ein beſonderes Uebel zugewachſen. Vorzüglich geſchah es, wenn ich über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, denen ich nur Zwiſchenſtunden widmen konnte, Blätter, ja Hefte dictirte, ſolche aber nicht ſogleich durchſehen konnte. Wenn ich ſie nun aber nach Jahren wieder vor die Hand nehme, ſo muß ich die wunderlichſten und unverſtändlichſten Stellen darin entdecken. Um den Sinn eines ſolchen Abracadabra zu entziffern, leſe ich mir die Abhandlung laut vor, durchdringe mich von ihrem Sinn und ſpreche das unverſtändliche Wort ſo lange aus, bis im Fluß der Rede das rechte ſich ergiebt.

An den Hörfehlern aber iſt der Dictirende gar oft ſelbſt ſchuld. Man horche nur, wenn in Geſellſchaften vorgeleſen wird, ob wohl alles zur Klarheit kommt. Man merke den Schauſpielern auf! Dieſe, ſelbſt beſſere nicht ausgenommen, haben den wunderlichen Tik, die Eigennamen der Perſonen, Länder und Städte undeutlich auszuſprechen. Mir ſchien es, bei langjähriger Erfahrung, daher zu rühren, weil ein ſolches Wort ihre Empfindung nicht anſpricht und ſie es daher als gleichgültig obenhin behandeln. Eine andere Art der Undeutlichkeit entſpringt auch, wenn der Vortragende mitten im Sprechen ſeine Stellung verändert, ſich umwendet, oder mit dem Kopfe hin und wieder fährt.

Die Hefte der Studirenden mögen daher meiſt ſo richtig ſeyn, weil der Dictirende ſeinen Platz nicht verändert, und es ihm angelegen iſt, ſo vielen aufmerkſamen, lehrbegierigen jungen Leuten genug zu thun. Hört man dagegen die Zuhörer über Unverſtändlichkeit ihrer Lehrer klagen, ſo kommt es daher, weil dieſe zwar die Wiſſenſchaft in ſich tragen, ſie aber nicht außer ſich zu ſetzen wiſſen, wozu ein eigenes Studium gehört und nicht einem jeden dieſe Gabe von Natur verliehen iſt.

Der Hörer aber und ſein Ohr tragen gleichfalls zu gedachtem Fehler bei. Niemand hört, als was er weiß, niemand vernimmt, als was er empfinden, imaginiren und denken kann. Wer keine Schulſtudien hat, kommt in den Fall, alle Lateiniſchen und Griechiſchen Ausdrücke in bekannte deutſche umzuſetzen; dieſes geſchieht ebenmäßig mit Worten aus fremden Sprachen, deren Ausſprache dem Schreibenden unbekannt iſt.

Höchſt merkwürdig bleibt in einem verwandten Falle die Art, wie eine ungebildete Menge fremde, ſeltſam klingende Worte in bekannte, ſinngebende Ausdrücke verwandelt, wovon ein kleines Wörterbüchlein wohl zu wünſchen wäre. Ferner kommt auch wohl beim Dictiren der Fall vor,

daß der Hörer ſeine inwohnende Neigung, Leidenſchaft und Bedürfniß an die Stelle des gehörten Wortes ſetzt, den Namen einer geliebten Perſon oder eines gewünſchten guten Biſſens einfügt.

Hörfehler.

Anſtatt	lies
Beritten	Pyriten.
Schon Hundert	John Hunter.
Daß ſie die älteſte	das Ideelſte.
und Damen	und Ammen.
gnädigſt	zunächſt.
Lehmgrube	Löwengrube (Daniels).
die ſie ſchätzt	die Sujets.
Küchenſeite	Kirchenſeite.
Kuchenfreund	Tugendfreund.
Reſidenz	Evidenz.
ſehr dumm	Irrthum.

Druck- und Schreibfehler aus Unachtſamkeit.

geſchlungenen	geſchwungenen.
Unbildung	Umbildung.
einſeitigen Leſern	einſichtigen Leſern.
Mädchen	Mährchen.
leidig	leidlich.
Unform	Uniform.
Lob	Leib.
Zenge	Zunge.
gefürſtete	gefürchtete.
Ermüdung	Ermuthung.
Furchtbarkeit	Fruchtbarkeit.
Verwehrung	Vermehrung.
Vermehrung	Vermählung.
wohlthätig	wohlhäbig.
Trojaniſche Säule	Trajaniſche Säule.

Verwandlung Franzöſiſcher Worte im Ohr und Sinn der deutſchen Menge.

Anſtatt	lies
Imbuhß (Einbuße)	Impoſt.
Rückruthen	Recrüten.
reine führen	renoviren.
Inſpectrum	Inſpector.

Verwandlung eines deutſchen Worts durch Franzöſiſche akademiſche Jugend.

Verjus (unreifer Traubenſaft) . . . . Ver—ruf.

Ueber dieſe Mängel hat niemand mehr Urſache nachzudenken als der Deutſche, da in wichtigen Werken, aus denen wir uns belehren ſollen, gar oft ſtumpfe, nachläſſige Correctoren, beſonders bei Entfernung des Verfaſſers vom Druckort, unzählige Fehler ſtehen laſſen, die oft erſt am Ende eines zweiten und dritten Bandes angezeigt werden.

Iſt man nun beim Leſen wiſſenſchaftlicher Bücher nicht ſchon mit der Sache bekannt, ſo wird man von Zeit zu Zeit anſtoßen und ſich kaum zu helfen wiſſen, wenn man nicht eine divinatoriſche Gegenwart des Geiſtes lebendig erhält, ſich den Verfaſſer als einen verſtändigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes ſagen will noch darf. Aber iſt man denn einer ſolchen Anſtrengung fähig? und wer iſt es immer?

Da nun die werthe deutſche Nation, die ſich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in dieſem Punkte leider allen übrigen nachſteht, die ſowohl in ſchönem, prächtigem Druck als, was noch mehr werth iſt, in einem fehlerfreien Ehre und Freude ſetzen, ſo wäre doch wohl der Mühe werth, daran zu denken, wie man einem ſolchen Uebel durch gemeinſame Bemühung der Schreib- und Druckluſtigen entgegenarbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre ſchon gethan, wenn Perſonen, die ohnehin, aus Pflicht oder Neigung, von dem Ganzen der laufenden Literatur oder ihren Theilen ununterbrochene Kenntniß behalten, ſich die Mühe nehmen wollten, bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu ſehen und zu bezeichnen, aus welchen Officinen die meiſten incorrecten Bücher hervorgegangen. Eine ſolche Rüge würde gewiß das Ehrgefühl der Druckherren beleben; dieſe würden gegen ihre Correctoren ſtrenger ſeyn; die Correctoren hielten ſich wieder an die Verfaſſer wegen undeutlicher Manuſcripte, und ſo käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. Wollten die neuerlich

in Deutſchland angeſtellten Cenſoren, denen, als literariſch gebildeten Männern, ein ſolches Unweſen nothwendig auffallen muß, wenn ſie, wie das Geſetz erlaubt, Aushängebogen cenſiren, die Druckherren auch von ihrer Seite unabläſſig erinnern, ſo würde gewiß das Gute deſto ſchneller gefördert werden.

Denn wirft man die Frage auf, warum in Zeitungen und andern Tagesblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen als in Werken, zu denen man ſich Zeit nehmen kann? ſo darf man wohl darauf erwidern: Eben deßhalb, weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angeſtellt werden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerkſame habe immer noch Aufmerkſamkeit genug. Wie dem auch ſey, wenn das Uebel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, ſo iſt deſſen Heilung vorbereitet. Mögen einſichtige Druckherren über dieſe ſie ſo nah angehende Angelegenheit in unſern vielgeleſenen Zeitblättern ſich ſelbſt ausſprechen und über das, was zur Förderung der guten Sache wünſchenswerth ſey, ihrer nähern Einſicht gemäß, die wirkſamſten Aufſchlüſſe geben.

Der Pfingſtmontag,

Luſtſpiel in Straßburger Mundart, fünf Aufzügen und Verſen. Straßburg 1816.

1819.

Das große Verdienſt dieſes Kunſtwerks um die deutſche Sprache, jenen bedeutenden Straßburger Dialekt, und nebenher die verwandten oberdeutſchen, lebhaft und ausführlich dargeſtellt zu haben, iſt wohl eben Urſache, daß es nicht nach ſeinem eigentlichen Werthe allgemein beachtet werden kann: denn indem es jenen Kreis vollkommen ausfüllt, verſchließt es ſich vor dem übrigen Vaterlande; wir wollen daher verſuchen, deſſen Vorzüge unſern ſämmtlichen lieben Landsleuten eingänglicher und anſchaulicher zu machen.

„In jeder Volksmundart," ſagt der Verfaſſer, „ſpricht ſich ein eigenes inneres Leben aus, welches, in ſeinen Abſtufungen, eine beſondere Nationalcharakteriſtik darbietet." Dabei drängte ſich uns folgende Betrachtung auf. Wenn man auch keineswegs den Nutzen ableugnen darf, der uns durch

ſo manche Idiotiken geworden iſt, ſo kann man doch nicht ableugnen, daß jene ſo eben berührten, in einer lebendigen, lebhaft gebrauchten Sprache unendlich mannichfaltigen Abſtufungen unter der Form eines alphabetiſchen Lexikons nicht bezeichnet werden können, weil wir nicht erfahren, wer ſich dieſes oder jenes Ausdrucks bedient, und bei welcher Gelegenheit? Deßwegen wir auch in ſolchen Wörterbüchern hie und da die nützliche Bemerkung finden, daß z. B. ein oder das andere Wort vom gemeinen und gemeinſten Volke, wohl auch nur von Kindern und Ammen gebraucht werde.

Die Unzulänglichkeit einer ſolchen Behandlung hat ein mit dem Straßburger Volkskreiſe von Jugend auf innigſt bekanntes Talent wohl und tief gefühlt, und uns ein Werk geliefert, das an Klarheit und Vollſtändigkeit des Anſchauens und an geiſtreicher Darſtellung unendlicher Einzelnheiten wenig ſeines Gleichen finden dürfte. Der Dichter führt uns zwölf Perſonen aus Straßburg und drei aus der Umgegend vor. Stand, Alter, Charakter, Geſinnung, Denk- und Sprechweiſe contraſtiren durchaus, indem ſie ſich wieder ſtufenartig an einander fügen. Alle handeln und reden vor uns meiſt dramatiſch lebhaft; weil ſie aber ihre Zuſtände ausführlich entwickeln ſollen, ſo neigt ſich die Behandlung in's Epiſche, und damit uns ja die ſämmtlichen Formen vorgeführt werden, weiß der Verfaſſer den anmuthigſten lyriſchen Abſchluß herbeizuleiten. Die Handlung iſt in das Jahr 1789 geſetzt, wo das althergebrachte Straßburger Bürgerweſen ſich gegen neuernden Einfluß noch einigermaaßen derb und zäh bewahren konnte; und ſo wird uns das Werk doppelt wichtig, weil es das Andenken eines Zuſtandes erhält, welcher ſpäter, wo nicht zerrüttet, doch gewaltſam durch einander gerüttelt worden. Die auftretenden Charaktere ſchildern wir kürzlich der Reihe nach.

Starkhans, Schiffsbauer und großer Rathsherr; tüchtiger Bürger, folgerechter Hausvater, auf's zärtlichſte gegen ſeine einzige Tochter geſinnt. Ein jüngerer Sohn, Danielchen, kommt nicht zum Vorſchein, und ſpielt ſchon durch ſein Außenbleiben eine Rolle. Dorthe, ſeine Gattin; wackere Hausfrau, ſtrenge Wirthſchafterin; gar vielem, was ſie mißbilligt, mit Heftigkeit begegnend und widerſtrebend. Liſſel, ihre Tochter; reines, bürgerliches Naturkind, gehorſam, theilnehmend, wohlthätig, unſchuldig liebend, ſich an ihrer Liebe mit Verwunderung erfreuend. Mehlbrüh, Feuerſpritzenmacher und kleiner Rathsherr; in Sprüchwörtern redend und

als Mechanicus sich höher versteigend, an Sympathie glaubend, nicht weniger an Physiognomik und dergleichen. Rosine, dessen Gattin; verständige, gemächliche Frau, ihrem Sohn eine vortheilhafte, wo möglich reiche Heirath wünschend. Er ist Wolfgang genannt, Magister und Abendprediger; im Besitz hochdeutscher Sprache und Bildung; einfachen, vernünftigen, verständigen Sinnes, fließender, löblicher Unterhaltung. Christinel; Mädchen von zwanzig Jahren, und doch leider schon die älteste ihrer Gespielinnen; guter Art, aber eifrig und listig, gewandt, nach Heirath strebend. Licentiat Mehlbrüh; Hagestolz, Caricatur eines alten, halbfranzösirten, mittelbürgerlichen Straßburgers. Reinhold, Mediciner Doctorand, von Bremen gebürtig; vollendete deutsche Cultur und Sprache, einigermaaßen enthusiastisch, halbpoetischen Ausdrucks. Frau Prechtere; mäßige Frau, um ihrer Tochter willen lebend. Klärl; gleich als unglückliche Liebhaberin auftretend, dem jungen geistlichen Wolfgang mit Herz und Seel' ergeben. Rein und schön, wie Liffel, an auffallend würdiger Gestalt ihr vorzuziehen; auf einer höhern Stufe der Empfindung, des Gedankens und Ausdrucks. Gläßler, von Kaisersberg; Kaufmann, in Colmar wohnhaft, Meisterstück eines wackern, in einer Stadt zweiter Ordnung ausgebildeten Charakters. Bärbel, Nachbarin; roheste, heftigste, mit Schimpf- und Drohworten freigebigste Person. Bryd, Magd bei Starkhans; neunzehnjährig; reine, derbe Mägdenatur, heiter und artig; mit der Frau im Widerstreit, Herrn und Tochter aufrichtig ergeben. Christlieb, Pfarrer aus dem Ortenauischen, Klaus aus dem Kochersberg, kommen erst gegen das Ende, um mit Gläßler Dialekt und Charakter der Umgegend darzustellen.

Nunmehr zeichnen wir vor allen Dingen den Gang des Stücks, um alsdann weitere Betrachtungen folgen zu lassen. Hierbei ist unsere Hauptabsicht, denen, die es lesen, durch einen allgemeinen Begriff des Inhalts jeder Scene über die einzelnen Sprachschwierigkeiten hinauszuhelfen.

Erster Aufzug.

(Pfingstsonntag Nachmittag. Starkhans' Wohnung.) Frau Dorthe schilt ihre Tochter Liffel sehr heftig, daß sie einen Spaziergang mit den Eltern ausschlägt, worauf sie sich doch vor kurzem so sehr gefreut habe. Der Vater nimmt sich des Mädchens an, der die Thränen in die Augen kamen. Die Mutter läßt sich begütigen und geht mit dem Vater allein

ſpazieren. Kaum iſt Liſſel von ihnen befreit, ſo erklärt ſich, daß ſie einen Liebhaber in allen Ehren erwarte, von deſſen holdet, tüchtiger Perſönlichkeit ſie ganz und gar durchdrungen iſt. Nur bedauert ſie, daß er das wunderliche Hochdeutſch rede, worin ſie ſich nicht ſchicken könne. Sie wünſcht in Deutſchland erzogen zu ſeyn, und nicht in einer unglücklichen Penſion an der Lothringer Gränze, wo ſie weder Deutſch noch Franzöſiſch gelernt. Chriſtinel kommt und will den zaudernden Liebhaber verdächtig machen. Liſſel vernimmt's nicht, und da Reinhold hereintritt, iſt ſie voll ſtiller Freude. Seine geſuchte, ſchwülſtige Rede bleibt den guten Mädchen unverſtändlich; ſie legen ſich's gar wunderlich aus. Eben ſo verſteht er ſie nicht, als ſie verlangen, daß er ſie auf dem Spaziergang begleiten ſoll. Endlich werden ſie einig; Liſſel will nur noch den jüngern verzogenen Bruder, Danielele, abwarten, um ihn, wie ſie den Eltern verſprochen, mitzunehmen. Reinhold ſoll indeſſen ſeinen Freund Wolfgang herbeiholen. Der deutſch-Franzöſiſche Liceutiat tritt auf; er merkt den Mädchen ſogleich ab, daß ſie einen Spaziergang vorhaben, und droht, ſie überallhin zu verfolgen. Durch ein Mährchen von einer Officiersleiche werden ſie ihn los. Chriſtinel entfernt ſich für einen Augenblick. Herr Mehlbrüh und Frau Roſine treten auf; ſie quälen Liſſel mit einer nahen Heirath, ohne den Bräutigam zu nennen, und da ſie mit ihnen zu ſpazieren gleichfalls ablehnt, gehen ſie weiter. Chriſtinel tritt zu Liſſel, die mit großen Freuden für bekannt annimmt, daß ſie mit Reinhold werde verheirathet werden. Die Freundin aber behauptet, es ſey der Wolfgang gemeint. Chriſtinel bleibt allein, und es ergiebt ſich, daß ſie auf Reinhold ſelbſt Abſicht habe. Dieſer und Wolfgang treten auf; die Jünglinge bequemen ſich zur ſchlichten Proſa, damit das Mädchen ſie verſtehe. Sie gebraucht nun die Liſt, erſt von Wolfgang ein Bekenntniß herauszulocken, daß er liebe. Der Freund, dem er nichts davon vertraut, verwundert ſich befremdet, und ſie ſagt ihnen keck und kühn in's Geſicht, der Gegenſtand ſey Liſſel. Reinhold, über den Verrath ſeines Freundes aufgebracht, entfernt ſich, Wolfgang ihm nach; Chriſtinel überlegt, was weiter zu thun? Nachdem auch ſie den Platz verlaſſen, treten beide Freunde wieder auf, und es erklärt ſich, daß Wolfgang in Klärl verliebt ſey, jetzt nur gegen ſie zurückhaltend, weil er die Einwilligung ſeiner Eltern, die ihn freilich an das reichere Liſſel zu verheirathen wünſchten, erſt durch Vorſprache bedeutender Gönner müſſe zu erlangen bemüht ſeyn.

Zweiter Aufzug.

(Starkhans' Wohnung bleibt.) Bryd legt Frau Dorthen die Marktrechnung ab; die ſtrenge, haushälteriſche Knauſerei zeigt ſich an dieſer, an jener eine hübſche, reine Mägdehaftigkeit. Bryd bleibt allein, und ſpricht mit wenigen Worten das Lob des Hausherrn und der Jungfer. Der Licentiat tritt zu ihr und beginnt gleich etwas antaſtlich zu charmiren; das Mädchen, neckiſch gewandt, weicht aus, er verliert das Gleichgewicht, fällt zu Boden, und verrückt Anzug und Kopfputz. Bryd ſchickt ſich an, ihn wieder herzuſtellen, und im Geſpräch wird verplaudert, daß Liſſel den Reinhold heirathen werde. Er ſelbſt ſcheint Abſicht auf das Mädchen zu haben, und als Frau Dorthe hereintritt, bringt er ſeine Werbung an, fährt aber ab.

(Andere bürgerliche Wohnung.) Frau Prechtere und Klärl. Letztere kündigt ſich an als liebend und leidend. Nie iſt eine volle, herzliche, auf das Verdienſt des Geliebten gegründete Leidenſchaft ſchöner ausgedrückt worden, die Sorge ihn zu verlieren nie rührender. Die Mutter tröſtet ſie im allgemeinen, und räth ihr, die Liebe Gläßlers aus Colmar nicht ganz abzuweiſen. Der Licentiat kömmt herein, und da man des Mädchens Zuſtand durch ein Kopfweh entſchuldigt, iſt er mit Recepten freigebig; noch freigebiger mit Katzengeſchichten, als die Mutter, um ſeine Fragen abzulehnen, vorgiebt, es ſey der Tochter eine geliebte Katze geſtorben. Vor Ungeduld läuft das Mädchen fort. Liſſels Heirath kommt zur Sprache. Gläßler und Chriſtinel treten auf; jener iſt herzlich und heftig verliebt in Klärl, und erhebt ihr Verdienſt faſt ausſchließlich. Der Licentiat behauptet, in Straßburg gäb' es dergleichen viel; das komme von der guten Kinderzucht, die er umſtändlich ausführt, und deßhalb von Gläßler für einen Familienvater gehalten werden muß. Nun aber wird er lächerlich, indem er ſich als Hageſtolzen bekennt, doppelt aber, als Klärl und Chriſtinel eintreten, und er umſtändlich erzählt, wie ihn die Mädchen myſtificirt. Gläßlers treubürgerliche Liebe bricht wieder lakoniſch unſchätzbar hervor. Der Licentiat tadelt ihn deßhalb nicht, weil in Colmar ſolche Mädchen, wegen Mangel an Gelegenheit zu ihrer Ausbildung, nicht gefunden würden, auch überhaupt es dort nicht ſonderlich beſtellt ſey. Gläßlers Colmarſcher Patriotismus äußert ſich eben ſo derb und tüchtig wie ſeine Liebe; er fragt, ob ſie in Straßburg

einen Pfeffel hätten? und wird im Hin- und Widerreden heftig, grob und drohend. Frau Prechtere verbittet ſich ſolchen Lärm in ihrem Hauſe. Der Licentiat entfernt ſich. Chriſtinel, nach ihrer anſchmiegenden Weiſe, erkundigt ſich bei Gläßler nach Colmar und der Umgegend; er beſchreibt das Oberelſaß lakoniſch, deſſen Berge, Schlöſſer, Hügel, Thäler und Flächen; es erſcheint vor unſerer Einbildungskraft weit und breit und genußvoll. Aber er hat auch ſelbſt Pferde, um ſeine Freunde und ſeine Gäſte, die er hiermit einlädt, überall herumzukutſchiren. Chriſtinel hilft ihm ſchmeichleriſch nach, Klärl nur lakoniſch, und begiebt ſich, ein Uebelſeyn vorwendend, mit der Freundin weg. Frau Prechtere geſteht Gläßlern, daß ihre Tochter ſich um Wolfgang grämе. Gläßler antwortet, es ſey ihm ganz Recht: denn wenn jener ſie verlaſſe, könne ſie ihn ja haben. Gläßler, allein, drückt ſeine Liebesqual gar wunderlich aus. Reinhold tritt hinzu, und da er hört, Klärl ſey krank; fragt er leidenſchaftlich, warum man Wolfgang nicht hole? Dabei ergiebt ſich, daß dieſer nicht untreu ſey, und daß Gläßler wohl auf Klärl Verzicht thun müſſe. Der Gute von Colmar, in Verzweiflung, geht ab. Reinhold, allein bleibend, macht verſtändige, zarte Betrachtungen über den gegenwärtigen Zuſtand der ſämmtlichen Liebenden, wodurch das Künftige glücklich vorbereitet wird.

Dritter Aufzug.

(Mehlbrühs Wohnung.) Man hat Gäſte zum Abendeſſen geladen. Frau Dorthe findet ſich ein, entſchuldigt bei Frau Roſine, daß ſie das liebe Danielele, welches noch immer nicht zu ſehen iſt, nicht mitbringen können. Auf Kinderſpiele, denen das liebe Söhnlein unmäßig ergeben, wendet ſich nun das Geſpräch. Sie ſehen hierauf durch's Fenſter Baſe Bärbel herankommen, und reden gleich Uebels genug von ihr. Sie tritt auf, zeigt ſich als leidenſchaftlich gemein, ſchüttet ihren Haß gegen Reinhold aus, ſchildert ihn als Trunkenbold und von den ſchlechteſten Sitten. Endlich entdeckt ſich's, woher ihre Wuth ſich ſchreibe. Er hat nämlich einmal, ſie nicht kennend, gefragt, oder ſoll gefragt haben: Wer iſt denn die dort, die rothen Puder braucht? d. h. die rothe Haare hat. Dieſes gehe nun an allen Brunnen und auf allen Märkten umher, da ſie doch gar wohl noch zu den Blonden gehöre. Ihre Raſerei hat keine Gränzen, ſie droht ihm aufpaſſen, ihn ausprügeln zu laſſen. Nun bleiben die beiden Frauen allein. Bärbels Herkunft, Schickſal und unglückliche

Erziehung wird meiſterhaft geſchildert und abgeleitet. Sodann äußert Frau Roſine den Argwohn, daß Liſſel ihren Sohn Wolfgang eigentlich nicht liebe, ſondern Reinhold. Vergebens will Frau Dorthe es ihr ausreden, die Differenz läßt ſich nicht heben; einig aber als Hausfrauen, eilen ſie zu ſehen, ob der Abendtiſch gut gedeckt und beſtellt ſey. Mehlbrüh und Reinhold kommen als Gäſte. Beim Erwähnen eines kranken Kindes in der Familie gerathen ſie auf die Medicin. Mehlbrüh bekennt ſeinen Glauben an Sympathie, und an einen Miſchmaſch wahrer und erträumter Wunderkräfte der Natur. Ingleichen hält er viel auf Phyſiognomik. Er geht in's Tafelzimmer. Reinhold, zurückbleibend, hält eine Lobrede auf Straßburg und deſſen Bewohner, ſchätzt ſein Glück, hier zu heirathen, ſich anzuſiedeln. Wolfgang kommt. Reinhold berichtet, wie er die entſchiedene Leidenſchaft Klärls zu ſeinem Freund entdeckt. Die beiden Liebhaber ſchildern und loben ihre Mädchen wechſelſeitig, und begeben ſich zum Abendeſſen. Bärbel und Chriſtinel treten auf, und muſtern die geladenen, eingetroffenen und ausgebliebenen Gäſte, denen ſie auf das ſchlimmſte mitſpielen. Bärbel bleibt allein und entdeckt ihren Vorſatz, Reinhold, wenn er vom Eſſen weggehen werde, überfallen zu laſſen. In dieſem Sinne entfernt ſie ſich. Der Licentiat tritt auf, und da er ſeine Abſichten auf Liſſel immer noch durchzuſetzen gedenkt, iſt ihm eine Nachricht ganz willkommen, Reinhold habe falſche Wechſel geſchmiedet, und werde deßhalb mit Steckbriefen verfolgt.

Vierter Aufzug.

(Mehlbrühs Haus bleibt.) Frau Dorthe und Mehlbrüh treten auf; ſie glauben dem Gerücht, daß Reinhold ein Schelm ſey, und beſchließen, daß beide Familien ſich vor ihm in Acht nehmen ſollen, bis der Handel aufgeklärt iſt.

(Starkhans' Wohnung.) Er und Liſſel kommen. Der Vater giebt ihr ſcherzhaft zu rathen auf, was er ihr für ein Geſchenk beſtimme? Nachdem er ſie lange hingehalten, löſ't er endlich das Räthſel und ſagt, es ſey ein Mann. Liſſel, nur an Reinhold denkend, läßt es ohne weiteres gelten. Für ſich allein drückt ſie ihr Entzücken gar anmuthig aus. Die Mutter kommt; auch dieſe ſpricht von einem Manne; es erklärt ſich aber bald, daß Wolfgang gemeint ſey. Von dieſem will Liſſel ein für allemal nichts wiſſen. Mutter und Tochter verzürnen ſich. Starkhans tritt in

den Lärm herein, und da er etwas zu tief in's Glas geguckt, wird die Sache nicht beſſer. Das Mädchen geht weinend zu Bette; Vater und Mutter machen ſich wegen der Kinderzucht Vorwürfe und entfernen ſich. Der Licentiat kommt, in ſchmutzigen und elenden Umſtänden, geführt von Gläßler, Chriſtinel und Bryd. Er iſt den von Bärbel angeſtellten Aufpaſſern in die Hände gerathen, doch, da ſie ihn bald als den Unrechten erkannten, nur oberflächlich übel zugerichtet worden. Man hilft ihm wieder zurecht und bringt ihn weg. Mehlbrüh, ob es gleich ſchon Nacht iſt, kommt zu Starkhans, offen zu erklären, daß Wolfgang in eine Heirath mit Liſſel nicht einſtimme, und da, im Verlauf des Geſprächs, das Vermögen beider Familien in die Rede kommt, entzweien ſich die Väter auf's heftigſte; ſodann machen es die beiden Mütter nicht beſſer, und Frau Roſine zeigt ſich zuletzt entſchieden, ihren Sohn zu keiner Heirath zwingen zu wollen.

Fünfter Aufzug.

(Pfingſtmontag Morgen. Oeffentlicher Platz.) Die beiden Freunde treten auf, und in welcher Lage die Liebesangelegenheiten ſich befinden, wird klar.

(Mehlbrühs Wohnung.) Wolfgangs Eltern, hört man, ſind durch Herrn Stettmeiſter bewogen worden, in die Verbindung mit Klärl zu willigen; ſie fühlen ſich über die Ehre, die eine hohe Magiſtratsperſon ihrem Wolfgang ſowohl als ſeiner Geliebten durch Lob und Theilnahme bewieſen, höchſt entzückt, und der Vater findet des Sohnes eintretende Braut, die er zum erſtenmal ſieht, ſelbſt bedeutend ſchön. Eine kurze, aber höchſt liebliche Scene.

(Starkhans' Garten.) Der Licentiat erklärt monologirend, daß er die Heirath Gläßlers und Chriſtinels durch eine Ausſtattung begünſtigen werde, da ihr Vormund erſt in einem Jahr, wenn ſie majorenn geworden, ſeine Zuſtimmung geben wolle. Gläßler und deſſen Geliebte haben ſich um ihn bei dem Unfall von geſtern Abend ſehr verdient gemacht; er will ſie glücklich wiſſen, da er ſelbſt vom Heirathen abgeſchreckt iſt. Starkhans und Frau Dorthe treten höchſt vergnügt auf. Reinhold iſt aller Schuld entbunden; der Steckbrief galt einem Landläufer, und ein Brief von Reinholds Vater an Starkhans iſt angekommen. Dieſer, Senator von Bremen und Doctor Juris, hält den Rathsherrn von Straßburg auch für

einen entſchiedenen Juriſten und Graduirten, titulirt ihn Hochwohlgeboren, wodurch der Schiffsbauer ſehr geſchmeichelt iſt und dem Anſuchen Reinholds um Liſſel nicht mehr widerſtehen kann. Die Geſellſchaft verſammelt ſich; manche angenehme, aufklärende Familienunterhaltung wird gepflogen.

In dieſer frohen Stunde erinnern ſich endlich die beiden Väter, daß ſie noch zu den letzten alten Meiſterſängern gehören, die auf der Herrenſtube bis 1781 geſungen haben. Pfarrer Chriſtlieb aus Ortenau trifft auf, da ſie ſich ſchon feierlich niedergelaſſen. Ein liebenswürdiger junger Mann, der den Tod einer angebeteten Braut nicht verwindet. Aufgefordert ſingt er ein ſehnſüchtiges Lied in hochdeutſcher Sprache. Wolfgang preiſ't gleichermaaßen eine glückliche Liebe, Reinhold die gegenwärtige feſtliche Geſelligkeit. Starkhans feiert im Elſaſſer Dialekt das Lob der Stadt Straßburg, und damit es an Lächerlichem nicht fehle, trägt der Licentiat ein Gedicht vor: mit falſch accentuirten Endreimen, wie es wohl halbgebildeten Menſchen begegnet, die, in ungeſchicktem Buchſtabiren ſich verwirrend, Quantität und Betonung falſch nehmen. Bäueriſch gemein, aber wacker, beſingt Klaus das Lob ſeiner Annamey. Heiter aufgeregt durch ſo viel Anmuthiges, giebt Mehlbrüh endlich ſeine Einwilligung in die Heirath Gläßlers und Chriſtinels; zum Schluß aber, um das Feſt vollkommen zu krönen, fahren Herr Stettmeiſter und Herr Ammeiſter, als Brautführer, an den Garten an. Die Geſellſchaft zieht ihnen mit Blumenſträußen entgegen, und ſo iſt Pfingſtmontag, der Starkhanſiſchen Eheleute ſilberne Hochzeit, und ſo manche neue Verbindung auf alle Weiſe gefeiert.

Nach vorgetragenem Plan und deſſen Ausführung von Scene zu Scene kann wohl verlangt werden, daß wir noch einiges über Technik und Behandlung der vorzüglichſten Motive ſprechen; und da dürfen wir unterrichteten Leſern nicht erſt bemerklich machen, daß dem Verfaſſer eine löbliche Kunſtfertigkeit zu Dienſten ſtehe. Er überſchreibt ſein Stück: der Pfingſtmontag, und beſchränkt daher, wie billig, die Zeit ſeiner Handlung auf vierundzwanzig Stunden. Sie beginnt Pfingſtſonntag nach Tiſche; die vier erſten Acte dauern bis tief in die Nacht. Erſt als Entwicklung und Schluß tritt mit dem Morgen Pfingſtmontag hervor. Der Schauplatz iſt abwechſelnd im Hauſe einer der drei Familien, auch wohl mitunter an einem unbeſtimmt gelaſſenen Orte, und vom fünften Auftritte des letzten Aufzugs

an in Starkhans' Garten nahe vor dem Thore. Der Verfaſſer hat die Veränderung des Orts nicht über den Scenen angezeigt, wahrſcheinlich um den Freunden der drei Einheiten nicht geradehin die Beweglichkeit ſeiner Localitäten zu bekennen. Allein die Klarheit des Stücks wird hierdurch äußerſt getrübt, und wir haben nur mit vieler Mühe den Zweck erreicht, in unſerer Darſtellung der Einbildungskraft vorzuarbeiten.

Glücklich und lobenswürdig dagegen iſt der Verfaſſer in Betracht des Sylbenmaaßes. Er hat den Alexandriner mit ſtrenger Cäſur gewählt, um den Leſer, beſonders den auswärtigen, wegen Quantität und Betonung ohne Zweifel zu laſſen, welches auch für den aufmerkſamen Liebhaber vollkommen erreicht wird.

Wenden wir uns nun abermals zu dem innern Gehalte des Stücks, ſo ſieht man aus unſerm Vortrag, wie einfach und wirklich dramatiſch die Anlage des Ganzen ſey. Wenige Hinderungen und Mißverſtändniſſe ſchürzen die unſchuldigen Knoten, die ſich denn auch ganz bürgerlich und natürlich zuletzt wieder auflöſen. Die Manifeſtation der auftretenden Charaktere, die Ankündigung der Figuren, die man erwartet, die Bezeichnung der Perſönlichkeiten abweſender und gegenwärtiger Individuen iſt muſterhaft. Das klüglich gebrauchte Mittel, durch liebreiche Scheltworte, die in jenem Dialektskreiſe nicht ſelten ſind, mit ſcheinbarer Ungunſt etwas günſtig zu bezeichnen, iſt erfreulich wirkſam, ſo wie directes, redliches Lob, directe, gehäſſige Mißreden uns mit allen Figuren nach und nach hinlänglich bekannt machen.

Auf gleiche Weiſe, jedoch mit epiſcher Ausführlichkeit, werden wir mit allen häuslichen, geſelligen, örtlichen Zuſtänden bekannt. Die Stadt von einem Ende zum andern, Straßen und Gäßchen, Plätze und Winkel, Wirths- und Luſthäuſer, innen und außen, Zeitvertreib und Spiel der Alten wie der Jungen, Vorurtheil, Aberglaube, Geſpenſter und was nicht ſonſt! alles kommt ausführlich an die Reihe, ſo daß keine dunkle Stelle im ganzen Bilde bleibt. Das gränzenloſe Spazierengehen, das Durcheinanderrennen der Familienglieder aus einem Hauſe in's andere und die dadurch bewirkte augenblickliche Theilnahme in Freud' und Leid hat der Verfaſſer verſtändig benutzt, um ſeine ſonſt vereinzelt und zerſtückelt erſcheinenden Scenen vor unſerm Gefühl zu motiviren.

Die hochdeutſche Bücherſprache der beiden Liebhaber läßt ſchon darin einen zarten Unterſchied bemerken, daß Wolfgang eine ruhige Proſa, wie

ſie dem proteſtantiſchen Geiſtlichen ziemt, zugetheilt iſt, Reinhold aber einige Floskeln und Phraſen anzubringen pflegt, wodurch er den liebenden, liebenswürdigen Mädchen unverſtändlich wird. Liſſel iſt das reine Straßburger Bürgerkind, in einer dumpfen Erziehungsanſtalt zu St. Didier weder verdorben noch gefördert. Klärl, auf dem rechten Rheinufer gebildet, durch Liebesſchmerz erhöht, und beim Ausdruck der edelſten Gefühle den Elſaſſer Dialekt nicht verleugnend, begünſtigt einigermaßen den Uebergang zu der reinern Sprache der Liebhaber. Eben ſo zeichnen ſich der große und kleine Rathsherr, Schiffsbauer und Spritzenmacher, von einander aus; jener, tüchtig und das Nächſte ſuchend, ſpricht ohne Umſchweif; dieſer, in wunderlichen Liebhabereien befangen, muß auch mit ſeiner Sprache überall herumtaſten, ſich in Sprichwörtern vorzüglich gefallen. Nun aber führen uns die Mütter in den innern Haushalt, die Magd auf den Markt, die heftige Nachbarin in die gemeinſten Umgebungen und Verhältniſſe. Der Licentiat Mehlbrüh, beſchränkt und affectirt, giebt die Einmiſchung Galliſch-deutſch ausgeſprochener Worte und alle Unarten jener Zwitterherrſchaft auf's deutlichſte zu erkennen.

Wir maßen uns nicht an, die durchgängigen Feinheiten alle zu unterſcheiden, zu beurtheilen, aber glauben behaupten zu dürfen, daß unter die genannten Perſonen alle Abſtufungen der Sprache vertheilt ſind, an welchen man Stand, Beſchäftigung und Sitten auf das entſchiedenſte geſondert erkennen kann; deßwegen wir denn dieſem Werke den Ehrennamen eines lebendigen Idiotikons wiederholt zu gewinnen wünſchen.

Und ſo enthalten wir uns auch nicht, nochmals die Menſchenkenntniß des Verfaſſers zu rühmen, der nicht etwa nur die Einſichten in das Gemeintägliche darthut; er weiß vielmehr auch das Edle und Erhabene in dieſen reinen Naturmenſchen zu finden und nachzubilden. Vortrefflich gezeichnet ſind Liſſels Aeußerungen einer ſittlich-ſinnlichen Liebe, Klärls Trauer über befürchteten Verluſt eines einzig geſchätzten Mannes. Die Einführung Klärls in die Familie des Bräutigams, die Todesgedanken des Vaters mitten im Glück, alles iſt ſo tief und rein, als es nur irgendwo aufzuweiſen wäre. In die Worte Liſſels, Seite 132: Diß macht merr nix; do geh i mit! ſtehen als erhabener Lakonismus dem oft gerühmten Qu'il mourut! des Cotneille völlig zur Seite. Man verzeihe uns Vorliebe und Vorurtheil und unſere, vielleicht durch Erinnerung beſtochene Freude an dieſem Kunſtwerk.

Trafen wir ſodann auf die gewaltſamen Schimpf- und Schmähreden, auf gehäſſige Darſtellung ſo mancher Perſönlichkeit, ſo fanden wir uns zu der Betrachtung genöthigt, daß Geſinnung und Redeweiſe ſich in Straßburg dreihundert Jahre lang, um nicht länger zu ſagen, unverändert erhalten habe, indem ſich eine freie, ſtrebe, unbändige Originalität in die unterſten Stände geflüchtet. Sebaſtian Brand und Geiler von Kaiſersberg ſind ihren Ruhm und Ruf doch auch nur einer heftigen, alles mißbilligenden, beſchränkten Denkart und einer ſchonungsloſen Darſtellungsweiſe ſchuldig; und wenn Bärbel und Chriſtinel ſprechen, ſo vernimmt man ganz genau die Nachkommenſchaft jener würdigen Männer. Auch dieſe ungebildeten Mädchen, wie jene hochgelahrten Doctoren, läſtern die mitlebende Welt. Einem jeden armen Menſchen wird ſeine Individualität, aus der er nicht heraus kann, ſein beſchränkter Zuſtand aufgemutzt, ſeine Liebhaberei, die ihn einzig glücklich macht, verleidet und verkümmert. Und ſo wär' es denn, nach wie vor, das alte Narrenſchiff, die Narrendiligence, die ewig hin und wieder fährt.

Warum in gebildeten Ständen dergleichen nicht leicht vorkommt, beruht nur darin, daß die Höhergeſtellten, ohne beſſer oder anders zu ſeyn, ſich nur mehr zuſammennehmen, nicht gränzenlos ihre Eigenheiten aufſchließen, ſondern, indem ſie ſich äußerlich nach allgemeinen Formen betragen, in ihr Inneres zurücktreten und von da aus den eigenen Vortheil ſo gut als möglich beſorgen; wodurch ein allgemeines Gebrechen, der ſogenannte Egoismus, über die Welt ſich verbreitet, den ein jeder von ſeiner Seite glaubt bekämpfen zu müſſen, ohne zu ahnen, daß er das Pfeifchen ſelbſt in den Rockfalten trage. Und ſodann haben wir, um übertriebene Eigenheiten zu bezeichnen, das höflichere Wörtchen Steckenpferd, bei deſſen Gebrauch wir einander mehr ſchmeicheln als verletzen.

In gar manchem Sinne daher iſt dieſes Stück zu empfehlen, man betrachte nun, was es bringt oder was es aufregt. Deßwegen verdient es wohl, daß wir uns noch weiter damit beſchäftigen, um zu ſeiner künftigen Verbreitung das Unſrige beizutragen. Schon aus dem, was wir geſagt, wird der nachdenkende Kenner gar leicht ermeſſen, daß dieſes Stück für die Arbeit eines ganzen Lebens angeſehen werden müſſe. Die kindlichſten Eindrücke, Jugendfreuden und Leiden, abgedrungenes Nachdenken und endlich reifes, heiteres Ueberſchauen eines Zuſtandes, den wir lieben, indem und weil er uns beengt — dieß alles war nöthig, um

eine ſolche Arbeit hervorzubringen. Wie überlegt, treu und gewiſſenhaft die Ausführung und Vollendung ſey, davon kann der wohl das beſte Zeugniß geben, der gleicher Art und Kunſt ſich befliſſen; und ſo ſagen wir beherzt, daß im ganzen Stück kein leeres, zufälliges oder nothdürftig eingeſchaltetes Flickwort zu finden ſey.

Das Stück ſpielt 1789, und wahrſcheinlicher Weiſe war es zu jener Zeit, ſeinen Haupttheilen nach, ſchon fertig, worüber uns der Verfaſſer, wenn es ihm beliebt ſich zu nennen, am beſten belehren kann. Es ward 1816 zum Beſten der Armen der in den Kriegsvorfällen des vorhergegangenen Jahres bei Straßburg abgebrannten Dörfer, ſo wie der Straßburger Armenarbeitsſchule gedruckt. Wahrſcheinlich erfüllte damals die Auflage den frommen Zweck und gelangte nicht in den weitern Kreis der deutſchen Leſewelt, da es ohnehin als ein verſiegeltes Buch anzuſehen war und noch iſt.

Sollte man jedoch, wie wir wünſchen, zu einer zweiten Ausgabe ſchreiten, ſo würde dabei folgendes zu beobachten räthlich ſeyn. Ein Schema des ganzen Stücks, nach unſerer Anleitung, ſollte vorausgehen, die Ortsveränderungen der Scenen gleichfalls angezeigt werden, und ob wir ſchon ſonſt die Noten unter dem Text nicht lieben, ſo würden wir doch in dieſem Falle das kleine angehängte Wörterbuch unter jede Seite vertheilen, und zwar, ohne den Text durch Zeichen zu entſtellen, die Worte hinter einander weg, wie ſie von oben bis herunter vorkommen; der Leſer fände ſich gleich und leicht. Wollte man ſie zum Schluſſe alphabetiſch wiederbringen, ſo würden die paar Blätter auch wohl angewendet ſeyn.

Durch alles das, was wir vorgetragen, glauben wir zuerſt dieſem Werke den ehrenvollen Platz eines lebendigen Idiotikons in den Bibliotheken der deutſchen Sprachkenner geſichert zu haben. Ferner werden gebildete und ſich bildende Perſonen im langen, weiten, herrlichen Rheinthal von Baſel bis Mainz dieſes Büchlein als bekannt wieder hervorſuchen, und das ſämmtliche obere Deutſchland, die Schweiz mit eingerechnet, wird aus dieſem verwandten Kunſtwerk Freude und Nutzen ziehen, und vielleicht ermuthigt ſich ein ähnliches Talent zu gleicher Darſtellung verwandter Zuſtände. In wiefern es übrigens auch in die Hände der in Mittel- und Niederdeutſchland hauſenden Literaturfreunde gelangen werde, ſteht zu erwarten: wenigſtens haben ihm Hebels allgemein erfreuliche Gedichte ſchon glücklich den Weg gebahnt.

Der Verfaſſer des Pfingſtmontags iſt Herr Arnold, Profeſſor der Rechte an der Straßburger Akademie, ein geiſtreicher, unterrichteter, ſeine Thätigkeit nach vielen Seiten ausbreitender junger Mann. Unſere Vermuthung, das Werk enthalte das Andenken eines ältern Zuſtandes, der ſpäter, wo nicht zerrüttet, doch gewaltſam durch einander gerüttelt worden, will ſich nicht beſtätigen; ihr widerſpricht das Alter des Verfaſſers, der nur Zuſtände, wie ſie ſeit der Revolution noch beſtehen, beobachten konnte. Hierdurch aber kann man ſich eben verſichert halten, daß jene Sitten großentheils noch jetzt lebendig ſind.

Ebenmäßig hat, obgleich die Municipalverfaſſung aufgehoben worden, das alte Bürgerweſen, wenigſtens in der Adminiſtration des Stadteigenthums, in ſofern es gerettet worden, ſich noch erhalten.

Ueberhaupt bewahrt ſich in Straßburg und im ganzen Elſaß ein eigenthümlicher Geiſt; die Vortheile der Nationaleinheit, in die man gehört, werden anerkannt, und niemand gelüſtet nach der Germaniſchen Zerſtücklung. Aber wenn man im politiſchen Sinn ſich gern als Franzoſe betrachtet, ſo ſind doch in jeder andern Richtung deutſche Cultur und deutſche Sitten überwiegend, und keine der Franzöſiſchen Superſtitionen wird jemals dort tiefe Wurzeln ſchlagen. Dazu kommt ein gewiſſer militäriſcher Geiſt, der beſonders in Straßburg ſich leicht mit den Truppen, und mit dem ſich die Truppen leicht befreunden. Zugleich iſt eine gewiſſe Beſonnenheit dort zu Hauſe, die ſchnell den Standpunkt erkennt und feſthält, der gegen Liſt und Gewalt ſich am beſten vertheidigen läßt. Unſere Entwicklung des Pfingſtmontags iſt in Straßburg abgedruckt, und alſo ſchon der erſten Ausgabe als Vorwort angeeignet worden.

Auch in Schwaben fand unſer überrheiniſches Luſt- und Sittenſpiel eine freundlichſte Aufnahme; man verſtand es leicht und vergnügte ſich an Sprach- und Stammverwandtſchaft; denn hier glaubte man das lebendigſte Zeugniß zu ſehen, wie die Anwohner der beiden Rheinufer wohl einen gleichen Urſprung anerkennen dürften.

Im Mitteldeutſchland machen ſich Geſellſchaften gebildeter Perſonen, obgleich mit einiger Mühe, das Geſchäft, dieſem Werke ſein Verdienſt abzugewinnen, gefördert durch Hebels Gedichte, welche man längſt gern und ſchon mit Leichtigkeit aufnimmt. Und hiermit würde denn der Weg zu einer wahrhaften, einzig möglichen, geiſtlichen Sprachverbindung der Deutſchen gebahnt.

Hörten wir aber doch dagegen vor einigen Jahren, wo man zu ſo viel Wunderlichem ſchweigen mußte, gar unbedachte Reden: es hieß, die Deutſchen ſollten ihre verſchiedenen Zungen durch einander miſchen, um zu einer wahren Volkseinheit zu gelangen. Wahrlich die ſeltſamſte Sprachmengerei zu Verderbniß des guten ſondernden Geſchmackes nicht allein, ſondern auch zum innerlichſten Zerſtören des eigentlichen Charakters der Nation! Denn was ſoll aus ihr werden, wenn man das Bedeutende der einzelnen Stämme ausgleichen und neutraliſiren will?

Alle Sprachverſchiedenheit ruht auf der Mannichfaltigkeit der Organe, und dieſe hängen wieder von mannichfaltiger Totalität menſchlicher Organiſation ab, die ſich weder im einzelnen noch im ganzen verleugnen kann; ſodann entſcheiden Jugendeindrücke, Zuſammenbildung der Gehör-, Sprach- und Denkwerkzeuge. Laſſen wir alſo geſondert, was die Natur geſondert hat, verknüpfen aber dasjenige, was in großen Fernen auf dem Erdboden auseinanderſteht, ohne den Charakter des einzelnen zu ſchwächen, in Geiſt und Liebe!

Die heiligen Dreikönige.

Manuſcript, Lateiniſch, aus dem funfzehnten Jahrhundert.

1819.

Die Zueignung iſt an einen Biſchof und ſein Capitel, wahrſcheinlich von Köln, gerichtet. Darauf wird zur Einleitung geſagt, die heiligen Leichname der Dreikönige ſeyen zwar nach ihrem Tode in den Occident gebracht worden, allein von ihrem Leben und Wandel im Orient ſey noch manches dort bekannt geblieben, das nicht zu uns gekommen. Was nun durch Schauen, Hören und Ueberliefern ſich daſelbſt erhalten, werde auch in verſchiedenen Büchern aufbewahrt. Dieß alles nun ſey zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau in gegenwärtiger Schrift verfaßt und vereinigt worden.

Die Geſchichte beginnt mit dem Auszug der Kinder Iſrael aus Aegypten. Ihre Siege und Eroberungen ſetzen die Welt in Erſtaunen und machen ſelbſt die Indier aufmerkſam; dieſe ſtellen auf dem höchſten Berge Baus Wachen auf, die, wenn irgend ein feindſeliger Einbruch geſchähe, bei Tage durch Rauch, bei Nacht durch Flamme, ein von allen kleinern Bergen zu wiederholendes Zeichen geben ſollten.

Bald darauf aber kommt die Nachricht, Balaam, keineswegs ein Zauberer, sondern ein Naturprophet wie Hiob, habe geweissagt: Es wird ein Stern aufgehen aus Jacob und ein Zepter aus Israel aufkommen. Ein Held solle geboren werden, die ganze Welt zu überwinden und zu beherrschen. Hierüber freute sich Jung und Alt, da sie seit langer Zeit keinen auslangenden Fürsten gehabt. Nun wird die Anstalt auf dem Berge Baus astronomisch und bedeutend: tüchtige Männer werden besoldet, die den Himmel Tag und Nacht beobachten und, wie sie einen seltsamen Stern ersehen, solches durch verabredete Zeichen verkündigen sollten; wozu sie denn freilich die beste Gelegenheit hatten, indem, bei der östlichen Lage, der großen Höhe des Bergs und der reinen Atmosphäre, gar mancher Stern zu erblicken war, der westlicher, an tiefer gelegenen Orten unsichtbar bleiben mußte. Eine so ernstlich gegründete Anstalt hat sich bis in spätere Zeiten erhalten und die Edlen vom Berge Baus waren zu Zeiten der Kreuzzüge wohl angesehen und aufgenommen. Hier zeigt sich nun der Ursprung unserer schriftlichen Ueberlieferung.

Als im Jahre 1200 die herrliche Stadt Acco zum höchsten blühte, Fürsten, Freiherren und Edelleute, Ordensgeistliche jeder Art, Handelsleute und Neugierige aller Nationen zusammenflossen, drang ihr Ruf und Ruhm nach Indien. Ein Edler vom Geschlechte Baus reist nach Acco und bringt die kostbarsten Schätze mit; unter andern eine goldene, mit Steinen besetzte Krone, worauf oben das Zeichen des Kreuzes, mit Chaldäischen Buchstaben und ein Stern zu sehen, in Gestalt und Gleichniß, wie er den Dreikönigen erschien. Dieses Diadem soll dem König Melchior von Nubien gehört haben und hatte wunderthätige Kraft; es heilte die Fallsucht und erfrischte hinfällige Geister. Nachher kam sie in die Hände der Tempelherren, die reichlichen Vortheil davon zu ziehen wußten, und ging, zu großer Trauer der dortigen Umgegend, bei Aufhebung des Ordens verloren.

Aber dieser Prinz vom Berge Baus brachte auch Bücher aus Indien, Hebräisch und Chaldäisch geschrieben, von Leben und Thaten und sonstigen Bezügen der heiligen Dreikönige herbei. Diese Bücher wurden zu Acco in's Gallische übersetzt und sind bei Fürsten und Herren und sonstigen Orten aufbewahrt worden. Hieraus nun und andern Schriften ist gegenwärtiges Büchlein zusammengetragen.

Nun fängt die Erzählung wieder von Balaams Weissagung an, und

führt den Stern und die Hoffnung auf denſelben durch Patriarchen und Propheten, inzwiſchen freilich die Aſtronomen des Berges Baus ihre Beobachtung mit großer Geduld Jahrhunderte lang fortſetzen.

Endlich erbarmt ſich Gott der ſündigen Welt. Die Fülle der Zeit erſcheint; ein Gebot des Römiſchen Kaiſers geht aus; Joſeph und Maria kommen in Bethlehem an; eine zur Stallung benutzte Höhle nimmt ſie kümmerlich auf; zum anmuthigſten beſchrieben; Chriſtus wird geboren und den Hirten verkündigt. Auch der verheißene Stern iſt aufgegangen und über dem Berge Baus unbeweglich ſtehen geblieben, wetteifernd bei Tage mit der Sonne, ja ſie überleuchtend mit wunderſam beweglichen, bald da- bald dorthin ſchießenden Strahlen, und von andern ſeltſamen Erſcheinungen begleitet.

Alle Völker werden aufgeregt, vorzüglich drei weiſe Könige. Zuerſt Melchior, König der erſten Indien, das heißt Nubiens u. ſ. w., wie ſeine Reiche beſchrieben werden. Balthaſar, König der zweiten Indien, von Godolien und Saba, und wie ſeine Reiche ſämmtlich aufgezählt ſind. Caſpar, König der dritten Indien, Herr von Tarſus und der großen Inſel Egryſculla, wo gegenwärtig der heilige Thomas begraben liegt. Dieſe machen ſich auf mit großem Gefolg und Heereskraft, ohne von einander zu wiſſen; die Menſchen erſchrecken über ſolchen Durchzug: denn der Stern leuchtet ihnen auf ſonderbaren Wegen; Berg und Thal, Sümpf und Wüſte gleichen ſich vor ihnen aus; ohne Speiſ' und Trank kommen ſie und die Ihrigen in dreizehn Tagen nach Judäa. Melchior und Balthaſar und auch endlich Caſpar gelangen, jeder von ſeiner Seite, an den Calvarienberg; ein ſtarker Nebel fällt ein, der Stern verſchwindet und ſie ſind in großer Verlegenheit. Endlich klärt ſich der Himmel auf: ſie finden, erkennen und begrüßen ſich mit großem Entzücken, erzählen einander ihre Geſchichten und Begebenheiten, und, obgleich verſchiedene Sprachen redend, verſtehen ſie ſich vollkommen, ein künftiges Pfingſtfeſt vorbedeutend. So nahe bei Jeruſalem halten ſie für räthlich beim König Herodes einzuſprechen; dieſer wird durch die Schriftgelehrten unterrichtet, das Kind müſſe in Bethlehem geboren ſeyn. Der Stern erſcheint wieder, viel ſtärker leuchtend und funkelnd; die begegnenden Hirten ertheilen nähere Nachricht vom Kinde und deſſen Aufenthalte. Bedeutung und Wichtigkeit dieſes Zuſammentreffens wird hervorgehoben. Denn durch die Hirten ſind die erſten Gläubigen aus dem Jüdiſchen Volke bedeutet, durch die

Könige die Erſtlinge der Heiden, die ſich künftig zu Chriſto wenden ſollen. Die Aermſten aus der Nähe, die Reichſten aus der Ferne treffen hier zuſammen, und dieſe werden erſt durch jene von dem wahren Heilswege unterrichtet. Die Könige kleiden ſich auf's prächtigſte; der Stern geht voran und leitet ſie durch ganz Bethlehem, eine lange bazarähnliche Straße hin, bleibt endlich über der Herberge und einer Höhle ſtehen, wie im bergigen Bethlehem mehrere zur Stallung benutzt werden. Der Glanz des Sterns vermehrt ſich, durchdringt mit herrlicher Phosphoreſcenz alles Dunkle; die Höhle gleicht einem glühenden Ofen.

Anmuthige Beſchreibung des Kindes, der Mutter und ihrer Umgebung. Die Könige, verehrend, anbetend, überreichen ihre Geſchenke, Melchior Gold, Balthaſar Weihrauch, Caspar Myrrhen, geringe Gaben, wie ſie ihnen beim Abſteigen ſogleich in die Hand fielen: denn auf Kamelen und Dromedaren führen ſie gränzenloſe Schätze mit ſich. Nichts Geringeres als den ganzen Schatz Alexanders, den der Beherrſcher des Morgenlandes gehäuft, inbegriffen alle Schätze, welche die Königin von Saba im Tempel Salomonis niedergelegt, und der Weltüberwinder von dort weggeraubt. Unter allen dieſen Koſtbarkeiten findet ſich doch das Koſtbarſte, ein Apfel von gediegenem Gold. Auch ihn hatte der Monarch beſeſſen und gern in der Hand getragen, als ein Zeichen ſeiner Allherrſchaft; dieſen vorzüglich reicht Melchior dem Kinde, als ein würdiges Spielzeug, es aber bläſ't ihn an und er zerſtiebt in die Luft.

Die Audienz iſt geendigt und die frommen, bisher ſtrenge Faſten ausübenden Könige ſpeiſen und ſchlafen zum erſtenmal. Sie werden im Traum von der Rückreiſe zu Herodes abgemahnt; ſie ziehen auf einem andern Weg in ihre Lande. Auf der Herreiſe hatten ſie nur dreizehn Tage zugebracht, vom Chriſttage bis Epiphanias; auf der Rückreiſe brauchten ſie zwei Jahre, damit aller Welt das große Wunder bekannt würde. Sie gelangen zum Berge Vaus; bauen auf demſelben dem Chriſtkind eine Capelle, beſtimmen dabei ihre Gräber und vertheilen ſich nach den drei Reichen.

Indeſſen, gleich nach dem Abzug dieſer edlen Gäſte, begiebt ſich die heilige Familie in eine andere Höhle. Joſeph wird im Traum ermahnt, nach Aegypten zu fliehen. Hier kommen die in dieſem Fall freilich ſehr beſchwerlichen Indiſchen Schätze wieder zur Sprache, werden aber durch eine kluge Wendung des Erzählers ſo in's Enge gezogen, daß ſie in dem

Futtersack des Pflegevaters gar wohl Platz finden, welcher Sack und Bündel bei malerischer Vorstellung der hohen Flüchtigen niemals vergessen wird. Der Aufenthalt in Aegypten giebt Gelegenheit zu anmuthigen Geschichten vorgekommener Wunder, nicht weniger zu weitläufiger Nachricht über den wahren Balsam und sonstige Naturdinge.

Die Entflohenen kehren zurück. Christi Erdenwandel wird nur im Vorübergehen berührt, umständlicher jedoch erzählt, wie er den heiligen Thomas nach Indien sendet. Dieser gehorcht dem hohen Beruf, gelangt bis zum äußersten Osten, predigt das Evangelium, zerstört den Götzendienst; die heiligen Dreikönige, nunmehr uralt, hören von ihm, besuchen ihn; mit großem Ergetzen empfängt er sie, erzählt Christi Leben, Leiden und Verherrlichung. Durch die heilige Taufe führt er die Erstlinge der Heiden ganz eigentlich der Kirche zu. Er wandert mit ihnen zum Berge Vaus, an welchem her eine herrliche Stadt Saulla gebaut wird, St. Thomas übernimmt die Würde des Patriarchen, weiht seine drei Könige zu Erzbischöfen. Weil sie aber, im hohen Alter, keine Nachkommenschaft zu erwarten haben, wird ein Presbyter, Namens Johann, für die Zukunft gewählt, mit dem Beding, daß alle seine Nachfolger den gleichen Namen führen sollen. Diese haben, wie beiläufig erzählt wird, noch im Jahre 1380 Gesandte nach Rom geschickt. Die Könige sterben, erst Melchior, dann Balthasar, dann Caspar, und werden mit den höchsten Ceremonien begraben.

Aber im Verlauf der Zeit verunreinigt sich die Christliche Lehre: Ketzereien mischen sich ein, das Heidenthum stellt sich her, die ehrwürdigsten Localitäten werden vernachlässigt, besudelt und mit Götzendienst befleckt. Unter diesem Druck seufzt der Orient, bis endlich Helena, Constantins Mutter, den heilig-classischen Boden bewallfahrtet, jede einzelne Stelle in Betracht zieht, alle säubert, mit Kirchen- und Klostergebäuden in Besitz nimmt, die kostbarsten Reliquien unversehrt antrifft, die Stationspunkte künftiger Wallfahrer bezeichnet, und sich um die wanderlustige Christenheit das größte Verdienst erwirbt.

Nun gedenkt sie auch der heiligen drei Leichname, bringt sie vom Berge Vaus nach Constantinopel; später werden sie nach Mailand versetzt und endlich im Jahre 1164 nach Köln. Nun verbreitet sich ihre Verehrung über den ganzen Westen; aber auch der Orient läßt an Würdigung und Anbetung nicht nach: denn selbst die ketzerischen Christen

TAYLOR INSTITUTION
GERMAN
SEMINAR
LIBRARY
UNIVERSITY OF OXFORD

müssen Werth und Heiligkeit derselben anerkennen. Hier folgt nun umständliche Nachricht von vielerlei Ketzern in den ehemaligen Reichen der Dreikönige, als Nubianer, Soldaner, Nestorianer, Lateiner, Inder, Armenier, Griechen, Syrer, Georgianer, Jacobiten, Cophten, Maroniten, Mandopolen, Arianer. Bei dieser Gelegenheit werden auch einige Nachrichten historischen und geographischen Inhalts gegeben.

Sodann folgt kurze Anweisung, wie und wann das Andenken der Heiligen zu verehren. Köln wird glücklich gepriesen, solche Reste zu besitzen, und zum Schluß die Gestalt der Erstlinge des Glaubens aus den Heiden, in welcher sie auf Erden wandelten, zu völliger Vergegenwärtigung umständlich beschrieben.

Vorgedachtes Manuscript ist auf 84 Blättern in klein Quart verfaßt, welches Format aus zusammengebrochenem klein Folio entsteht. Leinenpapier, quergestreift, eine Traube zum Zeichen. Auf jeder Seite ist die Form des Quadrats, wodurch der Text zusammengehalten wird, sehr fein liniirt; auch sind Linien für einen nicht ausgeführten Titel gezogen; die Schrift durchaus gleich und sorgfältig, mit vielen, immer wiederkehrenden Abkürzungen, ohne alle Interpunction. Die Capitel fangen mit einem großen rothen Buchstaben an; innerhalb des Textes sind manche größere Buchstaben, zu einiger Unterscheidung, von oben herunter roth durchstrichen. Hieraus folgt, daß das Manuscript im ganzen wohl zu lesen sey; übrigens gut erhalten, auch in späterer Zeit mit schwärzerer Dinte hie und da corrigirt, unleserliche Randschrift beigefügt.

Innere Kennzeichen weisen uns in das funfzehnte Jahrhundert. Die Art, wie von der Aufhebung der Tempelherren und andern historischen Vorfallenheiten gesprochen wird, die ausdrückliche Jahrzahl 1380, in welchem Jahre Priester Johann Gesandte nach Rom soll geschickt haben, möchten, wenn Gegenwärtiges auch eine spätere Copie seyn sollte, dahin deuten, daß das Original zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts gefertigt sey.

Der Bischof, an den es gerichtet ist, heißt Florenz von Vukkannen, Bischof der Münsterkirche. Ob dieß nun den Dom von Köln bedeute, und ob dieser zu jenen Zeiten, wie zu Straßburg und andern Orten, der Münster genannt worden, wird sich erweisen; daß es in Köln und für Köln geschrieben sey, ergiebt sich aus dem Inhalte und aus dem Schlußrufe: „O glückliches Köln!“

Die Art zu erzählen, wo Geſchichte, Ueberlieferung, Mögliches, Unwahrſcheinliches, Fabelhaftes mit Natürlichem, Wahrſcheinlichem, Wirklichem bis zur letzten und individuellſten Schilderung zuſammengeſchmolzen wird, erinnert an Johannes von Montevilla, und obgleich der Verfaſſer nicht ausdrücklich erwähnt, daß er im gelobten Lande geweſen, ſo ſcheinen doch ſeine genauen Schilderungen dahin zu deuten; er müßte ſich denn bei zurückkehrenden Wallfahrern umſtändlichſt erkundigt haben. Seine Legenden und Ableitungen alten Herkommens treffen weder mit Montevilla noch mit den Actis Sanctorum zuſammen; alles iſt neu und friſch und läuft, wie der Auszug beweiſ't, geſchwätzig hinter einander weg; wobei ſich aber folgende Betrachtung aufdringt.

Wenn irgend eine uralte Mythe und ein aus derſelben unmittelbar entwickeltes ächtes Gedicht der Einbildungskraft genugſamen Spielraum läßt, ſich das Unwahrſcheinliche, Unmögliche ſelbſt auszubilden, ſo iſt der Hörer zufrieden, und der Rhapſode darf kühnlich vorſchreiten; bei einer proſaiſchen Behandlung jedoch, wo man unternimmt, gegebene lakoniſche Ueberlieferungen ausführlich auszuſpinnen, findet ſich der Erzähler von Zeit zu Zeit in Verlegenheit, weil in der bis in's einzelne durchgeführten Fabel manche Widerſprüche hie und da hervortreten, und ſelbſt den gläubigſten Hörer ſchütteln und irre machen. Will man jedoch auch dieſe Weiſe gelten laſſen, ſo kann man ſich an ihr wie an einem andern Mährchen ergetzen. Uebrigens zeigt uns vorliegendes Werk, gleich ſo manchem andern, wie ſehr von Paläſtina aus die Einbildungskraft gegen Indien gerichtet war, wie ſie in jenen fernen Landen als in einem Irrgarten herumtaumelte und, um halbgekannte Perſonen, Länder und Städte zu bezeichnen, neue wunderliche Namen erfand, oder die ächten ſeltſam verunſtaltete.

In dieſem Sinne vermuthet ein geiſtreicher Freund, der Berg Vaus ſollte der Berg Kaus heißen, und dadurch der Indiſche Kaukaſus gemeint ſeyn. Das Himalajagebirge war durch Tradition wohl ſchon bekannt genug. Unter der Inſel Egrysculia müßte, da der heilige Thomas darauf begraben ſeyn ſoll, die Indiſche Halbinſel verſtanden werden. Die Stadt Sculla, am Fuße des Berges Vaus, wäre ſodann die zweite Hälfte des ganzen Landesnamens; ob hier irgend nachzukommen, wird die Folge zeigen. Nähere Gegenden jedoch ſind ganz richtig genannt und wenigſtens ähnlich angedeutet.

Vom großen Chan, vom Einbruch der Tartaren (homines rudes et viles) im Jahre 1268, wodurch die ketzeriſchen Neſtorianer gedemüthigt und aufgerieben werden, iſt ausführlich geſprochen. Jene öſtlichen Völker haben ſich auch einen Schmied zum Führer gewählt, wie die ältern Perſer. Etwas von der Geſchichte der Caliphen, und wie die Neſtorianer endlich den Prieſter Johann gegen die Tartaren anrufen, ſo wie manches andere, ſchwebt zwiſchen Geſchichte und Fabel.

Von natürlichen Dingen finden wir den Balſam, und um zu bevorwörten, daß die Hirten noch im December mit ihren Heerden ſich auf dem Felde befinden, wird vom Unterſchied der Berg- und Thalweiden gehandelt, ferner der Schafe Nabaoth mit Fettſchwänzen gedacht, wodurch Arabiſche Schafe wohl gemeint ſeyn mögen.

Unter die fabelhafteſten Weſen aber gehört ein dürrer Baum im Tempel der Tartaren. Er ſteht hinter Mauern und Befeſtigungen von Riegeln und Schlöſſern wohl verwahrt, auch mit Heereskraft bewacht: denn welchem Fürſten es gelingt, ſein Schild an dieſen Baum zu hängen, der wird Herr des ganzen Oſtens, wie es dem großen Chan, der deßhalb unwiderſtehlich iſt, gelungen ſeyn ſoll. Nicht unwerth möchte es daher der Bemühung ſolcher Männer ſeyn, die in der Uebereinſtimmung mehrerer Traditionen den Zuſammenhang der Völker und Zeiten aufſuchen und gegen einander ſtellen, wenn ſie ſich mit dieſem Büchlein näher befaſſen wollten. Gleichfalls wäre es vielleicht belohnend, wenn man das, was hier von Ketzern umſtändlich erzählt iſt, mit der anerkannten Kirchengeſchichte zuſammenhalten wollte.

In's Deutſche überſetzt, ſchlöſſe ſich das Büchlein unmittelbar an die Volksbücher: denn es iſt für die Menge erfunden und geſchrieben, die ſich, ohne den kritiſchen Zahn zu wetzen, an allem erfreut, was der Einbildungskraft anmuthig geboten wird. Und ſo ſind die Einzelnheiten, über die wir flüchtigen Fußes hingingen, durchaus allerliebſt und mit heiterm Pinſel ausgemalt.

Nicht unbemerkt darf bleiben, daß manche Stellen ſich auf Gemälde wie auf Documente beziehen. So ſey zum Beiſpiel der Stern nicht ein allſeitig funkelnder, wie die gewöhnlichen geweſen, ſondern habe einzelne da- und dorthin deutende Strahlen geworfen, wie ihn die Maler vorzuſtellen pflegen. Beſtätigt ſich unſere Meinung, daß dieſes Werk in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts geſchrieben ſey, ſo fällt es

in die Zeiten des Dombildes, und es fragt sich, ob nicht noch andere Zeugnisse vorhanden sind, daß man damals durch wörtliche und bildliche Darstellung die Verehrung der heiligen Reliquien wieder zu beleben gesucht habe.

Bei allem diesem jedoch entsteht die Vorfrage, ob dieses Werk schon bekannt, ob ein Manuscript desselben sich irgendwo vorfinde, ob es genutzt oder gar gedruckt sey?

Nachtrag.

1820.

Johannes, ein Carmelit, gebürtig zu Köln, gelehrt, deßhalb Gregor XI. empfohlen, durch dessen Gunst Bischof von Hildesheim, des Namens der zweite. Kriegerische Nachbarn zu bekämpfen unlustig, erbat er sich ruhigern Sitz, erhielt das Bisthum Augsburg, sodann Worms, entsagte diesem zuletzt und starb 1373 zu Coblenz. Verfasser mehrerer Schriften, auch der Historia trium regum, die er an Florenz von Wevelkoven, einen Landsmann, der von 1364 bis 1379 auf dem bischöflichen Sitze zu Münster saß, widmend richtete. Er schrieb das Büchlein 1370. Es ward 1477 zu Mainz gedruckt.

Indessen hat sich auch eine alte deutsche Uebersetzung gefunden, welche nun, mit dem Lateinischen Texte collationirt, zu einer treuen, dem Zeitgeschmack gemäßen Redaction Gelegenheit geben und eine ergetzliche Auferbauung durch wohlgesinnte Mährchen befördern wird.

Die heiligen Dreikönige noch einmal.

1821.

Da uns diese frommen Erstgebornen aus den Heiden neuerlich durch die trefflichen Arbeiten der ältern Niederländischen Schule immer lieber und werther geworden, so hegten wir den Wunsch, Näheres von dem Büchlein und dem Verfasser zu erfahren, und vielleicht eine Uebersetzung desselben, in einem jener Zeit gemäßen Styl, bearbeitet zu sehen. Wie denn nun immer eins aufs andere führt, so that sich unter den Heidelberger Manuscripten eine Uebersetzung hervor, welche Herr Schwab

neben dem Original benutzend, uns gegenwärtig ein angenehmes Geschenk darreicht; und zwar ist er bei seiner Arbeit folgendermaaßen zu Werke gegangen.

Um uns gleich zu Anfang mit dem fabelnden Autor auszusöhnen, hat er die Legende der Dreikönige in zwölf Romanzen, einer Dichtart, deren Ton ihm so wohl gelingt, poetisch ausgeführt, und sie als einleitenden Auszug seiner Uebersetzung vorausgeschickt, ganz im Sinne des Büchleins; das er behandeln wollte, welches darauf ganz schicklich folgt, in einem Tone, dem Alterthum und dem Gegenstande gar wohl angemessen. Es ist der Styl, obgleich einige Jahrhunderte rückwärts gebildet, doch ohne Zwang und Unnatur; das Vorgetragene liest sich gut und leicht, und das Büchlein ist sowohl dem Inhalt als der Behandlung nach allgemein zu empfehlen.

Wenn nun freilich der Verlauf der Dinge umständlich-prosaisch und zugleich unwahrscheinlich-mährchenhaft durchgeführt ist, wie es Legendenschreibern, cyklischen Dichtern und andern Spätlingen eigen seyn mag, so kommt doch gar manches vor, was an bekannte Geschichte sich anschließt, nicht weniger vieles auf östliche Länder und Reiche bezüglich. Vom Klima wird gehandelt, von Landesart, Menschen, Thieren und Gewächsen; wir stoßen auf manche Wunderlichkeiten, solchen ähnlich, die man uns früher schon vorgefabelt; wir finden einen angenehmen Beitrag zu dem, was man in jener Zeit gewußt und gewähnt, erfahren und geträumt, und so erinnert das Büchlein hie und da an Herodot, durchaus aber an Montevilla; wir gewahren denselben Trieb eines Reisenden, der von dem Punkte der Welt aus, wo er hingelangt, weiter vorwärts und seitwärts zu schauen emsig sich gedrungen fühlt.

Sodann aber ist die Rechenschaft, welche unser Verfasser von den heiligen Orten giebt, der Art, daß er entweder selbst muß dort gewesen seyn oder die sehr zahlreichen Pilger fleißig ausgeforscht haben. Dieses alles zu sondern, die Congruenz mit schon bekanntem Irrthum, mit anerkannter Wahrheit zu zeigen, würde eine leichte Arbeit seyn für Männer, die in diesem Fach zu Hause sind, und gewiß nicht fruchtlos für Welt- und Zeitkenntniß.

Als Autor dieses Büchleins entdeckte sich, bei näherer Untersuchung, Johannes von Hildesheim, Professor zu Avignon und Paris, nachher 1368 Prior in Hessen-Cassel, ein geübter Schriftsteller in Prosa und

Verſen, ausgezeichneter Volksredner, Vermittler zwiſchen Königen und Fürſten. Im Jahre 1366 reiſ'te er nach Rom; als er von dorther zurückkam, wurde er Prior in ſeinem Stammkloſter zu Marienau, vermittelte dann einen Frieden zwiſchen dem Biſchof von Hildesheim und den Herzogen von Braunſchweig, und ſtarb 1375 in genanntem Kloſter, wo er neben dem Stifter, einem Grafen von Gleichen, begraben liegt, wie ſeine in Sebaſtian Münſters Saxonia mitgetheilte Grabſchrift beurkundet.

Höchſt merkwürdig iſt jedoch, daß er gerade im Jahre 1366, wo Montevilla, von ſeinen Reiſen zurückkommend, in Rom einkehrte, ſich auch daſelbſt befand, wodurch die Uebereinſtimmung mit jenem bedeutenden Reiſenden nur deſto erklärlicher wird.

Das Nibelungenlied,

überſetzt von Carl Simrock.

2 Theile. Berlin 1827.

Kurze Literargeſchichte.

Zuerſt durch Bodmer bekannt, ſpäterhin durch Müller.

Neuaufgeregtes Intereſſe.

Mehrfaches Umſchreiben und Behandeln.

Hiſtoriſche Bemühungen deßhalb.

Unterſuchungen, wer der Autor?

Welche Zeit?

Verſchiedene Exemplare des Originals.

Schätzung, Ueberſchätzung.

Entſchuldigung letzterer, Nothwendigkeit ſogar, um irgend eine Angelegenheit zu fördern.

Unterliegt immerfort neuen Anſichten und Beurtheilungen.

Individuelle Betrachtungen bei Gelegenheit gedachter neuen Behandlung.

Uralter Stoff liegt zum Grunde.

Rieſenmäßig.

Aus dem höchſten Norden.

Behandlung, wie ſie zu uns gekommen.

Verhältnißmäßig ſehr neu.

Daher die Disparaten, die erſchienen, wovon wir uns Rechenſchaft zu geben haben.

Die Motive durchaus ſind grundheidniſch.

Keine Spur von einer waltenden Gottheit.

Alles dem Menſchen und gewiſſen imaginativen Mitbewohnern der Erde angehörig und überlaſſen.

Der Chriſtliche Cultus ohne den mindeſten Einfluß.

Helden und Heldinnen gehen eigentlich nur in die Kirche, um Händel anzufangen.

Alles iſt derb und tüchtig von Hauſe aus.

Dabei von der gröbſten Rohheit und Härte.

Die anmuthigſte Menſchlichkeit wahrſcheinlich dem deutſchen Dichter angehörig.

In Abſicht auf Localität große Düſterheit.

Und es läßt ſich kaum die Zeit denken, wo man die fabelhaften Begebenheiten des erſten Theiles innerhalb der Gränzen von Worms, Xanten und Oſtfriesland ſetzen dürfte.

Die beiden Theile unterſcheiden ſich von einander.

Der erſte hat mehr Prunk.

Der zweite mehr Kraft.

Doch ſind ſie beide in Gehalt und Form einander völlig werth.

Die Kenntniß dieſes Gedichts gehört zu einer Bildungsſtufe der Nation.

Und zwar deßwegen, weil es die Einbildungskraft erhöht, das Gefühl anregt, die Neugierde erweckt, und um ſie zu befriedigen, uns zu einem Urtheil auffordert.

Jedermann ſollte es leſen, damit er nach dem Maaß ſeines Vermögens die Wirkung davon empfange.

Damit nun dem Deutſchen ein ſolcher Vortheil werde, iſt die vorliegende Behandlung höchſt willkommen.

Das Unbehülfliche und Unzugängliche der alten Sprache verliert ſeine Unbequemlichkeit, ohne daß der Charakter des Ganzen leidet.

Der neue Bearbeiter iſt ſo nahe als möglich Zeile für Zeile beim Original geblieben.

Es ſind die alten Bilder, aber nur erhellt.

Eben als wenn man einen verdunkelnden Firniß von einem Gemälde genommen hätte, und die Farben in ihrer Friſche uns wieder anſprächen.

Wir wünſchen dieſem Werke viele Leſer; der Bearbeiter, indem er einer zweiten Auflage entgegenſieht, wird wohl thun, noch manche Stellen zu überarbeiten, daß ſie, ohne dem Ganzen zu ſchaden, noch etwas mehr in's Klare kommen.

Wir enthalten uns alles Weitern, indem wir uns auf das Obengeſagte beziehen. Dieß Werk iſt nicht da, ein- für allemal beurtheilt zu werden, ſondern an das Urtheil eines jeden Anſpruch zu machen, und deßhalb an Einbildungskraft, die der Reproduction fähig iſt, an's Gefühl für's Erhabene, Uebergroße, ſo wie für das Zarte, Feine, für ein weitumfaſſendes Ganzes und für ein ausgeführtes Einzelnes. Aus welchen Forderungen man wohl ſieht, daß ſich noch Jahrhunderte damit zu beſchäftigen haben.

Jeder rhythmiſche Vortrag wirkt zuerſt auf's Gefühl, ſodann auf die Einbildungskraft, zuletzt auf den Verſtand und auf ein ſittlich vernünftiges Behagen. Der Rhythmus iſt beſtechend.

Wir haben ganz nulle Gedichte wegen lobenswürdiger Rhythmik preiſen hören.

Nach unſerer oft geäußerten Meinung deßhalb, behaupten wir, daß jedes bedeutende Dichtwerk, beſonders auch das epiſche, auch einmal in Proſa überſetzt werden müſſe.

Auch den Nibelungen wird ein ſolcher Verſuch höchſt heilſam ſeyn, wenn die vielen Flick- und Füllverſe, die jetzt wie ein Glockengeläute ganz wohlthätig ſind, wegfielen und man unmittelbar kräftig zu dem wachenden Zuhörer und deſſen Einbildungskraft ſpräche, ſo daß der Gehalt in ganzer Kraft und Macht vor die Seele träte und dem Geiſte von einer neuen Seite zur Erſcheinung käme.

Es müßte, nach unſerer Meinung, gerade nicht das Ganze ſeyn; wir würden das achtundzwanzigſte Abentheuer und die nächſtfolgenden vorſchlagen.

Hier hätten talentvolle Mitarbeiter an unſern vielen Tagesblättern einen heitern und nützlichen Verſuch zu wagen, und könnten auch hierin, wie in vielen andern Dingen geſchieht, ihren Eifer um die Wette beweiſen.

Von Knebels Ueberſetzung des Lucrez.

1821.

Endlich tritt die vieljährige Arbeit eines geprüften Freundes an den Tag, der ich um ſo mehr einen guten Empfang wünſche, als ich ſeit geraumer Zeit dieſer unverdroſſenen Bemühung gar manche Hülfe und Förderniß zu danken habe. Die Schwierigkeiten, welche ein jeder bei dem Studium des Lucrez empfindet, waren auch mir hinderlich, und ſo gereichten die Studien eines Freundes, ſich mit einem ſo wichtigen Reſt des Alterthums zu verſtändigen, eigenem Verſtändniß zu großem Vortheil. Denn es wird hierbei nichts weniger verlangt, als daß man ſich ſiebzig bis achtzig Jahre vor unſerer Aera, in den Mittelpunkt der Welt, das heißt nach Rom verſetze, ſich vergegenwärtige, wie es daſelbſt in bürgerlichen, kriegeriſchen, religiöſen und äſthetiſchen Zuſtänden ausgeſehen. Den ächten Dichter wird niemand kennen, als wer deſſen Zeit kennt.

Man darf wohl ſagen, daß Lucrez in die Epoche kam und ſie ſelbſt mit bildete, wo die Römiſche Dichtkunſt den hohen Styl erreicht hatte. Die alte, tüchtige, barſche Rohheit war gemildert, weitere Weltumſicht, praktiſch tieferer Blick in bedeutende Charaktere, die man um und neben ſich handeln ſah, hatten die Römiſche Bildung auf den bewundernswürdigen Punkt gebracht, wo Kraft und Ernſt ſich mit Anmuth, wo ſtarke, gewaltige Aeußerungen ſich mit Gefälligkeit vermählen konnten. Daraus entwickelte ſich im Fortgang das Zeitalter Auguſts, wo die feinere Sitte den großen Abſtand zwiſchen Herrſcher und Beherrſchten auszugleichen ſuchte, und das für den Römer erreichbare Gute und Schöne in Vollendung darſtellte. In der Folgezeit war an eine Vermittlung nicht mehr zu denken: Tyrannei trieb den Redner von dem Markt in die Schule, den Poeten in ſich ſelbſt zurück; daher ich denn, gar gern dieſem Verlauf in Gedanken folgend, wenn ich mit Lucrez angefangen, mit Perſius endige, der, in Sibylliniſche Sprüche den bitterſten Unmuth verhüllend, ſeine Verzweiflung in düſtern Hexametern ausſpricht.

Wie viel freier bewegt ſich noch Lucrez! Zwar auch er iſt bedrängt von den Stürmen der Zeit, die ihm eine behagliche Ruhe verkümmern, er entfernt ſich vom Weltſchauplatz, beklagt des wertheſten Freundes Abweſenheit und tröſtet ſich durch Mittheilung des höchſten Beſtrebens. Woher aber kommt eigentlich für ihn das Bedrängende? Seit Erbauung

Roms zog der Staatsmann, der Kriegsheld vom Aberglauben nach Bedürfniß die größten Vortheile; aber wenn man von günstigen Göttern durch Vögelflug und Eingeweidegestalt treuen Rath und Warnung zu erhalten glaubte, wenn der Himmel an dem Gläubigen Theil zu nehmen schien, so waren diese dagegen doch nicht vor den Schrecken der Hölle gesichert; und weil das Fürchterliche immer mehr aufregt, als das Milde zu beschwichtigen vermag, so verdüsterte der Flammenqualm des Orcus den Olympischen Aether, und die Stygische Gorgone löschte die sämmtlichen reinen, ruhigen Götterbilder aus, die man ihren schönen Wohnsitzen entrissen und in Römische Knechtschaft geschleppt hatte.

Nun waren schwache Gemüther mehr und mehr bemüht, drohende Wahrzeichen abzulenken und von Furcht sich demüthig zu retten. Angst und Bangigkeit steigerte sich jedoch, als ein Leben nach dem Tode, bei einem unseligen Leben auf Erden, immer wünschenswerther erschien; wer aber gab sodann Bürgschaft, daß es nicht eben so schlimm, vielleicht gar schlimmer als am Tage des Tags unten aussehen werde? So zwischen Furcht und Hoffnung schwebte die Menge, der bald nachher das Christenthum höchst willkommen und das tausendjährige Reich als der wünschenswertheste Zustand ersehnt werden sollte.

Starke Geister hingegen, wie Lucrez, die wohl zu verzichten, aber sich nicht zu ergeben genaturt waren, suchten, indem sie die Hoffnung ablehnten, auch die Furcht loszuwerden; doch hierbei war, wenn man auch mit sich selbst übereinzukommen gewußt, doch von außen große Anfechtung zu erleiden.

Einer, der immer wieder hören muß, was er längst beseitigt hat, fühlt ein Mißbehagen, das sich von Ungeduld zur Wuth steigern kann; daher die Heftigkeit, mit welcher Lucrez auf diejenigen eifernd losfährt, die im Tode nicht vergehen wollen. Dieses gewaltige Schelten habe ich jedoch immer beinahe komisch empfunden, und mich dabei an jenen Feldherrn erinnert, der im prägnantesten Augenblick der Schlacht, da seine Truppen dem unvermeidlichen Tod entgegenzugehen stockten, verdrießlich ausrief: „Ihr Hunde, wollt ihr denn ewig leben!“ So nahe gränzt das Ungeheure an's Lächerliche.

So viel sey dießmal über ein Werk gesagt, das, allgemeine Aufmerksamkeit verdienend, den Antheil der jetzigen Zeit besonders erregen muß.

Man soll in vielen Stücken nicht denken wie Lucrez, ja man kann

es nicht einmal, und wenn man wollte; aber man ſollte erfahren, wie man ſechs bis acht Decennien vor unſerer Aera gedacht hat: als Prologus der chriſtlichen Kirchengeſchichte iſt dieſes Document höchſt merkwürdig.

Auf einen ſo wichtigen Gegenſtand nun ſey mir erlaubt wieder zurückzukommen, indem ich Lucrez in mehrfacher Eigenſchaft darzuſtellen wünſchte, als Menſchen und Römer, als Naturphiloſophen und Dichter. Dieſen alten Vorſatz auszuführen, erleichtert mir zu rechter Zeit die wohlgelungene Ueberſetzung; ſie macht es allein möglich. Denn wir ſehen ſie durchaus würdig mit edler Freiheit vorſchreiten, ſich ſelbſt klar unſer Verſtändniß aufſchließen, auch wenn von den abſtruſeſten Problemen gehandelt wird. Graziös und anmuthig lockt ſie uns in die tiefſten Geheimniſſe hinein, commentirt ohne Umſchreibung und belebt ein uraltes bedenkliches Original; wie dieß alles in der Folge umſtändlich nachzuweiſen ſeyn wird.

Bruchſtück.

Exuberantis quam Sapientiae
Hic cerno fontem! Qualia pectoris
Hic signa perdocti refulgent!
Quanta gravi canit ore vates

Sublimioris carmina judicii!
Praeceps ut altis Rhenus ab Alpibus,
Sic fertur, et secum ruenti
Attonitas rapit amne mentes.

Saepe hinc profundo captus ab alveo
Sententiarum, queis validus fluit,
Et mentis et linguae carebam
Res Superas meditatus usu.

Hic invidendo nectare mens tumet,
Cui nec Falernam praetulerit notam
Dapesque Divorum, et ferentem
Mille novas Amathunta flammas.

Subnixa magis somnia vilibus
Valere jussit, ludicra, turpia,
Quae mollius mulcent amantes
Eloquii, sed inanis, aures:

Honestiori ductus ab impetu
Arcana rerum, provida quae suis
Natura demersit tenebris,
Ausoniae reseravit urbi.

Par est politis carminibus decor,
Par est venustas. Materiam rudem
Quam melleo vestit lepore!
Quam nitidis struit illa verbis,

Audita quae non antea Romuli
Norant nepotes! Quam cecinit melos
Sublime, praetervectus omnes,
Quotquot erant, quot eruntque, vates!

Ut vel disertae fons opulentiae
Latinitatis maximus arbiter,
Ut Tullius magnum aestimarit
Ingenio, sed et arte summum.

Illi, Pelagis nobile par virûm,
Reversi ab oris, mox sapientiam
Rumore vix notam volucri
Belligero Latio intulere.

Marcus, solutae flumine copiae,
Carus, ligatis Pieridum modis,
Complexus est artes et Urbi
Tradidit ingeniosiores.

Hoc fonte labra proluit, his Maro
Illectus arvis creditur abditum
Legisse nectar, aemulatus
Melliflui volucres Hymetti.

Nec prisca tantum saecula maximum
Dixere vatem: postera laureas
Conferre certarunt, sacrosque
Fronde nova redimire crines.

Gabriele

von Johanna Schopenhauer.

Ich las die drei Bände dieses mir längst vortheilhaft genannten Romans mit der größten Gemüthsruhe zwischen den hohen Fichtenwäldern von Marienbad, unter dem blauesten Himmel, in reinster, leichtester Luft, daher auch mit aller Empfänglichkeit, die man zum Genuß eines jeden dichterischen Erzeugnisses mitbringen sollte. Was ich darüber auf einsamen Spaziergängen in meine Schreibtafel bemerkte, lasse ich hier, ohne künstliche Ordnung, gemüthlich wohlmeinend nach einander folgen; denn weder auf Anzeige und Anpreisung, noch auf Urtheil und Entwicklung kann es hier angesehen seyn: der allgemeine Beifall hat uns hierin schon vorgegriffen.

Gabriele setzt ein reiches Leben voraus, und zeigt große Reife einer daher gewonnenen Bildung. Alles ist nach dem Wirklichen gezeichnet, doch kein Zug dem Ganzen fremd; die gewöhnlichen Lebensvorkommnisse sehr anmuthig verarbeitet. Und so ist es eben recht: der Roman soll eigentlich das wahre Leben seyn, nur folgerecht, was dem Leben abgeht.

Epische, halbepische Dichtung verlangt eine Hauptfigur, die bei vorwaltender Thätigkeit durch den Mann, bei überwiegendem Leiden durch die Frau vorgestellt wird. Dießmal ist einem anziehenden weiblichen Wesen die schwerste Rolle zugetheilt, die sie mit höchster Zartheit und Anmuth durch unerträgliche Leiden durchführt. Die Mithandelnden alle sind Opfer von klemmenden Widersprüchen, die sich aus nothwendigen und zufälligen Weltverhältnissen hervorthun: aus dem Conflict des Wollens, der Pflicht, der Leidenschaft, des Gesetzes, des Begehrens und der Sitte.

Jenes ethisch Allgemeine verkörpert sich nun im Contrast der Charaktere, im Widerstreit der physischen und moralischen Kräfte, in Gebundenheit der Angewöhnungen, der häuslichen Zustände.

Hier bedarf es nun keines großen Perſonals, aber vollſtändig und in ſich ſelbſt vermannichfaltigt ſoll es ſeyn. Im Verlauf mehrerer Jahre treten die Perſonen auf und ab, entfernen ſich, erſcheinen wieder, haben gewonnen, verloren, ſich verändert, ohne Widerſpruch mit ſich ſelbſt.

Gabriele webt und weſ't in der vornehmern ausgebildeten Welt; die handelnden Perſonen ſind ſämmtlich begütert, und dadurch in den Naturzuſtand des freieſten Handelns und Wirkens verſetzt. Schlöſſer und Landhäuſer veranlaſſen manche anmuthige, bedeutende, nothwendige Ortsveränderung; Reiſen in's Bad, in die Ferne beleben die Tagesordnung.

Als ich in dieſem Sinne vor einer gebildeten Geſellſchaft redete, fragte eine ſorgſame Mutter, ob ſie dieſes Buch mit ihren Töchtern leſen könne? Dabei kam folgendes zur Sprache.

Erziehung heißt die Jugend an die Bedingungen gewöhnen, zu den Bedingungen bilden, unter denen man in der Welt überhaupt, ſodann aber in beſondern Kreiſen exiſtiren kann. Der Roman hingegen ſtellt das Unbedingte als das Intereſſanteſte vor; gerade das gränzenloſe Streben, das uns aus der menſchlichen Geſellſchaft, das uns aus der Welt treibt, unbedingte Leidenſchaft, für die dann, bei unüberſteiglichen Hinderniſſen, nur Befriedigung im Verzweifeln bleibt, Ruhe nur im Tod.

Dieſer eigenthümliche Charakter des tragiſchen Romans iſt der Verfaſſerin auf ſchlichtem Wege ſehr wohl gelungen; ſie hat mit einfachen Mitteln große Rührung hervorzubringen gewußt; wie ſie denn auch im Gang der Ereigniſſe das natürlich Rührende aufzufaſſen weiß, das uns nicht ſchmerzlich und jammervoll, ſondern durch überraſchende Wahrheit der Zuſtände höchſt anmuthig ergreift.

Durchaus wohlthätig iſt die Freiheit des Gemüthes, kraft welcher allein die wahre Rührung möglich wird. Daher denn auch die Facilität der allgemeinen Anordnung, des innern Ausdrucks, des äußern Styls. Ein heiteres Behagen theilt ſich dem Leſer mit.

Einſichtige Anthropologie, ſittlich-phyſiologe Anſichten, ſogar durch Familien und Generationen durchgeführt. Abſtufung der Verhältniſſe und Ableitung. Verwandtſchaft, Gewohnheit, Neigung, Dankbarkeit, Freundſchaft bis zur leidenſchaftlichſten Anhänglichkeit.

Keine Spur von Parteiſinn, böſem Willen, Neckerei, vielmehr anmuthiges Gefühl eines allgemeinen Wohlwollens; kein böſes Princip, kein verhaßter Charakter; das Lobens- und Tadelnswerthe mehr in ſeiner

Erſcheinung, in ſeinen Folgen als durch Billigung oder Mißbilligung dargeſtellt.

Vom alten ſchroffen, durch Eigenſinn und Wahn zuletzt der Verrücktheit nahen Vater bis zur jüngſten, in die Welt tretenden, heitern Schönheit (wir meinen Ida), die zuletzt als friſche Verſucherin auftritt, ohne Wiederholung das Aehnliche.

Jener würdige Halbtolle, im Unnatürlichen ganz wahr gehalten, wird gefordert, um die tragiſche Kataſtrophe hervorzubringen. Dem wunderlichen Vetter verzeiht man alles, ſeiner eigenthümlichen Seltſamkeit und Beſchränktheit wegen; er ſpielt den Gracioſo in dieſer Tragödie und ſteht den thätigſten des Calderon nicht nach.

Eine gewiſſe Kränklichkeit giebt man der Hauptfigur, als ihrer Individualität angehörig, gerne zu, ja man fordert ſie. Die ſchwerern Krankheitsparoxysmen betrachtet man wie eine Art längern, tiefern Schlafes, ohne den eine ſolche Organiſation nicht beſtehen könnte.

Die übrigen Perſonen ſind körperlich geſund, allenfalls verwundet; ſie leiden nur an der Seele; nirgends wird man Schwächlichkeit gewahr.

Hier verläßt mich nun die Erinnerung meines einſamen Betrachtens. Nachſtehendes Aphoriſtiſche wird der wohlwollende Leſer ſelbſt einſchalten.

Mitten im Elemente der Convenienzen erſcheint ein durchaus Natürliches der Bezüge, Mannichfaltigkeit des Herkommens der Perſonen, und beſonders fruchtbare Folgen früherer Verhältniſſe.

Sitten und Arten der neueſten Welt ſind das durchwaltende Coſtüm; ſogar wird die neueſte, zarteſte, wirkſamſte Giftart eingeführt.

Fortſchritt edler Geſinnung und Handelns, wodurch der Uebergang in's wahrhaft Große leicht, ja nothwendig wird.

Nichts Phantaſtiſches, ſogar das Imaginative ſchließt ſich rationell an's Wirkliche.

Das Problematiſche, an's Unwahrſcheinliche gränzend, bevorwortet ſich ſelbſt, und iſt mit großer Klugheit behandelt.

Und ſo ſey eine reine freundliche Theilnahme treulich und dankbar ausgeſprochen!"

Marienbad, Ende Juni 1822.

Olfried und Liſena.

Ein romantiſches Gedicht in zehn Geſängen, von Auguſt Hagen.

Königsberg 1820.

1820.

Als mir dieß Büchlein in die Hände kam, ſchlug ich es, nach alter löblicher oder unlöblicher Gewohnheit, auf, gerade in der Mitte, und las die ſechs Stanzen der beiden Seiten; dieſe zogen mich an und nöthigten mich vor- und rückwärts zu gehen, wodurch ich denn gar bald bewegt ward, vom Anfang anzufangen. Und ſo habe ich es denn auch in ruhigen, guten Stunden fort- und durchgeleſen, welches etwas heißen will: denn, in zehn Geſänge getheilt, enthält es über ſechzehnhundert Stanzen.

Ich aber, gerade in dieſem Augenblicke weder zu irgend einer auslangenden Darſtellung, viel weniger zu einer Beurtheilung aufgelegt, erſuche die genannten und ungenannten trefflichen Freunde, die uns in kritiſchen Zeitſchriften über äſthetiſchen Gewinn und Verluſt gar löblich aufklären, dieſem Werk ihre Aufmerkſamkeit zu ſchenken und mir den Traum zu deuten, warum es mir ſo wohl gefällt.

Anerkennen werden wir es als ein erfreuliches Zeichen der Zeit: denn es beweiſ't eine hohe ſittlich-äſthetiſche Cultur, wenn in jungen Jahren ein entſchiedenes Talent auch ſogleich aufgeklärt, frei, heiter und den Gegenſtänden völlig gewachſen erſcheint, die es behandelt. Von großer Bedeutung halten wir, wenn ein junger Mann — denn als einen ſolchen

giebt und offenbart er ſich — eine Fabel wie dieſe concipirend, ſie in ſich auszubilden und, bei der fleißigſten Behandlung des einzelnen, ſich immer ſo ausführlich und gleich zu bleiben vermag. Bei dieſer Ausführung aber weiß ich nicht, was ich mehr bewundern ſoll, den klar tiefen Eindruck in die menſchlichen Gefühle, Geſinnungen, Zuſtände und Verhältniſſe, oder die Heiterkeit, ſich in der Natur, ihren Localitäten und Einzelnheiten überall zu ergehen.

Glück wünſchen wir ihm aber vorzüglich, daß er von Jugend auf ein Seeanwohner geweſen: dadurch gewinnt er eine Arena, einen Kampf- und Spielraum, auf dem wir ſeine Helden und Leute bald froh und bald bedrängt ſehen, er gewinnt die mannichfaltigſten Luft-, Waſſer- und Erderſcheinungen; und dann hängt es von ihm ab, uns natürlich-feenhaft bald auf dürren Sandwüſten auszuſetzen, bald in Fiſcherhütten, deren Gewerb mit Garten- und Obſtbau verbunden iſt; erquickend einzuführen; es hängt von ihm ab, palaſtreiche Städte am Ufer zu erbauen, Gärten und Parks ohne Gleichen zu labyrinthiſiren.

Doch wir gehen zu weit, und dürften auf dieſem Wege die Abſicht, uns nicht einzulaſſen, ehe wir's uns verſehen, überſchreiten.

Betrachten wir genau, ſo iſt es vielleicht die jugendliche Anſchauung des Meeres, die dem Engländer, dem Spanier ſo große Vorzüge über den mittelländiſchen Dichter giebt. Kenner, welchen unſere neuere deutſche Literatur gegenwärtiger iſt als mir, werden bemerken, wer von dieſer Seite mit unſerm Dichter wetteifert.

Ein junger Freund, den ich gern über mich und andere reden höre, ertheilt mir auf Erſuchen folgenden Beſcheid.

„Olfried und Liſena von Auguſt Hagen habe ſogleich zu leſen angefangen, und den erſten Geſang vollendet. Hiernach zu urtheilen, ſcheint der junge Dichter ſehr glücklich die Aufgabe gelöſ't zu haben, wie das Mährchenhafte, Abentheuerliche, Seltſame auf eine erfreuliche Weiſe mit bekannter, gewohnter menſchlicher Sinnesart in Verbindung zu ſetzen ſey. Alles deutet auf ein heiteres, reines und ſehr ſanftes Naturell, mit gelindem Schwunge, einer der Fülle und Stärke gar nicht entbehrenden Einbildungskraft hin. Die Griechiſchen Ueberſchriften wollen wohl ſagen, daß der Dichter ſeinen Sinn am Homer glücklich bewahrt und genährt. Mit Intereſſe werde ich das Ganze vollenden, mich davon zu durchdringen ſuchen, um Ihrer Anfrage möglichſt genugzuthun.

„Olfried und Lisena habe vollendet. Was ich nach ziemlich unterbrochenem Lesen von diesem Product jetzt ungefähr sagen könnte, wäre dieses. Es ist kein Homerisches Epos, wiewohl die äußere Form Erzählung, und die Einführung auf den Schauplatz durch den Dichter stattfindet. Hier ist vielmehr ein geistiger, sittlicher Anakreon, dem Homers Fülle und Breite einmal zugesagt hat, in aller Vollständigkeit und Ausführlichkeit geneigt von sich zu geben, was im kleinen, harmlosen Gedicht und Lied unschuldig-anmuthig gerührt und gefallen hätte. Die moderne Denkweise, die mehr auf die Gesinnung, als auf kräftigen sichtbaren Ausdruck nach Art der Alten alles bezieht, verleugnet sich nirgends. Daher denn die innerste Anlage des Gedichts mehr von Höhe und Tiefe als Breite zeugt. Ja, diese letztere ist ganz auf die Nebenpartien und Außerwesentlichkeiten vertheilt. Doch indem ich auf jene längern Episoden und Einflechtungen von Griechisch-Mythischem ziele, bin ich weit entfernt, hiermit einen Fehler auszusprechen, vielmehr finde ich es höchst liebenswürdig und anmuthig, daß der Dichter, was dem Norden abgeht, so wahr und unumwunden eingesteht, und gern mit des Südens Vortheilen die Leere uns Einöde erfüllen und erheitern mag, die doch nun einmal besteht. Dürfen wir uns deßhalb wundern, daß uns überhaupt nur ein Mährchen geboten wird, und daß der Sänger Wahrheit und Dichtung sich einander entgegenzusetzen sich gezwungen sieht? Auch hier also fehlt jener antike Vortheil, von einem Gegebenen, wirklich Vorhandenen auszugehen, und die Erfindung eines nicht Vorhandenen, Daseyenden, das an die Stelle des unzulänglich Wirklichen tritt, äußert sich ganz nach neuerer Dichtweise.

„Daß jedoch der Dichter jenes Erfundene so unmittelbar in Verbindung mit seinem Oertlichen, Klimatischen, ja mit seiner persönlichen, individuellen Gesinnung bringt, muß ihm als eine höchst glückliche Auskunft ausgelegt werden, jenem bezeichneten antiken Vortheil sich zu nähern. Und vielleicht ist hier der Punkt, wo die ganze Production mir am heitersten, reinsten und lobenswürdigsten erscheint. Denn geben wir jene frauenhafte Gesinnung einmal zu, so muß uns die Fülle, der Reichthum von Gleichnissen und Schilderungen, die alle dem Landstrich, der Meeresküste, der Vegetation entnommen sind, höchst überraschend seyn, indem wir diese wirklichen Elemente zu einem neuen Ganzen abermals verbunden sehen, das eigentlich jenseits und über dem Wirklichen steht. Ueberhaupt dürfte

man fragen, ob das Gedicht im Sinne unſerer neuern Romantiker romantiſch zu nennen ſey? Es iſt zwar im reinſten und zarteſten Sinne von Sehnſucht, welche die höchſten, ſogar überirdiſchen Regionen berührt, gedichtet; indeſſen werden wir doch auf einen Himmel, ein Ewiges, Dauerndes geführt, das nicht zu Ungunſt, ſondern zum Vortheil des viel ſchwächern Erdenweſens ſich wirkſam erweiſ't. Und ſo iſt eigentlich jene Kluft gefüllt, die unſere gemeinen Romantiker zwiſchen Erd' und Himmel nur immer größer zu machen ſich beſtreben.

E. Schubarth.“

Olfried und Liſena noch einmal.

1821.

Da wir bei abermaliger Betrachtung genannten Gedichtes die Neigung gegen daſſelbe und gegen den Autor zu verändern keinen Anlaß gefunden, vielmehr die früher gehegte gute Geſinnung ſich unangefochten erhalten hat, ſo möchten wir dem Dichter gern etwas zu Liebe thun, etwas ausſprechen, das ihn für alle Zukunft fördern könnte.

Denn was an ihm allenfalls auszuſetzen ſey, darüber werden ihn unſere landsmänniſchen Kritiker gar umſtändlich belehren; wir aber wollen ihn mit einem kurzen Worte berathen, welches zu befolgen er gewiß heilſam finden wird. Wir wünſchen nämlich, daß er ſich's für die nächſte Zeit, vielleicht für alle Zeiten, zum Geſetz mache, nur kurze, einfache Erzählungen zu unternehmen; er wähle ſich aus der Geſchichte, aus Ueberlieferungen, aus Erfahrung irgend ein prägnantes Motiv, welches, entwickelt, äſthetiſch-moraliſche Zufriedenheit erwecken könne. Er behandle ſolches ausführlich und umſtändlich; die Eigenthümlichkeit deſſelben werde aus ſich ſelbſt geſchmückt und erwachſe zu fröhlichen Theilen; je kürzer er ſich faßt, deſto willkommener wird er ſeyn, und gewiß am beſten gedeihen. Denn ergreift er den rechten Gegenſtand, ſo iſt bei einer anmuthigen Behandlung, wie ſie dem ſchönen Talent zu Gebote ſteht, ſeine Arbeit unverwüſtlich; vergreift er ſich auch einmal, ſo iſt für ſeine fruchtbare Dichtader nicht viel verloren.

Gern erinnern wir uns hierbei Wielands kleiner Erzählungen, von welchen gar manche als wohlgeſchliffene Edelſteine in der Krone deutſcher

Literatur noch lange Zeit glänzen werden, wenn viel mehr Aufmerksamkeit und Forschung verlangt wird, um die Verdienste des allerliebsten Oberon anzuerkennen.

Deutscher Naturdichter.

1822.

Anton Fürnstein ist gegenwärtig neunundbreißig Jahre alt, und schon seit seinem achten an Armen und Beinen zusammengezogen, in dem krüppelhaftesten Zustand. Seine Geistesbildung hat er dem frühern Umgang mit Studirenden und dem Lesen guter Bücher zu verdanken. Anfangs und lange genügten ihm Romane, welche sodann durch gute deutsche Dichter verdrängt wurden; erst später las er Geschichte, Geographie und solche wissenschaftliche Werke, zu deren Verständniß er mit seinen erworbenen Vorbegriffen auslangte. Da ihm das Vermögen mangelte, die zu einem regelmäßig geistigen Fortschreiten nöthigen Bücher anzuschaffen, konnte ihm deren Auswahl nicht zu Gebote stehen; immer entschied nur Gelegenheit und Zufall seine Lectüre.

Vor ungefähr vier Jahren bildete sich in Falkenau ein kleiner Verein, welchem auch Fürnstein beitrat. Jedes Mitglied verpflichtete sich, in der vierzehntägigen Versammlung ein Gedicht oder eine Erzählung vorzulesen, welches denn auch traulich und regelmäßig geschah. Hier empfand Fürnstein den ersten Anreiz, sich in solchen Ausarbeitungen zu versuchen, und man mußte ihm zugestehen, daß er in diesen Bemühungen nicht zurückblieb.

Er lebt übrigens von seinem geringen Vermögen, von der Unterstützung seiner Geschwister, die ihn liebevoll behandeln. Auf einem Stuhlwagen durch Wohlwollende fortgeschoben, bewegt er sich im Freien, mit einem Buche in der Hand, oft nachsinnend, wo denn auch meistens seine Gedichte entstehen; denn zu Hause ist er durch das Getöse der vielen Kinder und das polternde Webergewerbe seiner Geschwister, mit denen er gemeinschaftlich wohnen muß, durchaus gestört.

Uebrigens wird die gewöhnliche gute Laune Fürnsteins selten getrübt; er ist gern in Gesellschaft gebildeter Menschen und verdient in Rücksicht seiner Moralität das beste Zeugniß.

Als ich aus Falkenau zu Fuß mit Freunden herausging, fand ich ihn auf meinen Pfaden in seinem Sesselwägelchen zusammengekrümmt, ein herzergreifender Anblick; denn gekauzt, wie er war, hätte man ihn mit einem mäßigen Cubus bedecken können. Er begrüßte mich freundlich, deutete auf sein Elend und bezeugte guten Muth, indessen ich ihn kaum anzusehen wagte. Bei flüchtigem Blick jedoch mußte ich gar bald erkennen, wie auf diesem entstellten Körper sich ein Cerebralsystem ausgebildet hatte, womit eine regelmäßige Gestalt gar wohl hätte zufrieden seyn können.

Ueber solche Talente sagten wir schon an einem andern Orte folgendes: „Unsere Naturpoeten sind gewöhnlich mehr mit rhythmischen als dichterischen Fähigkeiten geboren; man gesteht ihnen zu, daß sie die nächste Umgebung treulich auffassen, landesübliche Charaktere, Gewohnheiten und Sitten mit großer Heiterkeit genau zu schildern verstehen, wobei sich denn ihre Production, wie alle poetischen Anfänge, gegen das Didaktische, Belehrende, Sittenverbessernde gar löblich hinneigt.“

Von unserm Fürnstein kann man noch hinzufügen: Alle seine Productionen schmückt eine gewisse Anmuth, die das unternommene Ganze zu beleben weiß; da ist Gegenwart der offenen Natur, Behagen sich beschränkender Geselligkeit, Genuß und Hoffnung, und bei allem ein menschlicher edler Ernst, dem eine reine Gottesverehrung gar wohl ansteht.

Es war die Rede von irgend einer Aufgabe, die ich ihm zurücklassen sollte. Nun war ich längst überzeugt, daß man gerade solche Talente, die sich aus dem Gemeinen hervorgehoben, wieder in's Gewöhnliche zurückweisen solle, und dazu erschien mir nichts Wünschenswertheres, dem Individuum Zusagenderes, den Charakter der Nation Ehrenderes als Gewerbs- und Handwerkslieder.

Die Engländer haben noch ein Webetlied aus den Zeiten Heinrich VIII. und seiner großen Nachfolgerin, von dem sie mit Liebe sprechen, und ich dachte erst, dem guten Manne ein gleiches aufzugeben; weil ich ihn aber nicht an das Klappern und Rasseln der Webestühle, die ihn so oft in das Freie hinaustreiben, sogleich erinnern wollte, so wählte ich einen Gegenstand, der jenes freundliche Thal eigentlich belebt und unschätzbar macht. Es ist der Hopfenbau, der die gestreckten Hügel hinter der Stadt in stundenlangen Reihen ziert, ein unübersehbarer Garten in der

Nähe, ein weitverbreitetes Buſchwerk in der Ferne. Wie er dieſe Aufgabe gelöſ't, wie er thätig beginnt, und alles, was zu thun iſt, eins nach dem andern einſchärft, dabei ein ſittliches Wort mit einſchlingt und immer ſo fortfährt, und dieſe Reben den Weinreben anzunähern verſteht, bedarf keiner Auslegung; das Ganze liegt hellheiter und unter ſonnigem, günſtigem Himmel, und wird von einem jeden an Ort und Stelle, beſonders zu recht thätiger Arbeitszeit, gewiß mit dem größten Intereſſe empfunden werden. Ich möchte dieſe Gedichte die aufſteigenden nennen; ſie ſchweben noch am Boden, verlaſſen ihn nicht, gleiten aber ſanft darüber hin. Goethe.

Der Ausdruck Naturdichter, wie ſehr er auch zu den leicht beholfenen Zuſammenſetzungen unſerer Sprache gehören mag, in denen man ſich auf's halbe Wort zu verſtehen geneigt und gewöhnt iſt, ſpricht doch deutlich genug das, worauf es ankommt, aus, den Gegenſatz eines Urſprünglichen mit einem Erworbenen, einer Anlage mit einer Fertigkeit, und giebt dabei zugleich eine gewiſſe Bewunderung und Freude, wie man ſie an allem Urſprünglichen, Reinen und Intacten zu haben pflegt, mitzuerkennen.

Ein natürliches Vermögen alſo, und ein ihm gegenüber, nicht entgegen-ſtehendes Bewußtſeyn, das wir auch wohl Theorie, Kunſt, Regeln u. ſ. w. zu benennen pflegen, wird anerkannt, und zwar als der erſte weſentliche Beſtandtheil, als der Gehalt, aber zugleich die An- und Zumuthung an ein wirkendes bewußtes Kunſtgeſetz beſeitigt.

So begabte Individuen ſind das Eigenthum aller Zeiten; aber ihr Stand, Bezug und Verhältniß zur Außenwelt, zu Natur und Menſchheit ſind nicht zu allen Zeiten dieſelben.

In dem erſten Beginnen des geſellſchaftlichen Zuſtandes, unter Nationen, die ſich zu bilden anfangen, ſind ſolche Talente als diejenigen anzuſehen, durch welche alles Wiſſen und Denken, Sage und Mythus, Geſchichte und Philoſophie eines Volkes, Geſtaltung und Einkleidung erhalten hat, aus denen die erſten gefeierten Barden und Sänger hervorgegangen ſind, welche nur als die Blüthen und Gipfel dieſer erſten Naturpflanzen angeſehen werden mögen.

In den Zeiten der verbreiteten, geſteigerten Cultur, wo Muſter und

Vorbilder, und davon abſtrahirte Regeln und Theorien aller Art vorhanden ſind, welche auch die ſchwächſten Anlagen zu ſteigern, wenn auch nicht zu erſetzen vermögen, kann man dergleichen urſprüngliche Talente, als ſich ſelbſt überlaſſen, kaum nur in den unterſten, alles Unterrichts wie aller Bildung ermangelnden Volksclaſſen vorausſetzen.

Denn in einer jeden höhern bemächtigt ſich einer ſolchen Anlage die Doctrin dergeſtalt, daß ſie dadurch ſich entweder in einen alles verſuchenden Dilettantismus verwandelt oder, wenn ſie wirklich urkräftig und nachhaltig iſt, nur durch ein ernſtes Studium in eine beſonnene, kraft- und zweckbewußte Kunſtfertigkeit ausbildet.

Wird nun aber ein ſolches Talent dennoch, wie die Erfahrung lehrt, auch in den unterſten Ständen, in der arbeitenden und dienenden Claſſe angetroffen, ſo befindet es ſich in dem einen von beiden Fällen: entweder hat und behält es ſeinen Wirkungskreis gänzlich in dem Stande, in der Sphäre, worin es geboren und aufgetreten, wo denn das eigentliche Volkslied ihm ſeine Entſtehung verdankt, ohne jemals ſein Verdienſt namentlich zu beurkunden; oder es gelingt ihm, in Berührung und Umgang mit den Höhern und Gebildetern zu kommen, und ſich von deren Wiſſen und Können manches rhapſodiſch anzueignen, und ſo als eine Art von Vermittler zwiſchen jenen und ſeiner Claſſe aufzutreten, indem es die Untern und ſeines Gleichen zu ſich heranwirkt, den Höhern aber Aufmerkſamkeit abnöthigt, und durch die Manierlichkeit ſeines Auftretens ſie anlockt, ſich mit ihm einzulaſſen und des Eintritts in ihre Kreiſe würdig zu halten.

Iſt bei einem Talent des erſten Falles von Urtheil und Geſchmack nicht die Rede, ſondern nur von Wahrheit und Natürlichkeit, welche eine derbe und figürliche Ausdrucksweiſe charakteriſirt, ſo kann bei einem Talent des letztern Falles ſogar eine Ungleichheit, ein Zwieſpalt ſich ergeben, der aus der Vermiſchung von Edlem und Gemeinem, Natürlichem und Conventionellem, Naivem und Sentimentalem entſteht, und den Genuß an ſeinen Productionen ſtört, indem unvergohrene Elemente verſchiedener Sphären obwalten, welche das Individuum nicht zu gefälliger Einheit zu verſchmelzen im Stande geweſen.

Und dieſe widerwärtige Erſcheinung mag nun freilich oft genug eintreten; wenigſtens erklärt ſich uns in ſolcher Vorausſetzung am leichteſten der Umſtand, daß ſo manchen der Gebildeten eine Art von Apprehenſion

gegen dieſe halbwüchſigen Naturerzeugniſſe auf dem Boden der Cultur und Kunſt anwandelt, und er mehr Abneigung als Neugier empfindet, dergleichen Producte kennen zu lernen und ſeiner Aufmerkſamkeit werth zu achten.

Eine ſolche Beſorgniß, ein ſo ungünſtiges Vorurtheil wird nun glücklicherweiſe durch unſern Naturdichter weder veranlaßt noch gerechtfertigt. Im Gegentheil wird auch der Sprödeſte mit Bewunderung und Freude wahrnehmen, wie überall ein ſich gleichbleibender Gehalt in entſprechender reiner Form und angemeſſenem, richtigem und zierlichem Ausdruck ſich darſtellt; und zwar in einem ſolchen Grade, daß wohl hie und da unbedeutende Abweichungen von den zum Theil conventionellen Geſetzen des Rhythmus und der Proſodie, jedoch nicht mehr als ſelbſt bei den gebildeten und gelehrten Dichtern, keineswegs aber Verſtöße, welche die Einheit der Empfindung, die Richtigkeit des Sinnes und die Schicklichkeit des Gefühls beleidigen, anzutreffen ſeyn möchten.

Wie mannichfaltig der Kreis ſeiner Gegenſtände, und welcher Abwechslung von Gefühl und dem gemäßer Behandlung er fähig iſt, davon mögen folgende drei in Ton und Inhalt ganz verſchiedene Gedichte ein rühmliches Zeugniß ablegen. Riemer.

Der Hopfenbau.

Nehmt die Hacke flink zur Hand,
Eilet in die Felder!
Seht, ſchon grünt das Wieſenland,
Und das Haar der Wälder;
Weſte wehen ſanft und lau:
Auf, beginnt den Hopfenbau!

Macht den Stock von Erde frei
Nach bekannter Weiſe,
Und die Keime pflückt dabei,
Euch zur Leckerſpeiſe!
Schneidet, was veraltet iſt,
Daß er friſch und kräftig ſprießt.

Gebt dann Fichtenſtangen hin,
Daß die ſchlanken Reben
Rankend um dieſelben ziehn,
Und empor ſich heben;
So zum Stärkern wird geſellt,
Was nicht eigne Kraft erhält.

Sorget, wenn ſich Unkraut mehrt,
Daß man es vernichte,
Weil es das Gedeihen ſtört
Aller edlen Früchte;
Wie die Tugend nicht gedeiht,
Wo das Laſter Samen ſtreut.

Wenn die Reben unſer Thal
Ueppig dann umkränzen,
Dran im Abendſonnenſtrahl
Goldne Früchte glänzen,
Wandeln durch das dunkle Grün
Wir mit freud'ger Hoffnung hin.

Doch nicht lang wird dieß Gewand
Unſre Fluren ſchmücken,
Weil wir mit geſchäft'ger Hand
Bald die Früchte pflücken;
Dann getrocknet geben ſie
Reichen Lohn für unſre Müh'!

Wo die heiß're Sonnengluth
Nicht die Flur durchdringet,
Und das edle Traubenblut
Nicht zur Reife bringet,
Dort der menſchliche Verſtand
Andern Labetrank erfand.

Wer des Trankes froh genießt,
Preiſe unſre Reben,
Die alljährlich, wie ihr wißt,
Uns den Hopfen geben,

Weil nur deſſen würz'ge Kraft
Geiſt und Dauer ihm verſchafft.

Drum, Bewohner Falkenaus,
Brave Flurgenoſſen,
Pfleget eures Hopfenbaus
Ferner unverdroſſen;
Laßt uns Müh' und Fleiß nicht ſcheun!
Wohlſtand bringt uns ſein Gedeihn.

Ermunterung im Winter.

Nach Salis.

Seht nun in Ruhe die ſpendende Erde!
Wärmende Flocken bedecken das Land;
Wenn auch der Herbſt ſie der Gaben entleerte,
Trägt ſie darum doch kein Trauergewand.
Merket die Güte des Schöpfers! Wie weiſe
Deckt er die Erde mit ſtarrender Haft!
Wiſſet, er giebt ihr, beſchützt von dem Eiſe,
Ferner zum Wohlthun erneuerte Kraft.

Ueberall herrſcht nun ein heiliges Schweigen,
Stumm ſind die fröhlichen Sänger im Hain;
Bald werden wieder von knospenden Zweigen
Frohe Verkünder des Lenzes ſie ſeyn.
Laßt die erſchöpfte nun ruhen und ſchlafen,
Uns bleibt zur Freude noch mancher Genuß;
Seht, um uns neues Vergnügen zu ſchaffen,
Macht zur kryſtallenen Bahn ſie den Fluß.

Leicht und behende ſchlüpft knarrend der Schlitten
Auf der geglätteten Ebene hin;
Kehren zurück wir zu unſeren Hütten,
Setzen wir koſend uns um den Kamin.

Hören wir heulende Nordwinde ſauſen
Um unſre Hütte ſo ſchneidend und hohl,
Fernen Gewittern gleich toben und brauſen,
Iſt uns am warmen Kamine ſo wohl.

Kürzet die Nächte mit Singen und Scherzen,
Oefter in traulichen Cirkeln vereint!
Leuchten doch freundlich die flackernden Kerzen,
Wenn auch die ſtrahlende Sonne nicht ſcheint.
Wollt ihr denn immer nur tanzen und ſchwärmen,
So wie die Mücken in ſonniger Gluth?
Kann uns denn nicht auch der Ofen erwärmen,
Thaut er nicht freundlich das ſtarrende Blut?

Wandelt die rauheren Pfade auf Erden
Duldend, in tröſtender Hoffnung Geleit;
Hoffnung erleichtert uns alle Beſchwerden,
Hoffnung beflügelt die Schritte der Zeit.
Wenn uns mit mancherlei Blumengewinden
Täuſchend der Nordwind die Fenſter bemalt,
Denket, ſie blühen auf ſonnigen Gründen
Bald uns in lieblicher Farbengeſtalt.

Laßt uns auch dürftige Brüder erquicken,
Oeffnen dem Mitleid die fühlende Bruſt!
Wohlthun erfüllt ſie mit ſtillem Entzücken,
Wohlthun giebt himmliſche, ſelige Luſt.
Hört ihr im heulenden Sturm ein Gewimmer,
Eines Erſtarrten mattſtöhnendes Ach,
Gönnt ihm ein Plätzchen im wärmenden Zimmer
Unter dem freundlichen, ſchützenden Dach!

Freunde, wer immer ſo treu, wie die gute
Mutter Natur, ſeine Pflichten gethan,
O, der entſchlummert mit fröhlichem Muthe,
Kömmt einſt die Nacht ſeines Lebens heran!

Freudig kehrt er aus dem Leben zurücke,
So wie zum Vater ein liebendes Kind;
Jenseits erwartet ihn dauerndes Glücke,
Wo keine wechselnden Jahrszeiten sind.

An den April.

Es schimpf' und schmähe, wer da will,
Und speie Gift und Galle
Auf dich, mein werther Herr April!
Ich lob' in jedem Falle
Den Unbestand — nennt's ungetreu! —
Mehr als das ewige Einerlei,
Das uns einmal hienieden
Gar bald pflegt zu ermüden.

Du bringst bald warmen Sonnenschein,
Bald Regen, Frost und Schauer;
Stürmst manchmal wild im Tag hinein,
Doch nie von langer Dauer.
Du kleidest, wenn die Luna lacht,
Dich in des starren Winters Tracht,
Und pflegst der Sonne wegen
Sie wieder abzulegen.

Es sind nach einem alten Spruch,
Wie du, der Mädchen Herzen,
Die oft in Einem Athemzug
Bald weinen, zürnen, scherzen;
Und doch, trotz ihrem Wankelmuth,
Ist man den holden Kindern gut;
Ja, ist ihr Groll vorüber,
Hat man sie desto lieber.

Wer immer finstre Mienen macht,
Hat bald die Gunst verloren,
Wer immer scherzt, und immer lacht,
Hält man für einen Thoren;

Drum treibe du dein Wechſelſpiel!
Nur frieren laß es nicht zu viel,
Und laß die Norde ſchweigen,
Wenn ſich die Blüthen zeigen!

Der deutſche Gil-Blas.

1821.

Man hat uns eine Handſchrift vorgelegt, welche das Jahr- und Tagebuch eines von Kindheit an hin und wieder getriebenen Mannes enthält; wollte man ihr jenen Titel vorſetzen, ſo wäre vor allen Dingen zu erklären, daß der Franzöſiſche Gil-Blas ein Kunſtwerk, der deutſche dagegen ein Naturwerk ſey, und daß alſo beide, in dieſem Sinne, durch eine ungeheure Kluft getrennt erſcheinen. Allein ſie laſſen dem Inhalt nach gar wohl eine Vergleichung zu: denn auch bei dem Deutſchen iſt der Charakter gut von Haus aus, läßlich, wie es einem Untergeordneten geziemt, der ſich von Kindheit auf zu fügen hatte. Wer die Menſchen braucht, nimmt's nicht genauer, als ſie es ſelbſt haben wollen, und ſo iſt denn unſer Held latitudinariſch geſinnt, bis zur Intrigue, bis zum Kuppeln; weil er aber durchaus ſeine rechtlich-bürgerlichen Anlagen nicht verleugnen kann, ſo verdirbt er jederzeit ſeinen Zuſtand, wenn er ſtreng ſittlich und pflichtgemäß handeln will. Weil nun dieſes alles, den Umſtänden zufolge, ganz natürlich zugeht, und nicht etwa eine kunſtreiche Ironie uns zum Beſten hat, ſo beſticht uns der gute, ruhige Vortrag von immer menſchlich bedeutenden, wenn auch nicht wichtigen Ereigniſſen. Jedoch iſt auch das wachſende Leben des Mannes in äußern Beziehungen merkwürdig, indem der Umgetriebene, ſich ſelbſt Umtreibende von mancherlei neuern Weltereigniſſen Zeuge wird.

Daß der Verfaſſer ſeine Arbeit gedruckt wünſcht, iſt natürlich, da er ſeiner Bemühung einigen Werth beizulegen berechtigt iſt und ihm, wie jedem Autor, ein billiges Honorar wohl zu Statten käme. Bei der Herausgabe dürfte man jedoch an keine Redaction denken: denn ein eigentliches Kunſt- und Geſchmackswerk ließe ſich nicht daraus bilden, und eben die Breite der Tage und der Jahre, mit mannichfaltigſter Abwechslung

immer wiederkehrender Zustände, bezeichnet gerade diese Lebensweise, und da man in den Zeitungen so viel Tagtägliches lies't, so wird man nicht verschmähen, einen armen Teufel auch einmal auf seinen Wegen zu geleiten.

Nur wenige Stellen, wo die Wahrhaftigkeit über die Gränze der Ehrbarkeit hinübertritt, wären zu tilgen; alsdann könnte es gedruckt werden, wie es liegt: denn im Grunde ist es wirklich gut geschrieben. Aehnliche Bücher finden sich auf Bibliotheken und Lesegesellschaften sehr durchlesen und vergriffen, und auch dieses würde sich den Bücherverleihern wohl rentiren; man dürfte es die Bibel der Bedienten und Handwerksbursche nennen, und es ist in den untern Ständen wohl niemand, der seine Schicksale nicht hie und da abgespiegelt fände. Der Mittelstand wird angenehm belehrende häusliche Bürgerlichkeiten gewahr werden; besonders nimmt sich die Wohlthätigkeit der Frauen gegen solche privilegirte junge Landstreicher gar löblich aus, und charakterisirt sich verschieden in den verschiedenen Landen. In Niederdeutschland und Holland kommt den vagirenden Gesellen die Erinnerung an Gatten und Söhne auf und über dem Meere gar sehr zu Statten, und wenn wir ähnliches Wohlmeinen weiter nach Oberdeutschland gefunden, so bringt uns zuletzt eine Französin zum Lächeln. Unser Abentheurer kehrt, als Bedienter eines Emigrirten, aus der unglücklichen Champagne zurück; die verarmten Herren entlassen ihre Leute, und diese, um nicht zu verhungern, müssen sich aufs Plündern legen. Der Unsrige wird von einem Französischen Landmann, aus dessen Hof er eben eine Henne wegträgt, festgehalten und mit großem Geschrei in's Haus geschleppt. Die Frau sieht der Sache geruhig zu und spricht: Laß ihn doch! Es ist ein armer deutscher Bedienter, der auch einmal von einer Französischen Henne kosten wollte.

Selbst die obern Stände werden nicht ohne Erbauung das Büchlein durchlesen, besonders wenn es ihnen auffällt, wie es wohl aussehen möchte, wenn ihre Bedienten auch dergleichen Bekenntnisse schrieben? Und so gestehen wir denn ebenfalls, daß wir beim Lesen dieses ziemlich starken Bandes zu frommen Betrachtungen angeregt worden: denn man glaubt doch zuletzt eine moralische Weltordnung zu erblicken, welche Mittel und Wege kennt, einen im Grunde guten, fähigen, rührigen, ja unruhigen Menschen auf diesen Erdenräumen zu beschäftigen, zu prüfen, zu ernähren, zu erhalten, ihn zuletzt durch Ausbildung zu beschwichtigen und mit einer geringen Ruhestelle für seine Leiden zu entschädigen.

Indem wir Vorſtehendes niederſchreiben, werden wir zu allgemeinen frommen Betrachtungen aufgefordert, welche hier, obgleich nicht ganz am Ort, ein Räumchen finden mögen: ſie wenden ſich gegen das, was man ſo gern als Fügung einer höhern Intelligenz bei ſich gelten läßt.

Nicht jedermann reiſ't mit Extrapoſt, von guten Empfehlungen und gültigen Wechſeln begleitet, durch die Welt; gar mancher muß auf ſeinen eigenen Füßen fortſchlendern und ſich ſelbſt zu empfehlen ſuchen, welches am beſten geſchehen kann, wenn er ſich brauchbar oder angenehm zu zeigen weiß. Hier bedient ſich nun die Vorſehung öfters gleichgültiger Perſonen, die ſich in einem behaglichen Zuſtande befinden, als Werkzeuge, welche unbewußt höherm Zwecke zu Dienſte ſtehen.

Das alte wunderſame Beiſpiel iſt mir immer im Leben gegenwärtig geweſen, wie ein guter, ehrlicher Landmann und Hausvater ſeinen Schnittern das erſehnte Mus zur Erquickung bringen will, von dem Engel aber beim Schopfe ergriffen, den Propheten in der Löwengrube ſpeiſen muß. Bei einem langen Leben konnte man ähnliche Erfahrungen gar öfters machen.

Eigentlichen Bettlern, gebrechlichen, alten Leuten habe ich niemals gern gegeben; ſie ſchienen mir einen Zuſtand beſetzt, ſich darein geſchickt zu haben, und mir dächte Anmaßung, die gränzenloſe Noth mildern und mäßigen zu wollen. Einem Thätigen, im Augenblick Bedürftigen dagegen fortzuhelfen, habe ich es nie an Beiſteuer mangeln laſſen. Beſonders waren mir die Handwerksburſche empfohlen, mit denen ich früher als Faßreiſender oft in Verbindung gewandert und in ſpäterer Zeit immer demjenigen am liebſten gab, welcher am beſten gekleidet war.

Sehen wir in ältere Zeiten zurück, ſo lehnten fromme Pilger eine gute Bewirthung, einen kleinen Zehrpfennig niemals ab; ferner berechtigte das ſechzehnte Jahrhundert zu einem etwas kräftigern Heiſchen, auf ihren ſtromartigen Wanderungen, die wilden Studirenden, weßwegen es denn auch unter einem ritterlichen Ausdruck geübt wurde. Die Handwerker bemächtigten ſich deſſelben, und es war keine Schande, daß ein Durchwandernder ſich von Haus zu Haus ein weniges erbat. Im Verlauf der Zeit bemerkte ich, beſonders auch auf Reiſen, vorüberziehende Handwerker nicht grüßend wie ſonſt, noch weniger eine milde Gabe heiſchend. Sollten dieſe oft bedürftigen Menſchen ſich gleich der übrigen Welt ſelbſtſtändig zu machen gewußt haben? oder verſcheuchterte ſie die Policei?

Auf ſolchem Lebensgange könnte von anerkannter Führung und Fügung ich manches Beiſpiel erzählen, wenn man der abergläubiſchen Wendung, die dergleichen Geſchichten immer nehmen, auch nachſehen und verzeihen wollte.

In der Gegend von Teplitz ging ich eines Tags bei unfreundlichem Wetter durch's Feld. Der Himmel, ſtürmend, bedrohte mit Regen, und doch trieb mich etwas den freiſtehenden Schloßberg hinan. Strichregen gingen an mir vorüber und über mich weg, und es war ein verdrießlicher Zuſtand, als ich mich oben zwiſchen altem, grauem Gemäuer ſah, das ohne Licht, Schatten und Farbe widerwärtig neben und über einander ſtand und lag.

Als ich mir nun ſelbſt ein Räthſel ſchien, bot ſich die willkommenſte Auflöſung dar. Ich trat in eins der Gewölbe, um mich vor dem Regen zu ſchützen, und erblickte darin mit Verwunderung den ſchönſten Knaben von der Welt, der in Begleitung eines alten Mannes hier gleichfalls Schutz geſucht. Reinlich gekleidet, eher ärmlichen Bürgern als wohlhabenden Bauern ähnlich, ſtanden ſie auf und erwiederten meinen Gruß. Sie beſtätigten meine Vermuthung. Es waren Bürger eines kleinen Ortes, nothdürftig, wenn auch nicht kümmerlich lebend; ſie hofften durch einen Beſuch bei entfernten Verwandten ihren Zuſtand zu verbeſſern, und ſo zogen ſie durch's Land. Bei Erblickung des Schloßberges hatte der Knabe, bei friſchem und lebendigem Höheſinn, den Vater bewogen, dieſen Gipfel von jenſeits zu erſteigen, indeß ich von der andern Seite heranlam. In dieſer Mauerhöhle das ſchöne Wunderkind zu ſehen, machte mich lächeln; ich dankte dem Genius, der mich bei dem Schopf herangezogen hatte, und gab nach treulichen Glückwünſchen dem Knaben als Reiſezehrung alles, was ich bei mir fand, und habe mich des unſchuldigen Abentheuers immer gern erinnert.

Ahnt man nun, daß ſolche Zufälligkeiten durch einen unerforſchlichen Willen gelenkt werden, und man gefällt ſich in dieſer Betrachtung, ſo hüte man ſich ja, dergleichen Scenen ſelbſt herbeiführen zu wollen.

Es war mir, indem ich einſt abreiſ'te, etwas Angenehmes begegnet; als ich nun im offenen Wagen ſaß, legte ich das vorhandene Geld der Länge nach in meine offene Hand, von hinten nach vorne, vom kleinſten bis zum größten: da hatte ich nun ſchnell einen Glückstopf zubereitet, und mir vorgenommen, bei jedem begegnenden Handwerksburſchen halten

zu laſſen und ſo meine Gaben der Reihe nach zu ſpenden, und freute mich ſchon des Zufälligen, das dießmal ſollte einigermaaßen geleitet werden. Aber die Anmaßung, mich ſelbſt zum Werkzeug der Vorſehung zu berufen und mit einem ſo wichtigen Auftrag Scherz zu treiben, ward zu meinem Bewundern und Anerkennen beſtraft. Auf einem dreiſtündigen, von Fuhrwerk und Fußgängern belebten Wege zeigte ſich weder unter den Begegnenden, noch unter den Erreichten irgend eine Figur, der ich nur etwas hätte anbieten können, ſo daß ich die ganze kleine Summe beſchämt wieder einſtecken und dem höhern Vollenden zu eigener Dispoſition das Künftige überlaſſen mußte.

Wie aber ſogar durch Mißwollen der Dürftige gefördert werden kann, davon habe ich auch zu erzählen.

Mein Fuhrwerk erreichte einmal einen rüſtigen Knaben von zehn bis zwölf Jahren, dem ich, als einem Handwerksburſchen, ſogleich eine Gabe zudachte. Der Kutſcher überhörte mein Rufen, der Knabe blieb hinter uns. Nach zweiſtündiger Fahrt, auf der Höhe vor der Stadt, hatte ich befohlen ſtillzuhalten. Dieß geſchah im Augenblick, als Knaben, an der Straße ſpielend, hämiſch laut ausriefen und ſchrieen, es ſitze jemand hinten auf. Mit mir zugleich ſprang ein Knabe auf den Boden, höchſt verſchüchtert, weil er befürchten mußte, man habe um ſeinetwillen ſtillgehalten, und eine üble Behandlung ſtehe ihm bevor. Es war aber derſelbige Bäckerknabe, der ſich klüglich, einen beſchädigten Fuß zu ſchonen, hinten aufgeſetzt hatte, und ſich ohne das Anhalten des Wagens, ohne das neidiſche Geſchrei der Knaben ganz ſachte heruntergelaſſen und weggeſchlichen hätte; nun aber konnte er ſich der eingeholten, ihm beſtimmten Gabe doppelt erfreuen.

Da ſich dergleichen Geſchichten zu Dutzenden erzählen ließen, ſo muß man durchaus bemerken, daß, praktiſch genommen, ſich Glaube und Aberglaube nicht unterſcheiden laſſe, und daß man vernünftiger Weiſe wohl thue, ſich in dieſen bedenklichen Regionen nicht zu lange aufzuhalten, ſondern dergleichen Vorfallenheiten als ſymboliſche Andeutungen, ſittliches Gleichniß und Erweckung des guten Sinnes zu benutzen: denn es möchte doch immer gleich ſchädlich ſeyn, ſich von dem Unerforſchlichen ganz abzuſondern oder mit demſelben eine allzu enge Verbindung ſich anzumaßen.

Zum Schluß enthalte ich mich jedoch nicht einer Vergleichung proteſtantiſcher und katholiſcher Bettler und Bittenden. Der erſte wünſcht

ganz ruhig: Gott möge euch für eure Gabe belohnen! ohne daß er es unternimmt, hierbei mitzuwirken; und so seyd ihr für immer geschieden; der andere sagt, er werde für euch beten, Gott und seine Heiligen bittend bestürmen, bis sie euch mit den besten leiblichen und geistigen Gütern überschütten. Es hat, wenn man zart gestimmt ist, wirklich etwas Rührendes, zu sehen, wie derjenige, der, bei einem unmittelbaren Verhältniß zu dem höchsten Wesen durch's Gebet, für sich selbst keinen leiblichen Zustand erflehen kann, demungeachtet aber glaubt, der Patron eines andern seyn zu können, indem er betend, von vielen Clienten begleitet, vor Gott erscheint.

Solche sittliche Züge der Religionen, welche auf den tiefen Grund eines frommen Menschenbedürfnisses hinweisen, sind immer höchst erfreulich, indem Aussichten aller Art sich öfters daher zu entwickeln pflegen.

In der Zwischenzeit gelesene Bücher lassen mich noch folgendes hinzufügen. Johann Caspar Steude, Schuhmachermeister in Gotha, seine unruhigen Irrfahrten erzählend, so wie Plutarch, eine weiser, gelehrter Mann von Chäronea, die größten Helden vorführend, beide wissen sich, jener in eigenen, dieser in Weltverhältnissen, nicht zu helfen, wenn sie nicht ein über alle waltendes höchstes, unerforschliches Wesen annehmen.

So eben ruft uns ein verklärter Freund in gleichem Sinne zu: „Giebt es einen Zufall in Kleinigkeiten, so kann die Welt nicht mehr gut seyn noch bestehen. Fließen Kleinigkeiten aus ewigen Gesetzen, wie ein Säculum aus unendlichen Tagen von selbst besteht, so ist es eigentlich die Vorsehung in den kleinsten Theilen, die das Ganze gut macht."

Hamann.

Nekrolog des deutschen Gil-Blas.

1823.

Man findet wohl von Zeit zu Zeit, wenn man die Schicksale der Menschen beachtet, daß mancher seinen Lebensgang gerade so endet, wie er ihn geführt; dergleichen sind eigentlich solche, in welchen ein entschiedener Naturcharakter durch Erziehung und Umstände vollkommen entwickelt und befestigt worden.

Diese Betrachtung drängt sich wieder auf, bei dem Tode des vor kurzem abgeschiedenen Johann Christoph Sachse, dessen Leben in einem zwar niedern, aber weit ausgedehnten Kreise ablief, wie aus dem heitern, wohlgeschriebenen Bekenntniß desselben uns allen bekannt geworden. Er ward von einem unruhigen, projectreichen, unbesonnen unternehmenden Vater von Kindheit an zum Vagabunden gebildet, und konnte, ob er gleich schon zwanzig Jahre sich eines ruhigen kleinen Staatsdienstes erfreute, in so langer Zeit jene früh gewohnte Richtung nicht verleugnen, noch weniger ablegen, so daß sie ihm zuletzt noch verderblich ward.

Durch die Vortheile, die er bei der Herausgabe seiner Lebensbeschreibung gewann, sah er sich gewissermaaßen in einen Naturzustand versetzt; denn es hing von ihm ab, die erlöste, nicht geringe Summe nach seiner Willkür zu verwenden. Er entschloß sich also, seinen mit mancherlei Uebeln geplagten Körper durch eine Badecur von lange getragenen Gebrechen zu befreien; allein er machte zugleich den Plan, seinen noch kränkern Sohn dieser Wohlthat ebenfalls theilhaft zu machen, und damit ja eine solche Wanderung noch abentheuerlicher werden könne, beschloß er, seine Tochter mitzunehmen, um bei den Kranken eine Wärterin an der Hand zu haben. Dieß mochte nun wohl auf gewöhnlichem bürgerlichem Wege nicht für unverständig zu achten seyn, allein er wählte, durch eine Reihe von Trugschlüssen verführt, von allen Arten des Fortkommens die wunderlichste, kaufte einen Holsteiner Wagen und ein Pferd, packte Sohn und Tochter darauf und begab sich den 6. Juni 1822, als zweiundsechzigjähriger Fuhrmann, auf die Reise, zog, das Lied anstimmend: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," über Jena und Bürgel nach Köstritz, den Sohn auf Strohbündeln, in den größten Schmerzen, indeß der Vater sich im Sand abarbeitete.

Sie fahren irre und campiren unter freiem Himmel, da kein Altenburgischer Bauer die einmal verriegelte Thüre wieder öffnen will. Ein Gensdarme, der ihnen scheint helfen zu wollen, kommt nicht wieder. Die Caravane gelangt nun über Penig nach Chemnitz, findet Jahrmarkt, schlechtes Unterkommen, mancherlei Unbilden und überall theure Zeche.

Von Freiberg sodann, anstatt über Dresden, läßt er sich über Frauenstein zu gehen durch ökonomische Vorspiegelung bereden, erreicht bei großer Hitze die Gränze Böhmens, wird nach leidlicher Mauthvisitation eingelassen, und muß nun den schlimmen Weg des Nickelberges

hinunter handern. Kein Labsal ist unterwegs zu finden, und so kommt der alte Fuhrmann, von Sonnenhitze ganz entstellt, fast geblendet, die Glieder gelähmt, in Teplitz an ermannt sich aber schnell, sieht sich nach seiner Weise überall um, und schreibt sogleich ein Tagebuch.

Am 10. Juni war er in Teplitz angelangt; dort findet er einen Wohlmeinenden, der ihm eine Stelle für seinen Sohn in's öffentliche Hospital verschafft.

Nun aber immer und immerfort den rüstigen Kutscher spielend, beschädigt er sich, indem er den Wagen, der im Hofthore steckt, mit unzulänglichen Kräften heben und rücken will. Darauf sogleich verfällt er in ein entzündliches Fieber und stirbt, ungeachtet ärztlicher Hülfe und guter Wartung seines neuen wirthlichen Freundes, am 20. Juni gegen Mittag.

Nun ruhen seine Gebeine zu Füßen des berühmten Wanderers Seume, nicht ohne Andeutung auf jene Gedanken, mit denen wir begonnen. Er findet seinen Tod nach der Weise, wie er gelebt hat, und sein Grab in der Nähe eines andern, freilich mehr bedeutenden, aber mit ihm eigens verwandten Pilgermanns.

Der junge Feldjäger,

in Französischen und Englischen Diensten während des Spanisch-Portugiesischen Krieges von 1806 bis 1816.

Eingeführt durch J. W. von Goethe.

1824.

So sehr wir uns auch von vergangenen Dingen zu unterrichten bestrebt sind, und uns mit Geschichte von Jugend auf im allgemeinsten und allgemeinen beschäftigen, so finden wir doch zuletzt, daß das Einzelne, Besondere, Individuelle uns über Menschen und Begebenheiten den besten Aufschluß giebt, weßhalb wir denn nach Memoiren, Selbstbiographien, Originalbriefen, und was für ähnliche Documente der Art auch übrig geblieben, so heftig begehren.

Wie verschiedenen Werthes aber dergleichen Nachlässe seyn mögen, in Rücksicht der Personen, der Zeit, der Ereignisse, so dürfte doch keine

dergleichen Schrift völlig mißzuachten seyn. Alle Menschen, die neben einander leben, erfahren ähnliche Schicksale, und was dem einzelnen begegnet, kann als Symbol für Tausende gelten. In diesem Sinne nun kommt mir das gegenwärtige Büchlein lesens- und bemerkenswerth vor.

Unser Feldjäger ist eine von Haus aus gute Natur; mit allem, was kommt, findet er sich ab, ist gehorsam, brav, ausdauernd, gutmüthig und rechtlich, ein bißchen Plündern ausgenommen, welches er denn doch immer durch dringende Nothwendigkeit zu bevorworten weiß. Genug, wäre man auf gleichen Berufswegen, man würde sich einen solchen Cameraden wünschen.

Leichtsinnig war diese kriegerische Laufbahn angetreten, leichtmüthig durchgeführt, und so findet man auch den Verlauf derselben leicht und froh niedergeschrieben. Mangel und Fülle, Glück und Unglück, Hohes und Niederes, Tod und Leben fließen gleichmäßig aus laufender Feder; das Büchlein macht daher einen sehr angenehmen Eindruck.

Nun aber sagen wir, ohne Furcht, mißverstanden zu werden: Das Verdienst eines geregelten Reisenden und seiner Mittheilungen wissen wir nach dem ganzen Werthe zu schätzen; aber ein anderer Gang, der nicht vom Wanderer abhängt, wo weder Zweck noch Willkür stattfindet, wo nur ein höherer Befehl oder die äußerste Nothwendigkeit gebietet, dieser hat etwas ganz eigen Reizendes. Hier gilt's nicht etwa, nach einem wohl durchdachten Plan, Belehrung, Unterhaltung, Genuß zu erwarten; kein bedeutender Gewinn für's Leben ist zu hoffen; denn alles, was im nothgedrungenen Augenblick erhascht wird, pflegt der Augenblick wieder zu verzehren und im Hintergrunde zeigen sich, gegen geringen Vortheil, Mühsale, Wunden, Krankheiten, Kerker und Tod. Dadurch hat aber eben das Ganze in jedem seiner Theile ein frisches unbedingtes Leben, welches den Unbewußten einnimmt und den Bewußten zufrieden stellt.

Die Nachbildung eines solchen unberechenbar wechselnden Zustandes gewinnt auch noch dadurch ein großes Interesse, daß der geringste Soldat, weite Landstriche als Fremdester kreuz und quer heimsuchend, durch sein Quartierbillet, wie an der Hand des hinkenden Teufels, in das Innerste der Wohnungen, in die tiefsten Verhältnisse verschlossener Häuslichkeit eingeführt wird; wie denn an Gegensätzen solcher Scenen auch im gegenwärtigen Decurs kein Mangel ist.

Und so mag ich mir denn das Entfernte nicht lieber herantufen als durch genaue Betrachtung einzelner Wirklichkeiten. Das Augenblickliche,

was wir von öffentlichen Dingen, doch nur im allgemeinen und oft aufs unsicherste, durch die Zeitungen vernehmen, wird nun erst wahrhaft historisch und anschaulich zugleich, wenn der einzelne, unbefangene, unbedeutende Mensch von wichtigen Vorfällen Zeugniß giebt, denen er nicht etwa aus Neugier oder Absicht, sondern gedrungen durch unwiderstehliche Nothwendigkeit beiwohnte.

Auch unsern Gesellen ergreift Napoleon, als er die Truppen vor Valladolid mustert, beim Knopf und fragt ihn aus; auch dieser Landsmann zog in Madrid ein, angeführt von Prinz Murat, auch er tödtete und wüstete den 2. Mai 1808 in der empörten Hauptstadt, nahm in Aranjuez in dem zerstörten Palast des Friedensfürsten Quartier, litt von behenden Guerrillas, schmachtete unter eigennützigen Krankenwärtern und verkam beinahe im grausamen unverdienten Gefängniß. Dafür wird ihm aber auch erwünschte Genugthuung; ihm ist vergönnt, die Eingeweide des Inquisitionsgebäudes zu Valladolid zerstören zu helfen und den Mordpalast brennen zu sehen, nicht ohne Verdacht, mit seinen Gesellen die Fackel hineingeworfen zu haben.

Und so möge denn dieß Büchlein, neben so vielen andern, sich in die Welt verbreiten, zu vergnüglicher Unterhaltung, und vielleicht auch hie und da zu nützlicher Umsicht Gelegenheit geben.

Des jungen Feldjägers Kriegscamerad,

immer getrost und thätig.

Eingeführt von Goethe.

Man pflegt das Glück wegen seiner großen Beweglichkeit kugelrund zu nennen, und zwar doppelt mit Recht; denn es gilt diese Vergleichung auch in einem andern Sinne. Ruhig vor Augen stehend, zeigt die Kugel sich dem Betrachtenden als ein befriedigendes, vollkommenes, in sich abgeschlossenes Wesen; daher kann sie aber auch, so wie der Glückliche, unsere Aufmerksamkeit nicht lange fesseln. Alles Wohlbehagen, alle Zufriedenheit ist einfach, sie mögen, woher es auch sey, entspringen. Die Glücklichen überlassen wir sich selbst, und wenn am Ende des Schauspiels die Liebenden in Wonne vereinigt gesehen worden, gleich fällt

der Vorhang, und der Zuſchauer, der ſich ſtundenlang durch ſo manche Verworrenheit, Verdrießlichkeit und Verlegenheit feſthalten ließ, eilt ungeſäumt nach Hauſe. In dieſem Bezug vergleichen wir das Unglück mit einem Tauſendeck, das den überall anſtoßenden Blick verwirrt, wobei der zartere Sinn nirgends Beruhigung findet. Denn wie auf der Kugel das Licht ſanft zu verweilen angelockt wird, das Rund ſich in milden Schatten und Widerſcheinen uns offenbart, ſo ſendet das Vieleck von jeder Seite andern Glanz, andere Verdüſterung, andere Farben, andere Schatten und Widerſcheine; das Auge, beunruhigt, verweilt darauf, begierig, dasjenige in Eins zu faſſen, was ſich ſelbſt zerſtreut, und es wird von einer Theilnahme beſchäftigt, welche, wie durch ein unauflösbares Räthſel ſchwebend erhalten, ſchwankt.

Zu ſolchen Betrachtungen giebt gegenwärtiges Bändchen einen friſchen Anlaß; es ſtellt mit wenigen Pauſen nur Unheil und Unglück, Schmerz und Verzweiflung dar.

Was aber durchaus in einem höhern Sinn beſchwichtigend, tröſtend, beruhigend wirkt, iſt, daß die Perſonen, die ſo viel erduldet, den Untergang mehr wie einmal vor Augen geſehen, doch am Ende noch ſelbſt erzählen, was überſtanden, und wie ſie aus dem unerträglichſten Elend zuletzt gerettet worden.

Aber nicht ſowohl gerettet worden, ſondern ſich ſelbſt gerettet. Ein höherer Einfluß begünſtigt die Standhaften, die Thätigen, die Verſtändigen, die Geregelten und Regelnden, die Menſchlichen, die Frommen. Und hier erſcheint die moraliſche Weltordnung in ihrer ſchönſten Offenbarung, da wo ſie dem guten, dem wackern Leidenden mittelbar zu Hülfe kommt.

Die bürgerliche Verfaſſung auf dem wüſten Strande von Cabrera, der kümmerlichſten aller Baleariſchen Inſeln, verdient als Muſter einer vernünftigen, erſten, naturrechtlichen Staatsverfaſſung die Achtung aller Denkenden. Die Taktik und Strategie der unſeligen Schiffer einer auf unfruchtbaren, wellebedrohten Dünen mitten im Ocean angeſcheiterten Mannſchaft zeigt uns im ganzen und einzelnen Muſter von natürlicher und ſittlicher Faſſung, von angeborener und durchgeübter Standhaftigkeit, von wohlbedachter, zweckmäßig gerichteter Kühnheit, und durchaus wieder, nach dem unabwendbaren Untergang ſo vieler, die Rettung einzelner, die ſich mitten in der ſchrecklichſten Lage mannhaft-menſchlich benehmen, und denn doch zu ihrem Heil auch endlich ihres Gleichen finden.

Was kann nun dem einzelnen, in der Welt unbedeutenden Menſchen herrlicher und wünſchenswerther erſcheinen, als wenn auch einzelne wie er, Unbedeutende wie er, dadurch zur höchſten muſterhaften Erſcheinung gelangen, daß ſie Tugenden ausüben, die er vielleicht ſelbſt, in große Gefahren und Schickſale verwickelt, ehe er ſich's verſieht, wohl nöthig haben möchte.

Daß wir ein Buch, welches bei uns dieſe Gedanken hervorgebracht, auch andern empfehlen möchten, achten wir als wohlmeinendes Gefühl, ja wir trauen einem jeden ſinnigen Leſer zu, daß ihm gleichfalls in ſeiner Art, bei Beherzigung ſo ungemeiner, wenn auch im Weltlauf nicht ſeltener Schickſale, die wichtigſten Aufſchlüſſe aus ſeinem Innern ſich entwickeln werden.

Weimar, den 14. Januar 1826.

Des jungen Feldjägers Landsmann

unter ähnlichen Schickſalen.

Leipzig, bei Friedrich Fleiſcher 1827.

Hierzu iſt kein Vorwort beliebt worden, iſt aber als das vierte Bändchen zu vorſtehendem anzuſehen, und wird in folgendem davon die Rede ſeyn.

Memoiren Robert Guillemards,

verabſchiedeten Sergeanten.

Aus dem Franzöſiſchen. Eingeführt und eingeleitet von Goethe.

Leipzig, Weigandſche Buchhandlung 1827. Zwei Theile.

Einleitung.

Indem wir ein aus dem Franzöſiſchen überſetztes Werk dem Publicum vorlegen, dürfen wir wohl erinnern, daß drei deutſche Originalverſuche dieſer Art ſchon glücklich gelungen ſind; man wagte nämlich, das mannichfaltige Kriegsgeſchick, wie es Perſonen des unterſten Grades begegnen kann, ſo natürlich als ausführlich beſchrieben, der Leſewelt darzubieten.

Der junge Feldjäger ward in Deutschland als unterhaltendes Büchlein günstig aufgenommen und in einer Beurtheilung (Jenaische allgemeine Literaturzeitung 1825 Nr. 22) freundlich gewürdigt; sodann erschien er ganz unvermuthet in's Englische übersetzt, da er sich denn in dem vornehm typographischen Costüme ganz anständig ausnimmt. Der Kriegscamerad blieb nicht hinter seinem Vorgänger zurück, ja ein wohldenkender Kenner (Jenaische allgemeine Literaturzeitung 1827 Nr. 35) giebt ihm, unserer eigenen Ueberzeugung gemäß, noch den Vorzug.

Des jungen Feldjägers Landsmann, welcher erst vor kurzem die Presse verlassen, soll, wenn wir nicht irren, sich noch mehr Zustimmung verdienen, weil sein Charakter entschiedener ist und seine Ereignisse für bedeutender gelten können. Hier träte denn der seltene Fall ein, daß Fortsetzungen, die gewöhnlich zu lahmen pflegen, mit einem raschern Schritt vorwärts gingen.

Diese drei genannten jungen Leute, zwei Thüringer und ein Elsasser, in der mittlern und niedern Classe geboren, vom Jahr 1806 in Französischen Kriegsdiensten, werden in den Spanischen Feldzug und weiter in die unselige Weltgeschichte verflochten. Mit Vorbedacht wiederholen wir die Anzeige dieser individuellen Bekenntnisse; sie schreiten parallel und fast synchronistisch neben einander fort, und lassen uns auf die klarste Weise in das Verderben hineinsehen, welches zu jener Zeit die Welt ergriffen hatte.

Nun tritt gleichfalls hier ein subalterner Franzose auf, ein Sergeant, der ungeachtet er den ganzen Decurs Französischer Glücks- und Unglückswagnisse redlich durchgearbeitet, doch am Ende nur als Sergeant in seine leider sehr veränderte und entstellte Heimath mißmuthig zurückkehrt und wie so mancher andere zuletzt zu Feder und Papier seine Zuflucht nimmt. Der Französische Herausgeber drückt sich klar und einsichtig hierüber folgendermaaßen aus.

Vorrede des Französischen Herausgebers.

„Die Memoiren des Sergeanten Guillemard scheinen uns aller Beachtung werth zu seyn. Man ist freilich, wie er selbst sagt, zu sehr daran gewöhnt, nur Schriften zu lesen, deren Verfasser zu den höhern Classen der Gesellschaft gehören. Bis jetzt haben Personen, die unter der großen Menge geblieben waren, durch die Erzählung dessen, was sie

geſehen hatten, ſelten Theilnahme zu finden geglaubt. Bei dem, was Frankreich erlebt hat, giebt es indeſſen noch eine Menge obſcurer Menſchen, welche als Augenzeugen oder Theilnehmer wichtiger Ereigniſſe im Stande waren, die Dinge in der Nähe zu ſehen und ohne Leidenſchaft über Perſonen zu urtheilen, welche einen hiſtoriſchen Namen erlangten, ſo daß es vielleicht an der Zeit ſeyn möchte, auch ihre Rückerinnerungen zu benutzen.

„Aus der Lectüre dieſer Memoiren wird man ermeſſen, welche große Lücke in der Kenntniß der Thatſachen durch das Schweigen eines Unterofficiers würde unausgefüllt geblieben ſeyn. Man erhält von ihm ausführliche Auskunft über Ereigniſſe, welche bis jetzt ganz unbekannt waren; und ſeine Nachrichten haben das doppelte Verdienſt, den hiſtoriſchen Zweifeln ein Ende zu machen und das Intereſſe des Leſers in Anſpruch zu nehmen. Oft erzählt Guillemard Dinge, welche in mehrern andern Schriften ganz anders berichtet ſind. Der Leſer wird leicht entſcheiden, auf welche Seite ſein Zutrauen ſich neigen müſſe. Ohne eben allen Meinungen des Sergeanten beizutreten, haben wir doch Grund zu glauben, daß er nichts verſichert, wovon er nicht ſelbſt Zeuge geweſen iſt, und daß ſelbſt die Verſchiedenheit ſeiner Erzählung von andern ſich durch den ganz andern Standpunkt jener Berichtenden erklärt. Es muß uns ohne Zweifel angenehm ſeyn, nachdem wir über gewiſſe Vorfälle die Meinung von Staatsmännern und Politikern vernommen haben, auch die Meinung der Soldaten und des Volkes zu erfahren; und man wird es dem Sergeanten einigermaaßen Dank wiſſen, daß er ſeine Muße einer Arbeit gewidmet hat, die ſich ſonſt für ſeinen Grad und ſeine Stellung wenig zu eignen ſcheint.

„Guillemard ſtammte aus einer wohlhabenden und achtbaren Familie, und hätte deßhalb erwarten können, nicht auf der Stufe des Sergeanten ſtehen zu bleiben: aber einestheils wollte es ihm in ſeiner Laufbahn nicht glücken, und anderntheils hatte ſeine Erziehung, die in den Feldlagern ſich vollendete, nicht die Politur erhalten, welche der Umgang mit Gebildeten zu verleihen pflegt. Man wird in ſeinem Werk eine Freimüthigkeit des Ausdrucks und einen Reichthum von Wahrheit finden, die dem Leſer, bei der unendlichen Mannichfaltigkeit der Töne, mit welchen er jeden beſondern Thatumſtand auszumalen verſteht, dieſe Memoiren zur angenehmen Lectüre machen. Ein Gelehrter würde das Ungleichartige

durch einen eleganten Vortrag mit einander zu verſchmelzen gewußt haben; der Sergeant hat aber, von den Ereigniſſen entgegengeſetzter Natur verſchiedenartig ergriffen, für jeden Umſtand beſondere Ausdrücke und Farben gefunden. Und wenn er auch oft aus dem erhabenen Styl faſt ohne allen Uebergang in den Ton einer vielleicht trivialen Familiarität herabſinkt, ſo erhält dadurch, unſeres Bedünkens, ſeine Schilderung nur mehr Leben und Originalität, und alles läßt glauben, daß das Publicum ein gleiches Urtheil fällen werde."

Da wir durch Vorſtehendes genugſam von Art und Weiſe, Sinn und Zweck des gegenwärtigen Büchleins unterrichtet ſind, ſo könnten wir es wohl dabei bewenden laſſen, um ſo mehr als das, was wir zu ſagen haben, einigermaaßen bedenklich iſt. Der Leſer, wenn er irgend etwas Geſchichtliches zur Hand nimmt, will es gern, für einige Zeit wenigſtens, mit Wahrheit und Wirklichkeit vollkommen übereinſtimmend anſehen. Gilt dieß ſogar von Roman und Gedicht, warum ſollte es nicht von einer Lebensbeſchreibung gelten? Auch mögen wir nicht gern unſern Sergeanten, dem wir eine beſondere Vorliebe gewidmet haben, verdächtig machen; weil aber doch dasjenige, was wir hierbei meinen oder glauben, früher oder ſpäter zur Sprache kommen muß, ſo halten wir es für gerathen, davon einige Erwähnung zu thun.

Wir zweifeln nicht an der Perſönlichkeit des Sergeanten: ſie geht ſo treulich als freundlich, einfach und wahrhaft durch das Ganze durch, die individuellen Züge erſcheinen überall wieder. Ein kühner, thätiger und doch immer ſubaltern-genügſamer Sinn zeigt ſich überall, und beſonders von Anfang herein folgen wir der Erzählung mit getroſtem, ſicherm Schritt; nur wenn er in der Folge bei höchſtbedeutenden Weltereigniſſen mitwirkend oder zuſchauend wiederholt auftritt, verwundern wir uns zuerſt, ſchütteln dann den Kopf und glauben endlich einen höhern Sinn, einen weitern Verſtand, einen freier umſchauenden Blick hinter der Maske zu entdecken.

Dem ſey nun, wie ihm wolle, das Werk geht an einem einfachen, natürlichen Faden hin, und was daran geknüpft iſt, können wir mit Dank empfangen. Merkwürdig ſchien uns, daß keine Abſicht, auf den Tag, auf den Augenblick, auf gegenwärtiges Intereſſe zu wirken, nur im mindeſten bemerklich ſey; es gilt bloß die Vergangenheit in der Vergangenheit gegen

ſich ſelbſt und gegen das Vergeſſen, gegen das völlige Auslöſchen zu retten, wodurch beſonders in neueſter Zeit ein Tag den andern übertüncht, und das Unnützeſte über das Trefflichſte, als müßte es ſo ſeyn, ſorglos hinpinſelt.

Wir erkennen alſo mit Zufriedenheit und Beifall, daß ſich an dem heitern und harmloſen Lebensfaden eines untergeordneten Menſchen die wichtigſten halbbekannten und unbekannten Ereigniſſe und Perſönlichkeiten nach und nach aufreihen und über die Abgründe des Vergangenen gar mannichfaltige Betrachtungen veranlaſſen. In's einzelne dürfen wir nicht gehen; Ueberraſchung und Antheil ſey dem Leſer unverkürzt bewahrt: aber Eines gedenken wir, um dieſes Werk an die obgemeldeten nochmals anzuknüpfen, daß auch dieſer Kriegsmann auf der Inſel Cabrera erſcheint und uns Nachricht giebt von einem auf Franzöſiſche Weiſe ſich conſtituirenden Urſtaat, deſſen geſetzliche Beſtimmungen, gegen diejenigen gehalten, welche uns von den deutſchen Verbannten bekannt geworden, höchſt merkwürdige Vergleichungen über den Charakter beider Nationen veranlaßten.

Uebrigens wird man uns keinen Vorwurf machen, als wenn wir den Verdacht einer Halbwahrheit unbillig auf dieſes Werk zu bringen geſucht, indem die angehängten Documente auf die Einwirkung eines höhern Kreiſes und auf entſchiedene Zwecke bedeutender Perſonen unverhehlt hindeuten.

So viel zur Empfehlung eines Werkes, das auf jede Weiſe ſchätzbar iſt und einem Schriftſteller, der in dieſer Art des Halbromans ſich hätte hervorthun wollen, allerdings Ehre machen würde. Was denn endlich an dieſer problematiſchen Production ſich weiterhin aufklären möchte, muß die Zeit lehren.

Weimar, den 9. März 1827.

Biographiſche Denkmale von Varnhagen von Enſe.

1824.

Mit vielem Vergnügen habe ich dieſe glückliche Arbeit durchgeleſen; ſie erinnert an Plutarchs Zuſammenſtellung ähnelnder Lebensweiſen, jedoch beziehen ſich die drei hier aufgeführten Perſonen näher zu einander. Die Grafen Bückeburg und Schulenburg, wie der Baron von Neuhof,

ſind eigentlich höchſt mannichfaltige Variationen deſſelben Themas. Zwiſchen dem funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert wären ſie als Condottieri, als kühne Miethhelden aufgetreten; zwiſchen dem ſiebzehnten und achtzehnten wird ihr Betragen milder, ſittlicher, und ſelbſt der Eigennutz nimmt einen edlern Charakter an.

Graf Schulenburg, ein tapferer, ſtrebender Mann, bleibt durchaus ein vornehmer Söldner, kämpft bald hie bald da, bis er Gelegenheit findet, der Republik Venedig große Dienſte zu leiſten, die ſie denn auch durch Vertrauen, ſo wie durch Ehrendenkmale und ein reichliches Auskommen bis in das höchſte Alter zu lohnen weiß.

Graf Bückeburg, geborener Souverän, in einem kleinen Bezirk unbedingt regierend, ſetzt ſich durch Höhe des Sinnes und der Thatkraft den Allergrößten gleich, wirkt für eine ferne Macht, und uneigennützig-großartig zieht er ſich in's eigene Enge zurück, mit wunderbaren, ja ſeltſamen Beſtrebungen, ſelbſtſtändig und unabhängig zu ſeyn und zu bleiben.

Theodor, ſo viel Held als nöthig, um für einen vollkommenen Diplomaten zu gelten, dient andern, aber ganz um ſein ſelbſt willen; ihn beherrſcht die unüberwindliche Begier, ſich eine Krone zu erwerben und zu erhalten. Durch kein Mißgeſchick läßt er ſich von immer neuen gewagten Verſuchen abſchrecken, behauptet die ihm eingeborenen königlichen Formen bis in's tiefſte Elend, und auch da fehlt es ihm nicht an Huldigung.

Im übrigen darf man von dem Ganzen ſagen: die Weltüberſicht iſt rein und ſicher, der Vortrag ernſt und einfach. Andere mögen anderes daran rühmen.

Mich aber berührte das Werk ganz eigenthümlich, da jene drei Helden gleichzeitig mit meinem Vater, einer bis an meinen Lebenseintritt heran, zwei in meine Tage hinein, verharrten und wirkten.

Schulenburg ſtarb 1748, Theodor 1756, Bückeburg 1777. Ich las alſo hier ausführlich, was mir von den Tagen der Kindheit her, bis in's Jünglingsalter heran, als Weltmährchen im allgemeinen vorgeklungen.

Der Tod Schulenburgs ereignete ſich ungefähr gleichzeitig mit meines Vaters Aufenthalt in Venedig, wo dem Andenken des Helden eine noch ganz friſche Verehrung gewidmet war. Unter den Kupfern, welche der aufmerkſame Reiſende zurückbrachte, befanden ſich zwei große Blätter, eins von Pitteri, mit Fertigkeit des Grabſtichels nach Franz Rusca

gearbeitet, einem Bildnißmaler, der den großen Beifall ſeiner Tage durch edle, freie, kühne Darſtellung fürſtlicher Heldenmänner zu gewinnen verſtand, das andere, jenes in Corfu ihm errichtete ſtatuariſche Denkmal vorſtellend; bei welchen Blättern uns viel von den heldenmäßigen Bemühungen des außerordentlichen Mannes erzählt ward, der auch hier als ein Wohlgebildeter, frei Gewachſener, kühn Beweglicher ſich ſehen ließ.

Graf Bückeburg aber griff ſpäter in meinen Lebensgang ein; er ward mir durch Zeitgenoſſen in aller ſeiner Würde und Wunderlichkeit bekannt. Wie ſollte aber ein ſo wundervoller Mann bei ſeinem Leben nicht wunderlich erſcheinen!

Theodors Tod fiel mit dem Erdbeben von Liſſabon, das mir ſo viel zu denken und der Welt zu reden gab, nahe zuſammen; auch er mußte im Tagesgeſpräch eher ſeltſam als bedeutend erſcheinen, und niemand ahnte, daß funfzig Jahre nach ſeinem Tode die Wirkungen, zu denen er den erſten Anſtoß gegeben hatte, über die ganze Welt ſich ausrollen würden. Denn Pascal Paoli nahm ſein Geſchäft auf, die unbändigen Corſicaner von der Einwirkung Genuas zu befreien; da denn bald darauf die Luſt, ſich ſelbſt zu regieren, auf die Nordamericaniſchen Colonien überging, und als es dort ſo wohl gelang, nachher bald zurückkehrte und noch bis auf den heutigen Tag einen offenbaren und geheimen Kampf zu beſtehen nicht ermüdete.

Dank ſey daher im allgemeinen dem Verfaſſer, daß er uns eine unmittelbar an die Gegenwart gränzende Epoche ſo klar und ausführlich vor die Seele geführt, und von meiner Seite beſonders, daß er meine früheſten Jugenderinnerungen wieder aufgefriſcht. Denn das iſt, bei manchem Entbehren, der große Vortheil des hohen Alters, ſich ein ganzes Jahrhundert vorführen zu können und es beinahe als perſönlich gegenwärtig anzuſchauen.

Varnhagen von Enſes Biographien deutſcher Dichter.

1827.

Paul Flemming, Friedrich von Canitz und Johann von Beſſer erſcheinen mir zu dieſen Betrachtungen höchſt willkommen. Die Werke genannter Dichter ſtanden im Franzband ehrenvoll, mit goldverziertem Rücken, in meines Vaters Bücherſammlung. Ich lernte darin

lesen mehr als daß ich sie las; ihr Ansehen und der allgemeine Ruhm prägte mir Ehrfurcht ein; das Charakteristische freilich ihrer Verdienste, wie sie mir nun der trefflich schildernde, gesondert und geistreich vortragende Biograph in Werth und Würde, Kraft, Anmuth und Sonderbarkeit wohlschaulich darstellt, blieb mir, ich gestehe es gern, mein Leben lang verborgen; doch erinnere ich mich, daß sie sämmtlich, mit andern ihrer Zeitgenossen, da ich eine Weile auf ihrem Wege fort zu dichten begann, mir als Knaben und Jüngling wie ein Alp beschwerlich auflagen. Diese Wirkung begreife ich erst jetzt, da sie beim Lesen obgenannten Bandes, als das wiederaufstehende Gespenst einer uralten Zeit, auf dieselbe Weise lasteten.

Niemand wird jene Biographien ungelesen lassen, und meine Freunde bitte ich, dabei sich auch mich in jenen Tagen zu vergegenwärtigen, wo ich mich weder mit solcherlei Lieb- und Hofschaften, noch mit derlei gestaltlosem und doch blumenreichem Inhalt, mit dem halbgewandten und meist gehaltleeren Ausdruck, mit der unerquicklichen Dogmatik des protestantischen Kirchenliedes in keinem Sinne befreunden konnte, wenn dasjenige, was sich in mir zu entwickeln strebte, nicht unterdrückt und mißgeleitet werden sollte.

Und mißgeleitet wurde es doch meistens. Sind ja meine ersten in's Publicum gebrachten Productionen im eigentlichsten Sinne gewaltsame Ausbrüche eines gemüthlichen Talents, das aber sich weder zu rathen noch zu helfen weiß.

Und hiermit sey denn auch dem werthen Verfasser dieser Biographien von meiner Seite Dank gesagt. Seit geraumen Jahren wirkt er auf die freundlichste Weise mit mir in gleichem Sinne, und befördert mein Bestreben durch ein bejahendes Entgegenkommen. Ich zähle ihn zu denjenigen, die zunächst unsere Nation literarisch in sich selbst zu einigen das Talent und den Willen haben. Möge er mit seinen biographischen Darstellungen immer weiter in das achtzehnte Jahrhundert herangehen und durch Darstellung der Individualitäten und des Zeitgeistes, mit dem sie in Wechselwirkung gestanden, Klarheit des ganzen Zustandes befördern. Klarheit nöthigt zur Einsicht, Einsicht erschafft Duldung. Duldung ist die einzige Vermittlerin eines in allen Kräften und Anlagen thätigen Friedens.

Für Freunde der Tonkunst von Friedrich Rochlitz.

Erster Band.

1824.

Wohlwollende Leser geben mir schon lange zu, daß ich, anstatt über Bücher zu urtheilen, den Einfluß ausspreche, den sie auf mich haben mochten. Und im Grunde ist dieß doch das Urtheil aller Lesenden, wenn sie auch ihre Meinung und Gesinnung dem Publicum nicht mittheilen. Der Unterrichtete findet in einem Buche nichts Neues, und kann es daher nicht loben, indessen der jüngere Wißbegierige daran seine Kenntnisse mit Erbauung vermehrt; der eine wird gerührt, wo der andere kalt bleibt; deßhalb ist die Aufnahme eines Werks so sehr verschieden.

Bei dem obgenannten hatte ich mich besonders zu erfreuen, und zwar will ich zuvörderst der gemüthlich ausführlichen Darstellung des Messias von Händel gedenken; sie erregte in mir die unwiderstehliche Sehnsucht, von dem Werke, das mich früher an die ernsteste Tonkunst herangeführt, so viel abermals zu vernehmen, daß die alten halbverklungenen Gefühle sich wieder entwickelten und die jugendlichen Genüsse in Geist und Seele sich nochmals erneuerten.

Dazu gelange ich denn jetzt unter der Anleitung eines wackern Musikdirectors, durch Theilnahme von Tonkünstlern und Liebhabern. Ich folge nunmehr dem Gange des unschätzbaren Werkes nach vorliegender Anleitung; man schreitet vor, man wiederholt; und so hoffe ich, in einiger Zeit ganz wieder von Händelscher Geistesgewalt durchdrungen zu seyn.

Die Biographien Hillers und der Schmehling-Mara thaten mir sehr wohl, und veranlaßten nachstehende Betrachtung.

Unbekannt mit der nächsten Umgebung, lebt die Jugend immerfort, entweder zu sehr mit sich selbst beschäftigt oder mit Gedanken und Bestrebungen in die Ferne gerichtet; nur die Folgezeit klärt uns über die vergangene Gegenwart auf.

Dießmal ward ich denn in jene Tage versetzt, wo ich in Leipzig, in studentischem Dunkel und Dünkel, umherging, alles guten Willens mir bewußt, nach undeutlichen Zwecken auf Irrwegen tastete.

Auch ich habe den guten Hiller besucht und bin freundlich von ihm aufgenommen worden; doch wußte er mit meiner wohlwollenden

Zudringlichkeit, mit meiner heftigen, durch keine Lehre zu beſchwichtigenden Lernbegierde ſich ſo wenig als andere zu befreunden.

Auch jene Demoiſelle Schmehling habe ich damals bewundert, eine werdende, für uns unerfahrene Knaben höchſt vollendete Sängerin. Die Arien: Sul terren piagata a morte etc. und Par che di giubilo etc. aus Haſſes Helena auf dem Calvariberg weiß ich mir noch im Geiſte hervorzurufen.

Indem ich mich nun mit dieſem und den übrigen anmuthig belehrenden Aufſätzen unterhalte, ſcheint mir der Mann zur Seite zu ſtehen, den ich ſchon ſo lange Jahre als freundlich theilnehmenden Mitgenoſſen eines bedeutenden Zeitalters zu ehren hatte, der zu meinem Lebensgange ſich heiter und froh, wie ich mich zu dem ſeinigen, gefügt. Von der erſten Zeit an erſcheint er als rein wohlwollender Beobachter, und eben dieſen Charakter gewinnen ſeine Vorträge; er ſchreitet ruhig gefroſt in der Literatur ſeiner Tage daher, erwirbt die vollkommenſte Leichtigkeit des Ausdrucks, ſagt nur, was ſich ausſprechen läßt, und ſpricht es gut aus; zu ſeinem größten Vortheil aber begleitet ihn überall eine eingeborene Harmonie, ein muſicaliſches Talent entwickelt ſich aus ſeinem Innern, und er fördert es mit Sorgfalt ſo, daß er ſeine ſchriftſtelleriſche Gabe zu Darſtellung von muſicaliſchen Erfahrungen und Geſetzen mit Leichtigkeit benutzen kann. Wie viel ihm die gebildete Welt hierin ſchuldig geworden, iſt kaum mehr zu ſondern: denn ſeine Wirkungen ſind ſchon in die Maſſe der Nation übergegangen, woran er ſich denn in einem höhern Alter uneigennützig mit allgemeiner Beiſtimmung vergnügen kann.

Seine heitern Productionen, die man als Blüthen einer wirklichen Welt anſehen darf, ſind von jedermann gekannt, und werden auch in einer neuen concentrirten Ausgabe, die unter dem Titel: „Auswahl aus Fr. Rochlitz' ſämmtlichen Schriften, Leipzig 1821 u. ff." erſchien, ſeinen Freunden abermals in die Hände gegeben und jüngern Leſern als liebenswürdige neue Gabe geboten.

Hier enthalte ich mich nun nicht, einer der wunderſamſten Productionen zu gedenken, die ſich vielleicht je, man darf wohl ſagen ereignet haben. Es iſt das Tagebuch der Schlacht bei Leipzig, wo die beiden Talente des Verfaſſers als Schriftſtellers und Tonkünſtlers vereint hervortreten, und zugleich ſein ruhiger, zuſammengenommener Charakter ſich bewährt, wie der eines Schiffers im Sturm, aufmerkend geſchäftig, obgleich beängſtigt, ſich gar löblich hervorthut.

Das Bedürfniß unſeres Freundes, Ereigniſſe zu beobachten, ſeine Gedanken durch Schrift, ſeine Empfindungen muſicaliſch auszudrücken, wird uns dadurch erhalten und auch der Folgezeit offenbart. Das Unbewußte, Deſultoriſche der überdrängteſten Augenblicke — von gefahrvoller Beobachtung kaum zu überlebender Momente zum Flügel, um das Herz zu erleichtern, zum Pult, um Gedanken und Anſchauungen zu ſtiren — iſt einzig; mir iſt wenigſtens nichts Aehnliches bekannt. Dieſe bewußte Bewußtloſigkeit, dieſes unvorſätzliche Betragen, dieſe bedrängte Thätigkeit, dieſe nur durch Wiederkehr zu gewohnten, geliebten Beſchäftigungen gefundene Selbſthülfe, wo eine im augenblicklichen bänglichen Genuß erhaſchte Wiederherſtellung ſchon genützt, um größern Leiden mit unverlorener Selbſtſtändigkeit wieder entgegengehen zu können — alles dieſes iſt ein Document für künftige Zeiten, was die Bewohner Leipzigs und der Umgegend gelitten haben, als das Wohl der Deutſchen nach langem Druck ſich endlich wieder aufrichtete.

Auch mir beſonders war dieſes Tagebuch von großer Bedeutung, indem ich gerade in denſelbigen Stunden noch in ahnungsvoller Sicherheit, umgeben von einer ängſtlichen Stille, meinen gewöhnlichen Geſchäften nachging, oder vielmehr im Theatergeſchäft den Epilog zu Eſſex ſchrieb, in welchem die merkwürdigen prophetiſchen Worte vorkommen:

Der Menſch erfährt, er ſey auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag!

Golgers nachgelaſſene Schriften und Briefwechſel.

Zwei Bände.

1827.

Alle Memoiren einigermaaßen bedeutender Menſchen lieſ't man mit großem Antheil, und das mit Recht: wir werden unmittelbar in die fernſten Gegenden und Lebenszuſtände verſetzt, und doch müſſen wir immer den Charakter, das Herkommen und die Denkweiſe des Verfaſſers abziehen, wenn wir uns daraus wahrhaft unterrichten wollen.

Briefe eines einflußreichen Mannes an einen oder mehrere Freunde, in einer Reihe von Jahren geſchrieben, geben uns ſchon einen reinern

Begriff von den obwaltenden Zuständen und Gesinnungen. Aber ganz unschätzbar sind Briefwechsel zweier oder mehrerer durch Thätigkeit in einem gemeinsamen Kreis sich fortbildender Personen.

Dieses gilt von dem in dem ersten Theil obgenannten Werkes uns in die Hände gegebenen Briefwechsel. Die drei wichtigen Männer Solger, Tieck und Raumer unterhalten sich über ihr fortschreitendes Dichten und Trachten, Wollen und Thun, und so kommt, ganz ohne Vorsatz, ein vollständiges Bild eines edlen lebendigen Kreises zu Stande, einer Schraube ohne Ende, die in das nächste eingreift und so das Fernste in Bewegung setzt. Der Kreis ist nicht abgeschlossen; ein und der andere Freund wird beiläufig mit aufgenommen: das Wirken der Weltgeschichte, das Gegenwirken der Individuen wird klar, man begreift seinen eigenen Bezug, und lernt einsehen, wie man selbst in die Ferne gewirkt, was Zeitgenossen von unsern Thätigkeiten aufgenommen, was sie abgelehnt, was Folge gehabt, was erfolglos geblieben.

Bei Herausgabe der Jugendereignisse meines Lebens konnte ich schon bemerken, daß ich manchen seit Jahren Mitheranlebenden Freude gemacht, indem ich ihnen längstvergangene Zeiten und Ereignisse, woran auch sie Theil genommen, durch das Vehikel meiner Zustände wieder vergegenwärtigt. Und so haben wir allerdings den Herausgebern, die auch als Mitarbeiter anzusehen sind, auf das schönste zu danken, daß sie kein Bedenken trugen, uns dasjenige bald zu überliefern, was uns als Miterlebtes freundlichst ansprechen muß.

Wie zart und schön Solger, mit dem ich nie in ein näheres Verhältniß getreten, meine Arbeiten aufgenommen und sich daran erbaut, verdient wohl zunächst eine dankbare Erwähnung, obgleich sein liebenswürdiger Charakter sich besonders in diesen Briefen auf eine Weise hervorthut, die keines Commentars bedarf; ich hoffe daher durch Empfehlung dieser beiden Bände, welche von keinem Gebildeten, an neuerer Literatur Theilnehmenden ungelesen bleiben können, schon einen Theil meiner Schuld abgetragen zu haben.

Fr. H. Jacobi's auserlesener Briefwechsel,

in zwei Bänden.

1827.

Eine höchst interessante Lectüre für's Publicum, dem es um Einzelnheiten der Personen und Schicksale zu thun ist, für mich eine höchst traurige Unterhaltung. Ich recapitulire, was ich schon weiß, und sehe nur deutlicher, warum ich mit so viel guten und vorzüglichen Menschen niemals eigentlich übereinstimmen konnte. Jetzt, da ich sie in ein paar Bänden zusammengedrängt in der Hand habe, kommen sie mir vor wie Menschen, die sämmtlich Eine Sprache sprechen, aber in den verschiedensten Dialekten, und jeder glaubt, auf seine Weise drücke man sich am besten aus: der Schweizer schüttelt den Kopf über den Niedersachsen, der Wiener über den Berliner; von dem, worauf es eigentlich ankäme, weiß aber einer so wenig zu sagen als der andere: sie tanzen mit wenigen Ausnahmen alle am Hochzeitfeste, und niemand hat die Braut gesehen. Besteht man es genau, so gründet sich doch zuletzt nur ein jeder auf ein gewisses inneres Behagen an seinem Daseyn. Der Glaube, die Zuversicht auf das bißchen, was man ist oder seyn möchte, beseelt einen jeden, und so möchte er sich auch dem andern machen, eigentlich den andern sich gleich machen, und dann, denken sie, wäre es gethan. Erst becomplimentiren sie sich von der Seite, wo sie sich gerade nicht abstoßen; zuletzt aber, wenn jeder ehrlich wird und seine Individualität herauskehrt, fahren und bleiben sie aus einander. Ueber die Persönlichkeiten selbst lassen sich merkwürdige Betrachtungen anstellen. Da ich die meisten Individuen genau gekannt, mit und an einigen derselben mehr gelitten als genossen habe, so zeichnen sie sich in diesen Briefen mir recht deutlich auf. Ich will sehen, daß ich mir den Antheil und Humor erhalte, diese Züge festzuhalten; sollte ich es auch nur spät zu Tage geben, so wird es immer ein Vermächtniß bleiben.

Jacobi wußte und wollte gar nichts von der Natur, ja er sprach deutlich aus, sie verberge ihm seinen Gott. Nun glaubt er mir triumphirend bewiesen zu haben, daß es keine Naturphilosophie gebe; als wenn die Außenwelt dem, der Augen hat, nicht überall die geheimsten Gesetze täglich und nächtlich offenbarte! In dieser Consequenz des unendlich

Mannichfaltigen ſehe ich Gottes Handſchrift am allerdeutlichſten. Da lobe ich mir unſern Dante, der uns doch erlaubt, um Gottes Enkelin zu werben.

Von Gott dem Vater ſtammt Natur,
Das allerliebſte Frauenbild;
Des Menſchen Geiſt, ihr auf der Spur,
Ein treuer Werber fand ſie mild.
Sie liebten ſich nicht unfruchtbar:
Ein Kind entſprang von hohem Sinn.
So iſt uns allen offenbar,
Naturphiloſophie ſey Gottes Enkelin.

S. Dante dell' Inferno canto XI, 98.

Die Verlobung,

eine Novelle von Ludwig Tieck.

1823.

Ein geprüfter, anerkannter Dichter der beſten Art fühlt ſich humoriſtiſch geneigt, zum Oſtwinde geſellt, jene leidigen Nebel zu zerſtreuen, welche die ſinnig-geiſtigen Regionen Deutſchlands zu obſcuriren bei dem niedrigſten Barometerſtand ſich anmaßen. Gelingt es auch wohl nicht ganz den Horizont zu reinigen, ſo hat er doch wenigſtens das düſtere Gewölk an die Berge geworfen, wo es denn abregnen, abſchneien oder ſich ſelbſt verzehren mag; uns aber hat er wieder einen klaren blauen Himmel des Menſchenverſtandes und reiner Sitte zu eröffnen gewußt. Danken wir ihm dafür auf's herrzlichſte, bemerken aber zugleich, daß er, uns dieſe Wohlthat erzeigend, auch gegen ſich ſelbſt eine ſchöne Pflicht erfüllt; denn er konnte ſich wohl ſagen:

Tuno tua res agitur, paries dum proximus ardet.

Justus Möser.

1822.

Gern erwähne ich dieses trefflichen Mannes, der, ob ich ihn gleich niemals persönlich gekannt, durch seine Schriften und durch die Correspondenz, die ich mit seiner Tochter geführt, worin ich die Gesinnungen des Vaters über meine Art und Wesen mit Einsicht und Klugheit ausgesprochen fand, sehr großen Einfluß auf meine Bildung gehabt hat. Er war der tüchtige Menschenverstand selbst, werth, ein Zeitgenosse von Lessing zu seyn, dem Repräsentanten des kritischen Geistes; daß ich ihn aber nenne, bin ich veranlaßt durch die Nachricht, im nächsten Jahre werde ein ziemlicher Band Fortsetzung der Osnabrückischen Geschichte, aus Mösers hinterlassenen Papieren entnommen, uns geschenkt werden. Und wären es nur Fragmente, so verdienen sie aufbewahrt zu werden, indem die Aeußerungen eines solchen Geistes und Charakters, gleich Goldkörnern und Goldstaub, denselben Werth haben wie reine Goldbarren, und noch einen höhern als das Ausgemünzte selbst.

Hier nur einen Hauch dieses himmlischen Geistes, der uns anregt, ähnliche Gedanken und Ueberzeugungen beizufügen.

„Ueber den Aberglauben unserer Vorfahren. Es wird so viel von dem Aberglauben unserer Vorfahren erzählt, und so mancher Schluß zum Nachtheil ihrer Geisteskräfte daraus gezogen, daß ich nicht umhin kann, etwas, wo nicht zu ihrer Rechtfertigung, doch wenigstens zu ihrer Entschuldigung zu sagen. Meiner Meinung nach, hatten dieselben bei allen ihren sogenannten abergläubischen Ideen keine andere Absicht als gewissen Wahrheiten ein Zeichen, was noch jetzt seinen eigenen Namen in der Volkssprache hat: Wahrzeichen, aufzudrücken, wobei man sich ihrer erinnern sollte, so wie sie dem Schlüssel ein Stück Holz anknüpften, um ihn nicht zu verlieren, oder ihn um so geschwinder wiederzufinden. So sagten sie z. B. zu einem Kinde, das sein Messer auf den Rücken oder so legte, daß sich leicht jemand damit verletzen konnte, die heiligen Engel würden sich, wenn sie auf dem Tische herumspazierten, die Füße daran verwunden; nicht weil sie dieses so glaubten, sondern um dem Kinde eine Gedächtnißhülfe zu geben. Sie lehrten, daß jemand so manche Stunde vor der Himmelsthüre warten müsse, als er Salzkörner in seinem Leben unnützerweise verstreuet hätte, um ihren Kindern oder ihrem Gesinde

einen Denkzettel zu geben, und ſie vor einer gewöhnlichen Nachläſſigkeit in Kleinigkeiten, die, zuſammengenommen, beträchtlich werden können, zu warnen. Sie ſagten zu einem eiteln Mädchen, welches ſogar noch des Abends dem Spiegel nicht vorübergehen konnte, ohne einen verſtohlenen Blick hineinzuthun, der Teufel gucke derjenigen über die Schulter, welche ſich des Abends im Spiegel beſehe, und was dergleichen Anhängſel mehr ſind, wodurch ſie eine gute Lehre zu bezeichnen und einzuprägen ſich bemüheten. Mit Einem Worte, ſie holten aus der Geiſterwelt, wie wir aus der Thierwelt, belehrende Fabeln, die dem Kinde eine Wahrheit recht tief eindrücken ſollten."

Gar löblich ſtellt Möſer die fromme und die politiſche Fabel gegen einander; die letztere will zur Klugheit bilden, ſie deutet auf Nutzen und Schaden, die erſtere bezweckt ſittliche Bildung und ruft religiöſe Vorſtellungen zu Hülfe. In der politiſchen ſpielt Reineke Fuchs die große Rolle, indem er entſchieden ſeinen Vortheil verſteht, und ohne weitere Rückſichten auf ſeine Zwecke losgeht; in der frommen Fabel ſind dagegen Engel und Teufel faſt allein die Wirkenden.

Origenes ſagt, ſeine Zeitgenoſſen hielten die warmen Quellen für heiße Thränen verſtoßener Engel.

Der Aberglaube iſt die Poeſie des Lebens: beide erfinden eingebildete Weſen, und zwiſchen dem Wirklichen, Handgreiflichen ahnen ſie die ſeltſamſten Beziehungen; Sympathie und Antipathie walten hin und her.

Die Poeſie befreit ſich immer gar bald von ſolchen Feſſeln, die ſie ſich immer willkürlich anlegt; der Aberglaube dagegen läßt ſich Zauberſtricken vergleichen, die ſich immer ſtärker zuſammenziehen, je mehr man ſich gegen ſie ſträubt. Die hellſte Zeit iſt nicht vor ihm ſicher; trifft er aber gar in ein dunkles Jahrhundert, ſo ſtrebt des armen Menſchen umwölkter Sinn alſobald nach dem Unmöglichen, nach Einwirkung in's Geiſterreich, in die Ferne, in die Zukunft; es bildet ſich eine wunderſame reiche Welt, von einem trüben Dunſtkreiſe umgeben. Auf ganzen Jahrhunderten

laſten ſolche Nebel und werden immer dichter und dichter: die Einbildungskraft brütet über einer wüſten Sinnlichkeit; die Vernunft ſcheint zu ihrem göttlichen Urſprung gleich Aſträen zurückgekehrt zu ſeyn; der Verſtand verzweifelt, da ihm nicht gelingt, ſeine Rechte durchzuſetzen.

Dem Poeten ſchadet der Aberglaube nicht, weil er ſeinen Halbwahn, dem er nur eine mentale Gültigkeit verleiht, mehrſeitig zu gute machen kann.

Lorenz Sterne.

1827.

Es begegnet uns gewöhnlich bei raſchem Vorſchreiten der literariſchen ſowohl als humanen Bildung, daß wir vergeſſen, wem wir die erſten Anregungen, die anfänglichen Einwirkungen ſchuldig geworden. Was da iſt und vorgeht, glauben wir, müſſe ſo ſeyn und geſchehen; aber gerade deßhalb gerathen wir auf Irrwege, weil wir diejenigen aus dem Auge verlieren, die uns auf den rechten Weg geleitet haben. In dieſem Sinne mache ich aufmerkſam auf einen Mann, der die große Epoche reinerer Menſchenkenntniß, edler Duldung, zarter Liebe in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerſt angeregt und verbreitet hat.

An dieſen Mann, dem ich ſo viel verdanke, werde ich oft erinnert; auch fällt er mir ein, wenn von Irrthümern und Wahrheiten die Rede iſt, die unter den Menſchen hin und wieder ſchwanken. Ein drittes Wort kann man im zartern Sinne hinzufügen, nämlich Eigenheiten. Denn es giebt gewiſſe Phänomene der Menſchheit, die man mit dieſer Benennung am beſten ausdrückt; ſie ſind irrthümlich nach außen, wahrhaft nach innen und, recht betrachtet, pſychologiſch höchſt wichtig. Sie ſind das, was das Individuum conſtituirt; das Allgemeine wird dadurch ſpecificirt, und in dem Allerwunderlichſten blickt immer noch etwas Verſtand, Vernunft und Wohlwollen hindurch, das uns anzieht und feſſelt.

Gar anmuthig hat in dieſem Sinne Yorick-Sterne, das Menſchliche in Menſchen auf das zarteſte entdeckend, dieſe Eigenheiten, in ſofern ſie ich thätig äußern, ruling passion genannt. Denn fürwahr ſie ſind es,

die den Menſchen nach einer gewiſſen Seite hintreiben, in einem folgerechten Geleiſe weiterſchieben, und ohne daß es Nachdenken, Ueberzeugung, Vorſatz oder Willenskraft bedürfte, immerfort in Leben und Bewegung erhalten. Wie nahe die Gewohnheit hiermit verſchwiſtert ſey, fällt ſogleich in die Augen: denn ſie begünſtigt ja die Bequemlichkeit, in welcher unſere Eigenheiten ungeſtört hinzuſchlendern belieben.

Irrthümer und Wahrheiten von Wilhelm Schütz.

Nächſt den Eigenheiten müßte man die Influenzen bedenken; jene kann man ſich vorſtellen als Formen des lebendigen Daſeyns und Handelns einzelner, abgeſchloſſener, beſchränkter Weſen, und in dieſem Sinne giebt es Eigenheiten der Individuen ſo wie der Nationen. Und dieſe ſind es denn, welche, indem ſie ſich von dem Individuum über das Volk, von einer Nation über die Welt verbreiten, als Influenz erſcheinen.

Hieraus läßt ſich nun ſchon erkennen, daß eine Eigenheit an ſich, wo nicht lobenswerth, doch wenigſtens duldbar ſeyn könne, indem ſie eine Art zu ſeyn ausdrückt, welche man als Bezeichnung irgend eines Theils des Mannichfaltigen gar wohl müßte gelten laſſen. Die Influenz dagegen iſt immer gefährlich, ja ſie wird meiſt ſchädlich: denn indem ſie fremde Eigenheiten über eine Maſſe heranführt, ſo fragt ſich ja, wie dieſe ankommenden Eigenheiten ſich mit den einheimiſchen vertragen, und ob ſie nicht eben durch Vermiſchung einen krankhaften Zuſtand hervorbringen.

Man will bemerkt haben, daß zwei verſchiedene Menſchenmaſſen, in einem engen Raum, z. B. eines Schiffs, vereinigt, wenn ſchon beide geſund, doch einen gefährlichen, krankhaften Zuſtand erzeugen. Die mediciniſche Polizei hat beobachtet, daß Heerden Ungariſcher Ochſen, nach Schleſien geführt, eine Krankheit mitbringen, die, wenn man ſolche Gäſte in Wäldern oder auf Weideplätzen iſolirt, ſich ſehr bald verliere, wogegen daſſelbe Uebel, wenn es die einheimiſchen Thiere ergreift, die ſchrecklichſten Niederlagen anrichtet.

Erfahren hat man ſodann, daß alle Contagien in den erſten Momenten der Mittheilung viel heftiger und ſchädlicher wirken als in der Folge, eben vielleicht weil ſie in der ergriffenen Maſſe nicht eine

homogene, ſondern eine widerwärtige, nicht eine vorbereitete, nachgiebige, ſondern eine fremde, widerſpenſtige Eigenheit antreffen.

Alles das hier Geſagte läßt ſich Wort für Wort im Geiſtigen antreffen. Und wie ſollte es nicht, da wir ja keine geiſtige Wirkung ohne körperliche Unterlage gewahr werden?

Wie wir zu dieſen Betrachtungen gegenwärtig gelangten, wird demjenigen einleuchten, welcher obgemeldetes Heft mit Aufmerkſamkeit geleſen. Ja der Verfaſſer ſelbſt wird billigen, wenn wir auf ſeinem Wege weiter fortſchreiten, oder vielmehr ihn darauf fortzuſchreiten bitten.

Wir kehren dahin zurück, wo wir ſagten, daß eine Eigenheit wenigſtens an ſich als unſchuldig und unſchädlich betrachtet werden könne; denn wenn ſie ſelbſt dem damit behafteten Individuum ſchädlich wäre, ſo würde das als ein geringes Uebel anzuſehen ſeyn, was ein jeder ſelbſt zu tragen hätte.

Betrachten wir in dieſem Sinne, was man Nationalvorurtheil zu nennen beliebt, oder auch dasjenige, was von ſittlichen und religiöſen Folgen eine Nation ganz anders als die andere ergreift, ſo werden wir gar manches aus dem Vorgeſagten entſpringende Räthſel zu löſen vermögend ſeyn.

Dem operoſen, unabläſſig im irdiſchen Thun und Treiben beſchäftigten Engländer muß der ſtreng beobachtete Sonntag höchſt willkommen bleiben: der weniger, beſonders in ſüdlichen Ländern, beſchäftigte Katholik wird außer dieſem Ruhetag noch Feiertage, um ſein Leben intereſſanter zu machen, bedürfen. Der deutſche Proteſtant, immer mit Nachſinnen beſchäftigt, und außer ſeinen obliegenden nothwendigen Pflichten, außer ſeinem herkömmlichen Beruf noch immer zu geiſtigem Denken und Thun aufgeregt, wird eines ſolchen, oft wiederkehrenden Ruhetages weniger bedürfen, da er, der Natur ſeines Glaubensbekenntniſſes nach, einen Theil eines jeden Tags zu feierlicher Betrachtung aufgerufen wird; weßhalb denn, beſonders nach Verſchiedenheit des Geſchäfts, in ganz verſchiedenem Sinne der geſetzliche Feſttag gefeiert wird.

Nun möchte es ſcheinen, als wenn wir uns von dem erſt eingeſchlagenen Wege ganz entfernt hätten; allein wenn einmal davon die Rede iſt, allgemeine Betrachtungen anzuſtellen, ſo thut man wohl, in's Allgemeinſte zu gehen, weil ſich alsdann alles und jedes gradweiſe am ſicherſten unterordnet. Denn ob wir gleich mit dem hochgelobten Verfaſſer vollkommen einig ſind, und an ſeinem Vortrag nichts zu ändern wüßten, ſo bemerken wir doch, daß er ſelbſt vermeidet, noch eine gewiſſe nahe anſtoßende Höhe zu erklimmen, ſich zu einer noch erweiterten Ueberſicht zu bekennen. Zwar ſpricht er ſchon vieles Höchſtbedeutende aus, und in der Ueberſicht eines gewiſſen Kreiſes vermiſſen wir nichts; vielleicht iſt es auch noch nicht Zeit, ſich weiter völlig auszuſprechen, da die eigentliche entſchiedene Richtung unſerer Tage noch in unaufhaltbarem Gange iſt. Uebrigens leidet es keine Frage, daß, je mehr Perſonen ſich über den wahren Zuſtand, ſich über das Wünſchenswerthe im Unvermeidlichen zu verſtändigen wiſſen, deſto beſſer wird es zu achten ſeyn, deſto größern Vortheils werden die Zeitgenoſſen, werden die Nachfahren ſich zu erfreuen haben.

Zuletzt wird auch von ſolcher Höhe ein jedes einflußreiche Beſtreben, Schreiten und Gelangen der ſämmtlichen Künſte vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts an dem Beſchauer deutlich werden, und es wird für den hochvernünftigen Denker, der ſich von Jahrzehnten und -Zwanzigen nicht irre machen läßt, immer höchſt merkwürdig bleiben, wie jede Kunſt und die zu ihrem Erſcheinen nothwendige Technik ſich gebildet, bedingt, beſtimmt, vor- und zurückgegangen, und dadurch doch am Ende nur den Tag gewonnen; denn das Jahr und das Luſtrum geht ſeinen Gang, und von allem Beſtreben, Unternehmen, Wagen, von allem Fördern und Verſpäten bleibt denn doch dasjenige nur übrig, was in ſeiner Grunderſcheinung ein wahrhaft lebendiges Daſeyn hegte und es mittheilte. Die einzige wahre Influenz iſt die der Zeugung, der Geburt, des Wachſens und Gedeihens. Dieſes aber läßt ſich nur beurtheilen, wenn die Pflanze den ganzen Weg ihres geregelten organiſchen Lebens durchlaufen hat, welches denn alſo unſern Nachkommen, lieber aber unſern Vorgreifenden anheimgeſtellt ſey, unter welche letztern wir Herrn Wilhelm Schütz, Verfaſſer von Irrthümer und Wahrheiten, mit Vergnügen, und, wie es uns ſcheint, mit Recht zählen dürfen.

Geneigte Theilnahme an den Wanderjahren.

1821.

Da nun einmal für mich die Zeit freier Geſtändniſſe herangekommen, ſo ſey auch folgendes gegenwärtig ausgeſprochen.

In ſpätern Jahren übergab ich lieber etwas dem Druck als in den mittlern: denn in dieſen war die Nation irre gemacht durch Menſchen, mit denen ich nicht rechten will. Sie ſtellten ſich der Maſſe gleich, um ſie zu beherrſchen; ſie begünſtigten das Gemeine, als ihnen ſelbſt gemäß, und alles Höhere ward als anmaßend verrufen. Man warnte vor tyranniſchem Beginnen anderer im Literarkreiſe, indeſſen man ſelbſt eine ausſchließende Tyrannei unter dem Scheine von Liberalität auszuüben ſuchte. Es bedarf keiner langen Zeit mehr, ſo wird dieſe Epoche von edlen Kennern frei geſchildert werden.

Nun darf ich mich aber zuletzt gar mannichfach beſonders auch des Wohlwollens gegen die Wanderjahre dankbarlichſt erfreuen, welches mir bis jetzt dreifältig zu Geſicht gekommen. Ein tiefſinnender und fühlender Mann, Varnhagen von Enſe, der, meinen Lebensgang ſchon längſt aufmerkſam beobachtend, mich über mich ſelbſt ſeit Jahren belehrte, hat im Geſellſchafter die Form gewählt, mehrere Meinungen im Briefwechſel gegen einander arbeiten zu laſſen, in ſolchem Falle ſehr glücklich, weil man den Bezug eines Werks zu verſchiedenen Menſchen und Sinnesweiſen hierdurch am beſten zur Sprache bringen, und ſein eigenes Empfinden mannichfach und anmuthig an den Tag geben kann.

So hat denn auch im Literariſchen Converſationsblatte ſich ein Ungenannter gar freundlich erwieſen, bei deſſen Vortrag und Urtheil die Bemerkung wohl ſtattfinden mag, daß guter Wille klar und ſcharf ſieht, indem er das, was geleiſtet worden, willig anerkennt, und es nicht allein für das, was es gelten kann, gelten läßt, ſondern ihm noch aus eigener holder Fruchtbarkeit höhere Bedeutung und kräftigere Wirkung verleiht.

Profeſſor Kayßler zu Breslau ſtellt in einer Einladungsſchrift Platos und Goethes Pädagogik gegen einander; ernſt und gründlich, wie es dem Erzieher wohl geziemt. Er iſt nicht ganz mit meinen Anſtalten zufrieden, welches ich ihm ſo wenig verdenke, daß ich vielmehr auf ſein bedächtiges Heft ſogleich das Motto geſchrieben:

Il y a une fibre adorative dans le coeur humain.

Durch welches Bekenntniß ich denn eine völlige Uebereinstimmung mit einem ſo würdigen Manne auszuſprechen gedachte.

Dieſen werthen Freunden kann ich für den Augenblick nur ſo viel erwiedern, daß es mich tiefrührend ergreifen muß, das Problem meines Lebens, an dem ich ſelbſt wohl noch irre werden könnte, vor der Nation ſo klar und rein aufgelöſ't zu ſehen; wobei ich mich denn auch über manches Zweifelhafte belehrt, über manches Beunruhigende beſchwichtigt fühle. Ein ſolcher Fall möchte ſich in irgend einer Literatur wohl ſelten zugetragen haben, und es wird ſich gar wohl ziemen, auf dieſe Betrachtungen gelegentlich zurückkehrend, meine Bewunderung auszudrücken über den durchdringenden Blick ernſter Männer und Freunde, die ihre Aufmerkſamkeit einem einzelnen in dem Grade geſchenkt, daß ſie ſeine Eigenheiten beſſer kennen als er ſelbſt, und indem ſie einem Individuum alles Liebe und Gute erweiſen, es doch in ſeiner Beſchränktheit ſtehen laſſen, das Unvereinbare von ihm nicht fordernd.

Hier nun fühle ich unwiderſtehlichen Trieb, ein Lebenslied einzuſchalten, das mir ſeit ſeiner mitternächtigen, unvorgeſehenen Entſtehung immer werth geweſen, componirt aber von meinem treuen Wirkens- und Strebensgefährten Zelter, zu einer meiner liebſten Productionen geworden.

Um Mitternacht ging ich, nicht eben gerne,
Klein- kleiner Knabe, jenen Kirchhof hin
Zu Vaters Haus, des Pfarrers; Stern am Sterne,
Sie leuchteten doch alle gar zu ſchön;
Um Mitternacht.

Wenn ich dann ferner, in des Lebens Weite,
Zur Liebſten mußte, mußte, weil ſie zog,
Geſtirn und Nordſchein über mir im Streite,
Ich, gehend, kommend, Seligkeiten ſog;
Um Mitternacht.

Bis dann zuletzt des vollen Mondes Helle
So klar und deutlich mir in's Finſtre drang,
Auch der Gedanke, willig, ſinnig, ſchnelle
Sich um's Vergangne wie um's Künft'ge ſchlang;
Um Mitternacht.

Neue Liedersammlung von Carl Friedrich Zelter.

1821.

In derselben ist auch vorstehendes Lied enthalten; ich lade meine in Deutschland ausgesäeten Freunde und Freundinnen hierdurch schönstens ein, sich es recht innigst anzueignen und zu meinem Andenken von Zeit zu Zeit bei nächtlicher Weile liebevoll zu wiederholen. Man lasse mich bekennen, daß ich, mit dem Schlag Mitternacht, im hellsten Vollmond aus guter, mäßig aufgeregter, geistreich anmuthiger Gesellschaft zurückkehrend, das Gedicht aus dem Stegreife niederschrieb, ohne auch nur früher eine Ahnung davon gehabt zu haben.

Außerdem sind in genannte Sammlung nahezu ein Dutzend meiner mehr oder weniger bekannten Lieder aufgenommen, deren musicalische Ausbildung ich durchaus empfehlen darf. Sie zeugen von der Wechselwirkung zweier Freunde, die seit mehrern Jahren einander kein Räthsel sind; daher es denn dem Componisten natürlich ward, sich mit dem Dichter zu identificiren, so daß dieser sein Inneres aufgefrischt und belebt, seine Intentionen ganz auf's neue wieder hervorgebracht fühlen mag, und dabei erwarten darf, daß diese Anklänge in Ohr und Gemüth so manches Wohlwollenden noch lange wiederzutönen geeignet sind.

Oestliche Rosen von Friedrich Rückert.

1821.

Es läßt sich bemerken, daß von Zeit zu Zeit in der deutschen Nation sich gewisse dichterische Epochen hervorthun, die, in sittlichem und ästhetischem Boden ruhend, durch irgend einen Anlaß hervorgerufen, eine Zeit lang dauern, denselben Stoff wiederholen und vervielfältigen. Man tadelt öfters einen solchen Verlauf; ich finde ihn aber nothwendig und wünschenswerth. Wir hören, weil hier besonders von Liedern die Rede seyn soll, einen sanft melancholischen Anklang, der sich von Hölty bis zu Ernst Schulze durchzieht; der hochgesinnte deutsche Hermannsgeist, von Klopstock ausgehend, hat uns wenige, aber herrliche Melodien geliefert; in wie viel hundert Klängen erscholl zur Kriegs- und Siegeszeit das Gefühl älterer und jüngerer Deutschen, wie eifrig begleiteten sie nicht mit

Gesängen und Liedern ihre Thaten und Gesinnungen! Da man aber denn doch im Frieden auch einmal, und wäre es nur auf kurze Stunden, in heiterer Gesellschaft sich als Ohnesorge fühlen will, so war ein fremder Hauch nicht unwillkommen, der, dem Ostwind vergleichbar, abkühlend erfrischte und zugleich uns der herrlichen Sonne, des reinen blauen Aethers genießen ließe. Von den Compositionen meines Divan habe ich schon manche Freude gewonnen. Die Zelterschen und Eberweinschen gut vorgetragen zu hören, wie es von der so talent- als sangreichen Gattin des letztern geschieht, wird gewiß jeden Genußfähigen in die beste Stimmung versetzen.

Und so kann ich denn Rückerts obenbezeichnete Lieder allen Musikern empfehlen; aus diesem Büchlein, zu rechter Stunde aufgeschlagen, wird ihnen gewiß manche Rose, Narcisse, und was sonst sich hinzugesellt, entgegenduften; von blendenden Augen, fesselnden Locken, gefährlichen Grübchen findet sich manches Wünschenswerthe; an solchen Gefahren mag sich Jung und Alt gerne üben und ergetzen.

Obgleich die Ghaselen des Grafen Platen nicht für den Gesang bestimmt sind, so erwähnen wir doch derselben gern als wohlgefühlter, geistreicher, dem Orient vollkommen gemäßer, sinniger Gedichte.

Die drei Paria.

1824.

Der Paria, Trauerspiel in Einem Aufzuge, von Michael Beer. Von vorliegendem Stücke können wir nicht handeln, ohne von den Motiven zu sprechen, woraus es gebildet worden: denn eben in einer sehr klugen Verknüpfung dieser zu einem effectvollen Ganzen beruht des Verfassers bedeutendes Verdienst.

Diese Motive nun sind hergenommen aus den bürgerlichen Verhältnissen, Zuständen und Gebräuchen der Indier, und umfassen dieses Volks zwei höchst tragische Seiten, deren eine auf der schroffen Sonderung der Kasten ruht, woraus unsägliche Schmach für die tiefste derselben hervorgeht; die andere gründet sich auf den schrecklichen Gebrauch, daß eine Wittwe ihrem Gatten in den Tod folgen und sich mit ihm lebendig verbrennen muß.

Das erſte dieſer tragiſchen Elemente geht als vorwaltend durch das ganze Stück und entwickelt ſich in der Gegenwart; das zweite wird zur Beihülfe aus der Vergangenheit hervorgerufen und wirkt wie aus der Ferne in ſeinen Folgen auf den Augenblick, oder wird erzählungsweiſe herangezogen. Das Stück führt denn auch, dem Hauptmotiv gemäß, den Titel der Paria, und mit dieſem Namen deutet es im voraus auf alle tragiſchen Momente, die wir zu erwarten haben.

Die Kaſte der Parias nämlich iſt die unterſte, herabgewürdigte, allgemein verachtete aller Indiſchen Kaſten; ſie wird, als von Gott und Menſchen verworfen, für unrein gehalten; ſie darf das Allerniedrigſte verrichten, wovor die übrigen Scheu tragen; ſie iſt an und für ſich unrein und aller Welt ein Gräuel. Aus dem Gebrauch der Indier, ihre Hunde gewöhnlich Paria zu nennen, ſieht man, welcher tiefen Verachtung dieſe Kaſte preisgegeben iſt: denn der Hund ſteht noch etwas höher; ſeine Nähe beſudelt nicht, aber die Nähe eines Paria; weßhalb denn ein von dieſem berührter Indier unrein wird und ſich durch Waſchen und umſtändliche religiöſe Ceremonien mühſelig reinigen muß, wenn er ſich nicht aus ſeiner Kaſte verſtoßen ſehen will.

Die Gegenwart eines Paria wird daher von allen übrigen Indiern mit Abſcheu gemieden und geflohen. Sieht ein Bramin auf ſeinem Weg einen Paria kommen, ſo läßt er ihm von weitem zurufen, und dieſer muß auf eine ferne Strecke ausweichen. Begegnet ein Paria einem Raja aus der Kaſte der Krieger und er weicht nicht aus, ſo darf ihn der Raja auf der Stelle niederſtoßen. Wie grauſam dieſes auch ſcheinen mag, ſo iſt es doch nur von Seiten der höhern Kaſten eine Nothwehr: denn ſie kommen in Gefahr, ein gleiches Geſchick zu erdulden. In ſolchen Fall würde ein Bramin gerathen, der ſich in der höchſten Noth einen Trunk Waſſer reichen ließe; ein von aller Welt verlaſſener Kranker muß lieber ſterben als von irgend einem der Unreinen Hülfereichung annehmen; denn er würde ſogleich zu jenen gezählt.

Noch ein anderer Umſtand iſt zu bemerken. Verwirkt jemand die Ehre ſeiner Kaſte, ſo fällt er ſogleich in die tiefſte herab; die Mißheirath der Tochter eines Raja, nur um eine Stufe tiefer, wirft ſie gleich in die Klaſſe der Parias. Ein gleiches Schickſal würde die Wittwe erfahren, die ſich weigerte, mit ihrem verſtorbenen Gemahl lebendig verbrannt zu werden.

In ſo vielem Betracht iſt der Zuſtand eines Paria ein Zuſtand des höchſten Elends und der tiefſten Erniedrigung, zu welcher die menſchliche Natur herabgewürdigt werden kann, und um ſo ſchrecklicher, als keine Rettung daraus möglich iſt. Wer einmal in dieſe Hölle, durch Geburt oder Vergehen, geſtoßen worden, der und ſeine Nachkommen müſſen ewig darin verbleiben; kein Verdienſt kann erlöſen, ja der Unglückliche kann ſich nicht einmal Verdienſt erwerben, und wäre er noch ſo edel und tapfer; er darf nicht für die Rettung ſeines Vaterlandes kämpfen und bluten.

Wegen ſolcher allgemeinen Verachtung und drohender perſönlicher Gefahr ſind die Parias überhaupt ſehr ſcheu und furchtſam, und prägen auch ihren Kindern frühzeitig ein, ſich um alles in der Welt keinem aus den übrigen Kaſten zu nähern. Ohnehin müſſen ſie aus den Städten ſich fern halten, keinem Tempel dürfen ſie nahen, keinem öffentlichen Gottesdienſt beiwohnen, ja nicht einmal auf den Märkten unter Käufer und Verkäufer ſich miſchen. Von ferne deuten ſie auf die Waare, die ſie gerne kaufen möchten, legen den Betrag dafür hin und ziehen ſich zurück. Hat der Verkäufer das Geld geholt und die Waare zurückgelaſſen, ſo eilen ſie pfeilſchnell mit ihr davon. Kein Wunder alſo, daß ſolche Jammerleute an einſamen, abgelegenen Orten ihre Wohnung ſuchen, in elenden Hütten ſich aufhalten, in Bergklüften und Wäldern, in Geſellſchaft der Affen und übrigen wilden Thiere.

Der gemeine, an Geiſt und Herzen auf einer niedrigen Stufe ſtehende Paria nun findet ſich ſchon in ſeinen Zuſtand; er weiß es nicht anders, er iſt von Jugend auf daran gewöhnt, und es kommt ihm nicht in den Sinn, daß er etwas Beſſeres werth ſey, zumal da ihm von der früheſten Kindheit auf eingeprägt wird, Gott habe ihn um der in einem frühern Leben begangenen Sünden willen in den Zuſtand verſetzt, worin er geboren worden.

Wenn aber ein edler, vorzüglich begabter Menſch, ſey es durch eigenes Vergehen oder durch die Schuld der Väter, ſich als Paria fühlt und alle die unſägliche Schmach ſeines Standes mit Bewußtſeyn und in vollem Gefühl ſeiner Menſchenwürde erdulden muß, ſo wird ein Conflict ſeines edlen Selbſt mit den ihn erniedrigenden Satzungen und bürgerlichen Verhältniſſen entſtehen, der nicht tragiſcher gedacht werden kann.

Dieſer Conflict wird im vorliegenden Trauerſpiel ſehr fühlbar, indem der Held des Stücks durchaus als ein edler, hochſtehender Menſch

gezeichnet ist. So auch verdient der Verfasser wegen der Wahl des Gegenstandes alles Lob; denn der Paria kann füglich als Symbol der herabgesetzten, unterdrückten, verachteten Menschheit aller Völker gelten, und wie ein solcher Gegenstand schon allgemein menschlich erscheint, so ist er dadurch höchst poetisch.

Nicht weniger ist der Verfasser wegen der in der Behandlung seines Gegenstandes bewiesenen großen Oekonomie zu loben. Ohne Zwang sind alle jene tragischen Motive in einen einzigen Act zusammengebracht, die Handlung entwickelt sich an einem einzigen Ort, und der handelnden Personen sind nur drei.

Von vorzüglichen Schauspielern dargestellt, muß dieses kleine Stück sehr schönen Effect machen, und so soll es denn allen Bühnen auf das beste empfohlen seyn. Eckermann.

Bemerkenswerth ist es, daß in neuerer Zeit der Pariakaste Zustand die Aufmerksamkeit unserer Dichter auf sich gezogen. Früher schon war lyrisch dargestellt, wie eine Bajadere, als Glied dieses verworfenen Geschlechts, durch leidenschaftliche Liebe, durch Anhänglichkeit an ein göttliches Wesen bis in den Flammentod, sich selbst zur Göttin erhoben.

Von dem deutschen Paria in einem Acte und seinen Verdiensten haben wir so eben Rechenschaft erstattet; er schildert den gedrücktesten aller Zustände bis zum tragischen Untergang.

Die Französische Tragödie Paria, in fünf Acten, hat dieß mehr als tragisch-grausame Motiv von der energischen Seite genommen. Ein Pariavater, in die Wüste zurückgezogen, ruht mit ganzer Seele auf einem trefflichen Sohn; dieser, zu Jünglingsjahren herangereift, thatenlustig, verläßt den Alten heimlich und beraubt ihn also des schönsten Surrogates aller versagten irdischen Glückseligkeit. Er mischt sich unter das heimische Kriegsheer und kämpft mit demselben gegen das Eindringen einer Macht, die der Braminen Herrschaft zu zerstören droht, thut sich hervor, siegt, und der Oberbramine wird ihm großen Dank schuldig, unwissend wem. Dieses geistliche Oberhaupt nun besitzt eine sehr liebenswürdige Tochter, die, wie billig, dem Tüchtigen gewogen ist, der auch ihren Reizen nicht widersteht. Der Alte selbst, der es vortheilhaft findet, bei sinkendem Ansehen mit dem Tüchtigen in Verwandtschaft zu stehen, begünstigt die

Neigung, und ein Eheband wird beſchloſſen. Hier tritt nun in dem Gewiſſen des wackern Helden das traurige Bewußtſeyn gewaltſam hervor, und indem er ſich und ſeine Wünſche bekämpft, erſcheint unſeligerweiſe der Vater und verdirbt, wie in der Jungfrau von Orleans der Alte, das ganze Verhältniß unwiederbringlich. Mehr ſagen wir nicht, weil ein jeder, der Literatur zu ſchätzen weiß, dieß ſehr ſchön gedachte, wohl durchgeführte Stück ſelbſt geleſen hat oder es zu leſen begierig ſeyn wird.

Nach dieſer doppelten in's Tragiſche geſteigerten Anſicht des traurigſten Zuſtandes wird man zu Erholung und Erhebung gerne das Gedicht betrachten, welches, nach einer Indiſchen Legende gebildet, im erſten Bande meiner Werke abgedruckt iſt. Hier finden wir einen Paria, der ſeine Lage nicht für rettungslos hält; er wendet ſich zum Gott der Götter und verlangt eine Vermittlung, die denn freilich auf eine ſeltſame Weiſe herbeigeführt wird.

Nun aber beſitzt die bisher von allem Heiligen, von jedem Tempelbezirk abgeſchloſſene Kaſte eine ſelbſteigene Gottheit, in welcher das Höchſte dem Niedrigſten eingeimpft ein furchtbares Drittes darſtellt, das jedoch zu Vermittlung und Ausgleichung beſeligend einwirkt.

Wundern darf es uns nicht, daß in unſern, ſo manchem Widerſtreit hingegebenen Tagen auch milde Stimmen ſich hie und da hervorthun, welche, genau betrachtet, auf ein Höheres hinweiſen, von wo ganz allein befriedigende Verſöhnung zu hoffen iſt.

Die Hofdame.

Luſtſpiel in fünf Acten, von Fr. von Elsholtz.

Manuſcript.

Weimar, den 16. November 1825.

Dieſes Stück, in guten Alexandrinern geſchrieben, hat mir viel Vergnügen gemacht. Die Abſicht des Verfaſſers mochte ſeyn, das Lächerliche des Gefühls darzuſtellen. Nun iſt das Gefühl an ſich niemals lächerlich, kann es auch nicht werden, als indem es ſeiner Würde, die in dem dauernden Gemüthlichen beruht, zu vergeſſen das Unglück hat. Dieß begegnet ihm, wenn es dem Leichtſinn, der Flatterhaftigkeit ſich hingiebt.

In unſerm Drama ſpielen ſechs Perſonen, die durch ſchwankende Neigungen ſich in Lagen verſetzt finden, die allerdings für komiſch gelten dürfen; wobei jedoch, da alles unter edlen Menſchen erhöhten Standes vorgeht, weder das Sittliche noch das Schickliche im allgemeinen verletzt wird. Das Stück iſt gut componirt, die Charaktere entſchieden gezeichnet; die ſechs Perſonen verwirren ſich genugſam durch einander, und die Auflöſung beruhigt das hie und da beſorgte moraliſche Gefühl. Noch deutlicher zu machen, wovon hier die Rede iſt, ſey mir vergönnt, der Mitſchuldigen zu erwähnen.

Verbrechen können an und für ſich nicht lächerlich ſeyn, ſie müßten denn etwas von ihrer Eigenſchaft verlieren; und dieß geſchieht, wenn ſie durch Noth oder Leidenſchaft gleichſam gezwungen verübt werden. In dieſem Falle nun ſind die vier Perſonen des gedachten Stücks. Was ſie thun, ſind eigentlich nur Vergehen; der Buffo entſchuldigt ſein Verbrechen durch das Recht des Wiedervergeltens, und ſomit wäre nichts daran auszuſetzen. Auch iſt es in der deutſchen Literatur geſchätzt. So oft es jedoch ſeit funfzig Jahren auf dem Theater hervortauchte, hat es ſich niemals eines günſtigen Erfolgs zu erfreuen gehabt, wie der auf dem Königsſtädter Theater ganz neuerlich gewagte Verſuch abermals ausweiſ't. Dieſes kommt jedoch daher, weil das Verbrechen immer Apprehenſion hervorbringt, und der Genuß am Lächerlichen durch etwas beigemiſchtes Bängliches geſtört wird. In gleichem Sinne iſt das neue Stück aus heterogenen Elementen beſtehend anzuſehen. Das Gefühlerregende, Gemüthliche will man in der Darſtellung nicht herabſteigen ſehen, und wenn man ſich gleich tagtäglich Liebeswechſel erlaubt, ſo möchte man da droben gern was Beſſeres gewahr werden. Beſonders iſt dieß die Art der Deutſchen, worüber viel zu ſagen wäre.

Dennoch aber halte ich dieſes Stück für vorzüglich gut, und jedermann wird es dafür anſprechen, wenn er ſich ihm ganz hingiebt und ſich in der eigenen Welt, die es darſtellt, behagt, das Mißfallen an einem allzu grellen Neigungswechſel aufgiebt und die Menſchen nimmt, wie ſie ihm der Dichter vorführt. Deßwegen würde das Ganze, wenn es eingriffe, immer, je länger je mehr, gefallen, da es in ſich conſequent und lebendig iſt.

Die Aufführung hat Schwierigkeiten; ſie müßte durchaus im höhern Tone der gebildeten Geſellſchaft durchgehalten werden. Die Eigenthümlichkeit

des vornehm geselligen Betragens wäre unerläßlich; auch müßte im letzten Acte das Kommen und Gehen kunstreich und gleichsam im Tacte behandelt werden. Ein äußeres Hinderniß der Vorstellung wird auf den meisten Theatern seyn, daß drei Frauenzimmer von gleicher Größe neben einander zu finden wären, damit die Unwahrscheinlichkeit der Mißgriffe nicht allzu groß würde. Ja noch gar manches andere würde ein einsichtiger Regisseur zu bemerken haben. Ferneres Bedenken erregt der eigentliche Stoff. Die Handlung geht an einem Hofe vor, der zwar nicht verderbt, aber doch nicht musterhaft ist; daher möchte das Stück da, wo es ein einsichtiges Publicum findet, nicht leicht gespielt werden, und wo es gespielt wird, kein competentes Publicum finden.

Alles überdacht, so thäte der Verfasser wohl, es drucken zu lassen. Die deutschen Theater haschen durchaus nach Neuigkeiten; es wird manches Bedenkliche, ja Verwerfliche gegeben; ich wäre selbst neugierig, welche Regie die Vorstellung zuerst wagte.

Beim Lesen und Vorlesen müßte es durchaus gefallen, besonders wenn in einer gebildeten Gesellschaft sechs Personen von Sinn, welche den Alexandriner vorzutragen verstehen, sich daran gäben, ihre Rollen wohl zu studiren und es sodann mit Geist und Leben vorzutragen. Eine solche Unterhaltung würde, sobald mehrere Exemplare vorhanden sind, ich selbst veranstalten. Vielleicht wäre dieß auch der sicherste Weg, diese glückliche Production dem Theater zu empfehlen.

Weimar, den 11. December 1825.

Es war ein sehr glücklicher Einfall des Dichters, seine vornehmen Weltleute aus Italien zurückkommen zu lassen; dadurch verleiht er ihnen eine Art von empirischer Idealität, die sich gewöhnlich in Sinnlichkeit und Ungebundenheit verliert, wovon denn auch schon glücklicher Gebrauch gemacht, noch mehr Vortheil aber daraus zu ziehen ist. Gehen wir schrittweise.

Die Scene, wo der Fürst, Adamar und der Hofmarschall allein bleiben, ist die erste ruhige des Stücks. Hier ist der Zuschauer geneigt aufzumerken; deßwegen sie mit großer Umsicht und Sorgfalt zu behandeln ist; ungefähr folgendermaaßen.

Der Hofmarschall formalisirt sich über das Geschehene, als über etwas höchst Tadelnswerthes und Ungewöhnliches.

Der Fürſt entſchuldigt den Vorfall durch ſeine alte wiederaufwachende Jagdliebe, bringt das Beiſpiel von Pferden, welche der gewohnten Trompete und dem Jagdhorn unwiderſtehlich gehorchen; bemerkt auch, daß über die wilden Schweine vom Landmann ſchon viele Klagen geführt worden, und ſchließt, daß der Fall nicht ſo ganz unerhört ſey, daß ein Beiſpiel in Welſchland ihm ſey erzählt worden.

Der Hofmarſchall kreuzigt und ſegnet ſich vor Welſchland, ergeht ſich über die freie, ungebundene Lebensart, an die man ſich gewöhne, und giebt dem Umgange mit Künſtlern alles ſchuld.

Der Fürſt wendet ſich ſcherzend an Adamar und fordert ihn auf, ſeine Freunde zu vertheidigen.

Adamar erwiedert, man habe die Künſtler höchlich zu ſchätzen, daß ſie in einem Lande, wo alles zu Müßiggang und Genuß einlade, ſich die größten Entbehrungen zumutheten, um einer vollkommenen Kunſt, dem Höchſten, was die Welt je geſehen, unermüdet nachzuſtreben. (Dieß kann eine ſehr ſchöne Stelle werden, und iſt mit großer Sorgfalt auszuführen.)

Der Hofmarſchall läßt die Künſtler in Italien gelten, findet aber ihr Aeußeres gar wunderlich, wenn ſie nach Deutſchland kammen. Hier iſt heiter und ohne Bitterkeit das Coſtüm der zugeknöpften Schwarzröcke zu ſchildern: der offene Hals, die herabfallenden Locken, allenfalls die Brille, das Schnurrbärtchen.

Der Fürſt entgegnet durch Herabſetzung der Hofuniform, die er ſelbſt an hat, und die ihm wohl ſteht. Von einem geiſtreichen, talentvollen Menſchen, der in der Natur leben wolle, könne man dergleichen Aufzug nicht verlangen. Der Fürſt, als ſeiner Braut entgegenreitend, muß ſehr wohlgekleidet erſcheinen, und das Auge des Zuſchauers muß den Worten des Schauſpielers widerſprechen.

Der Hofmarſchall läßt die Künſtlermaske in Italien gelten, nur ſollten ſie nicht an deutſchen Höfen erſcheinen. So habe ſich neulich der Fürſt mit einem ganz familiär betragen; es habe gar wunderlich ausgeſehen, wenn Ihre Hoheit mit einem ſolchen Naturſohne aus dem Mittelalter durch die Felder gegangen ſeyen.

Adamar nimmt das Wort, beſchreibt Vergnügen und Vortheile, die Natur mit einem Künſtler und durch ſein gebildetes Organ anzuſehen, dagegen verſchwinde für den Kenner und Liebhaber jede andere Betrachtung.

TAYLOR INST. OXFORD

Der Hofmarſchall weiß nur allzuſehr, daß man ſich wechſelſeitig nicht überzeugen werde; nur könne er eine Lebensweiſe niemals billigen, woraus ſo unerhörte Begebenheiten, wie man dieſe Tage erlebt, entſpringen müßten.

Der Fürſt tritt nun mit ſeiner Geſchichte des Prinzen von Parma hervor, nur muß in der Erzählung dem Suchen und Forſchen nach dem Bräutigam mehr Breite gegeben werden, ſo daß der Zuſchauer neugierig, ja ungeduldig wird, wo er möge gefunden ſeyn.

So viel von dieſer Scene. Gelingt ſie, ſo iſt der Beifall dem Stück verſichert. Ich wiederhole, daß alles mit Heiterkeit, mit keinem mißwollenden Blick nach irgend einer Seite hin behandelt werden müßte, wie denn auch der Ausführlichkeit Raum zu geben. Der erſte Act des Stücks überhaupt eilt zu ſehr, und es iſt nicht gut, auch nicht nöthig, weil der Zuſchauer noch ſeine volle Geduld beiſammen hat. Hierbei aber wird vorausgeſetzt, daß Vorſtehendes nur Vorſchlag ſey, den der Dichter ſich erſt aneigne, nach Erfahrung, Ueberzeugung, Denkweiſe bei ſich lebendig werden laſſe. Will er das Geſagte benutzen, und ſeine weitere Arbeit mittheilen, ſo ſoll es mir angenehm ſeyn, und ich werde ſodann über die folgende, ſo wie über die vorhergehende Scene meine Gedanken eröffnen.

Ich ſende das Manuſcript zurück, mit wenigen Bemerkungen an der Seite dieſer gedachten Scene, und wünſche, daß es in der Folge mir wieder mitgetheilt werde. Die Urſache und Abſicht meiner Vorſchläge werden dem geiſtreichen Herrn Verfaſſer auch ohne weitere Erklärung deutlich ſeyn.

Briefe eines Verſtorbenen.

Ein fragmentariſches Tagebuch aus England, Wales, Irland und Frankreich, geſchrieben in den Jahren 1828 und 1829.

Zwei Theile.

München, F. G. Franckh. 1830.

Ein für Deutſchlands Literatur bedeutendes Werk. Hier wird uns ein vorzüglicher Mann bekannt, in ſeinen beſten Jahren, etwa ein Vierziger, in einem höhern Stande geboren, wo man ſich nicht erſt

abzumühen braucht, um auf ein gewiſſes Niveau zu gelangen, wo man früh Gelegenheit findet, der Schmied ſeines eigenen Glücks zu ſeyn, und, wenn das Werk mißlingt, wir es uns ſelbſt anzurechnen haben.

Die Briefe ſind in den Jahren 1828 und 1829 auf einer Reiſe geſchrieben, welche mehr zur Zerſtreuung, in Abſicht von Mißmuth wegen eines verfehlten Unternehmens ſich zu erholen, als zu irgend einem andern Zweck angetreten worden. Gerichtet ſind ſie an eine zärtlich geliebte, genau und feſt verbundene Freundin, die man in kurzem wiederzuſehen hofft.

Der Schreibende erſcheint als geprüfter Weltmann, von Geiſt und lebhafter Auffaſſung, als der durch ein bewegtes ſociales Leben, auf Reiſen und in höhern Verhältniſſen Gebildete, daneben auch als durchgearbeiteter, freiſinniger Deutſcher, umſichtig in Literatur und Kunſt.

Als guter Geſelle tritt er auf, auch in der nicht beſten Geſellſchaft, und weiß ſich immer anſtändig zu halten; er bleibt, ſowohl bei den banalen Wildheiten der Rennjagd als den herkömmlichen Ausſchweifungen der Gelage, ſein ſelbſt mächtig, und iſt, ungeachtet unbequemer Rheumatismen und Migränen, rüſtig bei der Hand. Beſonders aber fehlt er ſich ſelbſt nie, wenn er ſich vornimmt, Ausflüge da- oder dorthin, hin und her, kreuz und quer durchzuſetzen. Alle Witterungen ſind ihm gleich; die ſchlechteſten Wege, die unbequemſten Mittel des Transports, Verfehlung des Wegs, Sturz und Beſchädigung, und was man ſonſt zufällig Widerwärtiges nur denken mag, rühren ihn keineswegs.

Beſchreibungen von Gegenden machen den Hauptinhalt der Briefe, aber dieſe gelingen ihm auch auf eine bewundernswürdige Weiſe. England, Wales, beſonders Irland, und dann wieder die Nordküſte von England ſind meiſterhaft geſchildert. Man kann ſich's nicht anders möglich denken, als er habe die Gegenſtände unmittelbar vor Augen, ſie mit der Feder aufgefaßt; denn wie er auch jeden Abend ſorgfältig ſein briefliches Tagebuch geführt haben mag, ſo bleibt eine ſo klare, ausführliche Darſtellung immer noch eine ſeltene Erſcheinung.

Mit heiterer Neigung trägt er das Monotonſte in der größten individuellen Mannichfaltigkeit vor. Nur durch ſeine Darſtellungsgabe werden uns die zahlloſen verfallenen Abteien und Schlöſſer Irlands, dieſe nackten Felſen und kaum durchgänglichen Moore bemerkenswerth und erträglich. Armuth und Leichtſinn, Wohlhabenheit und Abſurdität würde uns ohne

ihn überall abſtoßen. Dieſe Betriebſamkeit der ſtumpfen Jagdgenoſſen, dieſe Trinkſtuben, die ſich immer wiederholen, werden uns in ununterbrochener Folge doch erduldſam, weil er die Zuſtände erträgt. Man mag ſich von ihm, wie von einem lieben Reiſegefährten, nicht trennen, eben da wo die Umſtände die allerungünſtigſten ſind; denn ſich und uns weiß er unverſehens aufzuheitern. Vor ihrem Untergang bricht die Sonne nochmals durch getheiltes Gewölk und erſchafft auf einmal, durch Licht und Schatten, Farb' und Gegenfarbe, eine bisher ungeahnte Welt vor den erſtaunten Augen. Wie denn ſeine Reflexionen über künſtleriſch zuſammengefaßtes Landſchaftsbild und eine ſucceſſive, gleichſam curſive Reiſemalerei als höchſt trefflich zu achten ſind.

Haben wir nun ihn mit Geduld durch ſolche langwierige Pilgerſchaften begleitet, ſo führt er uns wieder in bedeutende Geſellſchaft. Er beſucht den famoſen O'Connell in ſeiner entfernten, kaum zugänglichen Wohnung, und vollendet das Bild, das wir uns, nach den bisherigen Schilderungen, von dieſem wunderſamen Manne im Geiſte entwerfen konnten. Dann wohnt er populären Zuſammenkünften bei, hört den Genannten ſprechen; ſodann jenen merkwürdigen Shiel und andere wunderlich auftretende Perſonen. Auch dergleichen Gaſtmahle ſchlägt er nicht aus, wo ſich ein oder der andere der gefeierten Tageshelden, zu eigenen Gunſten und Ungunſten, mehr oder weniger auszeichnet. An der großen Irländiſchen Hauptangelegenheit nimmt er menſchlich billigen Antheil, begreift aber die Zuſtände in aller ihrer Verwicklung zu gut, als daß er ſich zu heitern Erwartungen ſollte hinreißen laſſen.

Wenn nun aber auch der menſchlichen Geſellſchaft mancher Raum in dieſen Briefen gegönnt iſt, ſo nimmt doch bei weitem die Beſchreibung von Gegenden den größten Theil derſelben ein, und drängt ſich immer wieder vor. Eigentlich ſind es aber keine Beſchreibungen, ſondern Durchflüge, die man mit ihm auf zerbrechlichen Wägelchen, oft auch zu Fuße, machen muß, und ſich daran nur deſto mehr ergetzt, als man weder durchnäßt noch ermüdet, weder ab- noch umgeworfen, den Vorfällen ganz ruhig zuſehen kann.

Warum man aber gern in ſeiner Nähe bleibt, ſind die durchgängig ſittlichen Manifeſtationen ſeiner Natur; er wird uns durch ſeinen reinen Sinn bei einem natürlichen Handeln höchſt intereſſant. Es wirkt ſo angenehm erheiternd, ein wohlgeſinntes, in ſeiner Art frommes Weltkind

zu ſehen, welches den Widerſtreit im Menſchen von Wollen und Vollbringen auf das anmuthigſte darſtellt. Die beſten Vorſätze werden im Lauf des Tages umgangen, vielleicht das Gegentheil gethan. Dieß incommodirt ſein Inneres dergeſtalt, daß zuletzt ein tiefgefühlter, wenn auch paradox ausgedrückter Beſſerungsſinn, unter der Form einer Ehrenſache, hervortritt.

Er ſagt: Wenn ich bei irgend einem Anlaß mein Ehrenwort einem andern gebe und es nicht halte, ſo muß ich mich mit ihm ſchlagen; wie wäre es denn, wenn ich mir ſelbſt das Ehrenwort gäbe, dieſes und jenes, was mich oft reut, zu unterlaſſen? da käm' ich denn doch gegen mich ſelbſt in eine bedenkliche Stellung. Wäre denn wohl Kants kategoriſcher Imperativ, in empiriſcher Form, gleichnißweiſe, artiger auszudrücken?

Religionsbegriffe oder Gefühle ſind, wie man hieraus ſieht, ihm nicht zur Hand. Er beſcheidet ſich, daß dem Menſchen über gewiſſe Dinge keine deutliche Auskunft gegeben ſey. Der äußere Cultus, den man, das Innere zu beſchwichtigen, anordnet, iſt ihm deutlich. Die Römiſche Kirche wie die Anglicaniſche läßt er beſtehen, aber unbewunden ſpricht er aus, was er von ihnen hält. Dagegen bekennt er ſich zu dem, was man ſonſt natürliche Religion nannte, was aber in der neuern Zeit ſchon wieder ſich zu einer andern Anſicht gewendet hat. Der Frömmelei iſt er beſonders aufſäſſig, und einige, wie es jedoch faſt ſcheinen will, von fremder Hand eingeſchaltete Aufſätze drücken ſich ſehr ſtark hierüber aus.

Ritterlich, wie oben gegen ſich ſelbſt, benimmt er ſich durchaus, und die Art, wie er ſich überall ankündigt, jederzeit auftritt, bringt ihm großen Vortheil. Man denkt ſich ſeine Perſon anſehnlich und angenehm; er ſtellt ſich Hohen und Geringern gleich, allen willkommen. Daß er die Aufmerkſamkeit von Frauen und Mädchen beſonders erregt, iſt wohl naturgemäß; er zieht an und wird angezogen, weiß aber, als welterfahrener Mann, die kleinen Herzensangelegenheiten mild und ſchicklich zu endigen. Freilich hat er alles an eine innig geliebte, ihm durch Neigung angetraute Freundin zu berichten, wo er ſich denn wohl mancher dämpfenden Ausdrücke bedienen mag. Nicht weniger verſteht er, hie und da verfängliche Geſchichten, mit Anmuth und Beſcheidenheit, wie es die beſte Geſellſchaft erträgt, ſittlich einzuflechten.

Die Reiſe iſt in den letzten Jahren unternommen und durchgeführt, bringt alſo das Neueſte aus genannten Ländern, wie ein gelſtreicher,

um- und einſichtiger Mann die Zuſtände geſehen, uns vor Augen. Nach unſerer Meinung gereicht es dieſem Werke zu großem Vortheil, daß die zwei letzten Bände vor den zwei erſten erſcheinen, wodurch der ganze Vortrag eine epiſche Wendung nimmt: denn zu jedem, was vorgeht, muß man ſich das Vorhergehende denken, welches durch die große Conſequenz des Schreibenden, durch ſein ſicheres Verhältniß zu der geliebten Freundin erleichtert wird. Mit einem klaren Geiſte wird man leicht bekannt, und mit dem Weltmanne findet ihr's gleich bequem, weil er durchaus offen erſcheint, ohne eben gerade aufrichtig zu ſeyn.

Nach und nach hilft uns der werthe Mann ſelbſt aus dem Traume. Man ſieht, es iſt ein ſchönes, höchſt fähiges Individuum, mit großen äußern Vortheilen, und zu genügendem Glück geboren, dem aber, bei lebhaftem Unternehmungsgeiſte, nicht Beharrlichkeit und Ausdauer gegeben iſt; daher ihm denn manches mißlungen ſeyn mag. Eben deßwegen kleidet ihn auch dieſe wunderſam genialiſch-zweckloſe, für den Leſer zweckerreichende Reiſe gar zu gut. Denn da wir nicht unterlaſſen können, Engliſchen und Irländiſchen Angelegenheiten unſere Aufmerkſamkeit zuzuwenden, ſo muß es uns freuen, einen ſo begabten Landsmann gleichſam als forſchenden Geſandten dorthin geſchickt zu haben.

Dieß ſey genug, obſchon noch viel zu ſagen wäre, ein ſo leſenswerthes und gewiß allgemein geleſenes Buch vielleicht ſchneller in Umlauf zu bringen, welches auch als Muſter eines proſaiſchen Vortrags angerühmt werden kann, beſonders in beſchreibenden Darſtellungen, wohin man immer hingewieſen wird.

Schließlich aber, weil man doch mit einem ſolchen Individuum immer näher bekannt zu werden wünſcht, fügen wir eine Stelle hinzu, die uns ſeine Perſönlichkeit etwas näher bringt:

„Einige Zeit ſpäter brachte mir Capitän S. die letzte Zeitung, worin bereits mein Beſuch in der beſchriebenen Verſammlung und die von mir dort geſagten Worte, nebſt den übrigen Reden, mit aller der in England üblichen Charlatanerie, drei oder vier Seiten füllten. Um dir einen échantillon von dieſem Genre zu geben, und zugleich mit meiner eigenen Beredtſamkeit gegen dich ein wenig zu prunken, überſetze ich den Anfang des mich betreffenden Artikels, wo ich in eben dieſem Ton angeprieſen wurde, wie ein Wurmdoctor ſeinen Pillen oder ein Roßkamm ſeinen Pferden nie beſeſſene Eigenſchaften andichtet. Höre!

„Sobald man die Ankunft des . . . . erfahren hatte, begab ſich der Präſident mit einer Deputation auf deſſen Zimmer, um ihn einzuladen, unſer Feſt mit ſeiner Gegenwart zu beehren.

Bald darauf trat er in den Saal. Sein Anſehen iſt befehlend und graciös (commanding and graceful). Er trug einen Schnurrbart, und obgleich von ſehr blaſſer Farbe, iſt doch ſein Geſicht außerordentlich gefällig und ausdrucksvoll (exceedingly pleasing and expressif). Er nahm ſeinen Platz am obern Ende der Tafel, und ſich gegen die Geſellſchaft verneigend, ſprach er deutlich und mit allem gehörigen Pathos (with proper emphasis), aber etwas fremdem Accent folgende Worte u. ſ. w.“

Eben deßhalb werden denn auch die zwei erſten, noch verſprochenen Theile ſehnlich erwartet werden, beſonders von Leſern, welche eben jene Kenntniß der Perſönlichkeiten, Namen, Verhältniſſe, Zuſtände, für nothwendiges Complement auch der ſchon an ſich anonym höchſt intereſſanten Ueberlieferungen, hoffen und begehren. Für uns aber würde es dem Werthe des Buchs nichts benehmen, ſollte ſich's auch am Ende finden, daß einige Fiction mit untergelaufen ſey.

Blicke in's Reich der Gnade.

Sammlung evangeliſcher Predigten, von Dr. Krummacher, Pfarrer zu Gemarke.

Elberfeld, 1828.

1830.

Gemarke iſt ein anſehnlicher Marktflecken von 380 Häuſern, mit Stadtfreiheiten, im Wupperthale und Amte Barmen des Herzogthums Berg, wenig über Elberfeld gelegen. Die Einwohner haben anſehnliche Leinen-, Band-, Bettdrillich- und Zwirnmanufacturen, und treiben mit dieſen Waaren, ſo wie mit gebleichtem Garne einen ausgebreiteten Handel. Der Ort hat eine reformirte und eine kleine katholiſche Kirche.

In dieſem Orte ſteht Herr Krummacher als Prediger. Sein Publicum beſteht aus Fabricanten, Verlegern und Arbeitern, denen Weberei die Hauptſache iſt. Sie ſind in ihrem engen Bezirke als ſittliche Menſchen anzuſehen, denen alles daran gelegen ſeyn muß, daß nichts

Excentrisches vorkomme; deßhalb denn auch von auffallenden Verbrechen unter ihnen kaum die Rede seyn wird. Sie leben in mehr oder weniger beschränkten häuslichen Zuständen, allem ausgesetzt, was der Mensch als Mensch im Sittlichen, im Leidenschaftlichen und im Körperlichen zu erdulden hat. Daher im Durchschnitte viele kranke und gedrückte Gemüther unter denselben zu finden sind. Im allgemeinen aber sind sie unbekannt mit allem, was die Einbildungskraft und das Gefühl erregt, und obgleich auf den Hausverstand zurückgeführt, doch für Geist und Herz einiger aufregender Nahrung bedürftig.

Die Weber sind von jeher als ein abstrus religiöses Volk bekannt, wodurch sie sich im Stillen wohl unter einander genugthun mögen. Der Prediger scheint das Seelenbedürfniß seiner Gemeinde dadurch befriedigen zu wollen, daß er ihren Zustand behaglich, ihre Mängel erträglich darstellt, auch die Hoffnung auf ein gegenwärtiges und künftiges Gutes zu beleben gedenkt. Dieß scheint der Zweck dieser Predigten zu seyn, bei denen er folgendes Verfahren beliebt.

Er nimmt die deutsche Uebersetzung der Bibel, wie sie daliegt, ohne weitere Kritik, buchstäblich geltend, als kanonisch an, und deutet sie, wie ein ungelehrter Kirchenvater, nach seinem schon fertigen Systeme willkürlich aus. Sogar die Ueberschriften der Capitel dienen ihm zum Texte, und die herkömmlichen Parallelstellen als Beweise; ja er zieht dasselbe Wort, wo es auch und in welchem Sinne es vorkommt, zu seinem Gebrauche heran, und findet dadurch für seine Meinungen eine Quelle von überfließenden Gründen, die er besonders zu Beruhigung und Trost anwendet.

Er setzt voraus, der Mensch tauge von Haus aus nichts, droht auch wohl einmal mit Teufeln und ewiger Hölle; doch hat er stets das Mittel der Erlösung und Rechtfertigung bei der Hand. Daß jemand dadurch rein und besser werde, verlangt er nicht, zufrieden, daß es auch nicht schade, weil, das Vorhergesagte zugegeben, auf oder ab die Heilung immer bereit ist, und schon das Vertrauen zum Arzte als Arzenei betrachtet werden kann.

Auf diese Weise wird sein Vortrag tropisch und bilderreich, die Einbildungskraft nach allen Seiten hingewiesen und zerstreut, das Gefühl aber concentrirt und beschwichtigt. Und so kann sich ein jeder denken, er gehe gebessert nach Hause, wenn auch mehr sein Ohr als sein Herz in Anspruch genommen wurde.

Wie sich nun diese Behandlungsart des Religiösen zu den schon bekannten ähnlichen aller separatistischen Gemeinden, Herrenhuter, Pietisten ꝛc. verhalte, ist offenbar, und man sieht wohl ein, wie ein Geistlicher solcher Art willkommen seyn mag, da die Bewohner jener Gegenden, wie anfangs bemerkt, sämmtlich operose, in Handarbeit versunkene, materialem Gewinne hingegebene Menschen sind, die man eigentlich über ihre körperlichen und geistigen Unbilden nur in Schlaf zu lullen braucht. Man könnte deßhalb diese Vorträge narkotische Predigten nennen; welche sich denn freilich am klaren Tage, dessen sich das mittlere Deutschland erfreut, höchst wunderlich ausnehmen.

Monatsschrift

der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen.

Erster Jahrgang.

Prag, im Verlag des Böhmischen Museums, 1827. Zwölf Stücke. 8.

Diese Zeitschrift hat einen großen Vorzug vor manchen andern, daß sie von einer wohlgeordneten Gesellschaft ausgeht, welche wieder auf einer nationalen Anstalt beruht. Deßwegen giebt sie auch in dem ganzen vorliegenden Jahrgang nichts Fremdes; alles, was sie mittheilt, ist einheimisch und zu einheimischen Zwecken. Dadurch gewinnen wir den wichtigen Vortheil, in ein höchst bedeutendes Land und dessen Zustände als in ein mannichfaltiges Eines unzerstreut hineinzusehen.

Ehe man jedoch näher herantritt, thut man wohl, die Lage, die natürliche Würde des Königreichs Böhmen sich zu vergegenwärtigen. Es ist ein Land, dessen beinahe viereckte Räumlichkeit, rings von Gebirgen eingeschlossen, nirgendshin verzweigt ist; eine große, mannichfaltige Flußregion, fast durchaus von eigenen Quellen bewässert, ein Continent mitten im Continente, wenig unter tausend Quadratmeilen enthaltend.

Und nun gewahren wir in dessen Mitte eine uralte, große, auffallend sonderbar gelegene Hauptstadt, die, nach dem gefährlichsten Glückswechsel mehrerer Jahrhunderte, noch immer besteht, theilweise zerstört, theilweise wieder hergestellt, bevölkert, entvölkert immer im Leben wieder aufblüht, und sich in der neuern Zeit durch Vorstädte nach außen fröhlich ins Freie verbreitet.

Um nun aber in möglichſter Kürze darzuſtellen, welchen Aufſchluß uns über ein ſo wichtiges Inneres die verbundene Geſellſchaft durch ihre Mittheilungen zu geben geneigt iſt, ſo ordnen wir die verſchiedenen Theile unter gewiſſe Rubriken, und wenden uns zuvörderſt zu denjenigen, auf welche wir die Statiſtiker aufmerkſam zu machen Urſache finden.

Bevölkerung Böhmens.

Der Flächeninhalt dieſes Königreichs beträgt 956 Quadratmeilen, Prag ausgenommen, die geſammte Bevölkerung aber, Chriſten, Juden, Ausländer, und Prag mit eingeſchloſſen, wird zu 3,732,061 Seelen angegeben.

Aus Vergleichung mit früherer Zeit ergiebt ſich, daß die Volkszahl ſeit 34 Jahren faſt um den vierten Theil geſtiegen iſt; der Flächeninhalt kommt mit der Zahl der Bewohner in ein Verhältniß von 3909 Individuen, Prags Einwohner dazu gerechnet.

Hierauf wird der Flächeninhalt der einzelnen Kreiſe, die Zahl ihrer Einwohner, ſowohl die ſtärkſte als geringſte, vor Augen geſtellt, die Zahl der einzelnen Wohngebäude mit den Einwohnern in Parallele gebracht, ferner die Urſachen einer auffallenden jährlichen Vermehrung vorgetragen.

Die Claſſen die Einwohner werden ausgemittelt, das Verhältniß des männlichen zu dem weiblichen Geſchlecht, ingleichen der Verheiratheten zu den Ledigen; welches ſich denn auch in den einzelnen Kreiſen abändert, und zu gar angenehmen geographiſchen und topographiſchen Betrachtungen Veranlaſſung giebt. Nun kommt die Fruchtbarkeit der Ehen zur Sprache, das Geſchlecht der Geborenen und die Durchſchnittszahl der unehlich gezeugten Kinder darf nicht ausbleiben. Auch iſt bei den Sterbefällen jede Frage beantwortet; die Langelebenden ſind bemerkt, die gewaltſamen Todesarten angezeigt und ſogar nach Kreiſen ſpeciell aufgezeichnet.

Wir ſchließen mit den eigenen Worten des würdigen Herrn Verfaſſers Dr. Stelzig, Phyſicus der Altſtadt Prag, und treten ſeinem geäußerten Wunſche vollkommen bei: „Wer ſollte wohl beim Schluſſe dieſer Abhandlung nicht eine Fortſetzung wünſchen, die uns zugleich auch über den moraliſchen, phyſiſchen und pathologiſchen Zuſtand der Bewohner der einzelnen Kreiſe Böhmens genaue Aufklärung geben möchte! Nur bei Erfüllung dieſes Wunſches dürfte dann dieſe Zuſammenſtellung mehr an

Intereſſe gewinnen, und als Material zu einer mediciniſchen Topographie Böhmens dienen können. Mögen daher unſere beſonders auf dem Lande wohnenden Statiſtiker, Geographen und Phyſiker uns bald mit derlei Beiträgen erfreuen, und dieſe gegenwärtige vaterländiſche Zeitſchrift damit bereichern!"

Bevölkerung der Hauptſtadt.

Sogleich hat der Verfaſſer von ſeiner Seite damit begonnen, Notizen über die Bevölkerung Prags zu geben, welche das von dieſer bedeutenden Hauptſtadt zu erfahrende Wünſchenswerthe nach den oben angeführten Rubriken gleichfalls darlegen.

Vaccination.

Es bedarf keiner weitumſichtigen und durchdringenden Seelenkenntniß, um zu wiſſen, daß, wenn man dem hülfsbedürftigen Menſchen irgend eine neue Arzenei oder ſonſtiges Heilmittel anbietet, ſolche ſogleich als univerſell und in allen Fällen erprobt angeſprochen werden, daß aber ſodann, wenn ſich einige Ausnahmen hervorthun, Unglaube und Widerſpruchsgeiſt alſobald Platz gewinnen, und das, was bisher als zuverläſſig und unzweifelhaft angeſehen wurde, als ungewiß und bedenklich vorgeſtellt wird. So ging es früher mit Einimpfung der natürlichen Blattern; jetzt ſehen wir die Vaccination mit gleichem Schickſale bedroht. Und höchſt verdienſtlich iſt die Bemühung des Arztes zu nennen, welcher die Sicherheit von folgerechten Beobachtungen gegen einzelne, nicht genugſam geprüfte Beiſpiele zu befeſtigen trachtet.

Böhmiſche Bäder.

Am allgemeinſten und unmittelbarſten bleibt Böhmen dem Auslande durch ſeine Heilquellen verwandt. Viele tauſend Ausländer beſuchen jene von der Natur ſo hoch begünſtigten Quellen, und finden überall unterrichtende Schriften, in welchen man ſich über die Gegend, die Natur und Eigenſchaft der Waſſer und ihre Kräfte belehren kann. Es iſt daher dem Zwecke dieſer Zeitſchrift vollkommen gemäß, auch dasjenige, was ſich daſelbſt neues ereignet, kürzlich anzuzeigen, wie es hier von Franzensbad, Marienbad und über die Temperatur dieſer Quellen geſchieht.

Wie wir denn überhaupt wünſchen, daß dieſe Schrift in den

Leihbibliotheken aller Badeorte möge zu finden ſeyn, um den Fremden, der ſich eine Zeit lang in Böhmen aufhält, und mitunter langweilt, über das hohe Intereſſe aufzuklären, welches der Geſchichts-, ſo wie der Naturfreund in dieſem Königreiche erfaſſen kann.

Die Geſchichte des großen Zwiſchenreichs in den Jahren 1439 bis 1453

läßt uns in die Verwirrungen eines Wahlreichs hineinſehen, wo man dem Würdigſten des Inlandes die Krone nicht gönnt, oder auch wohl zwiſchen Würdigen und Mächtigen in's Schwanken geräth, und deßwegen ſich nach auswärtigen Gewalthabern umſieht.

Hier werden nun von dem Herausgeber der Zeitſchrift, Herrn Franz Palacky, deſſen forſchender Fleiß und ſcharfer Blick das größte Lob verdienen, die Verhandlungen über die neue Königswahl im Jahre 1440, ſodann aber ein kritiſcher Nachtrag und Angabe der hiſtoriſchen gleichzeitigen Quellen vorgelegt, die ungedruckten werden nach der Zeitfolge angeführt, auch die frühern und deren Werth und Zuverläſſigkeit beleuchtet.

Geſandtſchaft nach Frankreich im Jahre 1464.

Georg von Podiebrad ward endlich zum König gewählt: ſeine Stellung zum Lande, zu den Nachbarſtaaten, zu der Kirche war höchſt ſchwierig, und als ein großdenkender, überſchauender Mann hegt er den Gedanken, der ſpätern vorzüglichen Regenten gleichfalls beiging, man müſſe einen Fürſtenbund ſchließen, um einem jeden das Seinige, und einen friedlichen Zuſtand allen zu erringen.

In Verabredung mit den Königen von Polen und Ungarn erging nun eine Geſandtſchaft an Ludwig XI. von Frankreich, wie denn nichts natürlicher war, als daß unſer mittleres Europa, wenn es von Oſten her zu ſehr bedrängt wurde, um Hülfe nach dem weſtlichen hinblickte.

Das Reiſediarium, aus dem Böhmiſchen überſetzt, im natürlichſten Style von einem Geſandtſchaftsgenoſſen verfaßt, iſt eins von den unſchätzbaren Monumenten, das uns in eine wüſte Zeit hineinblicken läßt, von der wir glücklicherweiſe keinen Begriff mehr haben.

Die ſtrenge Kühe.

Zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts ergiebt ſich ein Ereigniß, das uns gleichfalls den Geiſt jener Zeit aufs unmittelbarſte vergegenwärtigt.

Eine gewaltſame, unverſöhnliche Blutrache verwirrt ſchon mehrere Jahre hindurch die Verhältniſſe großer und vielgegliederter Familien. Ein gränzenloſes Unheil wird zuletzt durch Schiedsrichter geendigt, wobei denn höchſt merkwürdig erſcheint, daß die vielen Punkte, welche als Bedingungen aufgeſetzt werden, ſich durchaus auf Geld und Schritte zurückführen laſſen, Geld zur Verſöhnung der lebenden Beſchädigten, zu Seelenmeſſen für das Heil der Abgeſchiedenen, ſodann aber Schritte zu Proceſſionen und Wallfahrten. Auch dieſes iſt ein höchſt zu empfehlender Aufſatz.

Belagerung von Prag im Jahre 1648.

Unter den hiſtoriſchen Aufſätzen zeichnet ſich dieſer vorzüglich aus. Der dreißigjährige Krieg geht zu Ende; ſchon ſind die Geſandten in Weſtphalen verſammelt, um den gewünſchten Frieden endlich zu Stande zu bringen. Gerade in dieſem hoffnungsvollen Momente wird die kleine Seite der Stadt Prag von den Schweden überrumpelt und beſetzt. Wie die Einwohner der übrigen Stadttheile des rechten Ufers der Moldau ſich dagegen zur Wehre ſetzen, die Brücke vertheidigen und von dem weiten Umfang der Mauern den Feind abwehren, und was die Stadt und Bürgerſchaft indeſſen leidet, iſt eine furchtbare Geſchichte.

Die Studenten und Profeſſoren der Caroliniſchen Univerſität thun ſich auf's kräftigſte hervor, tüchtige Hauptleute beleben das Militär, und ſo wird nach und nach die ganze Bevölkerung mit in den Kampf gezogen. Die Frauen beſorgen Verwundete, und die Juden, unfähig, Waffen zu tragen, erzeigen ſich muſterhaft beim Löſchen. Was aber die Bangigkeit dieſer Beſchreibung vermehrt, iſt das Unbehülfliche beider Parteien, das ſowohl im Angriff als in der Vertheidigung erſcheint und nur allzu augenfällig wird. Da jedoch unſer Menſchengefühl ſich auf der Seite der Belagerten halten muß, ſo bewundert man ihren unbezwungenen Muth und ihre ſchlafloſe Thätigkeit, unterdeſſen die Feinde, mit Macht und Ernſt gleich anfangs die Stadt zu erſtürmen unterlaſſend, ſich rottenweiſe im Lande umhertreiben, brandſchatzen, ſengen und verderben.

Bei ſo großen, lange dauernden, höchſt unerträglichen Leiden war daher nichts natürlicher, als daß ein Theil der Belagerten ſich davon durch irgend einen anſtändigen Vertrag zu entledigen trachtete. Die deßhalb aufgeſetzte Capitulation giebt zu der Betrachtung Anlaß, wie der Menſch ſeinen herkömmlichen Zuſtand eben ſo wenig mit Willen als das

Leben verläßt, vielmehr in dem Augenblick, wo er alles zu verlieren bedroht iſt, doch alles bis auf das Geringſte zu erhalten trachtet. Hier nun wird man ſich kaum des Lächelns erwehren, wenn man ſieht, wie dieſe unglücklichen Einwohner, welche ihre bürgerliche und religiöſe Freiheit, Beſitz und Leben augenblicks zu verlieren in Gefahr ſind, doch noch alle Habe beiſammen zu erhalten und ihrer Perſönlichkeit die größte Willkür zu ſichern gedenken.

Auch iſt ſie nie den Belagerern mitgetheilt worden, vielmehr ſcheint der Kaiſerliche General Don Innocenzo Conti, der treffliche Mann, welcher mit ſo viel Muth als Klugheit bisher das militäriſche Regiment geführt, auch hier abgerathen und verzögert zu haben, wohl wiſſend, daß wer, in den äußerſten Fall geſetzt, zur Nachgiebigkeit bereit erſcheint, auch ſchon verloren iſt.

Glücklicherweiſe macht noch zuletzt der in Weſtphalen geſchloſſene Frieden dem Unheil ein Ende. Die höchſt beſchädigte Stadt erfreut ſich ihres Charakters; der Kaiſer, dankbar für die großen Aufopferungen, für allgemeine Lieb' und Treue, begünſtigt alle, und vergißt es ganz, daß Verſchiedenheit der Meinungen und der Gottesverehrung die Gemüther in dem Augenblicke trennte, wo ſie vereint für politiſches Daſeyn und Selbſterhaltung kämpften.

Uebergang zum folgenden.

Nachdem wir bei Krieg und Verderben unſere Darſtellung verweilen laſſen, iſt es wohl Zeit, daß wir wieder zurückſchreiten und in Betrachtung ziehen, was für friedliche Abſichten bei den wiſſenſchaftlichen Anſtalten der früheſten Zeit in Böhmen obgewaltet, und wenn unſere Leſer an dem tapfern Betragen der Caroliniſchen Univerſitätsverwandten Theil genommen, ſo werden ſie nun auch gern erfahren, wie es eigentlich mit dieſer Anſtalt beſchaffen geweſen, worüber wir uns etwas weitläufiger zu ſeyn erlauben, indem ähnliche Zuſtände, Gegenſätze und Conflicte bis auf den heutigen Tag gewaltſam zu bemerken ſind.

Univerſitäten zu Prag.

Kaiſer Carl IV. kam als ein Prinz aus dem Hauſe Luxemburg nach Frankreich, und erhielt daſelbſt die erſten Eindrücke, die man Erziehung heißt; ein vorzüglicher, zum Herrſchen geborener Mann, bemerkte er gar

bald die beiden Hauptzweige des Regierungswesens. Widerspenstige Vasallen müssen auf eine und die andere Weise zur Dienstlichkeit gebracht und der Einfluß der Geistlichkeit vermindert werden: das erste gelang ihm durch die goldene Bulle später; das andere zu bewirken machte er bei Zeiten einen großen Versuch; es war wissenschaftliche Thätigkeit, welche den Geistlichen bisher allein zustand, zu verbreiten und allgemeiner zu machen.

Nach dem Muster der Sorbonne ward eine Prager Universität eingerichtet, Männer vom größten Rufe wurden herbeigezogen, sie brachten einen Schweif von Schülern mit sich; damals hing man noch am Munde des Lehrers, ja an seinem Daseyn. Die Carolinische Universität, gestiftet 1348, wird nunmehr der wissenschaftliche Mittelpunkt von Deutschland, wie nachher, als Carln die Kaiserkrone übertragen war, auch sich alles dort als einem politischen Mittelpunkt versammelte.

Eine größere Frequenz hat man vielleicht auf keiner Universität gesehen; die Absicht war löblich, der Zweck eines großen Zusammenstrebens erreicht: aber auch die Reibungen vorschreitender Geister bereiteten fremden Lehren einen empfänglichen Boden.

England hatte schon früher sittlich-religiöse Männer gesandt, erst Bonifacius, welches der Apostel von Deutschland werden sollte, indem er sich auf das strengste an den Römischen Cultus hielt. Nun aber kam Wiclef herüber, gerade im Gegensinn; ein einziger Punkt seiner vielen abweichenden Lehren, daß ein jeder sich, wo es ihm beliebe, könne hinbegraben lassen, zerstörte die bisherige Einrichtung des kirchlichen Gottesdienstes. Die neuen Lehren reizten den Untersuchungsgeist mächtig auf. Durch Johann Huß nahm die Bewegung einen inländischen Charakter und nationalen Schwung. Indessen war für das Schicksal der Universität viel entscheidender der Conflict wegen des akademischen Regiments zwischen den fremden und einheimischen Professoren. Da König Wenzel IV. durch seine Entscheidung den Böhmen das Uebergewicht gab und die bisherigen ungemeinen Vorrechte den Ausländern entzog, so erfolgte im Jahre 1409 die große Auswanderung der letztern. Nun traten die Meinungsverschiedenheiten in offenen Streit hervor, und es entspann sich daraus großes langwieriges Unheil für Stadt und Land, deren vielfache Zerrüttung wir nicht wiederholt schildern wollen.

Die Römisch-katholische Lehre hatte sich im harten Kampfe mit den ergrimmtesten Widersachern doch stets wieder erhoben und großentheils im

Königreiche hergestellt. Zu ihrer Befestigung, da die Carolinische Universität hierzu kein Werkzeug seyn konnte, wurde von Kaiser Ferdinand I. endlich eine neue Akademie gegründet und den Vätern der Gesellschaft Jesu im Collegium zu St. Clemens übergeben.

Die Carolinische Universität bestand aus vier Facultäten, und übte die Rechte derselbigen aus, der Ferdinandeischen waren aber nur Theologie und Philosophie zugetheilt. Hieraus ergab sich schon ein Mißverhältniß zwischen beiden, welches dadurch noch stärker wurde, daß auch ein Gegensatz in den Religionsmeinungen noch fortdauerte, indem die Carolina früher der utraquistischen und darauf der protestantischen Lehre zugethan, die Ferdinandea hingegen von Anfang rein katholisch war. Unter solchen Umständen konnten beide nicht neben einander bestehen, ihre Wirksamkeiten mußten feindlich zusammentreffen; eine Vereinigung war nicht zu erzwingen; durch den Majestätsbrief Kaiser Rudolph II. vom Jahre 1609 wurde die Trennung beider noch entschiedener ausgesprochen.

Nach dem völligen Uebergewicht aber, welches durch den entscheidenden Sieg auf dem weißen Berge Kaiser Ferdinand II. über seine Gegner gewonnen, ward nunmehr die Vereinigung zum Nachtheil der unterlegenen Partei ernstlicher betrieben. Die Carolinische Universität wurde der Ferdinandeischen Akademie incorporirt, und die letztere ließ jener nur ein untergeordnetes Fortbestehen.

Allein widersprechende Verhältnisse lassen sich so leicht nicht versöhnen, und dem bedrängten Theile mangelte noch nicht alle Hülfe; sie kam von daher am wirksamsten, woher sie am wenigsten zu hoffen schien. Der Erzbischof von Prag, als in früherer Zeit von Rom aus bestätigter Canzler der Carolina, fand sich in seinen Rechten verletzt; ein Vergleich kam nicht zu Stande, weil man sich noch schwerer über den Besitz als über die Rechte vertragen konnte, und von beiden Seiten wurde der Streit lebhaft fortgeführt.

Endlich kam von Rom aus die Entscheidung: die Väter der Societät Jesu seyen ohne Autorität des päpstlichen Stuhls keineswegs befugt gewesen, den Besitz der Carolinischen Universität aus einer weltlichen Hand anzunehmen, und derselbe deßhalb wieder zurückzustellen.

Die Carolina erhielt demnach alle ihr gehörigen Privilegien, Regalien, Kleinodien, Urbarien, Güter u. s. s. wieder zurück, wobei sich die Väter der Societät höchst nachgiebig und demüthig benahmen.

Nunmehr war die eigene Verwaltung dieſer Güter wieder in Händen der Carolina, und deren Selbſtſtändigkeit dadurch bedeutend hervorgehoben; allein bald thaten ſich zwiſchen dem Prager Erzbiſchof, der Jeſuitenſocietät und der Carolina neue Mißhelligkeiten hervor. Sie zu beſeitigen, ward ein Vergleich verſucht und nahe zu Stande gebracht; aber der dreißigjährige Krieg wüthete dazwiſchen, und alles gerieth nun in langwieriges Stocken und troſtloſe Verwirrung.

Bei der ſtrengen Belagerung von Prag durch die Schweden und Proteſtanten thaten ſich ſämmtliche Akademiker, beſonders aber die von der Carolina, patriotiſch hervor. Kaiſer Ferdinand III. begnadigte ſie deßhalb, gab ihr neue Vorzüge, und die gewünſchte Vereinigung ſchien dadurch nur noch mehr entfernt.

Dennoch bewirkte das nun mit ganzer Macht laſtende Uebergewicht der Römiſch-katholiſchen Kirche bald einen möglichen Abſchluß. Es wurde anbefohlen, daß gleichförmig von allen Profeſſoren an beiden Univerſitäten, ſo wie von allen nun zu promovirenden Doctoren der Lehrſatz von der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau anerkannt werden ſollte. Die äußere Lage war von der Art, daß jedermann ſich zu fügen alle Urſache hatte. Die geiſtige Abſonderung war hiermit für immer gebrochen, und die Carolina in ſolchem Betreff mit der Ferdinandea auf gleichen Boden geſtellt.

Wegen der übrigen Anordnungen erwartete der Kaiſer eine Antwort von Rom, die aber im beſtimmten Termine ausblieb, weil man dorten das Alte weder aufheben noch das Neue verhindern wollte; deßhalb man auch dieſſeits im Jahre 1654 nun zum Unionsgeſchäfte ſchritt. Die vereinigte Univerſität erhielt den Namen der Carl-Ferdinandeiſchen. Man beſtimmte Rechte und Befugniß des Canzlers, des Rectors, des Senats, wobei man die Gerechtſame beider Körperſchaften doch möglichſt berückſichtigte, und ſetzte zuletzt als Haupt der ganzen Anſtalt einen Superintendenten, der die Function eines modernen Curators im weiteſten Sinne auszuüben das Recht hatte.

Alſo bis dahin, wo dieſe widerſprechenden Elemente zu jener Zeit vereinigt wurden, führt uns ein vorliegender, von Herrn Profeſſor Schnabel mit Gründlichkeit verfaßter Aufſatz, dem wir in unſerm Auszug genau folgen wollten, weil das ähnliche, ja das gleiche in unſern Tagen vorgeht; deßhalb wir allen und jeden, welche berufen ſind, ſich

mit akademiſchen und ſonſtigen Angelegenheiten zu beſchäftigen, dieſes Capitel als von großer Wichtigkeit empfehlen möchten. Man wird hier wie überall finden, daß die Wiſſenſchaften ihren nothwendigen, ſtillen oder lebhaften Fortgang nehmen, indeß es denjenigen, die ſich ſtandgemäß damit beſchäftigen, eigentlich um Beſitz und Herrſchaft vorzüglich zu thun iſt.

Nekrologen.

Der Lebensgang ausgezeichneter Zeitgenoſſen, ihre Herkunft, Schickſale und Verhältniſſe bleiben uns oft ſelbſt bei perſönlicher Bekanntſchaft verſchloſſen oder dunkel, weil die Mittheilung, um ſo mehr ſie reizen könnte, ſich um ſo weniger fordern oder anbieten läßt. Erſt nach dem Ableben bedeutender Perſonen pflegen wir die zuſammenhängendere Geſtalt und die Merkwürdigkeiten ihrer Umſtände zu erfahren, die uns zu Aufſchlüſſen über ihre Eigenſchaften und Wirkungen dienen. Deßhalb können wir die Unverdroſſenheit zu ſolchen raſchen Mittheilungen nur dankend anrühmen; ſie geben das dem Augenblick Wichtige, während das weithinaus Bedeutende ſeine Darſtellung vielleicht erſt in ſpäter Zukunft erwarten muß.

Die Nekrologen eines beſtimmten Landes werden, bei aller Mannichfaltigkeit der Anlagen und Schickſale, doch bald Vergleichungen darbieten, aus denen ſich ein gewiſſes Gemeinſames im Charakter erkennen läßt. Schon bei den hier vorliegenden Aufſätzen dürfte ſich das Intereſſe dieſer Betrachtung ergeben.

Die von Herrn Profeſſor Millauer gelieferten Notizen über ſiebzehn verſtorbene Mitglieder der Prager theologiſchen Facultät greifen zwar in der Zeit etwas zurück, gehören aber doch ſämmtlich dem achtzehnten Jahrhundert an. Der gleiche Stand erweiſt ſich in ihnen mächtig, und neben dem, daß man nicht vergeſſen kann, katholiſche Profeſſoren vor Augen zu haben, wird man wohl auch erinnert, daß man ſie nothwendig als Böhmen anzuſehen habe.

Der Lebensabriß des Grafen Thun, Fürſtbiſchofs von Paſſau, des Grafen Clam Martinitz, des Generals Freiherr von Loller, die angezeigten Lebensbeſchreibungen der Generale Graf Kinsky, Graf Lolowrat und Graf Hieronymus Colloredo, ferner die kürzern Anzeigen über die Gelehrten Johann Marek und Joſeph Dlabac, ſo wie den in

Pern durch Zufall umgekommenen Naturforscher Hänke gewähren einen reichen Ueberblick mannichfacher Verhältnisse, die dem einen oder dem andern Leser oft von besonderm Interesse seyn müssen, für jeden aber auch ein allgemeines haben können.

Historische Nachlese.

Vom Abbé Joseph Dobrowsky, dem Altmeister kritischer Geschichtsforschung in Böhmen, finden wir mehrere kleine Aufsätze und Anmerkungen, in denen man alsobald den Hauch überlegener Kenntnisse spürt. Dieser seltene Mann, welcher frühe schon dem allgemeinen Studium Slawischer Sprachen und Geschichten mit genialem Bücherfleiß und Herodotischen Reisen nachgegangen war, führte jeden Ertrag immer wieder mit Vorliebe auf die Volks- und Landeskunde von Böhmen zurück, und vereinigte so mit dem größten Ruhm in der Wissenschaft den seltenern eines popnlären Namens.

Wo er eingreift, da ist gleich der Meister sichtbar, der seinen Gegenstand überall erfaßt hat, und dem sich die Bruchstücke schnell zum Ganzen reihen. Indem er aus den großen Arbeiten unseres Pertz alsogleich für die Böhmische Geschichte seinen Gewinn erlies't, vermehrt er rückwirkend den der unserigen. Seine Bemerkungen über das alte Mährische Reich suchen in diese dunkle Verwicklung der bewegtesten, zusammenfließenden, sich wieder theilenden Völkerwogen das Licht der Kritik einzuführen. Empfehlenswerth sind gleicherweise die Enträthselung einer bisher unverständlichen Stelle in der Chronik des Cosmas, die Bemerkungen über die Verwandtschaft Slawischer und nordischer Mythologie, und die Nachricht von Legung des Grundsteins der Neustadt Prag.

Wir erwähnen noch des mit Dobrowskys Erläuterungen versehenen Artikels von Herrn Professor Ens über das frühere Verhältniß des Fürstenthums Troppau zu Böhmen, ferner des Aufsatzes von Herrn von Schwabenau über Konrad II., Fürsten von Znaim, sodann von Herrn Kropf die Erörterung der alten Burg Chlumez, später Geiersberg genannt.

Die von Herrn Professor Millauer mitgetheilte Originalmatrikel der juridisch-kanonischen Facultät der Prager Carolina, so wie die Anzeige des Programms des Herrn Rector Held, worin derselbe die Vermuthung begründet, nicht Johann Huß, sondern eine aus Paris eingetroffene Gesandtschaft habe durch ihren Rath entscheidend bei König

Wenzel IV auf Ertheilung des Decrets gewirkt, auf welches der große Abzug erfolgte, ſchließen ſich den übrigen Nachrichten von dieſen gewichtigen Univerſitätsſachen belehrend an.

Rückblick auf die Bewohner.

Herr Gubernialrath Neumann liefert über die Production und Conſumtion, über die ökonomiſche und techniſche Thätigkeit Böhmens einen umſtändlichen Bericht, der die eigenbedingte Lage des Landes, ſeine Bedürfniſſe wie ſeinen Ueberfluß, und die Fortſchritte des Wohlſtandes und der Bildung ſeiner Bewohner klar vor Augen ſtellt, und mit dem erfreuenden Anblick einer gedeihlichen Gegenwart die nicht weniger zuverläſſige Ausſicht einer glücklichen Zukunft begründet. Ein ſolcher Aufſatz erlaubt aber kaum einen Auszug; wir müſſen auf ihn ſelbſt verweiſen, um darin die Reſultate des vereinigten Bemühens einer väterlich fürſorgenden Regierung, tüchtig ausführender Beamten und patriotiſcher Mithülfe theilnehmend anzuſchauen.

Auch für die Entwicklung Böhmens ſind Geſellſchaften und Anſtalten höchſt wirkſam geworden, in welchen der Gemeingeiſt der Privaten mit dem Schutz und Beitritt der Behörden zu Kraft und Anſehen ſich verbunden. Die Böhmiſche Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, die patriotiſch-ökonomiſche Geſellſchaft, die Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums, das polytechniſche Inſtitut, Actiengeſellſchaften und andere Vereine zu gemeinnützigen Zwecken zeigen ſich nach den verſchiedenſten Richtungen thätig; für Eiſenbahnen, Kettenbrücken wird geſorgt, Wollmärkte werden angeordnet, die vormalige und jetzige Forſtcultur verglichen. Die meiſten der Aufſätze, welche von dieſen Gegenſtänden einzeln handeln, ſind ſachgemäß belehrend. Wir werden einige hierher bezügliche noch unter eigenen Rubriken beſonders hervorheben.

Böhmiſches Muſeum.

Wie in andern Theilen des Oeſterreichiſchen Kaiſerſtaats war auch in Böhmen bei eifriggeſinnten Männern ſchon im Jahre 1818 lebhaft der Wunſch zu Gründung einer vaterländiſchen Anſtalt erwacht, welche alle Intereſſen der beſondern Nationalität im ganzen Umfange des Worts in ſich begriffe: Alterthümer, Geſchichtsbeiträge, Urkunden und andere Denkzeichen ſollten hier geſammelt, die Sprache, die Sitten und Eigenheiten

des Volks erforscht und festgehalten, die Naturgebilde des Landes zusammengestellt, und jedes Gedeihen in Wissenschaft, Kunst, Gewerbsfleiß und Verkehr, vor allem aber der vaterländische Sinn selbst genährt und erhöht werden.

Der Aufruf des Oberstburggrafen hatte bald die edelsten und tüchtigsten Theilnehmer aus allen Ständen vereint, reiche Hülfsmittel wurden zusammengebracht, und die Gesellschaft begann sich zu gestalten. Doch ein so weitgreifendes Unternehmen bedurfte reifer Ueberlegung und mannichfacher Anhaltspunkte, um gleich von Anfang in zweckmäßiger Einrichtung seine Wirksamkeit ohne Schwanken und Hemmung ausüben zu können. Die Organisation kam nicht ohne Schwierigkeit zu Stande; endlich aber konnten die fertigen Statuten zur Kaiserlichen Genehmigung vorgelegt werden, die denn auch im Jahre 1822 sehr gnädig erfolgte, und der Gesellschaft die ihrem Wirken vorgeschriebene Bahn eröffnete.

Seitdem stieg die Gesellschaft mit jedem Jahre an Zahl und Bedeutung ihrer Mitglieder, und ihr in dieser Monatsschrift dargelegter Stand vom Jahre 1827 zeigt eine lange Reihe ehrenwerther Personen, die an ihr Theil haben, von allen Stufen und aus allen Classen, auch die Frauen nicht ausgeschlossen. Als Präsidenten sehen wir den hochverdienten Grafen Caspar Sternberg, dessen verehrter Name schon mehrfach den Wissenschaften ruhmvoll angehört, und dessen Thätigkeit hier leitend und vortragend das Ganze ausgezeichnet fördern hilft. Sodann folgt ein Verwaltungsausschuß von acht Mitgliedern, hierauf die Abtheilung der wirkenden Mitglieder, der Ehrenmitglieder und einer besondern Classe beihelfender Mitglieder, welche meistens zugleich als sammelnd bezeichnet sind.

Die Sammlungen des Museums sind an Alterthümern, Urkunden, Handschriften, Büchern, Münzen, Naturgegenständen und Kunstsachen schon sehr ansehnlich, und mehren sich täglich, sowohl durch Schenkungen als durch andere Aneignung.

Zeitschriften.

Neben der Böhmischen Sprache besteht die deutsche jetzt als eine wirklich einheimische in Böhmen, und hat im wissenschaftlichen und gebildeten Lebenskreise entschiedenes Uebergewicht. Die meisten Bücher und Zeitschriften erscheinen in ihr. Allein die Böhmische Sprache besteht auch ihrerseits in voller Kraft, und Bücher, Zeitschriften und Flugblätter für das Volk werden häufig in ihr gedruckt. Beide Sprachen vereinigend

und vermittelnd, indem sie keine derselben verabsäumt, wirkt die Gesellschaft des vaterländischen Museums besonders auch durch ihre beiden Zeitschriften ein, von denen wir die deutsche hier ausführlich in Betracht haben, die Böhmische aber, welche der Lage der Sachen gemäß in minder zahlreichen Heften erscheint, nach dem davon mitgetheilten Inhaltsbericht als höchst bedeutend und schätzbar ansprechen müssen.

Die Erhaltung und Belebung einer Literatur, deren Sprache sich in engern Gränzen abschließt, geraume Zeit fast nur dem untern Volke überlassen war, und mit einer theilweise eingebürgerten, über große Länder weithin verbreiteten Staats- und Bildungssprache zu wetteifern hat, ist ein gewiß preiswürdiges Bemühen, das eben so viel Selbstverleugnung als Kraft und Geschick fordert. Der Reichthum an Mittheilungen aus der ältern Böhmischen Literatur, die ja auch eines classischen Zeitalters sich rühmen kann, muß freilich stets die Grundlage solcher Bemühungen seyn. Denkmäler der alten Sprache in Prosa und in Versen, Geschichtserzählungen, Sammlungen von Sprichwörtern, Briefe, Reisebücher, Heldenlieder und Volksgesänge werden mit sorgfältigem Fleiße zum Druck befördert. Indeß schließen sich an diesen Kern schon genug neuere Arbeiten an, Gedichte mannichfacher Art, historische, kritische und sogar philosophische Aufsätze. Palacky, der die Herausgabe auch dieser Zeitschrift besorgt, Dobrowsky, Hanka, Celakowsky, Kollar, Sedlacek, Swoboda und andere bilden eine tüchtige Reihe Neuböhmischer Schriftsteller, auf deren Schultern die Fortbildung der nationalen Literatur und Sprache schon hinreichend emporgetragen scheint, um gegen die Fluthen der Zeit einstweilen gesichert zu seyn.

Nicht ohne Verwunderung findet man unter den in's Böhmische versuchten Uebersetzungen, nebst einem Aufsatze von Franklin und einigen Elegien von Tibull, auch Pindars erste Olympische Siegeshymne aufgezählt, und daß letztere als vom Versmaaße der Urschrift genau entsprechend angegeben ist, darf von dem Reichthum und der Biegsamkeit der Böhmischen Sprache, so wie von dem Talente des Uebersetzers Machacek eine nicht geringe Vorstellung erwecken.

Botanischer Garten.

Schon der Name eines so vorzüglichen Botanikers wie Herr Professor Mikan, der Brasilien und so manche berühmte Anstalt gesehen,

ſo wie die Beſorgung durch einen erprobten Gärtner, wie Herr Hoborsky iſt, berechtigen zu den beſten Erwartungen; auch finden dieſe ſich nicht getäuſcht. Die Verzeichniſſe enthalten die Namen der beſten Pflanzen, welche gegenwärtig die Gewächshäuſer Deutſchlands zieren; betrachtet man ſie genauer — es werden auch zugleich Pflanzen vom Gräflich Salmiſchen Garten gegeben —, ſo findet ſich, daß die dortigen Gärten den vorzüglichern anderer Orte gleich ſind.

Die zahlreichen Erica, Diosma, Phylica, Paſſerina deuten auf wohlbeſetzte Caphäuſer, die Helicteres, Curcuma auf Warmhäuſer. Doch bemerkt man der letztern Art in den Prager Liſten in Verhältniß nur wenig, und gar keine der neuern Modepflanzen, welche England ſendet. Einige ſeltene Braſiliſche erinnern dagegen an Wien, oder ſind wohl unmittelbar vom Director mitgebracht worden.

Am entſchiedenſten verräth ſich aber der Einfluß, welchen die Nachbarſchaft der Hochgebirge auf den dortigen Pflanzenvorrath ausgeübt hat. Mit dem Monat Mai füllt ſich das Verzeichniß mit den ſchönſten Alpenpflanzen, die man in den meiſten übrigen Gärten Deutſchlands vergeblich ſucht. Sie erfordern aber auch eine ganz eigene Cultur, wie ſie z. B. Graf Sternberg mit beſonderer Vorliebe ſtudirt und zur Nachahmung bekannt gemacht hat.

Schließlich gedenken wir auch des bedeutenden Werkes, deſſen Anzeige wir hier begegnen, und worin Graf Sternberg die Flora der Vorwelt zum erſtenmal in ihrem bis jetzt bekannten Umfang geognoſtiſch-botaniſch darſtellt. Das Ganze iſt deutſch zu Regensburg erſchienen, und in vier Heften nunmehr abgeſchloſſen; eine Franzöſiſche Ueberſetzung hat eben daſelbſt Graf Bray herausgegeben. Den Entwicklungsgang des gelehrten Verfaſſers dürfen wir an dieſem Orte nicht ausführlich beſprechen; nur ſo viel ſey zu ſagen erlaubt, daß höhere Anſicht und gründliche Forſchung, ſo wie ruhig beſonnene und anſprechende Klarheit ſeinen wiſſenſchaftlichen Vortrag ſtets auszeichnen.

Nahrungs- und Brennſtoffe.

Reich an Getreide und großen Waldungen, könnte Böhmen gegen die furchtbaren Nothſtände, Mängel an Nahrungsmitteln und Brennſtoff, vor vielen andern Ländern weit geſichert ſcheinen. Die Erfahrung mahnt jedoch, Vervielfältigung und Erſatz der beiderlei Nothwendigkeiten niemals

zu verabſäumen, und bei den mit der Bevölkerung immerfort geſteigerten Bedürfniſſen der Gegenwart auch die Anſprüche einer entlegenern Zukunft dem Auge nahe zu rücken.

In einem ſchätzbaren Aufſatze über das Vaterland der Erdäpfel und ihre Verbreitung in Europa erörtert Graf Sternberg lichtvoll zuvörderſt die allgemeine hiſtoriſche Frage, und giebt darauf einige merkwürdige Nachrichten über den Anbau der Erdäpfel in Böhmen, welchen er erſt um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als einigermaaßen ſich verbreitend anſetzt, und zwar hauptſächlich als durch König Friedrich II. von Preußen verurſacht, indem theils deſſen nachdrückliche Empfehlung des Erdäpfelbaus in Schleſien von da herüberwirkte, theils deſſen ſiebenjähriger Krieg die Aushülfe wohlfeiler und ergiebiger Nahrungsmittel ſuchen lehrte; wenigſtens heißen im Böhmiſchen die Erdäpfel noch immer Brambori, der Angabe nach aus Brandenburger verſtümmelt, welcher Name damals noch den Preußiſchen bei dem Volke überwog. Doch erſt in ſpäterer Noth wurde der Bau der Erdäpfel in Böhmen allgemein, und iſt es ſeitdem in angemeſſenem Verhältniß geblieben, neben den Cerealien immer höchſt wichtig, und bei deren Mangel unſchätzbar.

Auf gleiche Weiſe betrachtet der verehrte Verfaſſer in einem zweiten Aufſatz die Steinkohlen. Der Ueberfluß an Brennholz, welchen die Böhmiſchen Waldungen liefern, ſoll die Benutzung eines wohlfeilen und brauchbaren Erſatzmittels nicht ausſchließen, und der Bau der Steinkohlen, worin Böhmen ſogar mit England ſoll wetteifern können, wird eifrig anempfohlen.

Kaiſer-Franzens-Brücke.

Wir wenden uns von dieſen Naturerzeugniſſen nunmehr zu einem Werke der Technik, bei welchem nationale Tüchtigkeit mehrfach in Betracht kommt. Die Monatsſchrift liefert uns eine ausführliche Beſchreibung mit lithographirten Riſſen der bei Carlsbad über die Tepl im Jahre 1826 neuerbauten ſteinernen Brücke; und mit wahrem Vergnügen empfangen und geben wir von einem Werk nähere Kenntniß, auf welches uns vom dortigen Curorte zurückgekehrte Freunde, ſowohl wegen ſeiner kühnen Anlage als ſorgfältigen Ausführung, ſchon vielfach aufmerkſam gemacht hatten.

An der Stelle dieſer merkwürdigen Brücke befand ſich vormals ſchon eine ſteinerne mit drei Bogen, jeder zu 30 Fuß Weite, welche auf zwei

Pfeilern im Flusse ruhten. Vor diesen Pfeilern hatten sich bei der außerordentlichen Ueberschwemmung in der Nacht zwischen dem 9. und 10. September 1821 sechs oberhalb durch die Fluthen mit fortgerissene hölzerne Brücken und sieben dergleichen Stege aufgethürmt, und somit Stauung des Wassers, Unterwühlen der Pfeiler und Widerlagen und endlich den Einsturz der Brückenbogen veranlaßt. Um nun für die Folge dergleichen ungewöhnlichen Wassermassen freien Durchfluß zu verschaffen, und einem ähnlichen Unfall möglichst vorzubeugen, nahm man für den neuen Brückenbau nur Einen Bogen an, der jedoch sehr flach gehalten werden mußte, wenn die Fahrt über die Brücke nicht allzu steil und unbequem werden sollte. Die Ausführung wurde auf dreierlei Weise, in Holz, Eisen und Stein, projectirt; Seine Majestät der Kaiser entschieden jedoch für letzteres Material, und geruhten zu dem Bau 20000 Gulden Conventionsmünze anzuweisen, welcher hierauf unter der Oberleitung des durch mehrere hydrotechnische Werke, unter andern den Bau der neuen Kettenbrücke bei Saatz über die Eger, rühmlichst bekannten K. K. Straßenbaudirectors Strobach, durch den umsichtigen Straßenbaucommissär Aloys Mayer im Herbste 1825 begonnen, und mit solchem Eifer betrieben wurde, daß schon im November 1826 die neue Brücke zum Gebrauch geöffnet werden konnte.

Der Bau hatte bei Einheimischen und Fremden allgemeines Interesse erregt; welches sich nach Wegnahme des Lehrgerüstes durch den kühn gesprengten flachen Bogen, dessen Haltbarkeit jedoch der Baumeister wohl berechnet und durch tüchtige Widerlagen gesichert hatte, zu Staunen und Bewunderung steigerte. Dieser Segmentbogen von 60 Grad hat nämlich 96 Fuß Weite bei 13 Fuß Höhe über den bis zum höchsten Wasserstand aufgeführten Widerlagen, und finden wir, nach Wiebekings vergleichender Tabelle der ausgeführten steinernen Brücken (Thl. III. S. 484 dessen Wasserbaukunst), in Deutschland nur eine einzige mit nahekommendem Verhältniß, nämlich die Fleischerbrücke zu Nürnberg, deren Bogen 95 Fuß Weite und 14 Fuß Höhe hat. Der Baumeister dieser im Jahre 1697 mit rothen Sandsteinen aufgeführten merkwürdigen Brücke war Carl von Nürnberg, und hat dieselbe, obgleich damals der Tagelohn eines Zimmermanns oder Steinhauers nur 15 Kreuzer betrug, dennoch 82,172 Gulden gekostet. Auf der Straße von Montauban nach Nizza befindet sich jedoch eine noch flacher gewölbte steinerne Brücke mit

einem Bogen von 96 Fuß 11 Zoll Weite zu 11 Fuß Bogenhöhe, und ist dieß bei steinernen Brücken mit Einem Bogen, so viel uns bekannt, das niedrigste bis jetzt in Anwendung gekommene Bogenverhältniß. In England, Frankreich und Italien sind zwar verschiedene Brücken mit einem Bogen zu 140 bis 150 Fuß Weite in neuern Zeiten aufgeführt worden, allein mit nicht unter $\frac{1}{8}$ dieser Weite zur Bogenhöhe, indessen diese Höhe an der neuen Carlsbader Brücke noch nicht $\frac{1}{7}$ der Bogenweite beträgt.

Eine solche flache Spannung würde sich der Hydrotekt bei diesem, nach unserer Erinnerung durch außerordentliche Ueberschwemmungen schon mehr höchst gefährlich gewordenen Flusse wahrscheinlich nicht erlaubt haben, wenn ihm nicht das vortrefflichste Material, so wie alle sonstigen technischen Mittel zur vollkommensten Ausführung zu Gebot gestanden hätten. Das ganze Werk wurde nämlich mit Granitblöcken aus den fünf Stunden entfernten Carlsbader und Gut-Eicher Gründen aufgeführt, und dabei eine seltene mechanische Fertigkeit und viele Gewandtheit entwickelt. Besonders sinnreich und zweckmäßig finden wir die auf einer der Beschreibung beigefügten Platte dargestellte Vorrichtung zur Beischaffung und Aufstellung der im Durchschnitt 29 bis 35 Centner schweren, $3\frac{1}{4}$ bis $4\frac{3}{4}$ Fuß starken Wölbsteine.

Der Techniker wird daher die nähere Beschreibung dieses Baues, so wie die angestellten Beobachtungen während des Setzens der ungeheuern freigetragenen Last des flachen Gewölbes, in der Zeitschrift selbst mit besonderm Interesse lesen, und den K. K. Straßenbaubeamten zu dem Gelingen dieses in solcher Vollkommenheit seltenen Werkes, das übrigens auch durch ein gefälliges und einfaches Aeußeres anspricht, Glück wünschen.

Schon gereichte die Anlage und Ausführung der Chaussee, auf welcher man von Teplitz her mit großer Bequemlichkeit und Sicherheit den hohen Berg nach Carlsbad herabkommt, der K. K. Baudirection zur größten Ehre; durch die am Ende dieser Kunststraße neu hergestellte Granitbrücke ist das gemeinnützige Werk gänzlich vollendet, und letztere, mit der Benennung Kaiser-Franzens-Brücke, steht als ein würdiges Monument des erlauchten Begründers dieser großartigen Anlage. Möge solche vor der Allgewalt außerordentlicher Naturereignisse immerdar bewahrt bleiben!

Kunstakademie.

Die bildenden Künste haben in Prag, wo es weder an großen Mustern fehlt noch die Anlässe eines umfangreichen und bewegten, Geschmack und Mittel vereinigenden Lebens zur Beschäftigung des Künstlers je mangeln, schon immer einen günstigen Stand, und wo nicht glänzende, doch gute Unterstützung gehabt. Die Zeiten des Zurücktretens und der Vernachlässigung, welche aller Orten zu überstehen waren, haben auch hier den bessern eines neuen Aufschwungs und Gedeihens Raum gegeben.

Eine Akademie wirkt darauf hin, den mannichfachen Antheil für Kunst und Künstler zusammenzufassen, zu ordnen, zu erhöhen. Sie veranstaltet Kunstausstellungen, zu welchen die Lieferungen einheimischer Künstler, wenn man alle Verhältnisse erwägt, immer beträchtlich zu nennen sind. Von solcher Kunstausstellung giebt die Zeitschrift guten Bericht, den wir mit Vergnügen gelesen haben; da jedoch, um sicher weiter zu gehen, hier vor allem eigenes Anschauen der Kunstwerke selbst erfordert würde, so können wir uns dießmal über den Gegenstand nicht ausbreiten, sondern begnügen uns, ihn der Aufmerksamkeit zu empfehlen.

Welche reichen Gemäldesammlungen aber in Prag und sonst in Böhmen befindlich, läßt sich schon aus dem Einen Verzeichniß abnehmen, das uns Herr Galerie-Custos Burde bloß von solchen Oelgemälden des Lucas Cranach angiebt, die bisher in dem Hellerschen Verzeichniß der Werke dieses Meisters nicht aufgeführt waren.

Conservatorium der Tonkunst.

Die Anlagen zur Musik sind in Böhmen bekanntlich äußerst verbreitet; diese Gabe wächst gleichsam freiwillig aus dem Volk hervor, und Genuß und Uebung derselben führen schon vom Kindesalter her den entschieden Fähigen einer weitern Entwicklung entgegen, zu welcher es beinahe auf keinem Dorfe weder an Unterricht noch an Vorbildern gänzlich gebricht.

Doch hat man bei diesem den Böhmen seit Menschengedenken inwohnenden Schatze von Anlagen bald wahrnehmen müssen, wie sehr ein bloß natürliches Gedeihen gegen die Forderungen einer wissenschaftlichen, zur größten Mannichfaltigkeit und Umfassung gesteigerten Kunst noch zurückstehen bleibt, und daß auch das glücklichste Talent des Einwirkens einer gründlichen Schule nicht entrathen kann.

Hiervon überzeugt, hatten im Jahre 1810 eine Anzahl Gönner und Freunde der Tonkunst in Prag zur Beförderung derselben mit Kaiserlicher Genehmhaltung einen Verein gestiftet, welcher seine ansehnlichen Mittel alsobald zur Gründung eines Conservatoriums verwandte, worin für eine bedeutende Zahl von Schülern ein umfassender Unterricht eröffnet wurde. Der wohlüberdachte Studienplan dieser liberalen Anstalt erstreckt sich auf sechs Jahre, und der Zweck geht zunächst auf Bildung tüchtiger Orchestermitglieder und brauchbarer Sänger und Sängerinnen für die Bühne. Der Erfolg hat sich bis jetzt besonders in ersterer Hinsicht, so wie in Ausbildung vorzüglicher Lehrer bewährt. Die von dem Conservatorium veranstalteten Prüfungen, Akademien und selbst dramatischen Vorstellungen lassen auch im Publicum einen frischen Antheil sich stets erneuen.

Ein im Jahre 1826 unter dem Schutzansehen des Erzbischofs von Prag gestifteter Verein für Kirchenmusik wirkt in anderer Art und Richtung, indem er die großen ernsten Meisterwerke, deren Aufführung vermehrte Hülfsmittel erfordert, mit angemessener Sorgfalt zur Erscheinung bringt.

Hier ist denn auch das Requiem von Tomaschek, welches als eine neueste Schöpfung des gefeierten Componisten in einem vorliegenden Hefte ausführlich besprochen wird, nicht mit Stillschweigen zu übergehen, so wie zugleich der für Beethoven veranstalteten kirchlichen Todtenfeier ehrend Erwähnung zu thun.

Poesie.

Böhmen hegt in seinem Innern, wie auch die vorliegenden Hefte bezeugen, eine reiche dichterische Flora, welche sogar, gemäß den eigenthümlich zwiefachen Geschichtselementen ihres Bodens, in doppeltem Daseyn, in einem Böhmischen und einem deutschen, hervortritt. Von dem Zusammenleben zweier Sprach- und Dichtungssphären giebt uns Böhmen jetzt ein merkwürdiges Bild, worin bei größter Trennung, wie schon der Gegensatz von Deutschem und Slawischem ausdrückt, doch zugleich die stärkste Verbindung erscheint. Denn wenn die Böhmischen Dichter, selbst indem sie alten Mustern folgen, nicht umhin können, durch Sinnesart, Ausdrucksweise und Gedichtformen doch auch in heutiger Bildung Deutsche zu seyn, so sind hinwieder die deutschen Dichter in Böhmen durch

entſchiedene Neigung und ſtetes Zurückgehen zum Altnationalen ihrerſeits recht eigentlich Böhmiſch.

Unter den letztern iſt als hervorragendes Beiſpiel beſonders Carl Egon Ebert zu nennen, ein ſchönes Talent, welches hauptſächlich Böhmiſche Stoffe gewählt, und ſie in mehrfachen Formen, auch ſogar in einem großen Epos, mit Feuer und Leichtigkeit behandelt hat. Auch Anton Müller zeigt eine ſchöne Gabe, ſolche Stoffe lyriſch zu bearbeiten, und ſchon bei früherer Gelegenheit iſt ſeiner Romanzen von Horimir und deſſen Roß Schimek mit Anerkennung gedacht worden. Von anderer Seite haben wir aus deutſcher Ueberſetzung neuere Böhmiſche Sonette von Kollar kennen gelernt, und da auch deutſche Gedichte von Ebert und Müller über nationale Gegenſtände durch Swoboda und Hanka in's Böhmiſche übertragen worden, ſo kann der Austauſch und die Wechſelſeitigkeit nun nicht weiter gehen.

Aus allem dieſem aber dürfte das Ergebniß folgen, daß in Gemäßheit des ſchon feſtgeſtellten Verhältniſſes beiderlei Dichtungszweige, der Böhmiſche wie der deutſche, ihren wahren Grund und Boden dennoch ſtets in dem Altböhmiſchen zu ſuchen haben, wo Leben, Sprache und Poeſie der Nation noch die eigenſte und ſelbſtſtändigſte Geſtalt tragen. Böhmen iſt reich an Denkmalen dieſer Blüthenzeit. Die koſtbaren Ueberbleibſel ſeiner alten Literatur, nie ganz vergeſſen, ſind in unſern Tagen unverhofft durch die reichſten Entdeckungen vermehrt worden. Durch eine bedeutungsvolle Schickung fand grade in dieſer Zeit, wo die Liebe zum vaterländiſchen Alterthum überall neu erwacht iſt, Herr Bibliothecar Hanka die Königinhofer Handſchrift, eine Sammlung Böhmiſcher Heldenlieder, die uns auch bereits in deutſcher Ueberſetzung durch zwei Auflagen bekannt geworden. Die Sammlungen Slawiſcher und Böhmiſcher Volkslieder von Celakowsky und andere dahin gehörige Mittheilungen ſchloſſen ſich an, und ſeitdem bereichert ſich dieſe Literatur von Tag zu Tag. Noch manchen größern Fund dieſer Art zu machen fehlt es nicht an Hoffnung und Ausſicht, beſonders jetzt, da eine allgemeine Aufregung für dieſe Gegenſtände durch das Böhmiſche Muſeum ſo kräftig unterhalten wird.

So häuft ſich denn ein Schatz an, den immerhin, wie wir auch an unſern deutſchen Schätzen ſolcher Art ähnliches ſehen, nur ein kleiner Kreis genauer kennen und genießen mag, deſſen Wirkung aber darum nicht weniger allgemein iſt.

Den naturkräftigen und phantasiereichen Charakter des Altböhmischen Lebens aus diesen Quellen, zu denen wir auch Chroniken rechnen müssen, klar und stark hervorströmen zu lassen, und in ihrer auffrischenden Behandlung die Derbheit der antiken Motive möglichst beizubehalten, wollen wir den neuern Böhmischen Dichtern, wenn sie dergleichen Stoffe wählen, bestens empfohlen haben, welches nicht ausschließt, auch einen heutigen, allgemein ansprechenden Gehalt damit zu verknüpfen.

Theater.

Hier ist in Kürze anzumerken, daß die von den Böhmischen Landständen gestiftete und gut unterstützte Prager Bühne seit einer langen Reihe von Jahren den bestgebildeten und in bewährter Ueberlieferung fortarbeitenden deutschen Bühnen beizuzählen ist. Vorzüglichste Talente, welche sich in Deutschland zum ersten Ruhm erhoben, sind von dieser Bühne ausgegangen, oder haben geraume Zeit ihr angehört. Von ihren neuern Erscheinungen wird verständiger Bericht ertheilt, worin unverkennbar das Streben ist, das Vorübereilende des Tages im Zusammenhang aufzufassen, und mit minder flüchtiger Beziehung zu verknüpfen.

Noch besonders zu erwähnen ist bei dieser Gelegenheit, daß von der Prager Bühne herab, neben dem deutschen Schauspiel, auch zu Zeiten ein Böhmisches den seiner Volkssprache anhänglichen und ihrer auch in den höhern Ständen noch kundigen Eingeborenen mächtig ergetzt, und so dem nationalen Leben auch dieser eindringliche Reiz nicht mangelt.

Debatten.

Auch diese Rubrik finden wir in dem Schlußverzeichniß, und verbergen unsere Zufriedenheit darüber nicht, daß nur wenige Seiten diesem traurigen Geschäft gewidmet sind. Wir wollen zwar die wackere Redaction von solchen Controversen nicht ganz abmahnen, aber sie doch ersuchen, sich nur höchst selten dazu aufregen zu lassen. Ueber wen beschweren sie sich? Ueber Durchreisende. Und wer hat sich über die nicht zu beklagen? Ueber mißwollende Stadt- und Landsgenossen. Dieses Geschlecht stirbt nicht aus. Also nur im äußersten und zwar im seltenen Falle der eigentlichen Verleumdung würden wir dergleichen Rügungen räthlich finden, und da auch lieber den eigentlichen Richter anrufen als

das Publicum, bei welchem Gleichgültigkeit und vorgefaßte Meinung gewöhnlich obwalten und regieren.

Schluß.

Unsere Anzeige der gehaltvollen Zeitschrift endet mit dem Bedauern, so manches Schätzenswerthe des vorliegenden ersten Jahrgangs gar nicht oder kaum berührt zu haben, noch selbst von den folgenden Jahrgängen irgend sprechen zu können. Allein die Unmöglichkeit, eine übergroße Versammlung von gleichberechtigten einzelnen in gegebenen Raum aufzunehmen, nöthigt zu repräsentativen Maaßregeln, und wir müssen uns genügen lassen, die Menge und Mannichfaltigkeit des Vorhandenen in vorzüglichen oder uns besonders ansprechenden Beispielen einigermaaßen vorgestellt zu haben.

Indem wir daher von den beiden Jahrgängen 1828 und 1829 nur anerkennen wollen, daß ihr Reichthum an werthvollen Mittheilungen jeder Art nur stets wachsend erscheint, wie sie denn auch die letzten Arbeiten des zu Anfang 1829 im sechsundsiebenzigsten Lebensjahre seider dahingeschiedenen Dobrowsky enthalten, wünschen wir unsern Lesern Antrieb und Neigung, die Quellen so vielfach belehrender Kunde nun selbst anzugehen, und dadurch jede Fortsetzung von unserer Seite entbehrlich zu machen.

Graf Eduard Raczinskys

malerische Reise in einigen Provinzen des Osmanischen Reichs.

Aus dem Polnischen, durch von der Hagen.

Breslau, 1824.

1826.

Ein unterrichteter, umsichtiger Weltmann reis't zu Lande von Warschau bis Odessa, von da zu Wasser bis Constantinopel; ferner an die Asiatische Küste, besucht Lesbos, ja die Gefilde von Troja. Ein kunstfertiger Zeichner begleitet ihn, und nun werden uns die mannichfaltigsten Gegenstände in vollendeten Kupferstichen überliefert.

Sehr interessant war uns zum Beispiel die Darstellung der allgemein-polizeilichen Vorkehrungen, so wie der fromm-wohlthätigen Privatanstalten, um eine gränzenlose Bevölkerung in und um Constantinopel mit frischem Trinkwasser unausgesetzt zu versehen. Von ungeheuern Wasser zurückstauenden Steindämmen und ableitenden Aquäducten bis zum einfachsten Schöpfrad sind uns die Mittelglieder größerer und kleinerer Röhrbrunnen in Flecken, Dörfern und Einsamkeiten vor Augen gebracht.

Der Text begleitet heiter und kenntnißreich die bildlichen Darstellungen, welche dadurch erst ihren vollen Werth erhalten. Keinem wohlhabenden Bücherfreund sollte dieß Werk in seiner Sammlung fehlen.

Reisen und Untersuchungen in Griechenland,

von Brönsted.

Erstes Buch. Paris 1820.

1826.

Eine höchst willkommene Monographie der Insel Zea, sonst Keos. Dieses Eiland, bei aller seiner Kleinheit von den frühesten Zeiten her merkwürdig, wegen des Bezugs seiner Lage zu Euböa, dem Atheniſchen Gebiet und den übrigen Cycladen, wird von einem vielseitig gebildeten Reisenden besucht, untersucht und uns auf alle Weise näher gebracht. Eigenthümliche Naturerzeugnisse, Wein, Honig, Oel, in reicher Menge gebaut, ringsum ein nicht allzu hohes, nach allen Seiten dem Meere zufallendes, durch hundert Schluchten getrenntes, auf seiner Höhe noch bewohnbares Gebirg.

Alterthum und Geschichtswechsel, neuere Zustände und Sitten werden uns vorgeführt. Wir finden das angesiedelte, freilich seit jenem Frühling der Zeiten sehr zusammengeschmolzene Völkchen noch immer unter dem heitersten Himmel, langlebig bis zum Ueberdruß, nahrhaft, thätig, obgleich in sonst glücklicher Abgeschiedenheit wie von jeher Seeräubern ausgesetzt, genöthigt, mit ihnen Verträge zu schließen, behutsam und listig, ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

Der Reisende bethätigt vollkommen seinen Beruf, durch methodische Untersuchung, Aufgrabung bedeutender Alterthümer an Bau- und Bildwerken so wie an Inschriften. Merkwürdig ist der ungeheure Löwe auf der Höhe des Berges, an Ort und Stelle aus einem Sandsteinfelsen herausgehauen, von gutem Styl, freilich durch die langerduldete Witterung verkümmert. Möge uns bald durch die zugesagte Fortsetzung Gelegenheit gegeben werden, auf's neue zu solchen Betrachtungen zurückzukehren!

Universalhistorische Uebersicht

der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur,

von Schlosser.

Erster Band. Frankfurt a. M., 1826.

Wie obengedachte beiden Werke, den gegenwärtigen Zustand jener Gegenden ausdrückend, die Einbildungskraft nach dem Alterthum hinlenken, so giebt uns dieses den entschiedenen Anlaß, uns die frühesten Zustände der Welt vor die Erinnerung zu rufen; es fordert uns auf, in das Allgemeinste, Vergangenste, Nichtheranzubringende der Urgeschichte unser Schauen hinzuwenden, und von da an die Völkerschaften nach und nach zu unserm Blick heranquellen zu lassen.

Höchst erfreulich ist es demjenigen, der sein ganzes Leben solchen Betrachtungen gewidmet hat, das Gränzenlose für den Geist begränzt, und die höchst bedeutende Summe, in sofern das einzelne nur einigermaaßen sicher ist, klar und vernünftig gezogen zu sehen.

Habe ich nun auch das Ganze mit Dank aufgenommen und anerkannt, so war mir doch der vierte Abschnitt, „die Zeiten der Griechischen Herrschaft im südöstlichen Europa" darstellend, meinen liebsten Studien besonders angemessen. So belehrend als genußreich erschien es mir, das vielfach Gewußte und Gedachte in's Enge gebracht und um einen Mittelpunkt vereinigt zu sehen. Der Verfasser gehört zu denjenigen, die aus dem Dunkeln in's Helle streben, ein Geschlecht, zu dem wir uns auch bekennen. Bleibt es doch unsere Pflicht, selbst die Idee, in sofern es möglich ist, zu verwirklichen; warum sollten wir das erlangte Wirkliche einer auflösenden, vernichtenden Einbildungskraft dahin geben?

Da nun zu gleicher Zeit meines Freundes und vierzigjährigen Mitarbeiters Heinrich Meyer Tabelle, deſſen Kunſtgeſchichte abſchließend, in ihrer ganzen intentionirten Länge auf Leinwand gezogen vor mir hängt, ſo wird mir in dem Griechiſchen Bezirk abermals alles faßlicher, indem ich hier die politiſche Geſchichte, wie die Geſchichte der Bildhauerkunſt, der Plaſtik, Malerei und Literatur, ſynchroniſtiſch überſchaue und mit einem Blick das Mannichfaltigſte wieder erfaſſen kann, was dort und im Verlauf der Zeiten nur einmal in einander greifend und wirkend lebendig geweſen. Wie erquickend und tröſtlich iſt es, in beiden genannten Werken die Reſultate nicht nur gezogen, ſondern auch das einzelne im beſondern ausgeſprochen zu finden, was ich mir ſelbſt, obgleich nur im Allgemeinen und Unzulänglichen, eine lange Reihe von Jahren her auszubilden getrachtet hatte!

Die elegiſchen Dichter der Hellenen,

von Dr. Weber.

Frankfurt a. M., 1826.

Ein holde, geiſtreiche Gabe demjenigen, der, ohne der Griechiſchen Sprache mächtig zu ſeyn, immerfort mit jenem einzigen Volke und in deſſen frühern und ſpätern Umgebungen leben möchte. Von den vielen Gedanken, die bei dem wiederholten Leſen dieſes anziehenden Werks bei mir ſich entwickelten, ſey ein weniges mitgetheilt.

Wir ſind gewohnt, die Aeußerungen eines Dichters, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen, in's allgemeine zu deuten und ſie unſern Umſtänden, wie es ſich ſchicken will, anzupaſſen. Dadurch erhalten freilich viele Stellen einen ganz andern Sinn als in dem Zuſammenhang, woraus wir ſie geriſſen: ein Sprüchlein des Terenz nimmt ſich im Munde des Alten oder des Knechtes ganz anders aus als auf dem Blatt eines Stammbuches.

Und ſo erinnere ich mich ganz wohl, daß wir uns in jüngerer Zeit mit dem Theognis zu wiederholtenmalen abgequält und ihm als einem pädagogiſch-rigoroſen Moraliſten einigen Vortheil abzugewinnen geſucht, jedoch immer vergebens; deßhalb wir ihn denn aber- und abermals bei Seite legten. Erſchien er uns doch als ein trauriger ungriechiſcher

Hypochondrist. Denn wie konnte wohl eine Stadt, ein Staat so verderbt seyn, daß es dem Guten durchaus schlecht, dem Schlechten gewiß gut ginge, in dem Grade, daß ein rechtlicher, wohldenkender Mann den Göttern alle Rücksichten auf redliches und tüchtiges Wollen und Handeln abzusprechen verharrte? Wir schrieben diese widerwärtigen Ansichten der Welt einer eigensinnigen Individualität zu, und wendeten unwillig unsere Bemühungen an die heitern und frohsinnigen Glieder seiner Landesgenossen. Nun aber, durch treffliche Alterthumskenner und durch die neueste Weltgeschichte belehrt, begreifen wir seinen Zustand und wissen den vorzüglichen Mann näher zu kennen und zu beurtheilen.

Megara, seine Vaterstadt, durch Altreiche, herkömmlich Adelige regiert, wird im Laufe der Zeit durch Einherrschaft gedemüthigt, dann durch Volksübergewicht zerrüttet. Die Besitzenden, Gesitteten, häuslich und reinlich Gewöhnten werden auf das schmählichste öffentlich bedrängt und bis in ihr innerstes Familienbehagen verfolgt, gestört, verwirrt, erniedrigt, beraubt, vernichtet oder vertrieben; und mit dieser Classe, zu der er sich zählt, leidet Theognis alle möglichen Unbilden. Nun gelangen dessen räthselhafteste Worte zum klarsten Verständniß, da uns bekannt wird, daß ein Emigrirter diese Elegien gedichtet und geschrieben. Bekennen wir nur im ähnlichen Falle, daß wir ein Gedicht wie Dantes Hölle weder denken noch begreifen können, wenn wir nicht stets im Auge behalten, daß ein großer Geist, ein entschiedenes Talent, ein würdiger Bürger, aus einer der bedeutendsten Städte jener Zeit, zusammt mit seinen Gleichgesinnten von der Gegenpartei in den verworrensten Tagen aller Vorzüge und Rechte beraubt, in's Elend getrieben worden.

Und wenn wir nun im ganzen für die klare, anmuthige Uebersetzung bestens zu danken haben, so gestehen wir gern, wie sehr uns das Gehörige der Noten zum Vortheil gediehen. Hier findet sich abgemessen, was zu Aufklärung des Textes erfordert wird. Alles andere, was auch dem Verfasser wohl zu Gebote gestanden hätte, wird bescheidentlich abgelehnt; deßhalb sich denn daraus alles, was man in einem solchen Werke sucht, Anschauung, Effect, Begriff, nach eines jeden Lesers Fähigkeit und Bedürfniß, vollkommen ausbilden und beleben kann.

Ferienschriften von Carl Zell.

1826.

Der Verfasser will, wie er im Vorworte sagt, seine Aufsätze gern Idyllien, im antiken Sinne des Worts, genannt haben. „Hier wie dort," sagt er, „können uns kleine Bilder gegeben werden, welche durch Neuheit des Gegenstandes, so wie durch die Art der Darstellung den Mangel an Ausdehnung und Größe mehr oder minder ersetzen." Diese Ansicht hat er für uns völlig gerechtfertigt: wir haben seine Mittheilungen vergnüglich an uns vorübergehen lassen, und können bezeugen, daß er uns an das Bekannte erinnert, manches im Gedächtniß Ausgelöschte wieder erneuert, manches neu dargebracht und, ohne daß uns seine Belesenheit lästig gewesen wäre, uns in den hinzugefügten Noten manchen angenehmen Blick in's Alterthum thun lassen.

Die sämmtlichen Aufsätze, von dem ersten, die Wirthshäuser der Alten behandelnd, an, bis zum letzten, der uns auf das Sittliche in der Griechischen Volksreligion merken läßt, benutzten wir zu Vorlesungen in Gesellschaft gebildeter Freunde, welche sich unterhalten, zu historischen, antiquarischen, ästhetischen und artistischen Gesprächen aufgeregt seyn wollen, und sie kamen uns mehrfältig zu Statten. Wir rühmen, daß der Verfasser die behandelten Gegenstände sich dergestalt anzueignen gewußt und sie so heiter vorzutragen versteht, daß man sich dabei befindet, als hätte man das schon selbst gedacht. Als man nun daher beim lauten Vortrag weder an sich noch andern irgend ein Hinderniß der Aufnahme zu bemerken hatte, so ward die Unterhaltung dergestalt angenehm, daß man, bei kurzer Dauer der Aufsätze, nach jedesmaligem Aufhören eine gewisse Lücke empfand, im Vorlesen weiter fortschritt und zuletzt den Wunsch entschieden aussprach, der Verfasser möge es nicht an Fortsetzung einer so angenehmen Sammlung fehlen lassen.

Geſchichtliche Entwicklung

der Begriffe von Recht, Staat und Politik,

von Friedrich von Raumer.

1826.

Auch hier beginnen wir abermals von den Griechen, und dürfen nicht leugnen, daß, gleich ihren Siegen und Künſten, auch ihre Verfaſſungen uns höchlich intereſſiren, und daß wir nicht aufhören können, den ewigen Wechſel, dem dieſelben unterworfen geweſen, mit dem innigſten Antheil zu betrachten und zu ſtudiren; wir würden ja ſonſt die Abſicht und Beſtrebungen ihrer Schriftſteller keineswegs einſehen, noch weniger uns aneignen können.

Indem nun genanntes Werk von dorther die Hauptbegriffe bis auf den heutigen Tag entwickelt, ſo führt es uns durch eine Reihe von Zuſtänden, Geſinnungen und Meinungen durch, deren Conflict vielleicht noch nie ſo lebhaft geweſen als in unſern Tagen. Dankbar erkennen wir deßhalb die Förderniß, die uns hieraus zugegangen.

Tauſend und Ein Tag.

Morgenländiſche Erzählungen, nach von der Hagens Ueberſetzung.

Sieben Bände.

Prenzlau 1828.

Die Einbildungskraft in ihrer ausgedehnten Beweglichkeit ſcheint zwar kein Geſetz zu haben, vielmehr wie ein wacher Traum hin und her zu ſchwanken; aber, genau beſehen, wird ſie auf mannichfaltige Weiſe geregelt, durch Gefühl, durch ſittliche Forderungen, durch Bedürfniß des Hörers, am glücklichſten aber durch den Geſchmack, wobei die Vernunft ihre edlen Gerechtſame leitend ausübt.

Schon an den funfzehn Bänden der Tauſend und Eine Nacht findet ſich eine große Abſtufung des Inhalts, der Bewegung, des Vortrags, und eben jener geheimen Bedingungen, denen die Einbildungskraft im Stillen huldigt. Nun veranlaßt uns der Tauſend und Ein Tag, jene Betrachtungen durch andere Zeiten und Völkerſchaften fortzuſetzen.

Der Stoff ſcheint unerſchöpflich, die Behandlung willkürlich. Indeſſen iſt doch ein gewiſſer Kreis geſchloſſen, deſſen Räume und Kennzeichen näher zu beleuchten den forſchenden Geiſt unterhält, während der müßige Hörer als Zeitvertreib das Ueberlieferte, mehr oder weniger theilnehmend, an ſich vorübergehen läßt.

Epochen deutſcher Literatur.

Von 1750 bis 1770.

Ruhig. Ernſig. Geiſt- und herzreich. Würdig. Beſchränkt. Fixirt. Pedantiſch. Reſpectvoll. Antik-Galliſche Cultur. Formſuchend.

Von 1770 bis 1790.

Unruhig. Frech. Ausgebreitet. Leichtfertig redlich. Achtung verſchmähend und verſäumend. Engliſche Cultur. Form willkürlich zerſtörend und beſonnen herſtellend.

Von 1790 bis 1810.

Beſchwichtigt. Zart. Sich beſchränkend. Ernſt religiös. Patriotiſch thätig. Intrigant. Spaniſche Cultur. Von Form ſich entfernend.

Von 1810 bis 1820.

Malcontent. Determinirt. Tüchtig. Herrſchſüchtig. Zuſchreitend. Reſpectlos. Altdeutſch. In's Formloſe ſtrebend.

Neueſte Epoche.

So mannichfaltig auch das Beſtreben aller und jeder Künſte in Deutſchland ſeyn mag, in dem Grade daß man darüber etwas Näheres und Beſtimmteres auszuſprechen ſich kaum getraute, ſo geht doch im ganzen eine gewiſſe Richtung durch, welche uns veranlaßt, die Epoche unſerer gegenwärtigen Dicht- und Bildkunſt jener zweiten der Perſiſchen Poeſie zu vergleichen, in welcher ſich Enweri beſonders hervorthat und die wir die enkomiaſtiſche nennen dürfen.

Sowohl unmittelbar gegenwärtige Verdienſte als kürzlich geſchiedene und längſt dahingegangene werden gefeiert. Geburtstage laſſen die Freunde nie unbegrüßt vorbei; ſilberne und goldene Hochzeiten geben Anlaß zu

Festen; bei Dienstjubiläen erklärt sich der Staat selbst als Theilnehmer; bei funfzigjährigem Wiedereintritt einer akademischen Würde sind Universitäten und Facultäten in Bewegung, und weil nun die lebhaftesten Segnungen auf Gesundheit, auf dauernden Ruhm und verlängertes Leben nicht ausbleiben dürfen, so fügt sich so schönen Prämissen als nothwendige Conclusion ein löbliches Ergo bibamus hinzu.

Epoche der forcirten Talente.

Entsprang aus der philosophischen. Höhere theoretische Ansichten wurden klar und allgemeiner. Die Nothwendigkeit eines entschiedenen Gehaltes, man nenne ihn Idee oder Begriff, ward allgemein anerkannt; daher konnte der Verstand sich in die Erfindung mischen, und wenn er den Gegenstand klug entwickelte, sich dünken, er dichte wirklich.

Hierzu gaben den ersten theoretischen Anstoß Schillers ästhetische Briefe in den Horen, seine Abhandlung über naive und sentimentale Dichtkunst; kritisch und folglich praktisch seine Recension über Bürger in der allgemeinen Literaturzeitung.

Die Gebrüder Schlegel theoretisirten und kritisirten im ähnlichen Sinne; denn auch ihre Lehre, sowie ihr Streben, trat aus der Kantischen Philosophie hervor.

Dieß wäre die Ableitung dieser Epoche, was den Gehalt betrifft.

Die äußere und letzte Form der Ausführung ward durch eine verbesserte Rhythmik sehr erleichtert. Voß, obgleich seine Bemühungen mit Undank belohnt wurden, zerstörte lieber den Effect, den seine Arbeiten durch eine natürliche Behaglichkeit gemacht hatten, als daß er seinen Ueberzeugungen entsagt hätte. Demungeachtet aber war jedermann aufmerksam auf seine Lehren und sein Beispiel; und so fand diese neue Epoche einen großen Vortheil vor sich an einer verbesserten Rhythmik.

Außer diesem ahmte man Italiänische und Spanische Sylbenmaaße mit größerer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit nach, indem man die Octaven-, Terzinen- und Sonettform auch im Deutschen ausbildete. Die beiden Enden der Dichtkunst waren also gegeben, entschiedener Gehalt dem Verstande, Technik dem Geschmack, und nun erschien das sonderbare

Phänomen, daß jedermann glaubte, diesen Zwischenraum ausfüllen und also Poet seyn zu können.

Die Philosophen begünstigten diesen Irrthum; denn nachdem sie der Kunst einen so hohen Rang angewiesen, daß sie sogar die Philosophie unter die Kunst gesetzt, so wollten sie wenigstens persönlich jenes Vorrangs nicht entbehren und behaupteten, jedermann, wenigstens der Philosoph, müsse ein Poet seyn können, wenn er nur wolle. Durch diese Maximen wurde die Menge aufgefordert und die Masse der Dichtenden nahm überhand.

Selbst Schiller, der ein wahrhaft poetisches Naturell hatte, dessen Geist sich aber zur Reflexion stark hinneigte und manches, was beim Dichter unbewußt und freiwillig entspringen soll, durch die Gewalt des Nachdenkens zwang, zog viele junge Leute auf seinem Weg mit fort, die aber eigentlich nur seine Sprache ihm nachlernen konnten.

Jene große Kluft aber zwischen dem gewählten Gegenstande und der letzten technischen Ausführung suchte man auf mancherlei Weise auszufüllen.

1) Durch religiöse Gesinnungen:
   a) Christliche;
      pietistische und katholische.
   b) Heidnische;
      den Schicksalbegriff.
   c) Romantische
      schlossen sich an a an.
2) Durch Kunstgegenstände und Gesinnungen:
   a) Heidnische,
   b) Christliche.

Die letztern nehmen überhand; Poesie und bildende Kunst verderben einander wechselsweise.

Epochen geselliger Bildung.

Niedergeschrieben bei Gelegenheit der Eröffnung des Weimarischen Lesemuseums durch höchste Begünstigung, am 25. April 1831.

I.

In einer mehr oder weniger rohen Masse entstehen enge Kreise gebildeter Menschen; die Verhältnisse sind die intimsten, man vertraut

nur dem Freunde, man ſingt nur der Geliebten; alles hat ein häusliches Familienanſehen. Die Cirkel ſchließen ſich ab nach außen, und müſſen es thun, weil ſie in dem rohen Elemente ihre Exiſtenz zu ſichern haben. Sie halten daher auch mit Vorliebe auf die Mutterſprache: man nennte mit Recht dieſe Epoche

die idylliſche.

II.

Die engen Kreiſe vermehren ſich und dehnen ſich zugleich weiter aus; die innere Circulation wird lebhafter; den fremden Sprachen verweigert man die Einwirkung nicht; die Kreiſe bleiben abgeſondert, aber nähern ſich und laſſen einander gewähren. Ich würde dieſe Epoche nennen

die ſociale oder civiſche.

III.

Endlich vervielfältigen ſich die Kreiſe und ziehen ſich von innen immer mehr heraus, dergeſtalt daß ſie ſich berühren und ein Verſchmelzen vorbereiten. Sie begreifen, daß ihre Wünſche, ihre Abſichten dieſelben ſind, aber ſie können die Scheidegränzen nicht auflöſen. Nennen wir dieſe Epoche einſtweilen

die allgemeinere.

IV.

Daß ſie aber univerſell werde, dazu gehört Glück und Gunſt, deren wir uns gegenwärtig rühmen können. Denn da wir jene Epochen ſeit vielen Jahren treulich durchgefördert, ſo gehört ein höherer Einfluß dazu, das zu bewirken, was wir heute erleben: die Vereinigung aller gebildeten Kreiſe, die ſich ſonſt nur berührten, die Anerkennung Eines Zwecks, die Ueberzeugung, wie nothwendig es ſey, ſich von den Zuſtänden des augenblicklichen Weltlaufs, im realen oder idealen Sinne, zu unterrichten. Alle fremden Literaturen ſetzen ſich mit der einheimiſchen in's Gleiche, und wir bleiben im Weltumlaufe nicht zurück. Dieſe Darſtellung möchte wohl den herzlichſten Dank und die redlichſte Panegyrik den hohen Begünſtigenden ausſprechen.

Stellung der Deutſchen im Auslande,

beſonders zu den Franzoſen.

Schematiſch.

Deutſche literariſche Verdienſte.
Fremden Nationen immer mehr bekannt.
Von ihnen anerkannt.
Der Deutſche empfindet hierüber ein gewiſſes Behagen.
Aber wir müſſen ſo geſchwind als möglich uns klar machen, in wiefern es uns Ehre bringt.
Sodann aber in wiefern ſich daraus ein Vortheil ziehen läßt.
Und da wäre denn genau zu unterſcheiden:
Wie und was ſie von uns gelten laſſen;
Oder wie ſie es nur ungefähr aufnehmen und in ihren Nutzen verwenden.
Hier entſtehen folgende Fragen:

a) Ob ſie die Ideen gelten laſſen, an denen wir feſthalten, und die uns in Sitte und Kunſt zu Statten kommen.
b) In wiefern ſie die Früchte unſerer Gelehrſamkeit genießbar finden und die Reſultate derſelben ſich aneignen.
c) In wiefern ſie ſich unſerer äſthetiſchen Formen bedienen.
d) In wiefern ſie das, was wir ſchon geſtaltet haben, wieder als Stoff behandeln.

Hierbei finden ſich folgende Betrachtungen:

1.

Die Franzoſen bekennen ſich zu einer höhern Philoſophie, die das, was dem Innern angehört, gelten läßt, und ſolches von dem, was wir von außen empfangen, zu unterſcheiden weiß, auch über die Vermählung beider Elemente verſtändig nachdenkt.

Ferner bemerkt man hie und da, wo nicht immer völlig übereinſtimmende, doch hiſtoriſch aufgenommene Grundſätze und Ausſprüche der Unſrigen.

2.

Wenn ſie uns von jeher den Fleiß nicht ſtreitig machten, aber ihn doch als operos, mühſam und läſtig anſahen, ſo ſchätzen ſie jetzt mit beſonderm Nachdruck diejenigen Werke, die wir gleichfalls hochachten.

Ich gedenke vor allen der Verdienſte Savignys und Niebuhrs.

3.

Unſern äſthetiſchen Formen ſuchen ſie ſich offenbar gleich zu ſtellen; denn die dramatiſirten Geſchichten der neuern Schule, wie der Barricaden und was daraus folgt, ſind Vorſpiele, vielmehr Vorarbeiten zu wahrhaft theatraliſchen Stücken dieſer Art. Auch getrauten wir uns das Theater der Clara Gazul unſerer Literatur anzueignen, es ſey nun daß dieſe mittelbar oder unmittelbar Veranlaſſung gegeben hätte.

4.

Dieſer Fall kommt öfters vor, aber der Franzoſe muß immer ändern und wieder ändern; denn er hat einen gar eigenen Stand gegen ſein Publicum, dem er es doch immer nach einem gewiſſen alten herkömmlichen Sinn zuſchneiden muß.

Was ihn aber hauptſächlich hindert, zu einem gewiſſen ernſten Werke zu gelangen, iſt, daß er mit einem ungeduldigen Publicum zu thun hat, das jeden Augenblick angereizt und erſchüttert ſeyn will. Daher iſt ſehr ſelten, daß etwas von unſern Arbeiten in eigener Geſtalt hinüberkommt.

Merkwürdiger Fall der Umbildung des Marino Faliero von Lord Byron.

Ferneres über Weltliteratur.

Einwendung.

Wenn nun aber eine ſolche Weltliteratur, wie bei der ſich immer vermehrenden Schnelligkeit des Verkehrs unausbleiblich iſt, ſich nächſtens bildet, ſo dürfen wir nur nicht mehr und nichts anderes von ihr erwarten, als was ſie leiſten kann und leiſtet.

Die weite Welt, ſo ausgedehnt ſie auch ſey, iſt immer nur ein erweitertes Vaterland, und wird, genau beſehen, uns nicht mehr geben, als was der einheimiſche Boden auch verlieh. Was der Menge zuſagt, wird ſich gränzenlos ausbreiten und, wie wir jetzt ſchon ſehen, ſich in allen Zonen und Gegenden empfehlen; dieß wird aber dem Ernſten und eigentlich Tüchtigen weniger gelingen: diejenigen aber, die ſich dem Höhern und dem höher Fruchtbaren gewidmet haben, werden ſich geſchwinder und näher kennen lernen. Durchaus giebt es überall in der

Welt ſolche Männer, denen es um das Gegründete und von da aus um den wahren Fortſchritt der Menſchheit zu thun iſt. Aber der Weg, den ſie einſchlagen, der Schritt, den ſie halten, iſt nicht eines jeden Sache; die eigentlichen Lebemenſchen wollen geſchwinder gefördert ſeyn; und deßhalb lohnen ſie ab und verhindern die Förderniß deſſen, was ſie ſelbſt fördern könnte. Die Ernſten müſſen deßhalb eine ſtille, faſt gedrückte Kirche bilden, da es vergebens wäre, der breiten Tagesfluth ſich entgegenzuſetzen: ſtandhaft aber muß man ſeine Stellung zu behaupten ſuchen, bis die Strömung vorübergegangen iſt. Die Haupttröſtung, ja die vorzüglichſte Ermunterung ſolcher Männer müſſen ſie darin finden, daß das Wahre auch zugleich nützlich iſt. Wenn ſie dieſe Verbindung nun ſelbſt entdecken und den Einfluß lebendig vorzeigen und aufweiſen können, ſo wird es ihnen nicht fehlen kräftig einzuwirken, und zwar auf eine Reihe von Jahren.

Ermunterung.

Wenn es ſchon in manchen Fällen wohlgethan ſeyn mag, dem Leſer nicht gerade das Gedachte zu überliefern, vielmehr ſein eigenes Denken aufzuwecken und anzuregen, ſo möchte es doch wohlgethan ſeyn, die eben ausgeſprochene, vor geraumer Zeit niedergeſchriebene Bemerkung nochmals aufzunehmen.

Die Frage, ob dieſe oder jene Beſchäftigung, welcher ſich der Menſch widmet, auch nützlich ſey? wiederholt ſich oft genug im Laufe der Zeit, und muß jetzt beſonders wieder hervortreten, wo es niemand mehr erlaubt iſt, nach Belieben ruhig, zufrieden, mäßig und ohne Anforderung zu leben. Die Außenwelt bewegt ſich ſo heftig, daß ein jeder einzelne bedroht iſt, in den Strudel mit fortgeriſſen zu werden; hier ſieht er ſich genöthigt, um ſeine eigenen Bedürfniſſe zu befriedigen, unmittelbar und augenblicklich für die Bedürfniſſe anderer zu ſorgen; und da fragt ſich denn freilich, ob er irgend eine Fertigkeit habe, dieſen aufdringlichen Pflichten genugzuthun? Da bleibt nun nichts übrig als ſich ſelbſt zu ſagen, nur der reinſte und ſtrengſte Egoismus könne uns retten; dieſer aber muß ein ſelbſtbewußter, wohlgefühlter und ruhig ausgeſprochener Entſchluß ſeyn.

Der Menſch frage ſich ſelbſt, wozu er am beſten tauge, um dieſes in ſich und an ſich eifrigſt auszubilden? Er betrachte ſich als Lehrling,

als Geſelle, als Altgeſelle, am ſpäteſten und höchſt vorſichtig als Meiſter.

Weiß er mit einſichtiger Beſcheidenheit die Forderungen an die Außenwelt nur mit dem Wachsthum ſeiner Fähigkeiten zu ſteigern, um ſich bei ihr, dadurch nutzend, einzuſchmeicheln, ſo wird er ſtufenweiſe ſeinen Zweck erreichen und, wenn ihm das Höchſte gelingt, behaglich wirken können.

Ueber Förderniſſe und Hinderniſſe, wie ſie die empiriſche Welt darreicht oder zwiſchenſchiebt, mag ihn das Leben, wenn er genau aufmerkt, belehren; ſo viel aber mag der wirklich Tüchtige immer vor Augen haben: ſich um der Gunſt des Tages willen abzuhetzen, bringt keinen Vortheil für morgen und übermorgen.

Zu bedenken.

Jede Nation hat Eigenthümlichkeiten, wodurch ſie von den andern unterſchieden wird, und dieſe ſind es auch, wodurch die Nationen ſich unter einander getrennt, ſich angezogen oder abgeſtoßen fühlen. Die Aeußerlichkeiten dieſer innern Eigenthümlichkeit kommen der andern meiſt auffallend widerwärtig und, im leidlichſten Sinne, lächerlich vor. Dieſe ſind es auch, warum wir eine Nation immer weniger achten, als ſie es verdient. Die Innerlichkeiten hingegen werden nicht gekannt noch erkannt; nicht von Fremden, ſogar nicht von der Nation ſelbſt, ſondern es wirkt die innere Natur einer ganzen Nation, wie die des einzelnen Menſchen unbewußt; man verwundert ſich zuletzt, man erſtaunt über das, was zum Vorſchein kommt.

Ohne mir anzumaßen, dieſe Geheimniſſe zu kennen, hätte ich auch nicht einmal die Kühnheit, ſie auszuſprechen. Nur ſo viel will ich ſagen, daß, nach meiner Einſicht, das eigentlich innere Wirkſame bei den Franzoſen jetzt am thätigſten iſt, und daß ſie deßhalb zunächſt wieder einen großen Einfluß auf die ſittliche Welt haben werden. Gern ſagte ich mehr, aber es führt zu weit, und man müßte ſehr ausführlich ſeyn, um ſich verſtändlich und um das, was man zu ſagen hat, annehmlich zu machen.

Wenn eine Geſellſchaft deutſcher Männer ſich zuſammenbegab, um beſonders von deutſcher Poeſie Kenntniß zu nehmen, ſo war dieß auf alle Weiſe zuläſſig und höchſt wünſchenswerth, indem die Perſonen ſämmtlich, als gebildete Männer, von dem übrigen deutſchen Literatur- und Staatsweſen im allgemeinen und beſondern unterrichtet, ſich gar wohl die ſchöne Literatur zur geiſtreich vergnüglichen Unterhaltung auswählen und beſtimmen durften.

Sage man ſich daher, daß die ſchöne Literatur einer Nation nicht erkannt noch empfunden werden kann, ohne daß man den Complex ihres ganzen Zuſtandes ſich zugleich vergegenwärtigt. Dieß geſchieht nun zum Theil, indem wir Zeitungen leſen, die uns ausführlich genug von öffentlichen Dingen unterrichten. Es iſt aber dieſes nicht genug, ſondern man hat noch hinzuzufügen, was die Ausländer in kritiſchen und referirenden Journalen von ſich ſelbſt und von den übrigen Nationen, beſonders auch von der deutſchen, für Geſinnungen und Meinungen, für Antheil und Aufnahme zu äußern veranlaßt ſind. Wollte man zum Beiſpiel ſich mit der Franzöſiſchen neueſten Literatur bekannt machen, ſo müßte man die ſeit zwei Jahren gehaltenen und im Druck erſchienenen Vorleſungen, als Guizot, Cours d'histoire moderne, Villemain, Cours de littérature Française, und Cousin, Cours de l'histoire de la philosophie kennen lernen. Das Verhältniß, das ſie unter ſich und zu uns haben, geht hieraus am deutlichſten hervor. Noch lebhafter vielleicht wirken die ſchneller erſcheinenden Blätter und Hefte: Le Globe, la Revue Française, und das zuletzt erſcheinende Tagsblatt le Temps. Keins von allen dieſen iſt zu entbehren, wenn wir das Hin und Wieder jener in Frankreich ſich balancirenden großen Bewegungen, und alle daraus entſpringenden Wogungen vor unſerm Geiſte lebendig erhalten wollen.

Die Franzöſiſche Poeſie, ſo wie die Franzöſiſche Literatur trennt ſich nicht einen Augenblick von Leben und Leidenſchaft der ganzen Nationalität; in der neueſten Zeit erſcheint ſie natürlich immer als Oppoſition, und bietet alles Talent auf, um ſich geltend zu machen, um den Gegentheil niederzudrücken, welcher denn freilich, da ihm die Gewalt verliehen iſt, nicht nöthig hat geiſtreich zu ſeyn.

Folgen wir aber dieſen lebhaften Bekenntniſſen, ſo ſehen wir tief

in ihre Zustände hinein, und aus der Art, wie sie von uns denken, mehr oder weniger günstig, lernen wir uns zugleich beurtheilen; und es kann gar nicht schaden, wenn man uns einmal über uns selbst denken macht.

Befolgt man den oben vorgeschlagenen Gang, so wird man sehr schnell von allem, was öffentlich wird und der Oeffentlichkeit sich nähert, vollkommen unterrichtet. Bei dem jetzigen schnell wirkenden Buchhandel bezieht man ein jedes Werk sehr eilig, anstatt daß der Autor, wie ich oft erfahre, eine solche Gabe erst durch Gelegenheit schickt, und ich das Buch lange schon gelesen habe, wenn ich es erhalte.

Aus allem dem ist ersichtlich, daß es keine geringe Aufgabe ist, eine solche Literatur der neuesten Zeit zu durchdringen. Ueber die Englische wie über die Italiänische müßte man wieder besonders reden; denn das sind wieder ganz andere Verhältnisse.

Deutsche Philosophie.

Warum Ausländer, Britten, Americaner, Franzosen und Italiäner, unserer neuen Philosophie nichts abgewinnen können, schreibt sich wohl daher, daß sie nicht unmittelbar in's Leben eingreift. Praktische Vortheile von ihr können sie nicht absehen; deßhalb wenden sie sich mehr oder weniger nach der Schottischen Lehre, wie sie von Reid und Stewart vorgetragen wird. Diese nähert sich dem Menschenverstande, und dadurch gewinnt sie Gunst. Sie sucht den Sensualismus und Spiritualismus zu versöhnen, die Uebereinstimmung des Reellen mit dem Ideellen zu vermitteln, und dadurch einen vollkommenern Zustand des menschlichen Denkens und Handelns hervorzubringen; und schon daß sie dieß unternimmt und zu leisten verspricht, erwirbt ihr Schüler und Verehrer.

Verschiedenes Einzelne.

1.

Den Philologen empfohlen.

Es ist eine wunderliche, seit Jahren aufgekommene Forderung der Griechisch-Gelehrten, deutscher besonders, daß sie den Griechischen Text in

der Urſprache citiren und vorausſetzen, daß jeder, der ihre deutſche oder Lateiniſche Abhandlung lieſ't, auch das Griechiſche mit gleicher Leichtigkeit und Bequemlichkeit ſich zu eigen machen werde.

Gehen wir zu den bedeutenden Ausgaben alter Lateiniſcher Schriftſteller, die bis in das vorige Jahrhundert mit Noten verſchiedener Gelehrten herausgekommen ſind, ſo finden wir jederzeit einer Griechiſch angeführten Stelle die Lateiniſche Ueberſetzung nachfolgen, indem man wohl die Kenntniß der allgemeinen Sprache der Gelehrten von allen denen, die an dergleichen Werken Theil nahmen, vorausſetzen und fordern konnte, nicht aber die Kenntniß des Griechiſchen. Und ſo wird es immerfort bleiben, beſonders in unſerer bewegten und voreilenden Zeit.

Bedenke man doch, daß man von einem Studirenden, der ſein Summus Aristoteles, Plato et Euripides im Liede feiert, nicht erwarten darf, daß er den Sinn, den jene großen Alten in ihre Sprache gelegt, ſogleich entziffern werde, und hätte er auch mit Nutzen ſeine Schulſtudien vollendet. Noch weniger kann man dieß von einem andern erwarten, deſſen Thun und Treiben auf's Praktiſche gerichtet ſeyn muß.

Möge doch auf dieſe Bemerkung die gute alte Sitte wieder hervortreten, und uns die Griechenkenner zu jenen mehr oder minder verſchleierten Geheimniſſen durch hinzugefügte deutſche Ueberſetzung künftig den Zugang erleichtern, zum Vortheil des Leſers, wie zu ihrem eigenen: denn derjenige, welcher, um ſeine Meinung zu beſtärken, einen alten, in einem weniger bekannten Idiom ſchreibenden Gewährsmann anführt, gewinnt unſäglich, wenn er eine Stelle nach ſeinem eigenen Sinne überſetzt, anſtatt daß er uns im entgegengeſetzten Falle mit dem alten Schriftſteller gleichſam allein läßt, da es denn von uns abhängt, jene Worte nach unſerer Weiſe beliebig zu verſtehen und auszulegen.

2.

Nichts anders als.

Je mehr von Jugend auf das Gefühl bei mir wuchs, daß man ſchweigen ſolle, wenn man nichts zu ſagen hat, und dagegen das Wohlgedachte auch gut und ohne Stottern hervorzugeben ſey, deſto mehr bemerkte ich, daß man aus natürlicher Fahrläſſigkeit immer noch gewiſſe

Füll- und Schaltwörter behaglich einſchiebt, um eine ſonſt tüchtige und wirkſame Rede, man weiß nicht warum, zu erlängen.

Indeſſen mag es wohl aus der mündlichen Rede hergekommen ſeyn, welche, um ſich zu faſſen und Zeit zu nehmen, allenfalls eine ſolche Interjection gebraucht. Finden wir ja doch oft Perſonen, die ſich die allerſeltſamſten Töne, Ausathmungen und banale Reden angewöhnen, um damit ihren Vortrag zu ſpicken, zu flicken und zu zerſtücken. Auf dem Theater hat man davon ſehr glücklichen Gebrauch gemacht, und von ſolchem unſeligen Behelf habe ich in Kunſt und Alterthum (oben S. 157) eine Anzahl Beiſpiele gegeben, welche wohl noch mannichfaltig zu vermehren ſeyn möchten.

Ein Redensart aber, die ſich durch die würdigſten Vorgänger in Anſehen ſetzt, den gemeinen Menſchenſinn einſchläfert, damit er das Abſurdeſte ertragen möge, iſt die, wovon dieſer Aufſatz den Titel führt.

3.

Jugend der Schauſpieler.

„Es erſcheint mir wie eine Krankheit des deutſchen Publicums, die ſich auch ſchon den Schauſpielern mitgetheilt hat, daß man Männer und Weiber nicht jung genug haben kann. Könnten wir doch, zu einer Zeit, wo wir von den Franzöſiſchen Bühnen ſo viel Schlechtes auf die unſern übertragen, auch ihre Tugenden nachahmen! In Frankreich fragt niemand nach dem Alter der Künſtler, ſondern nur nach ihrer Kunſt. Wie ſollen auch Jünglinge gefunden werden, die ſchon Künſtler ſind? Die ernſten Bemühungen aber des Schauſpielers laſſen ihre Spuren auf dem Antlitz zurück, und wenn er ſich auch durch Spiel bildet, ſo geſchieht es doch nicht ſpielend.“

4.

Das Mailändiſche Tagsblatt l'Eco

hat ſeinen eigenen männlichen Charakter; einige Mitarbeiter ſind wahrſcheinlich ſchon über die Sechzig: denn es ſind Anekdoten, Anſpielungen, Andeutungen zeitig aus dem vorigen Jahrhunderte her; ſie ſuchen zugleich gefällig und unterrichtend zu ſeyn, aber es iſt keine Spur, daß etwas

den Frauen zu Liebe geſchrieben ſey, und daß ſie weibliche Leſer verlangen und hoffen.

Man iſt beim Leſen durchaus in einem männlichen Kreiſe, wo Frauen wohl ſeyn könnten, aber nicht ſind, und dieß giebt dem Ganzen eine eigene Haltung.

5.

Die Pariſer Zeitſchrift le Globe

hat durchaus einen jugendlichen Charakter; der älteſte ihrer Theilnehmer möchte kaum in den Vierzigen ſeyn. Auch hier iſt keine Spur, Frauen als Frauen zu Leſerinnen werben zu wollen; der Geiſt jener Mitarbeiter iſt auf die Zukunft gerichtet, und das möchte nicht anlockend für das ſchöne Geſchlecht ſeyn.

Beide Zeitblätter zeichnen ſich dadurch von den deutſchen aus, welche zum großen Theil von Frauen und faſt durchaus zu Frauen geſchrieben ſind.

6.

Caroline von Woltmann,

Spiegel der großen Welt.

Dieſes Heft, oder wenn man will, geheftete Büchelchen, lag auf dem Tiſche eines Geſellſchaftszimmers; ein Freund nahm es auf, und nachdem er kaum einige Seiten konnte geleſen haben, rief er aus: Was doch die Frauen ſchreiben lernen! Ein anderer nahm es auf, und, wie der erſte nach kurzer Friſt, ſagte ganz ruhig: Was doch die Frauen aufpaſſen! Beides zuſammen genommen möchte wohl zu Würdigung dieſes Werkleins den Anlaß geben.

7.

Die Erbſchaft.

Ein Luſtſpiel von Herrn von Mennechet.

Der Hauptzweck des Verfaſſers ſcheint geweſen zu ſeyn, unter dem Deckmantel eines Luſtſpiels gute Lehren zu verbreiten: man ſtellt uns das

Unglück des Reichthums, die Verderbtheit des Luxus vor, und ſucht dagegen die Anmuth einer mehr als alle Schätze koſtbaren Mittelmäßigkeit anzupreiſen. Das goldene Schnitzwerk verfluchen, Strohdächer zu Ehren bringen, das war von jeher die Miſſion der Hofpoeten, und ſehnſüchtige Seufzer nach Einſamkeit dienten den großen Herren zur Erholung.

Auch finden wir Antitheſen des Gymnaſiums. Ein tugendhafter Freund des Landlebens und ein gar bösartiger Städtebewohner figuriren löblich gegen einander.

8.

Friedrich von Raumer,

Geſchichte der Hohenſtaufen.

1825.

Die vier ſtarken Bände habe behaglich in kurzer Zeit nach einander weggeleſen, durchaus mit Dankgefühl gegen den Verfaſſer. In meinen Jahren iſt es angenehm, wenn die einzelnen, vor langer Zeit bei uns vorübergegangenen verblichenen Geſpenſter auf einmal ſich friſch zuſammennehmen und in lebensluſtigem Gange vor uns vorüberziehen. Verſchollene Namen erſcheinen auf einmal in charakteriſtiſcher Geſtalt, zuſammenhängende Thaten, die ſich im Gedächtniß meiſt um Eine Figur verſammelten und dadurch ihres Herkommens, ihrer Folgen verluſtig gingen, ſchließen ſich vor- und rückwärts faßlich an, und ſo ſcheint der Unſinn des Weltweſens einige Vernunft zu gewinnen. Die kurze Darſtellung dieſes Werks in dem literariſchen Converſationsblatt war hierauf höchſt angenehm und belehrend.

Das Buch wird viele Leſer finden: man muß ſich aber ein Geſetz machen, nicht nach neueſter Art momentsweiſe zerſtückt zu leſen, ſondern Tag für Tag ſein Penſum zu abſolviren; welches ſo leicht wird, bei der ſchicklichen Abtheilung in Capitel und der Verſammlung in Maſſen, wodurch wir uns unzerſtreut mit dem Ganzen vorwärts bewegen.

Hätte ich jungen Männern zu rathen, die ſich höherer Staatskunſt und alſo dem diplomatiſchen Fache widmen, ſo würde ich ihnen es als Handbuch anrühmen, um ſich daraus zu vergegenwärtigen, wie man unzählige Facta ſammelt und zuletzt ſich ſelbſt eine Ueberzeugung bildet.

Dieſe Ueberzeugung kann freilich nicht hiſtoriſch werden — denn man wird ihr irgend einmal kritiſch widerſprechen —, wie ſie aber praktiſch wird, ſo zeigt ſich aus einem glücklichen Erfolg, daß man recht gedacht hat.

9.

Wachler.

1825.

Wachlers Handbuch der Geſchichte der Literatur, neueſte Ausgabe, giebt mir die angenehmſte Unterhaltung. Da man ſich denn doch in einem langen Leben mit allſeitiger Literatur beſchäftigte, ſo ſcheint es beim Leſen dieſes Werks, man lehe zum zweitenmale, freilich um vieles bequemer.

10.

Windiſchmann,

über etwas, das der Heilkunſt Noth thut.

1825.

Der Verfaſſer hat ſeinen Leſern die Ein- und Ueberſicht dieſes Werkes nicht leicht gemacht; der Vortrag läuft von Anfang bis zu Ende mit wenigen Pauſen fort, weder Bücher noch Capitel, noch Marginalien weiſen uns zurecht: hat man ſich denn aber zuletzt durch- und herausgefunden, ſo erſtaunt man zu bemerken, daß es ganz in Aegyptiſchem Sinne geſchrieben ſey, daß man nämlich ein Prieſter ſeyn müſſe, um ſich als vollkommen tüchtiger Arzt zu bewähren.

Die Geſchichte freilich belehrt uns eines andern; denn ſo ſagt Wachler im erſten Theile Seite 132:

„Die Medicin, lange ausſchließliches Eigenthum der Prieſter, namentlich der Asklepiaden in Theſſalien, fing allmählig an, ihre enge Verbindung mit dem religiöſen Aberglauben aufzugeben, als ſie zum Theil von Joniſchen Philoſophen in den Kreis ihrer Unterſuchungen über die Natur der Dinge aufgenommen wurde. Pythagoras zog ſie in das

Gebiet der Staatskunst und Gesetzgebung, und berücksichtigte besonders die Diätetik. Unter seinen Schülern übten mehrere als Periodeuten die Heilkunde aus; der Krotoniate Alkmaion und Empedokles stellten Forschungen über Zeugungstheorie und einzelne Theile der Physiologie an, und das geschah auch von einigen Philosophen der neuern Eleatischen Schule und von Anaxagoras. So näherte sich die Alleingültigkeit der medicinischen Tempelweisheit ihrem Ende. Die Asklepiaden fingen an, ihre Erfahrungen auf Grundsätze zurückzuführen, und es entstanden die empirische Schule in Knidos und die philosophische in Kos.

„Aus dieser Schule in Kos ging der Schöpfer der wissenschaftlichen Medicin hervor, Hippokrates von der Insel Kos, ein Asklepiade, der berühmteste unter sieben gleichnamigen Männern dieses Geschlechts. Er bildete sich auf weiten Reisen und durch Studium der Philosophie u. s. w." Auch die folgende Stelle wird Liebhabern der Weisheit nachdrücklich empfohlen.

Den einzelnen Verkehrtheiten des Tages sollte man immer nur große weltgeschichtliche Massen entgegensetzen.

11.

Heinroths Anthropologie.

1825.

Die vielen Vorzüge, die man diesem Werk auch zugesteht, zerstört der Verfasser selbst, indem er über die Gränzen hinausgeht, die ihm von Gott und der Natur vorgeschrieben sind. Auch wir sind allerdings überzeugt, daß der Anthropolog sein Menschenkind bis in die Vorhöfe der Religion führen könne, dürfe, müsse, aber nicht weiter als bis dahin, wo ihm der Dichter begegnet und sich andächtig vernehmen läßt:

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträthselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's Frommseyn.

12.

Literarisches Conversationsblatt.

In der 240. Nummer des dießjährigen Conversationsblattes (1825) erschien mir besonders willkommen der dort eingelegte Brief; er war mir so rührend als aufmunternd. Gleichgestimmt mit dem Verfasser, spreche ich dankbar dagegen aus:

Das Vorzüglichste, was wir durch Mittheilung älterer Briefe gewinnen, ist, uns in einen frühern, vorübergegangenen, nicht wiederkehrenden Zustand unmittelbar versetzt zu sehen. Hier ist nicht Relation noch Erzählung, nicht schon durchgedachter und durchgemeinter Vortrag; wir gewinnen eine klare Anschauung jener Gegenwart, wir lassen auf uns einwirken, wie von Person zu Person.

Wenn nun dieses aber für alle Zukunft gilt, so bedeuten solche Documente doch am meisten ein- für allemal demjenigen, der solche Zeit mit verlebte; älter oder jünger, er wird in jenen Zustand zurückgesetzt, wohin Gefühl, Einbildungskraft, Erinnerungsgabe ihn kaum so lebhaft wieder hinstellen könnte.

Man lese gedachten Brief und sehe, wie ein damals Jüngerer, nun in Jahren gleichfalls Herangekommener jene gleichzeitigen ältern Männer am besten versteht, und sich selbst überzeugt, wie er nach und nach in eine hohe Cultur hineingewachsen sey.

Dieser unbekannte Freund erhöht meinen Muth bei dem schwierigen Geschäft einer Redaction meines Briefwechsels mit Schiller. Ich werde sie auch um seinetwillen beeilen, und ihm zu Liebe lasse ich meine Briefe von 1802 in diesem Hefte (Kunst und Alterthum 5. Bandes 2. Heft) abdrucken. Er wird sie nun mit den Schillerschen von diesem Jahre verschränken und sich in Gefühlen, Beobachtungen und Betrachtungen gar gestärkt finden.

Zugleich ersuche ich ihn, das Vorspiel Was wir bringen unmittelbar darauf zu lesen, und jene Zeit wird vor ihm lebendig aufgehen, besonders wenn er, was wohl möglich wäre, jener Vorstellung persönlich beigewohnt hätte.

Neueste deutsche Poesie.

1827.

Theils unmittelbar von Verfassern und Verlegern, theils durch die Aufmerksamkeit freundlicher Literatoren, gelangt gar manche neue Schrift zu mir, die mich zum Nachdenken aufregt, mich auch wohl im allgemeinen irgend einen Begriff von ihr fassen läßt; aber die Anzahl ist zu groß, als daß es mir möglich wäre, in's einzelne zu gehen. Man sieht manch schönes Naturell, das sich von herkömmlichen Regeln befreit hat, sich nach eigener Art und Weise zu beschäftigen und auszudrücken bemüht ist, dagegen aber auch noch nicht dahin gelangte, sich selbst Gesetze vorzuschreiben und in den von der Natur gezogenen Kreis zu beschränken. Auch hält es schwer in jugendlichen Tagen, über Stoff und Gehalt, Behandlung und Form deutlich zu werden. Wie oft ich nun auch irgend ein Heft oder Bändchen durchdenke, so bin ich doch nicht im Stande, mich hierüber ausführlich mitzutheilen. Möge nachstehende Tabelle verdeutlichen, wie ich mir den Werth von dergleichen Productionen anschaulich zu machen suche.

Forderte man nun, es sollte nachstehende lakonisch und extemporirt aufgezeichnete Tabelle im einzelnen gewissenhaft durchgedacht, das Ausgesprochene näher bestimmt, zur Ueberzeugung des Dichters und zur Einleitung des Publicums ausgeführt werden, verlangte man die Literatur des Tages und der Stunde aus diesem Gesichtspunkte behandelt zu sehen, so läßt sich begreifen, daß die ganze Zeit eines unterrichteten, denkenden, liebevoll theilnehmenden Mannes dazu nöthig wäre, der am Ende unter Tausenden doch nur für eine einzige Stimme gelten würde; und was könnte sie für Wirkung hervorbringen? Würde der junge Dichter freundlich drein sehen, wenn man ihm Beschränkung zumuthete? Würde das Publicum zufrieden seyn, wenn man sein augenblickliches Entzücken und Verwerfen zur Mäßigung heranriefe? Besser ist es, die Zeit gewähren zu lassen. Die allgemeine Weltcultur steht so hoch, daß eine Sonderung des Aechten und Falschen gar wohl von ihr zu erwarten bleibt.

Würdigungstabelle

poetischer Productionen der letzten Zeit.

Naturell.	Stoff.	Gehalt.	Behandlung.	Form.	Effect.
1) Leicht.	Alltäglich.	Gewöhnlich.	Bequem.	Im einzelnen gut.	Ephemer.
2) Ernst und elegisch.	Local und Sitten fremd.	Durch die Zeit gegeben.	Mit Leichtigkeit.	Der Absicht gemäß.	Vorübergehend.
3) Begabt.	Vergangene Zeit und Sitten.	Menschlich begründet.	Geübte Hand.	Schließt sich nicht zusammen.	Unbefriedigt
4) Wohlbegabt.	Verneinend.	Schwer zu entdecken	Ueberfrei.	Kaum zu entziffern.	Abstoßend.
5) Besonnen.	Neuere Sitten.	Phantastisches Leben im Widerstreit mit dem Stoff.	Mit Bedacht und Sorgfalt.	Abgeschlossen.	Zweifelhaft wegen jenes Widerstreits.
6) Rein.	Natürlich.	Gemüthlich.	Zart.	Geistreich.	Anmuthig.
7) Kräftig.	Nationell.	Tüchtig.	Männlich.	Rhetorisch-poetisch.	Ermuthigend.
8) Nicht ausgezeichnet.	Tagtäglich.	Verständig.	Gewandt.	Nicht abgeschlossen.	Immer beim Alten.
9) Klar und empfänglich.	Studiert.	Historisch.	Verständig.	Ueberdacht.	Unwirksam.
10) Peinlich.	Halbwahr.	Erzwungen.	Empirisch.	Unrein.	Beunruhigend.
11) Bedeutend.	Vielseitig.	Tiefgefaßt.	Frei und frank.	Mannichfaltig.	Auffordernd.
12) Weiblich.	Träumerisch.	Bodenlos.	Weich.	Verschwebend.	Täuschend.
13) Facil.	Vielartig.	Nach Befund.	Frisch.	Geschickt.	Eigenartig.
14) — —	Bedeutend, aber bedenklich.	Dichterisch, glücklich gesteigert.	Bequem, vielleicht nicht tief genug greifend.	Untadelhaft.	Abzuwarten.

Da kein Zeitblatt ohne Räthsel und Charaden bestehen kann, so gönne man mir solche Logogryphen, hinter denen sich wenigstens einiger Logos versteckt hält:

Stoff und Gehalt, zur Bearbeitung vorgeſchlagen.

1827.

Es giebt Bücher, die ſehr leſenswürdig, aber nicht lesbar ſind; umgekehrt mag der Fall auch ſeyn, aber von jenen gedenke ich jetzt drei vorzuführen und hierauf Wunſch und Vorſchlag zu gründen.

Bei dem Vielſchreiben, welches in Deutſchland ſich immer vermehren wird, iſt offenbar, daß es oft an würdigem Stoffe fehlt, welcher dem Autor Gelegenheit gäbe, ſein Talent vortheilhaft zu zeigen. Thut ſich irgendwo zu Hauſe und in der Fremde ein anziehender Gegenſtand hervor, gleich ſind mehrere Hände bereit, ihn zu ergreifen und zu reproduciren, es ſey durch Nachahmen, Umarbeiten, Ueberſetzen, und wie es ſich nur einigermaaßen ſchicken will. Deßhalb iſt es beinahe luſtig zu ſehen, wie immer eine Feder der andern vorzueilen ſucht, wodurch denn der Fall entſteht, daß ähnliches oder völlig gleiches vielfach in's Publicum gebracht wird. Was die ſcheinbaren Talente dabei gewinnen und verlieren, kann bei uns nicht in Betracht kommen; aber es iſt keine Frage, daß entſchieden gute Köpfe dadurch verführt und zu undankbaren Arbeiten hingezogen werden. Dieſen bringe ich die gleich zu erwähnenden Bücher in Vorſchlag, und empfehle ſie ihrer Aufmerkſamkeit. Sie ſind alle drei von gehaltreichem Stoff, ganz ohne Form, und bieten ſich der geſchickteſten Behandlung dar. Freilich iſt hier die Rede nicht, daß etwas gemacht werde, ſondern daß etwas gut werde: denn zu allen dreien, wenn man ſie geltend machen will, gehören vorzügliche Talente.

Begebenheiten des Schleſiſchen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm ſelbſt aufgeſetzt. Breslau 1820.

Die Bearbeitung dieſes zuerſt genannten Werkes würde wohl am ſicherſten glücken; es iſt vaterländiſchen Urſprungs, und wir Deutſchen ſind geneigt, uns in frühere Zeiten und Sitten, ſo abſtehend und wunderlich ſie auch ſeyn mögen, mit einem heitern Patriotismus zu verſetzen. Auch iſt eine ſolche Behandlung ſchon angedeutet. Der Referent im literariſchen Converſationsblatt 1824. Nr. 153 und 155 hat den Sinn völlig gefaßt und den Ton getroffen, wie das Ganze zu nehmen wäre.

Mémoires historiques de Mr. le Chevalier Fonvielle de Toulouse. Paris 1824.

Dieſe zweite liegt weiter von uns ab. Es iſt eine Art von modern Franzöſiſchem Cellini, ein kühnthätiger Menſch, der es auf eine Weiſe treibt, daß er ſich immer ſelbſt rathen und helfen muß, wenn er durchkommen will. In Toulouſe im Jahre 1760 geboren, überliefert er ein heiter wahres Bild jener Südfränkiſchen Lebensweiſe vor der Revolution bis zu dem Beginn und dem Verlauf derſelben. Wir werden von der erſten Erſchütterung bis zum entſchiedenen Vernichten des mäßig behaglichen bürgerlichen Zuſtandes geführt, und da erſcheint uns der Hergang faſt gräulicher als das concentrirte Unheil der Pariſer Gleichzeit. Denn dieſe macht einen großen, welthiſtoriſch tragiſchen Eindruck, deſſen Erhabenheit das beſondere Elend vor unſerm Blick verſchlingt. Dort aber iſt es die einzelne Beunruhigung, ſodann Sorge, Kummer und Jammer, nach und nach ſich ſteigernd. Wir ſehen das furchtbare Herankommen einer unaufhaltſam anſteckenden Krankheit, ein leiſes Aufregen des unterſten wüſten Pöbels, das allmählige Verbreiten mörderiſcher, mordbrenneriſcher Sitten, wodurch ein idylliſcher Zuſtand, in ſofern er im achtzehnten Jahrhundert möglich war, von Grund aus zerſtört wird.

Um ein allgemein lesbares Buch aus dieſem Stoffe zu bilden, müßte man von den erſten Theilen das meiſte, von den letzten das wenigſte nehmen, dort ein ausführliches Detail benutzen, hier die Reſultate ſummariſch-ſymboliſch auffaſſen.

Ludwig Galls Auswanderung nach den Vereinigten Staaten. Trier 1822.

Um dieſes dritte Werk gehörig zu benutzen, würde das vorzüglichſte Talent verlangt, das zu vielen Vorarbeiten ſich entſchlöſſe, ſodann aber eine freie Umſicht zu erwerben fähig und glücklich genug wäre. Der Bearbeitende müßte den Stolz haben, mit Cooper zu wetteifern, und deßhalb die klarſte Einſicht in jene überſeeiſchen Gegenſtände zu gewinnen ſuchen. Von der früheſten Coloniſation an, von der Zeit des Kampfes an, den die Europäer erſt mit den Urbewohnern, dann unter ſich ſelbſt führten, von dem Vollbeſitz an des großen Reiches, das die Engländer ſich gewonnen, bis zum Abfall der nachher vereinigten Staaten, bis zu

dem Freiheitskriege, deſſen Reſultat und Folgen — dieſe Zuſtände ſämmtlich müßten ihm überhaupt gegenwärtig und im beſondern klar ſeyn. In welche Epoche jedoch er ſeine Handlung ſetzen wolle, wäre mancher Ueberlegung werth.

Die Hauptfigur, der proteſtantiſche Geiſtliche, der, ſelbſt auswanderungsluſtig, die Auswandernden an's Meer und dann hinüberführt, und oft an Moſes in den Wüſten erinnern würde, müßte eine Art von Dr. Primroſe ſeyn, der mit ſo viel Verſtand als gutem Willen, mit ſo viel Bildung als Thätigkeit bei allem, was er unternimmt und fördert, doch immer nicht weiß, was er thut, von ſeiner ruling passion fortgetrieben, dasjenige, was er ſich vorſetzte, durchzuführen genöthigt wird, und erſt am Ende zu Athem kommt, wenn aus gränzenloſem Unverſtand und unüberſehbarem Unheil ſich zuletzt noch ein ganz leidliches Daſeyn hervorthut.

Was den Perſonenbeſtand betrifft, ſo hat weder ein epiſcher noch dramatiſcher Dichter je zur Auswahl einen ſolchen Reichthum vor ſich geſehen. Die Unzufriedenen beider Welttheile ſtehen ihm zu Gebot; er kann ſie zum Theil nach und nach zu Grunde gehen, endlich aber, wenn er ſeine Favoriten günſtig untergebracht hat, die übrigen ſtufenweiſe mit ſehr mäßigen Zuſtänden ſich begnügen laſſen.

Ich behalte mir vor, die Löſung dieſer Aufgaben, in ſofern ich ſie erleben ſollte, ſo gründlich, als es mir nur möglich, zu beurtheilen, weil hier eine Gelegenheit wäre, von dem Werthe des Stoffs, dem Verdienſte des Gehalts, der Genialität der Behandlung, der Gediegenheit der Form hinlängliche Rechenſchaft zu geben.

Für junge Dichter.

1831.

Nur allzuoft werden mir von jungen Männern deutſche Gedichte zugeſendet, mit dem Wunſch, ich möchte ſie nicht allein beurtheilen, ſondern auch über den eigentlichen dichteriſchen Beruf des Verfaſſers meine Gedanken eröffnen. Wie ſehr ich aber dieſes Zutrauen anzuerkennen habe, ſo bleibt es doch im einzelnen Falle unmöglich, das Gehörige ſchriftlich

zu erwidern, welches mündlich auszusprechen schwierig genug seyn würde. Im allgemeinen jedoch kommen diese Sendungen bis auf einen gewissen Grad überein, so daß ich mich entschließen mag, für die Zukunft einiges hier anzudeuten.

Die deutsche Sprache ist auf einen so hohen Grad der Ausbildung gelangt, daß einem jeden gegeben ist, sowohl in Prosa als in Rhythmen und Reimen sich, dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß, nach seinem Vermögen glücklich auszudrücken. Hieraus erfolgt nun, daß ein jeder, welcher durch Hören und Lesen sich auf einen gewissen Grad gebildet hat, wo er sich selbst einigermaaßen deutlich wird, sich alsobald gedrängt fühlt, seine Gedanken und Urtheile, sein Erkennen und Fühlen mit einer gewissen Leichtigkeit mitzutheilen.

Schwer, vielleicht unmöglich, wird es aber dem Jüngern einzusehen, daß hierdurch im höhern Sinne noch wenig gethan ist. Betrachtet man solche Erzeugnisse genau, so wird alles, was im Innern vorgeht, alles, was sich auf die Person selbst bezieht, mehr oder weniger gelungen seyn, und manches auf einen so hohen Grad, daß es so tief als klar, so sicher als anmuthig ausgesprochen erscheint. Alles Allgemeine, das höchste Wesen, wie das Vaterland, die gränzenlose Natur, so wie ihre einzelnen unschätzbaren Erscheinungen überraschen uns in einzelnen Gedichten junger Männer, woran wir den sittlichen Werth nicht verkennen dürfen, und die Ausführung lobenswürdig finden müssen.

Hierin liegt aber gerade das Bedenkliche: denn viele, die auf demselben Wege gehen, werden sich zusammen gesellen, und eine freudige Wanderung zusammen antreten, ohne sich zu prüfen, ob nicht ihr Ziel allzufern im Blauen liege.

Denn leider hat ein wohlwollender Beobachter gar bald zu bemerken, daß ein inneres jugendliches Behagen auf einmal abnimmt, daß Trauer über verschwundene Freuden, Schmachten nach dem Verlorenen, Sehnsucht nach dem Ungekannten, Unerreichbaren, Mißmuth, Invectiven gegen Hindernisse jeder Art, Kampf gegen Mißgunst, Neid und Verfolgung die klare Quelle trübt; und so sehen wir die heitere Gesellschaft sich vereinzelnen und sich zerstreuen in misanthropische Eremiten. Wie schwer ist es daher, dem Talente jeder Art und jedes Grades begreiflich zu machen, daß die Muse das Leben zwar gern begleitet, aber es keineswegs zu leiten versteht.

Wenn wir beim Eintritt in das thätige und kräftige, mitunter unerfreuliche Leben, wo wir uns oft, wie wir sind, als abhängig von einem großen Ganzen empfinden müssen, alle frühern Träume, Wünsche, Hoffnungen, und die Behaglichkeiten früherer Mährchen zurückfordern, da entfernt sich die Muse und sucht die Gesellschaft des heiter Entsagenden, sich leicht Wiederherstellenden auf, der jeder Jahreszeit etwas abzugewinnen weiß, der Eisbahn wie dem Rosengarten die gehörige Zeit gönnt, seine eigenen Leiden beschwichtigt und um sich her recht emsig forscht, wo er irgend ein fremdes Leiden zu lindern, Freude zu fördern Gelegenheit finde.

Keine Jahre trennen ihn sodann von den holden Göttinnen, die, wenn sie sich der befangenen Unschuld erfreuen, auch der umsichtigen Klugheit gerne zur Seite stehen, dort das hoffnungsvolle Werden im Keime begünstigen, hier eines Vollendeten in seiner ganzen Entwicklung sich freuen. Und so sey mir erlaubt diese Herzensergießung mit einem Reimworte zu schließen:

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht,
Daß die Muse zu begleiten,
Doch zu leiten nicht versteht.

Noch ein Wort für junge Dichter.

Unser Meister ist derjenige, unter dessen Anleitung wir uns in einer Kunst fortwährend üben, und welcher uns, wie wir nach und nach zur Fertigkeit gelangen, stufenweise die Grundsätze mittheilt, nach welchen handelnd wir das ersehnte Ziel am sichersten erreichen.

In solchem Sinne war ich Meister von niemand. Wenn ich aber aussprechen soll, was ich den Deutschen überhaupt, besonders den jungen Dichtern, geworden bin, so darf ich mich wohl ihren Befreier nennen: denn sie sind an mir gewahr worden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken müsse, indem er, geberde er sich, wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird.

Geht er dabei frisch und froh zu Werke, so manifestirt er gewiß

den Werth ſeines Lebens, die Hoheit oder Anmuth, vielleicht auch die anmuthige Hoheit, die ihm von der Natur verliehen war. Ich kann übrigens recht gut bemerken, auf wen ich in dieſer Art gewirkt; es entſpringt daraus gewiſſermaaßen eine Naturdichtung, und nur auf dieſe Art iſt es möglich Original zu ſeyn.

Glücklicherweiſe ſteht unſere Poeſie im Techniſchen ſo hoch, das Verdienſt eines würdigen Gehalts liegt ſo klar am Tage, daß wir wunderſam erfreuliche Erſcheinungen auftreten ſehen. Dieſes kann immer noch beſſer werden, und niemand weiß, wohin es führen mag; nur freilich muß jeder ſich ſelbſt kennen lernen, ſich ſelbſt zu beurtheilen wiſſen, weil hier kein fremder, äußerer Maaßſtab zu Hülfe zu nehmen iſt.

Worauf aber alles ankommt, ſey in kurzem geſagt. Der junge Dichter ſpreche nur aus, was lebt und fortwirkt, unter welcherlei Geſtalt es auch ſeyn möge; er beſeitige ſtreng allen Widergeiſt, alles Mißwollen, Mißreden, und was nur verneinen kann: denn dabei kommt nichts heraus.

Ich kann es meinen jungen Freunden nicht ernſt genug empfehlen, daß ſie ſich ſelbſt beobachten müſſen, auf daß bei einer gewiſſen Facilität des rhythmiſchen Ausdrucks ſie doch auch immer an Gehalt mehr und mehr gewinnen.

Poetiſcher Gehalt aber iſt Gehalt des eigenen Lebens; den kann uns niemand geben, vielleicht verdüſtern, aber nicht verkümmern. Alles, was Eitelkeit, d. h. Selbſtgefälliges ohne Fundament iſt, wird ſchlimmer als jemals behandelt werden.

Sich frei zu erklären iſt eine große Anmaßung: denn man erklärt zugleich, daß man ſich ſelbſt beherrſchen wolle; und wer vermag das? Zu meinen Freunden, den jungen Dichtern, ſpreche ich hierüber folgendermaaßen. Ihr habt jetzt eigentlich keine Norm, und die müßt ihr euch ſelbſt geben: fragt euch nur bei jedem Gedicht, ob es ein Erlebtes enthalte, und ob dieß Erlebte euch gefördert habe? Ihr ſeyd nicht gefördert, wenn ihr eine Geliebte, die ihr durch Entfernung, Untreue, Tod verloren habt, immerfort betrauert. Das iſt gar nichts werth, und wenn ihr noch ſo viel Geſchick und Talent dabei aufopfert.

Man halte ſich an's fortſchreitende Leben, und prüfe ſich bei Gelegenheiten: denn da beweiſ't ſich's im Augenblick, ob wir lebendig ſind, und bei ſpäterer Betrachtung, ob wir lebendig waren.

Auswärtige

Literatur und Volkspoesie.

I.

Altgriechiſche Literatur.

Ueber die Parodie bei den Alten.

1824.

Wie ſchwer es iſt, ſich aus den Vorſtellungsarten ſeiner Zeit herauszuarbeiten, beſonders wenn die Aufgabe ſo geſtellt iſt, daß man ſich in höhere, uns unerreichbare Zuſtände verſetzen müſſe, begreift man nicht eher als nach vielen, theils vergeblichen theils auch wohlgelungenen Verſuchen.

Von meinen Jünglingszeiten an trachtete ich, mich mit Griechiſcher Art und Sinne möglichſt zu befreunden, und mir ſagen zuverläſſige Männer, daß es auch wohlgelungen ſey. Ich will hier nur an den Euripidiſchen Hercules erinnern, den ich einem modernen und zwar keineswegs verwerflichen Zuſtande entgegengeſetzt hatte.

In jenem Beſtreben — es ſind nunmehr gerade funfzig Jahre — bin ich immer fortgeſchritten, und auf dieſem Wege habe ich jenen Leitfaden nie aus der Hand gelaſſen. Inzwiſchen fand ich noch manche Hinderniſſe, und konnte meine nordiſche Natur nur nach und nach beſchwichtigen, meine deutſche Gemüthsart, die aus der Hand des Poeten alles für baar Geld nahm, was doch eigentlich nur als Einlöſungs- und Anticipationsſchein ſollte angeſehen werden.

Höchſt verdrießlich war ich daher zu leſen und zu hören, daß über den herrlich überſchwänglich ergreifenden Stücken der Alten noch zum Schluß der Vorſtellung eine Narrenspoſſe ſey gegeben worden. Wie mir aber gelang, mit einem ſolchen Verfahren mich auszuſöhnen und mir ein Unbegreifliches zurecht zu legen, ſey hier geſagt, ob es vielleicht auch andern fromme.

Die Griechen, die als geſelliges Volk gerne ſprachen, als Republicaner gern ſprechen hörten, waren ſo an den öffentlichen Vortrag gewöhnt, daß ſie unbewußt die Redekunſt ſich eigen gemacht hatten, und demgemäß

dieſelbe ihnen eine Art Bedürfniß geworden war. Dieſes Element war dem dramatiſchen Dichter höchſt willkommen, der auf einer fingirten Bühne die höchſten menſchlichen Intereſſen vorzuführen und das Für und Wider verſchiedener Parteien durch Hin- und Wiederreden kräftig auszuſprechen hatte. Bediente er ſich nun dieſes Mittel zum höchſten Vortheil ſeiner Tragödie und wetteiferte mit dem Redner im völligen, obgleich imaginären Ernſte, ſo war es ihm für das Luſtſpiel beinahe noch willkommener: denn indem er die niedrigſten Gegenſtände und Handlungen durch hohes Kunſtvermögen ebenfalls im großen Styl zu behandeln wußte, ſo brachte er etwas Unbegreifliches und höchſt Ueberraſchendes vor.

Von dem Niedrigen, Sittenloſen wendet ſich der Gebildete mit Abſcheu weg, aber er wird in Erſtaunen geſetzt, wenn es ihm dergeſtalt gebracht wird, daß er es nicht abweiſen kann, vielmehr ſolches mit Behagen aufzunehmen genöthigt iſt. Ariſtophanes giebt uns hiervon die unverwerflichſten Zeugniſſe, und man kann das Geſagte aus dem Kyklops des Euripides vollkommen darthun, wenn man nur auf die künſtliche Rede des gebildeten Ulyſſes hinweiſt, der doch den Fehler begeht, nicht zu denken, daß er mit dem roheſten aller Weſen ſpreche; der Kyklope dagegen argumentirt mit voller Wahrheit aus ſeinem Zuſtande heraus, und indem er jenen ganz entſchieden widerlegt, bleibt er unwiderleglich. Man wird durch die große Kunſt in Erſtaunen geſetzt, und das Unanſtändige hört auf es zu ſeyn, weil es uns auf das gründlichſte von der Würde des kunſtreichen Dichters überzeugt.

Wir haben uns alſo bei jenen als Nachſpiel gegebenen heitern Stücken der Alten keineswegs ein Poſſen- und Fratzenſtück nach unſerer Art, am wenigſten aber eine Parodie und Traveſtie zu denken, wozu uns vielleicht Horazens Verſe verleiten könnten.

Nein, bei dem Griechen iſt alles aus Einem Stücke, und alles im großen Styl. Derſelbe Marmor, daſſelbe Erz iſt es, das einen Zeus wie einen Faun möglich macht, und immer der gleiche Geiſt, der allem die gebührende Würde verleiht.

Hier findet ſich keineswegs der parodiſtiſche Sinn, welcher das Hohe, Große, Edle, Gute, Zarte herunterzieht und in's Gemeine verſchleppt, woran wir immer ein Symptom ſehen, daß die Nation, die daran Freude hat, auf dem Wege iſt, ſich zu verſchlechtern; vielmehr wird hier das Rohe, Brutale, Niedrige, das an und für ſich ſelbſt den Gegenſatz des

Göttlichen macht, durch die Gewalt der Kunst dergestalt emporgehoben, daß wir dasselbe gleichfalls als an dem Erhabenen theilnehmend empfinden und betrachten müssen.

Die komischen Masken der Alten, wie sie uns übrig geblieben, stehen dem Kunstwerth nach in gleicher Linie mit den tragischen. Ich besitze selbst eine kleine komische Maske von Erz, die mir um keine Goldstange feil wäre, indem sie mir täglich das Anschauen von der hohen Sinnesweise giebt, die durch alles, was von den Griechen ausgegangen, hervorleuchtet.

Beispiele ähnlicher Art, wie bei den dramatischen Dichtern, finden sich auch in der bildenden Kunst.

Ein mächtiger Adler, aus Myrons oder Lysippus' Zeiten, hat sich so eben, zwei Schlangen in den Klauen haltend, auf einen Felsen niedergelassen; seine Fittige sind noch in Thätigkeit, sein Geist unruhig; denn jene beweglich widerstrebende Beute bringt ihm Gefahr; sie umringeln seine Füße, ihre züngelnden Zungen deuten auf tödtliche Zähne.

Dagegen hat sich auf Mauergestein ein Kauz niedergesetzt, die Flügel angeschlossen, die Füße und Klauen stämmig; er hat einige Mäuse gefaßt, die ohnmächtig ihre Schwänzlein um seine Füße schlingen, indem sie kaum noch Zeichen eines piepsend abscheidenden Lebens bemerken lassen.

Man denke sich beide Kunstwerke neben einander! Hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern ein von Natur Hohes und von Natur Niederes, beides von gleichem Meister im gleich erhabenen Styl gearbeitet; es ist ein Parallelismus im Gegensatz, der einzeln erfreuen und zusammengestellt in Erstaunen setzen müßte. Der junge Bildhauer fände hier eine bedeutende Aufgabe.

Zu ähnlichen Resultaten führt die Vergleichung der Ilias mit Troilus und Cressida; auch hier ist weder Parodie noch Travestie, sondern wie oben im Adler und Kauz zwei Naturgegenstände einander gegenüber gesetzt waren, so hier ein zwiefacher Zeitsinn. Das Griechische Gedicht im hohen Styl, sich selbst darstellend, nur das Nothdürftige bringend und sogar in Beschreibungen und Gleichnissen allen Schmuck ablehnend, auf hohe mythische Urüberlieferungen sich gründend; das

Engliſche Meiſterwerk dagegen darf man betrachten als eine glückliche Umformung, Umſetzung jenes großen Werkes in's Romantiſch-dramatiſche.

Hierbei dürfen wir aber nicht vergeſſen, daß dieſes Stück mit manchem andern ſeine Herkunft aus abgeleiteten, ſchon zur Proſa herabgezogenen, nur halb dichteriſchen Erzählungen nicht verleugnen kann.

Doch auch ſo iſt es wieder ganz Original, als wenn das Antike gar nicht geweſen wäre, und es bedurfte wieder einen eben ſo gründlichen Ernſt, ein eben ſo entſchiedenes Talent als des großen Alten, um uns ähnliche Perſönlichkeiten und Charaktere mit leichter Bedeutenheit vorzuſpiegeln, indem einer ſpätern Menſchheit neuere Menſchlichkeiten durchſchaubar vorgetragen werden.

Die tragiſchen Tetralogien der Griechen,

Programm von Ritter Hermann. 1819.

1823.

Auch dieſer Aufſatz deutet ſeiner Anſicht und Behandlung nach auf einen meiſterhaften Kenner, der das Alte zu erneuen, das Abgeſtorbene zu beleben verſteht.

Es kann nicht geleugnet werden, daß man ſich die Tetralogien der Alten ſonſt nur gedacht als eine dreifache Steigerung deſſelben Gegenſtandes, wo im erſten Stück die Expoſition, die Anlage, der Hauptmoment des Ganzen vollkommen geleiſtet wäre, im zweiten darauf ſich ſchreckliche Folgen in's Ungeheure ſteigerten, im dritten aber, bei nochmaliger Steigerung, dennoch auf eine gewiſſe Weiſe irgend eine Verſöhnung herangeführt würde; wodurch denn allenfalls ein viertes munteres Stück, um den Zuſchauer, den häuslicher Ruhe und Behaglichkeit bedürftigen Bürger wohlgemuth zu entlaſſen, nicht ungeſchickt angefügt werden konnte. Wenn alſo z. B. im erſten Stück Agamemnon, im zweiten Klytämneſtra und Aegiſth umkämen, im dritten jedoch der von den Furien verfolgte Muttermörder durch das Atheniſche Oberberufungsgericht losgeſprochen und deßhalb eine große ſtädtiſche ewige Feier angeordnet würde, da kann uns dünken, daß dem Genie hier irgend einen Scherz anzuknüpfen wohl mochte gelungen ſeyn.

Iſt nun zwar, wie wir eingeſtehen, die Griechiſche Mythologie ſehr folgereich und langmüthig, wie ſich denn der umſichtige Dichter gar bald überzeugen wird, daß aus jedem Zweig jenes gränzenloſen Stammbaums ein paar Trilogien heraus zu entwickeln wären, ſo kann man doch begreifen, daß, bei unerläßlichen Forderungen nach immer ſich überbietenden Neuigkeiten, nicht immerfort eine gleich reine Folge zu finden geweſen.

Sollte ſodann der Dichter nicht bald gewahr werden, daß dem Volke an der Folge gar nichts gelegen iſt? ſollte er nicht klug zu ſeinem Vortheil brauchen, daß er es mit einer leichtſinnigen Geſellſchaft zu thun hat? Er giebt lieber ſein Innerſtes auf als es ſich ganz allein und umſonſt ſauer werden zu laſſen.

Höchſt natürlich und wahrſcheinlich nennen auch wir daher die Behauptung gegenwärtigen Programms, eine Tri- oder gar Tetralogie habe keineswegs einen zuſammenhängenden Inhalt gefordert, alſo nicht eine Steigerung des Stoffs, wie oben angenommen, ſondern eine Steigerung der äußern Formen, gegründet auf einen vielfältigen und zu dem bezweckten Eindruck hinreichenden Gehalt.

In dieſem Sinne mußte nun das erſte Stück groß und für den ganzen Menſchen ſtaunenswürdig ſeyn, das zweite durch Chor und Geſang Sinne, Gefühl und Geiſt erheben und ergetzen, das dritte darauf durch Aeußerlichkeiten, Pracht und Drang aufreizen und entzücken; da denn das letzte zu freundlicher Entlaſſung ſo heiter, munter und verwegen ſeyn durfte, als es nur wollte.

Suchen wir nun ein Bild und Gleichniß zu unſern Zeiten. Die deutſche Bühne beſitzt ein Beiſpiel jener erſten Art an Schillers Wallenſtein, und zwar ohne daß der Dichter hier eine Nachahmung der Alten beabſichtigt hätte; der Stoff war nicht zu überſehen, und zerfiel dem wirkenden und ſchaffenden Geiſte nach und nach, ſelbſt gegen ſeinen Willen, in mehrere Theile. Der Empfindungsweiſe neuerer Tage gemäß bringt er das luſtige, heitere Satyrſtück, das Lager, voraus. In den Piccolomini ehren wir die fortſchreitende Handlung; ſie iſt noch durch Pedanterie, Irrthum, wüſte Leidenſchaft niedergehalten, indeß zarte, himmliſche Liebe das Rohe zu mildern, das Wilde zu beſänftigen, das Strenge zu löſen trachtet. Im dritten Stücke mißlingen alle Verſuche der Vermittlung; man muß es im tiefſten Sinne hochtragiſch nennen, und zugeben, daß für Sinn und Gefühl hierauf nichts weiter folgen könne.

Nun müſſen wir aber, um an die von dem Programm eingeleitete Weiſe, völlig Unzuſammenhängendes auf einander glücklich und ſchicklich folgen zu laſſen, durch ein Beiſpiel irgend eine Annäherung zu gewinnen, uns über die Alpen begeben, und uns die Italiäniſche, eine dem Augenblick ganz gewidmete, Nation als Zuſchauermaſſe denken.

So ſahen wir eine vollkommen ernſte Oper in drei Acten, welche, in ſich zuſammenhängend, ihren Gang ruhig verfolgte. In den Zwiſchenräumen der drei Abtheilungen erſchienen zwei Ballete, ſo verſchieden im Charakter unter einander als mit der Oper ſelbſt: das erſte heroiſch, das zweite in's Komiſche ablaufend, damit die Springer Gewandtheit und Kräfte zeigen konnten. War dieſes vorüber, ſo begann der dritte Act der Oper, ſo anſtändig einherſchreitend, als wenn keine Poſſe vorhergegangen wäre; ernſt, feierlich, prächtig ſchloß ſich das Ganze. Wir hatten alſo hier eine Pentalogie, nach ihrer Weiſe der Menge vollkommen genugthuend.

Noch ein Beiſpiel fügen wir hinzu: denn wir ſahen, in etwas mäßigern Verhältniſſen, Galdoniſche dreiactige Stücke vorſtellen, wo zwiſchen den Abtheilungen vollkommene zweiactige komiſche Opern auf das glänzendſte vorgetragen wurden. Beide Darſtellungen hatten weder dem Inhalt noch der Form nach irgend etwas mit einander gemein, und doch freute man ſich höchlich, nach dem erſten Act der Komödie die bekannt-beliebte Ouverture der Oper unmittelbar zu vernehmen. Eben ſo ließ man ſich nach dem glänzenden Finale dieſes Singactes den zweiten Act des proſaiſchen Stücks gar wohl gefallen. Hatte nun abermals eine muſicaliſche Abtheilung das Entzücken geſteigert, ſo war man doch noch auf den dritten Act des Schauſpiels höchſt begierig, welcher denn auch jederzeit vollkommen befriedigend gegeben ward. Denn der Schauſpieler, compromittirt durch ſeine ſangreichen Vorgänger, nahm nun alles, was er von Talent hatte, zuſammen, und leiſtete, durch die Ueberzeugung, ſeinen Zuſchauer im beſten Humor zu finden, ſelbſt in guten Humor verſetzt, das Erfreulichſte, und der allgemeine Beifall erſcholl beim Abſchluß auch dieſer Pentalogie, deren letzte Abtheilung gerade die Wirkung that, wie der vierte Abſchnitt der Tetralogien, uns befriedigt, erheitert und doch auch gemäßigt nach Hauſe zu ſchicken.

Nachleſe zu Ariſtoteles' Poetik.

1826.

Ein jeder, der ſich einigermaaßen um die Theorie der Dichtkunſt überhaupt, beſonders aber der Tragödie bekümmert hat, wird ſich einer Stelle des Ariſtoteles erinnern, welche den Auslegern viel Noth machte, ohne daß ſie ſich über ihre Bedeutung völlig hätten verſtändigen können. In der nähern Bezeichnung der Tragödie nämlich ſcheint der große Mann von ihr zu verlangen, daß ſie durch Darſtellung Mitleid und Furcht erregender Handlungen und Ereigniſſe von den genannten Leidenſchaften das Gemüth des Zuſchauers reinigen ſolle.

Meine Gedanken und Ueberzeugung von gedachter Stelle glaube ich aber am beſten durch eine Ueberſetzung derſelben mittheilen zu können.

„Die Tragödie iſt die Nachahmung einer bedeutenden und abgeſchloſſenen Handlung, die eine gewiſſe Ausdehnung hat, und in anmuthiger Sprache vorgetragen wird, und zwar von abgeſonderten Geſtalten, deren jede ihre eigene Rolle ſpielt, und nicht erzählungsweiſe von einem einzelnen, nach einem Verlauf aber von Mitleid und Furcht mit Ausgleichung ſolcher Leidenſchaften ihr Geſchäft abſchließt."

Durch vorſtehende Ueberſetzung glaube ich nun die bisher dunkel geachtete Stelle in's Klare geſetzt zu ſehen, und füge nur folgendes hinzu. Wie konnte Ariſtoteles in ſeiner jederzeit auf den Gegenſtand hinweiſenden Art, indem er ganz eigentlich von der Conſtruction des Trauerſpiels redet, an die Wirkung, und was mehr iſt, an die entfernte Wirkung denken, welche eine Tragödie auf den Zuſchauer vielleicht machen würde? Keineswegs! er ſpricht ganz klar und richtig aus: wenn ſie durch einen Verlauf von Mitleid und Furcht erregenden Mitteln durchgegangen, ſo müſſe ſie mit Ausgleichung, mit Verſöhnung ſolcher Leidenſchaften zuletzt auf dem Theater ihre Arbeit abſchließen.

Er verſteht unter Katharſis dieſe ausſöhnende Abrundung, welche eigentlich von allem Drama, ja ſogar von allen poetiſchen Werken gefordert wird. In der Tragödie geſchieht ſie durch eine Art Menſchenopfer, es mag nun wirklich vollbracht oder, unter Einwirkung einer günſtigen Gottheit, durch ein Surrogat gelöſ't werden, wie im Falle Abrahams und Agamemnons; genug, eine Söhnung, eine Löſung iſt zum Abſchluß unerläßlich, wenn die Tragödie ein vollkommenes Dichtwerk ſeyn ſoll.

Dieſe Löſung aber, durch einen günſtigen, gewünſchten Ausgang bewirkt, nähert ſich ſchon der Mittelgattung, wie die Rückkehr der Alceſte; dagegen im Luſtſpiel gewöhnlich zu Entwirrung aller Verlegenheiten, welche ganz eigentlich das Geringere von Furcht und Hoffnung ſind, die Heirath eintritt, die, wenn ſie auch das Leben nicht abſchließt, doch darin einen bedeutenden und bedenklichen Abſchnitt macht. Niemand will ſterben, jedermann heirathen, und darin liegt der halb ſcherz-, halb ernſthafte Unterſchied zwiſchen Trauer- und Luſtſpiel Iſraelitiſcher Aeſthetik.

Ferner bemerken wir, daß die Griechen ihre Trilogie zu ſolchem Zwecke benutzt: denn es giebt wohl keine höhere Katharſis als der Oedipus auf Colonus, wo ein halbſchuldiger Verbrecher, ein Mann, der durch dämoniſche Conſtitution, durch eine düſtere Heftigkeit ſeines Daſeyns, gerade bei der Großheit ſeines Charakters, durch immerfort übereilte Thatausübung den ewig unerforſchlichen, den ewig folgerechten Gewalten in die Hände rennt, ſich ſelbſt und die Seinigen in das tiefſte, unherſtellbarſte Elend ſtürzt, und doch zuletzt noch ausſöhnend ausgeſöhnt, und zum Verwandten der Götter, als ſegnender Schutzgeiſt eines Landes eines eigenen Opferdienſtes werth, erhoben wird.

Hierauf gründet ſich nun auch die Maxime des großen Meiſters, daß man den Helden der Tragödie weder ganz ſchuldig, noch ganz ſchuldfrei darſtellen müſſe. Im erſten Falle wäre die Katharſis bloß ſtoffartig, und der ermordete Böſewicht zum Beiſpiel ſchiene nur der ganz gemeinen Juſtiz entgangen; im zweiten Falle iſt ſie nicht möglich: denn dem Schickſal oder dem menſchlich Einwirkenden fiele die Schuld einer allzu ſchweren Ungerechtigkeit zur Laſt.

Uebrigens mag ich bei dieſem Anlaß, wie bei jedem andern, mich nicht gern polemiſch benehmen; anzuführen habe ich jedoch, wie man ſich mit Auslegung dieſer Stelle bisher beholfen. Ariſtoteles nämlich hatte in der Politik ausgeſprochen, daß die Muſik zu ſittlichen Zwecken bei der Erziehung benutzt werden könnte, indem ja durch heilige Melodien die in den Orgien erſt aufgeregten Gemüther wieder beſänftigt würden, und alſo auch wohl andere Leidenſchaften dadurch könnten in's Gleichgewicht gebracht werden. Daß hier von einem analogen Falle die Rede ſey, leugnen wir nicht, allein er iſt nicht identiſch. Die Wirkungen der Muſik ſind ſtoffartiger, wie ſolches Händel in ſeinem Alexandersfeſt durchgeführt hat, und wie wir auf jedem Ball ſehen können, wo ein nach ſittig-galanter

Polonaiſe aufgeſpielter Walzer die ſämmtliche Jugend zu Bacchiſchem Wahnſinn hinreißt.

Die Muſik aber ſo wenig als irgend eine Kunſt vermag auf Moralität zu wirken, und immer iſt es falſch, wenn man ſolche Leiſtungen von ihnen verlangt. Philoſophie und Religion vermögen dieß allein; Pietät und Pflicht müſſen aufgeregt werden, und ſolche Erweckungen werden die Künſte nur zufällig veranlaſſen. Was ſie aber vermögen und wirken, das iſt eine Milderung roher Sitten, welche aber gar bald in Weichlichkeit ausartet.

Wer nun auf dem Wege einer wahrhaft ſittlichen innern Ausbildung fortſchreitet, wird empfinden und geſtehen, daß Tragödien und tragiſche Romane den Geiſt keineswegs beſchwichtigen, ſondern das Gemüth und das, was wir das Herz nennen, in Unruhe verſetzen und einem vagen, unbeſtimmten Zuſtande entgegenführen; dieſen liebt die Jugend, und iſt daher für ſolche Productionen leidenſchaftlich eingenommen.

Wir kehren zu unſerm Anfang zurück und wiederholen: Ariſtoteles ſpricht von der Conſtruction der Tragödie, in ſofern der Dichter, ſie als Object aufſtellend, etwas würdig Anziehendes, Schau- und Hörbares abgeſchloſſen hervorzubringen denkt.

Hat nun der Dichter an ſeiner Stelle ſeine Pflicht erfüllt, einen Knoten bedeutend geknüpft und würdig gelöſ't, ſo wird dann daſſelbe in dem Geiſte des Zuſchauers vorgehen; die Verwicklung wird ihn verwirren, die Auflöſung aufklären, er aber um nichts gebeſſert nach Hauſe gehen; er würde vielmehr, wenn er aſceliſch aufmerkſam genug wäre, ſich über ſich ſelbſt verwundern, daß er eben ſo leichtſinnig als hartnäckig, eben ſo heftig als ſchwach, eben ſo liebevoll als lieblos ſich wieder in ſeiner Wohnung findet, wie er hinausgegangen. Und ſo glauben wir alles, was dieſen Punkt betrifft, geſagt zu haben, wenn ſich ſchon dieſes Thema durch weitere Ausführung noch mehr in's Klare ſetzen ließe.

Plato, als Mitgenoſſe einer Chriſtlichen Offenbarung.

(Im Jahre 1796 durch Fr. L. Stolbergs Ueberſetzung „auserleſener Geſpräche des Platon“ veranlaßt.)

Niemand glaubte genug von dem ewigen Urheber erhalten zu haben, wenn er geſtehen müßte, daß für alle ſeine Brüder eben ſo wie für ihn

geſorgt wäre; ein beſonderes Buch, ein beſonderer Prophet hat ihm vorzüglich den Lebensweg vorgezeichnet, und auf dieſem allein ſollen alle zum Heil gelangen.

Wie ſehr verwundert waren daher zu jeden Zeiten alle die, welche ſich einer ausſchließenden Lehre ergeben hatten, wenn ſie auch außer ihrem Kreiſe vernünftige und gute Menſchen fanden, denen es angelegen war, ihre moraliſche Natur auf das vollkommenſte auszubilden! Was blieb ihnen daher übrig als auch dieſen eine Offenbarung und gewiſſermaaßen eine ſpecielle Offenbarung zuzugeſtehen?

Doch es ſey! dieſe Meinung wird immer bei denen beſtehen, die ſich gern Vorrechte wünſchen und zuſchreiben, denen der Blick über Gottes große Welt, die Erkenntniß ſeiner allgemeinen ununterbrochenen und nicht zu unterbrechenden Wirkungen nicht behagt, die vielmehr um ihres lieben Ichs, ihrer Kirche und Schule willen Privilegien, Ausnahmen und Wunder für ganz natürlich halten.

So iſt denn auch Plato früher ſchon zu der Ehre eines Mitgenoſſen einer Chriſtlichen Offenbarung gelangt, und ſo wird er uns auch hier wieder dargeſtellt.

Wie nöthig bei einem ſolchen Schriftſteller, der bei ſeinen großen Verdienſten den Vorwurf ſophiſtiſcher und theurgiſcher Kunſtgriffe wohl ſchwerlich von ſich ablehnen könnte, eine kritiſche, deutliche Darſtellung der Umſtände, unter welchen er geſchrieben, der Motive, aus welchen er geſchrieben, ſeyn möchte, das Bedürfniß fühlt ein jeder, der ihn lieſt, nicht um ſich dunkel aus ihm zu erbauen — das leiſten viel geringere Schriftſteller —, ſondern um einen vortrefflichen Mann in ſeiner Individualität kennen zu lernen; denn nicht der Schein desjenigen, was andere ſeyn konnten, ſondern die Erkenntniß deſſen, was ſie waren und ſind, bildet uns.

Welchen Dank würde der Ueberſetzer bei uns verdient haben, wenn er zu ſeinen unterrichtenden Noten uns auch noch, wie Wieland zum Horaz, die wahrſcheinliche Lage des alten Schriftſtellers, den Inhalt und den Zweck jedes einzelnen Werkes ſelbſt kürzlich vorgelegt hätte! Denn wie kommt z. B. Jon dazu, als ein kanoniſches Buch mit aufgeführt zu werden, da dieſer kleine Dialog nichts als eine Perſiflage iſt? Wahrſcheinlich weil am Ende von göttlicher Eingebung die Rede iſt! Leider ſpricht aber Sokrates hier, wie an mehrern Orten, nur ironiſch.

Durch jede philoſophiſche Schrift geht, und wenn es auch noch ſo wenig ſichtbar würde, ein gewiſſer polemiſcher Faden: wer philoſophirt, iſt mit den Vorſtellungsarten ſeiner Vor- und Mitwelt uneins, und ſo ſind die Geſpräche des Plato oft nicht allein auf etwas, ſondern auch gegen etwas gerichtet. Und eben dieſes doppelte Etwas, mehr als vielleicht bisher geſchehen, zu entwickeln, und dem deutſchen Leſer bequem vorzulegen, würde ein unſchätzbares Verdienſt des Ueberſetzers ſeyn.

Man erlaube uns noch einige Worte über Jon in dieſem Sinne hinzuzufügen.

Die Maske des Platoniſchen Sokrates — denn ſo darf man jene phantaſtiſche Figur wohl nennen, welche Sokrates ſo wenig als die Ariſtophaniſche für ſein Ebenbild erkannte — begegnet einem Rhapſoden, einem Vorleſer, einem Declamator, der berühmt war wegen ſeines Vortrags der Homeriſchen Gedichte, und der ſo eben den Preis davon getragen hat und bald einen andern davon zu tragen gedenkt. Dieſen Jon giebt uns Plato als einen äußerſt beſchränkten Menſchen, als einen, der zwar die Homeriſchen Gedichte mit Emphaſe vorzutragen und ſeine Zuhörer zu rühren verſteht, der es auch wagt, über den Homer zu reden, aber wahrſcheinlich mehr, um die darin vorkommenden Stellen zu erläutern als zu erklären, mehr bei dieſer Gelegenheit etwas zu ſagen als durch ſeine Auslegung die Zuhörer dem Geiſt des Dichters näher zu bringen. Denn was mußte das für ein Menſch ſeyn, der aufrichtig geſteht, daß er einſchlafe, wenn die Gedichte anderer Poeten vorgeleſen und erklärt würden? Man ſieht, ein ſolcher Menſch kann nur durch Tradition oder durch Uebung zu ſeinem Talente gekommen ſeyn. Wahrſcheinlich begünſtigte ihn eine gute Geſtalt, ein glückliches Organ, ein Herz, fähig, gerührt zu werden; aber bei allem dem blieb er ein Naturaliſt, ein bloßer Empiriker, der weder über ſeine Kunſt noch über die Kunſtwerke gedacht hatte, ſondern ſich in einem engen Kreiſe mechaniſch herumdrehte und ſich dennoch für einen Künſtler hielt und wahrſcheinlich von ganz Griechenland für einen großen Künſtler gehalten wurde. Einen ſolchen Tropf nimmt der Platoniſche Sokrates vor, um ihn zu Schanden zu machen. Erſt giebt er ihm ſeine Beſchränktheit zu fühlen, dann läßt er ihn merken, daß er von dem Homeriſchen Detail wenig verſtehe, und nöthigt ihn, da der arme Teufel ſich nicht mehr zu helfen weiß, ſich für einen Mann zu erkennen, der durch unmittelbare göttliche Eingebung begeiſtert wird.

Wenn das heiliger Boden iſt, ſo möchte die Ariſtophaniſche Bühne auch ein geweihter Platz ſeyn. So wenig der Maske des Sokrates Ernſt iſt, den Jon zu bekehren, ſo wenig iſt es des Verfaſſers Abſicht, den Leſer zu belehren. Der berühmte, bewunderte, gekrönte, bezahlte Jon ſollte in ſeiner ganzen Blöße dargeſtellt werden, und der Titel müßte heißen: Jon, oder der beſchämte Rhapſode; denn mit der Poeſie hat das ganze Geſpräch nichts zu thun.

Ueberhaupt fällt in dieſem Geſpräch, wie in andern Platoniſchen, die unglaubliche Dummheit einiger Perſonen auf, damit nur Sokrates von ſeiner Seite recht weiſe ſeyn könne. Hätte Jon nur einen Schimmer Kenntniß der Poeſie gehabt, ſo würde er auf die alberne Frage des Sokrates, wer den Homer, wenn er von Wagenlenken ſpricht, beſſer verſtehe, der Wagenführer oder der Rhapſode? keck geantwortet haben: Gewiß der Rhapſode: denn der Wagenlenker weiß nur, ob Homer richtig ſpricht, der einſichtsvolle Rhapſode weiß, ob er gehörig ſpricht, ob er als Dichter, nicht als Beſchreiber eines Wettlaufs, ſeine Pflicht erfüllt. Zur Beurtheilung des epiſchen Dichters gehört nur Anſchauen und Gefühl und nicht eigentlich Kenntniß, obgleich auch ein freier Blick über die Welt und alles, was ſie betrifft. Was braucht man, wenn man einen nicht myſtificiren will, hier zu einer göttlichen Eingebung ſeine Zuflucht zu nehmen? Wir haben in Künſten mehr Fälle, wo nicht einmal der Schuſter von der Sohle urtheilen darf: denn der Künſtler findet für nöthig, ſubordinirte Theile höhern Zwecken völlig aufzuopfern. So habe ich ſelbſt in meinem Leben mehr als Einen Wagenlenker alte Gemmen tadeln hören, worauf die Pferde ohne Geſchirr dennoch den Wagen ziehen ſollten. Freilich hatte der Wagenlenker recht, weil er das ganz unnatürlich fand; aber der Künſtler hatte auch recht, die ſchöne Form ſeines Pferdekörpers nicht durch einen unglücklichen Faden zu unterbrechen. Dieſe Fictionen, dieſe Hieroglyphen, deren jede Kunſt bedarf, werden ſo übel von allen denen verſtanden, welche alles Wahre natürlich haben wollen, und dadurch die Kunſt aus ihrer Sphäre reißen. Dergleichen hypothetiſche Aeußerungen alter und berühmter Schriftſteller, die am Platz, wo ſie ſtehen, zweckmäßig ſeyn mögen, ohne Bemerkung, wie relativ falſch ſie werden können, ſollte man nicht wieder ohne Zurechtweiſung abdrucken laſſen, ſo wenig als die falſche Lehre von Inſpirationen.

Daß einem Menſchen, der eben kein dichteriſches Genie hat, einmal

ein artiges, lobenswerthes Gedicht gelingt, dieſe Erfahrung wiederholt ſich oft, und es zeigt ſich darin nur, was lebhafter Antheil, gute Laune und Leidenſchaft hervorbringen kann. Man geſteht dem Haß zu, daß er das Genie ſupplire, und man kann es von allen Leidenſchaften ſagen, die uns zur Thätigkeit auffordern. Selbſt der anerkannte Dichter iſt nur in Momenten fähig, ſein Talent im höchſten Grade zu zeigen, und es läßt ſich dieſer Wirkung des menſchlichen Geiſtes pſychologiſch nachkommen, ohne daß man nöthig hätte, zu Wundern und ſeltſamen Wirkungen ſeine Zuflucht zu nehmen, wenn man Geduld genug beſäße, den natürlichen Phänomenen zu folgen, deren Kenntniß uns die Wiſſenſchaft anbietet, über die es freilich bequemer iſt vornehm hinwegzuſehen als das, was ſie leiſtet, mit Einſicht und Billigkeit zu ſchätzen.

Sonderbar iſt es in dem Platoniſchen Geſpräch, daß Jon, nachdem er ſeine Unwiſſenheit in mehrern Künſten, im Wahrſagen, Wagenfahren, in der Arzneikunde und Fiſcherei, bekannt hat, zuletzt doch behauptet, daß er ſich zum Feldherrn beſonders qualificirt fühle. Wahrſcheinlich war dieß ein individuelles Steckenpferd dieſes talentreichen, aber albernen Individuums, eine Grille, die ihn bei ſeinem innigen Umgang mit Homeriſchen Helden angewandelt ſeyn mochte, und die ſeinen Zuhörern nicht unbekannt war. Und haben wir dieſe und ähnliche Grillen nicht an Männern bemerkt, welche ſonſt verſtändiger ſind, als Jon ſich hier zeigt? Ja wer verbirgt wohl zu unſern Zeiten die gute Meinung, die er von ſich hegt, daß er zum Regimente nicht der Unfähigſte ſey?

Mit wahrer Ariſtophaniſcher Bosheit verſpart Plato dieſen letzten Schlag für ſeinen armen Sünder, der nun freilich zwar ſehr betäubt daſteht, und zuletzt, da ihm Sokrates die Wahl zwiſchen dem Prädicate eines Schurken oder göttlichen Mannes läßt, natürlicherweiſe nach dem letzten greift und ſich auf eine ſehr verblüffte Art höflich bedankt, daß man ihn zum Beſten haben wollen. Wahrhaftig, wenn das heiliges Land iſt, möchte das Ariſtophaniſche Theater auch für einen geweihten Boden gelten.

Gewiß, wer uns auseinanderſetzte, was Männer wie Plato im Ernſt, Scherz und Halbſcherz, was ſie aus Ueberzeugung oder nur discurſive geſagt haben, würde uns einen außerordentlichen Dienſt erzeigen und zu unſerer Bildung unendlich viel beitragen; denn die Zeit iſt vorbei, da die Sibyllen unter der Erde weiſſagten; wir fordern Kritik und wollen urtheilen, ehe wir etwas annehmen und auf uns anwenden.

Phaëthon,

Tragödie des Euripides.

1821.

Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken.

Ehrfurchtsvoll an solche köstliche Reliquien herantretend, müssen wir vorerst alles aus der Einbildungskraft auslöschen, was in späterer Zeit dieser einfach großen Fabel angeheftet worden, durchaus vergessen, wie Ovid und Nonnus sich verirren, den Schauplatz derselben in's Universum erweiternd. Wir beschränken uns in einer engen, zusammengezogenen Localität, wie sie der Griechischen Bühne wohl geziemen mochte; dahin ladet uns der

Prolog.

Des Okeans, der Thetis Tochter, Klymenen
Umarmt als Gatte Merops, dieses Landes Herr,
Das von dem vierbespannten Wagen allererst
Mit leisen Strahlen Phöbus morgendlich begrüßt;
Die Gluth des Königs aber, wie sie sich erhebt,
Verbrennt das Ferne, Nahes aber mäßigt sie.
Dieß Land benennt ein nachbar-schwarzgefärbtes Volk
Eos, die glänzende, des Helios Rossestand.
Und zwar mit Recht; denn rosenfingernd spielt zuerst
An leichten Wölkchen Eos bunten Wechselscherz.
Hier bricht sodann des Gottes ganze Kraft hervor,
Der, Tag und Stunden regelnd, alles Volk beherrscht,
Von dieser Felsenküsten steilem Anbeginn
Das Jahr bestimmt der breiten, ausgedehnten Welt.
So sey ihm denn, dem Hausgott unsrer Königsburg,
Verehrung, Preis und jedes Morgens frisch Gemüth.
Auch ich, der Wächter, ihn zu grüßen hier bereit,
Nach diesen Sommernächten, wo's nicht nachten will,
Erfreue mich des Tages vor dem Tagesblick,
Und harre gern, doch ungeduldig, seiner Gluth,
Die alles wieder bildet, was die Nacht entstellt.
So sey denn aber heute mehr als je begrüßt

Des Tages Anglanz! Feiert prächtig heute ja
Merops, der Herrſcher, ſeinem kräftig-einz'gen Sohn
Verbindungsfeſt mit gottgezeugter Nymphenzier;
Deßhalb ſich alles regt und rührt im Hauſe ſchon.
Doch ſagen andre — Mißgunſt waltet ſtets im Volk —,
Daß ſeiner Freuden innigſte Zufriedenheit
Der Sohn, den er vermählet heute, Phaëthon,
Nicht ſeiner Lenden ſey. Woher denn aber wohl?
Doch ſchweige jeder! ſolche zarte Dinge ſind
Nicht glücklich anzurühren, die ein Gott verbirgt.

V. 5. 6. Hier ſcheint der Dichter durch einen Widerſpruch den Widerſpruch der Erſcheinung auflöſen zu wollen; er ſpricht die Erfahrung aus, daß die Sonne das öſtliche Land nicht verſengt, da ſie doch ſo nah und unmittelbar an ihm hervortritt, dagegen aber die ſüdliche Erde, von der ſie ſich entfernt, ſo glühend heiß beſcheint.

V. 7. 8. Nicht über dem Ocean, ſondern dieſſeits am Rande der Erde ſuchen wir den Ruheplatz der himmliſchen Roſſe; wir finden keine Burg, wie ſie Ovid prächtig auferbaut; alles iſt einfach und geht natürlich zu. Im letzten Oſten alſo, an der Welt Gränze, wo der Ocean an's feſte Land umkreiſend ſich anſchließt, wird ihm von Thetis eine herrliche Tochter geboren, Klymene. Helios, als nächſter Nachbar zu betrachten, entbrennt für ſie in Liebe; ſie gibt nach, doch unter der Bedingung, daß er einem aus ihnen entſproſſenen Sohn eine einzige Bitte nicht verſagen wolle. Indeſſen wird ſie an Merops, den Herrſcher jener äußerſten Erde, getraut, und der ältliche Mann empfängt mit Freuden den im Stillen ihm zugebrachten Sohn.

Nachdem nun Phaëthon herangewachſen, gedenkt ihn der Vater, ſtandesgemäß, irgend einer Nymphe oder Halbgöttin zu verheirathen, der Jüngling aber, muthig, ruhm- und herrſchſüchtig, erfährt, zur bedeutenden Zeit, daß Helios ſein Vater ſey, verlangt Beſtätigung von der Mutter, und will ſich ſogleich ſelbſt überzeugen.

Klymene. Phaëthon.

Klymene.

So biſt du denn dem Ehebett ganz abgeneigt?

Phaëthon.

Das bin ich nicht; doch einer Göttin ſoll ich nahn
Als Gatte, dieß beklemmet mir das Herz allein.
Der Freie macht zum Knechte ſich des Weibs,
Verkaufend ſeinen Leib um Morgengift.

Klymene.

O Sohn, ſoll ich es ſagen? dieſes fürchte nicht!

Phaëthon.

Was mich beglückt zu ſagen, warum zauderſt du?

Klymene.

So wiſſe denn, auch du biſt eines Gottes Sohn.

Phaëthon.

Und weſſen?

Klymene.

Biſt ein Sohn des Nachbargottes Helios,
Der Morgens früh die Roſſe hergeſtellt erregt,
Geweckt von Eos, hochbeſtimmten Weg ergreift;
Auch mich ergriff. Du aber biſt die liebe Frucht.

Phaëthon.

Wie? Mutter, darf ich willig glauben, was erſchreckt?
Ich bin erſchrocken vor ſo hohen Stammes Werth,
Wenn dieß mir gleich den ewig innern Flammenruf
Des Herzens deutet, der zum Allerhöchſten treibt.

Klymene.

Befrag' ihn ſelber! denn es hat der Sohn das Recht,
Den Vater dringend anzugehn im Lebensdrang.
Erinnr' ihn, daß umarmend er mir zugeſagt,
Dir Einen Wunſch zu gewähren, aber keinen mehr.
Gewährt er ihn, dann glaube feſt, daß Helios
Gezeugt dich hat; wo nicht, ſo log die Mutter dir.

Phaëthon.

Wie find' ich mich zur heißen Wohnung Helios'?

Klymene.

Er ſelbſt wird deinen Leib bewahren; der ihm lieb.

Phaëthon.

Wenn er mein Vater wäre, du mir Wahrheit ſprächſt.

Klymene.

O glaub' es feſt! Du überzeugſt dich ſelbſt dereinſt.

Phaëthon.

Genug! Ich traue deines Worts Wahrhaftigkeit.
Doch eile jetzt von hinnen! denn aus dem Palaſt
Nahn ſchon die Dienerinnen, die des ſchlummernden
Erzeugers Zimmer ſäubern, der Gemächer Prunk
Tagtäglich ordnen und mit vaterländiſchen
Gerüchen des Palaſts Eingang zu füllen gehn.
Wenn dann der greiſe Vater von dem Schlummer ſich
Erhoben, und der Hochzeit frohes Feſt mit mir
Im Freien hier beredet, eil' ich flugs hinweg,
Zu prüfen, ob dein Mund, o Mutter, Wahres ſprach.

(Beide ab.)

Hier iſt zu bemerken, daß das Stück ſehr früh angeht; man muß es vor Sonnenaufgang denken, und dem Dichter zugeben, daß er in einen kurzen Zeitraum ſehr viel zuſammenpreßt. Es ließen ſich hiervon ältere und neuere Beiſpiele wohl anführen, wo das Dargeſtellte in einer gewiſſen Zeit unmöglich geſchehen kann, und doch geſchieht. Auf dieſer Fiction des Dichters und der Zuſtimmung des Hörers und Schauers ruht die oft angefochtene und immer wiederkehrende dramatiſche Zeit- und Ortseinheit der Alten und Neuern.

Das nun folgende Chor ſpricht von der Gegend, und was darin vorgeht, ganz morgendlich. Man hört noch die Nachtigall ſingen, wobei es höchſt wichtig iſt, daß ein Hochzeitgeſang mit der Klage einer Mutter um ihren Sohn beginnt.

Chor der Dienerinnen.

Leiſe, leiſe, weckt mir den König nicht!
Morgenſchlaf gönn' ich jedem,
Greiſem Haupt zu allererſt.
Kaum noch tagt es,
Aber bereitet, vollendet das Werk!
Noch weint im Hain Philomele
Ihr ſanft harmoniſches Lied;
In frühem Jammer ertönt

„Itys, o Itys!“ ihr Rufen.
Syrinxton hallt im Gebirg,
Felsanklimmender Hirten Musik;
Es eilt schon fern auf die Trift
Brauner Füllen muthige Schaar;
Zum wildaufjagenden Waidwerk
Zieht schon der Jäger hinaus;
Am Uferrande des Meers
Tönt des melodischen Schwans Lied.
Und es treibt in die Wogen
Den Nachen hinaus
Windwehen und rauschender Ruderschlag.
Aufziehn sie die Segel,
Aufbläht sich bis zum mitteln Tau das Segel.
So rüstet sich jeder zum andern Geschäft;
Doch mich treibt Lieb' und Verehrung heraus,
Des Gebieters fröhliches Hochzeitfest
Mit Gesang zu begehn: denn den Dienern
Schwillt freudig der Muth bei der Herrschaft
Sich fügenden Festen.
Doch brütet das Schicksal Unglück aus,
Gleich trifft's auch schwer die treuen Hausgenossen.
Zum frohen Hochzeitfest ist dieser Tag bestimmt,
Den betend ich sonst ersehnt,
Daß mir am festlichen Morgen der Herrschaft das Brautlied
Zu singen einst sey vergönnt.
Götter gewährten, Zeiten brachten
Meinem Herrn den schönen Tag.
Drum tön', o Weihlied, zum frohen Brautfest!
Doch seht, aus der Pforte der König tritt
Mit dem heiligen Herold und Phaëthon;
Her schreiten die dreie verbunden! O schweig'
Mein Mund in Ruh!
Denn Großes bewegt ihm die Seel' anjetzt:
Hin giebt er den Sohn in der Ehe Gesetz,
In die süßen bräutlichen Bande.

Der Herold.

Ihr, des Okeanos Strand Anwohnende,
Schweigt und höret!
Tretet hinweg vom Bereich des Palastes!
Stehe von fern, Volk!
Ehrfurcht hegt vor dem nahenden Könige!
Heil entsprieße,
Frucht und Segen dem heitern Vereine,
Welchem ihre Nähe gilt,
Des Vaters und des Sohns, die am Morgen heut
Dieß Fest zu weihen beginnen. Drum schweige jeder Mund!

Leider ist die nächste Scene so gut wie ganz verloren; allein man sieht aus der Lage selbst, daß sie von herrlichem Inhalt seyn könnte. Ein Vater, der seinem Sohne ein feierlich Hochzeitfest bereitet, dagegen ein Sohn, der seiner Mutter erklärt hat, daß er unter diesen Anstalten sich wegschleichen und ein gefährliches Abentheuer unternehmen wolle, machen den wirksamsten Gegensatz, und wir müßten uns sehr irren, wenn ihn Euripides nicht auch dialektisch zur Sprache geführt hätte.

Und da wäre denn zu vermuthen, daß wenn der Vater zu Gunsten des Ehestands gesprochen, der Sohn dagegen auch allenfalls argumentirt habe; die wenigen Worte, die bald auf den angeführten Chor folgen,

Merops.

— — — — — denn wenn ich Gutes sprach —

geben unserer Vermuthung einiges Gewicht; aber nun verläßt uns Licht und Leuchte. Setzen wir voraus, daß der Vater den Vortheil, das Leben am Geburtsorte fortzusetzen, herausgehoben, so paßt die ablehnende Antwort des Sohnes ganz gut:

Phaëthon.

Auf Erden grünet überall ein Vaterland.

Gewiß wird dagegen der wohlhäbige Greis den Besitz, an dem er so reich ist, hervorheben, und wünschen, daß der Sohn in seine Fußstapfen trete; da könnten wir denn diesem das Fragment in den Mund legen:

Phaëthon.

Es sey gesagt! den Reichen ist es eingezeugt,
Feige zu seyn; was aber ist die Ursach' deß?

125. Vielleicht daß Reichthum, weil er ſelber blind,
Der Reichen Sinn verblendet wie des Glücks.

Wie es denn aber auch damit beſchaffen mag geweſen ſeyn, auf dieſe Scene folgte nothwendig ein abermaliger Eintritt des Chors. Wir vermuthen, daß die Menge ſich hier zum Feſtzuge angeſtellt und geordnet, woraus ſchönere Motive hervorgehen als aus dem Zuge ſelbſt. Wahrſcheinlich hat hier der Dichter nach ſeiner Art das Bekannte, Verwandte, Herkömmliche in das Coſtüm ſeiner Fabel eingeflochten.

Indeß nun Aug' und Ohr des Zuſchauers freudig und feierlich beſchäftigt ſind, ſchleicht Phaëthon weg, ſeinen göttlichen, eigentlichen Vater aufzuſuchen. Der Weg iſt nicht weit, er darf nur die ſteilen Felſen hinabſteigen, an welchen die Sonnenpferde täglich heraufſtürmen; ganz nahe da unten iſt ihre Ruheſtätte; wir finden kein Hinderniß, uns unmittelbar vor den Marſtall des Phöbus zu verſetzen.

Die nunmehr folgende, leider in dem Zuſammenhang verlorene Scene war an ſich vom größten Intereſſe, und machte mit der vorhergehenden einen Contraſt, welcher ſchöner nicht gedacht werden kann. Der irdiſche Vater will den Sohn begründen wie ſich ſelbſt; der himmliſche muß ihn abhalten, ſich ihm gleich zu ſtellen.

Sodann bemerken wir noch folgendes. Wir nehmen an, daß Phaëthon, hinabgehend, mit ſich nicht einig geweſen, welches Zeichen ſeiner Abkunft er ſich vom Vater erbitten ſolle; nur als er die angeſpannten Pferde hervorſchnauben ſieht, da regt ſich ſein kühner, des Vaters werther, göttlicher Muth, und verlangt das Uebermäßige, ſeine Kräfte weit Ueberſteigende.

Aus Fragmenten läßt ſich vielleicht folgendes ſchließen. Die Anerkennung iſt geſchehen; der Sohn hat den Wagen verlangt, der Vater abgeſchlagen.

Phöbus.

Den Thoren zugeſell' ich jenen Sterblichen,
Den Vater, der den Söhnen, ungebildeten,
Den Bürgern auch des Reiches Zügel überläßt.

Hieraus läßt ſich muthmaßen, daß Euripides nach ſeiner Weiſe das Geſpräch in's Politiſche ſpielt, da Ovid nur menſchliche, väterliche, wahrhaft rührende Argumente vorbringt.

Phaëthon.

Ein Anker rettet nicht das Schiff im Sturm,
Drei aber wohl. Ein einz'ger Vorstand ist der Stadt
Zu schwach, ein zweiter auch ist Noth gemeinem Heil.

Wir vermuthen, daß der Widerstreit zwischen Ein- und Mehrherrschaft umständlich sey verhandelt worden. Der Sohn, ungeduldig zuletzt, mag thätlich zu Werke gehen und dem Gespann sich nahen.

Phöbus.

Berühre nicht die Zügel,
Du Unerfahrner, o mein Sohn! den Wagen nicht
Besteige, Lenkens unbelehrt!

Es scheint, Helios habe ihn auf rühmliche Thaten, auf kriegerische Heldenübungen hingewiesen, wo so viel zu thun ist; ablehnend versetzt der Sohn:

Phaëthon.

Den schlanken Bogen haff' ich, Spieß und Uebungsplatz.

Der Vater mag ihn sodann im Gegensatz auf ein idyllisches Leben hinweisen.

Phöbus.

Die kühlenden,
Baumschattenden Gezweige; sie umarmen ihn.

Endlich hat Helios nachgegeben. Alles Vorhergehende geschieht vor Sonnenaufgang, wie denn auch Ovid gar schön durch das Vorrücken der Aurora den Entschluß des Gottes beschleunigen läßt; der höchst besorgte Vater unterrichtet hastig den auf dem Wagen stehenden Sohn.

So siehst du obenum den Aether gränzenlos,
Die Erde hier im feuchten Arm des Okeans.

Ferner:

So fahre hin! Den Dunstkreis Libyens meide doch!
Nicht Feuchte hat er, sengt die Räder dir herab.

Die Abfahrt geschieht, und wir werden glücklicherweise durch ein Bruchstück benachrichtigt, wie es dabei zugegangen; doch ist zu bemerken, daß die folgende Stelle Erzählung sey, und also einem Boten angehöre.

Angelas.

Nun fort! Zu den Plejaden richte deinen Lauf! —
Dergleichen hörend, rührte die Zügel Phäethon,
Und ſtachelte die Seiten der Geflügelten.
So ging's, ſie flogen zu des Aethers Höh'.
Der Vater aber, ſchreitend nah dem Seitenroß,
Verfolgte warnend: Dahin alſo halte dich!
So hin! den Wagen wende dieſerwärts!

Wer nun der Bote geweſen, läßt ſich ſo leicht nicht beſtimmen; dem Local nach könnten gar wohl die früh ſchon ausziehenden Hirten der Verhandlung zwiſchen Vater und Sohn von ihren Felſen zugeſehen, ja ſodann, als die Erſcheinung an ihnen vorbeiſtürmt, zugehört haben. Wann aber und wo erzählt wird, ergiebt ſich vielleicht am Ende.

Der Chor tritt abermals ein, und zwar in der Ordnung, wie die heilige Eheſtandsfeier nun vor ſich gehen ſoll. Erſchreckt wird aber die Menge durch einen Donnerſchlag aus klarem Himmel, worauf jedoch nichts weiter zu erfolgen ſcheint. Sie erholen ſich, obgleich von Ahnungen betroffen, welche zu köſtlichen lyriſchen Stellen Gelegenheit geben mußten.

Die Kataſtrophe, daß Phaëthon, von dem Blitze Zeus' getroffen, nahe vor ſeiner Mutter Hauſe niederſtürzt, ohne daß die Hochzeitfeier dadurch ſonderlich geſtört werde, deutet abermals auf einen enggehaltenen lakoniſchen Hergang, und läßt keine Spur merken von jenem Wirrwarr, womit Ovid und Nonnus das Univerſum zerrütten. Wir denken uns das Phänomen, als wenn mit Donnergepolter ein Meteorſtein herabſtürzte, in die Erde ſchlüge und ſodann alles gleich wieder vorbei wäre. Nun aber eilen wir zum Schluß, der uns glücklicherweiſe meiſtens erhalten iſt.

Klymene.

(Dienerinnen tragen den todten Phaëthon.)

Erinnys iſt's, die flammend hier um Leichen webt,
Die Götterzorn traf; ſichtbar ſteigt der Dampf empor!
Ich bin vernichtet! — Tragt hinein den todten Sohn! —
O raſch! Ihr hört ja, wie der Hochzeit Feierſang
Anſtimmend mein Gemahl ſich mit den Jungfraun naht.
Fort, fort! Und ſchnell gereinigt, wo des Blutes Spur
Vom Leichnam ſich vielleicht hinab zum Boden ſtahl!

O eilet, eilet, Dienerinnen! Im Gemach
Will ich ihn bergen, wo des Gatten Gold sich häuft,
Das zu verschließen mir alleinig angehört.
O Helios, glanzleuchtender! Wie hast du mich
Und diesen hier vernichtet! Ja, Apollon nennt
Mit Recht dich, wer der Götter dunkle Namen weiß.

Chor.

Hymen, Hymen!
Himmlische Tochter des Zeus, dich singen wir,
Aphrodite! Du, der Liebe Königin,
Bringst süßen Verein den Jungfrauen.
Herrliche Kypris, allein dir, holde Göttin,
Dank' ich die heutige Feier.
Dank auch bring' ich dem Knaben,
Den du hüllst in ätherischen Schleier,
Daß er leise vereint.
Ihr beide führt
Unserer Stadt großmächtigen König,
Ihr den Herrscher, in dem goldglanzstrahlenden
Palast zu der Liebe Freuden.
Seliger du, o gesegneter noch als Könige,
Der die Göttin heimführt,
Und auf unendlicher Erde
Allein als der Ewigen Schwäher
Hoch sich preisen hört!

Merops.

Du geh' voran uns! Führe diese Mädchenschaar
In's Haus, und heiß' mein Weib den Hochzeitreihen jetzt
Mit Festgesang zu aller Götter Preis begehn.
Zieht, Hymnen singend, um das Haus und Hestias
Altäre, welcher jedes frommen Werks Beginn
Gewidmet seyn muß — — — — — — —
— — — — — — — — Aus meinem Haus
Mag dann der Festchor zu der Göttin Tempel ziehn.

Diener.

O König! eilend wandt' ich aus dem Haus hinweg

Den ſchnellen Fuß; denn wo des Goldes Schätze du,
Die herrlichen, bewahreſt, dort — ein Feuerqualm
Schwarz aus der Thüre Fugen mir entgegendringt.
Anleg' ich raſch das Auge; doch nicht Flammen ſieht's,
Nur innen ganz geſchwärzt vom Dampfe das Gemach.
O eile ſelbſt hinein, daß nicht Hephäſtos' Zorn
Dir in das Haus bricht und in Flammen der Palaſt
Aufloht am frohen Hochzeittage Phaëthons!

Merops.

Was ſagſt du? Sieh denn zu, ob nicht vom flammenden
Weihrauch des Altars Dampf in die Gemächer drang!

Diener.

Rein iſt der ganze Weg von dort und ohne Rauch.

Merops.

Weiß meine Gattin, oder weiß ſie nichts davon?

Diener.

Ganz hingegeben iſt ſie nur dem Opfer jetzt.

Merops.

So geh' ich; denn es ſchafft aus unbedeutendem
Urſprunge das Geſchick ein Ungewitter gern.
Doch du, des Feuers Herrin, o Perſephone,
Und du, Hephäſtos, ſchützt mein Haus mir gnadenreich!

Chor.

O wehe, weh mir Armen! wohin eilt
Mein beflügelter Fuß? Wohin?
Zum Aether auf? Soll ich in dunkelem Schacht
Der Erde mich bergen?
O weh mir! Entdeckt wird die Königin,
Die verlorene! Drinnen liegt der Sohn,
Ein Leichnam, geheim.
Nicht mehr verborgen bleibt Zeus' Wetterſtrahl,
Nicht die Gluth mehr, mit Apollon die Verbindung nicht.
O Gottgebeugte! welch ein Jammer ſtürzt auf dich?
Tochter Okeanos',
Eile zum Vater hin!

Faſſe ſein Knie,
Und wende den Todesſtreich von deinem Nacken!

Merops.

O Wehe! Weh!

Chor.

O hört ihr ihn, des greiſen Vaters Trauerton?

Merops.

O weh! mein Kind!

Chor.

Dem Sohne ruft er, der ſein Seufzen nicht vernimmt,
Der ſeiner Augen Thränen nicht mehr ſchauen kann.

Nach dieſen Wehklagen erholt man ſich, bringt den Leichnam aus dem Palaſt und begräbt ihn. Vielleicht daß der Bote dabei auftritt und nacherzählt, was noch zu wiſſen nöthig; wie denn vermuthlich die von Vers 143—149 eingeſchaltete Stelle hierher gehört.

Klymene.

— — — — — — Doch der Liebſte mir
Vermodert ungeſalbt im Erdengrab.

Zum Phaëthon des Euripides.

1823.

Die vom Herrn Profeſſor und Ritter Hermann im Jahre 1821 freundlichſt mitgetheilten Fragmente wirkten, wie alles, was von dieſem edlen Geiſt- und Zeitverwandten jemals zu mir gelangt, auf mein Innerſtes kräftig und entſchieden; ich glaubte hier eine der herrlichſten Productionen des großen Tragikers vor mir zu ſehen, ohne mein Wiſſen und Wollen ſchien das Zerſtückte ſich im innern Sinn zu reſtauriren, und als ich mich wirklich an die Arbeit zu wenden gedachte, waren die Herren Profeſſoren Göttling und Riemer, in Jena und Weimar, behülflich, durch Ueberſetzen und Aufſuchen der noch ſonſt muthmaßlichen Fragmente dieſes unſchätzbaren Werks. Die Vorarbeiten, an die ich mich ſogleich begab, liegen nunmehr vor Augen; leider ward ich von dieſem Unternehmen, wie ſo vielen andern, abgezogen, und ich entſchließe mich daher zu geben, was einmal zu Papier gebracht war.

Die gewagte Reſtauration beſteht alſo aus einer Göttlingſchen Ueberſetzung der von Ritter Hermann mitgetheilten Fragmente, aus den ſonſtigen Bruchſtücken, die der Musgraveſchen Ausgabe, Leipzig 1779, und zwar deren zweitem Theil S. 415, hinzugefügt ſind, und aus eigenen eingeſchalteten und verbindenden Zeilen. Dieſe drei verſchiedenen Elemente ließ ich ohne weitere Andeutung, wie ſolches wohl durch Zeichen hätte geſchehen können, geſammt abdrucken; der einſichtige Gelehrte unterſcheidet ſie ſelbſt, die Freunde der Dichtung hingegen würden nur geſtört; und da die Aufgabe war, etwas Zerſtücktes wenigſtens einigermaaßen als ein Ganzes erſcheinen zu laſſen, ſo fand ich keinen Beruf, mir meine Arbeit ſelbſt zu zerſtücken.

Anfang und Ende ſind glücklicherweiſe erhalten, und noch gebe ich nicht auf, die Mitte, von der wir kaum Winke haben, nach meiner Weiſe herzuſtellen. Indeſſen wiederhole ich die in der Arbeit ſelbſt ſchon angedeuteten Situationen zu nochmaliger Belebung der Einbildungskraft und des Gefühls.

Der Prolog

macht uns bekannt mit Stadt und Land, mit der topographiſchen Lage derſelben im Oſten. Wir hören von einer dem Königshauſe ſich nahenden Hochzeitfeier, und zwar des einzigen Sohnes, auf deſſen Herkunft jedoch einiger Verdacht geworfen wird.

Klymene. Phaëthon.

Dem Jünglinge widerſtrebt's, eine Göttin, wie ſie ihm beſchieden iſt, zu heirathen, weil er nicht untergeordnet ſeyn will; die Mutter entdeckt ihm, daß auch er der Sohn eines Gottes, des Sonnengottes, ſey; der kühne Jüngling will es ſogleich erproben.

Chor der Dienerinnen.

Friſcheſte Morgenfrühe eines heitern Sommertags; Gewerbsbewegung über Land und Meer; leiſe Ahnung irgend eines Unheils; Hausgeſchäftigkeit.

Herold.

Der die Menge bei Seite weiſ't.

Merops und Phaëthon.

Zarteſte Situation, deren Ausführung ſich kaum denken läßt. Der bejahrte Vater kann dem Sohne alles irdiſche Glück an dieſem Tage überliefern, der Sohn hat noch anderes im Sinne; das Intereſſe iſt

verſchieden, ohne ſich gerade zu widerſprechen; der Sohn muß Vorſicht brauchen, daß die Abſicht, während der Feierlichkeiten noch einen abentheuerlichen Verſuch zu machen, nicht verrathen werde.

Chor der Feſtleute

ſammelt und ordnet ſich, wie der Zug vorſchreiten ſoll; dieß gab die ſchönſte Gelegenheit zu theatraliſcher und charakteriſtiſcher Bewegung.

Von hieraus begeben wir uns gern zu dem Raſtorte des Helios.

Helios. Eos.

Die unruhige, ſchlafloſe Göttin treibt den Helios, aufzufahren; er verſagt ſich nicht, ihr die morgendlichen Abentheuer mit ſchönen Hirten und Jägerknaben vorzuwerfen; wir werden erinnert an den erſten Geſang des Chors.

Helios. Phaëthon.

Heftig ſchnelle Verhandlung zwiſchen Vater und Sohn; letzterer bemeiſtert ſich des Wagens und fährt hin.

Wir wenden uns wieder vor den Palaſt des Merops.

Chor der Feſtleute,

mitten in dem Vorſchreiten der Feſtlichkeit. Donnerſchlag aus heiterm Himmel; Bangigkeit.

Klymene. Nächſte Dienerinnen.

Phaëthons Leichnam wird gefunden und verſteckt.

Chor der Vorigen.

Hat ſich vom Schreck erholt und verfolgt die Feierlichkeit.

Merops.

Eben dieſe Functionen fördernd.

Diener.

Brandqualm im Hauſe verkündend.

Nächſte Dienerinnen.

Jammer des Mitwiſſens.

Klymene. Leichnam.

Es geſchieht die Beſtattung.

Ein Bote.

Der Frühhirten einer, Zeuge des Vorgangs, berichtet, was zu wiſſen nöthig.

Möge die Folgezeit noch einiges von dem höchſt Wünſchenswerthen entdecken, und die Lücken authentiſch ausfüllen! Ich wünſche Glück denen, die es erleben, und ihre Augen, auch hierdurch angeregt, nach dem Alterthum wenden, wo ganz allein für die höhere Menſchheit und Menſchlichkeit reine Bildung zu hoffen und zu erwarten iſt.

Wie viel ließe ſich nicht über die Einfalt und Großheit auch dieſes Stückes rühmen und ſagen, da es ohne labyrinthiſche Expoſition uns gleich zum Höchſten und Würdigſten führt, und mit bedeutenden Gegenſätzen auf die naturgemäßeſte Weiſe ergetzt und belehrt.

Euripides' Phaëthon.

(Zu oben S. 344.)

1826.

Wo einmal ein Lebenspunkt aufgegangen iſt, fügt ſich manches Lebendige daran. Dieß bemerken wir bei jener verſuchten Reſtauration des Euripidiſchen Phaëthon, worüber wir uns auf Anregung eines kenntnißreichen Mannes folgendermaaßen vernehmen laſſen, indem wir die Freunde bitten, die fragliche Stelle gefällig vorher nachzuſehen.

Als am Ende des vorletzten Acts, um nach unſerer Theaterſprache zu reden, Phaëthon von ſeinem göttlichen Vater die Führung des Sonnenwagens erbeten und ertrotzt, folgt ihm unſere Einbildungskraft auf ſeiner gefährlichen Bahn, und zwar, wenn wir das Unternehmen recht in's Auge faſſen, mit Furcht und Entſetzen. In des irdiſchen Vaters Hauſe jedoch gehen die Hochzeitsanſtalten immer fort; ſchon hören wir in der Nähe feierliche Hymnen erſchallen, wir erwarten das Auftreten des Chors. Nun erfolgt ein Donnerſchlag; der Sturz des Unglückſeligen aus der Höhe geſchieht außerhalb des Theaters, und in Gefolg oben angeführter Reſtauration wagte man ſchon folgende Vermuthung. Wir denken uns das Phänomen, als wenn mit Donnergepolter ein Meteorſtein bei heiterm Himmel herabſtürzte, in die Erde ſchlüge und ſodann alles wieder vorbei wäre: denn ſobald Klymene den todten Sohn verſteckt hat, ja ſogar inzwiſchen, fährt der Chor in ſeinem Feſtgeſange fort.

Nun finden wir bei Diogenes Laertius, in dem Leben des Anaxagoras, einige hierher gehörige Stellen. Von dieſem Philoſophen wird

gemeldet, er habe behauptet, die Sonne ſey eine durchglühte Metallmaſſe, μύδρος διάπυρος, wahrſcheinlich, wie der aufmerkende und folgernde Philoſoph ſie aus der Eſſe halbgeſchmolzen unter den ſchweren Hämmern geſehen. Bald darauf heißt es, daß er auch den Fall des Steins bei Aigos Potamoi vorausgeſagt, und zwar werde derſelbe aus der Sonne herunterfallen. Daher habe auch Euripides, der ſein Schüler geweſen, die Sonne in der Tragödie Phaëthon einen Goldklumpen genannt, χρυσέαν βῶλον.

Ob uns nun ſchon die Stelle des Tragikers nicht vollſtändig übrig geblieben, ſo können wir doch, indem dieſer Ausdruck ſogleich auf die Erwähnung des gefallenen Steins folgt, ſchließen und behaupten, daß nicht ſowohl von der Sonne, ſondern von dem aus ihr herabſtürzenden brennenden Jüngling die Rede ſey.

Man überzeuge ſich, daß Phaëthon, den Sonnenwagen lenkend, für kurze Zeit als ein anderer Helios, identiſch mit der Sonne, gedacht werden müſſe; daß ferner Zeus in der Tragödie, die unſelige Abirrung unmittelbar merkend, großes Unheil, wie es Ovid und Nonnus ausgemalt, zu verhüten, zugleich aber einen enggehaltenen lakoniſchen Hergang der Tragödie zu begünſtigen, mit dem Blitz alſobald drein geſchlagen. In der Verflechtung eines ſolchen Augenblicks iſt es gleichlautend, ob die Sonne ſelbſt oder, ſich abſondernd von ihr, ein feuriger Metallklumpen oder der wagehalſige Führer als entzündetes Meteor herunterſtürze. Höchſt willkommen muß dem hochgebildeten Dichter dieſes Zweideutige geweſen ſeyn, um ſeine Naturweisheit hier eingreifen zu laſſen. Dieſes Ereigniß war von großem theatraliſchem Effect, und doch nicht abweichend von dem, wie es in der Welt herzugehen pflegt: denn wir würden uns noch heutiges Tags von einem einzelnen Donnerſchlag nicht irre machen laſſen, wenn er ſich bei irgend einer Feier vernehmen ließe.

Daher können wir die Art nicht billigen, wie das Fragment von Markland (Becks Ausgabe des Euripides Thl. II. S. 462) erklärt wird, indem er es für eine Variante von χρυσέᾳ βάλλει φλογί hielt, und darüber von Porſon zu Eurip. Oreſt 971 belobt wurde. Dieß kann durchaus der Fall nicht ſeyn, weil ſich Diogenes ausdrücklich auf den gleichen Ausdruck des Anaxagoras beruft. Vergleichen wir nun dazu Plin. Histor. Nat. II, 58: Celebrant Graeci Anaxagoram — praedixisse, quibus diebus saxum casurum esset de sole. — Quod si

quis praedictum credat, simul fateatur necesse est, majoris miraculi divinitatem Anaxagorae fuisse, solvique rerum naturae intellectum et confundi omnia, si aut ipse sol lapis esse aut unquam lapidem in eo fuisse credatur: decidere tamen crebro non erit dubium.

Aristoteles in dem ersten Buche über Meteorisches, und zwar dessen achtem Capitel, spricht, bei Gelegenheit der Milchstraße und deren Ursprung und Verhältniß, folgendes aus: es hätten einige der Pythagoreer sie den Weg genannt, die Bahn solcher Gestirne, dergleichen bei dem Untergang Phaëthons niedergefallen sey.

Hieraus ergiebt sich denn, daß die Alten das Niedergehen der Meteorsteine durchaus mit dem Sturze Phaëthons in Verknüpfung gedacht haben.

Die Bacchantinnen des Euripides.

1826.

Semele, Tochter des Thebaischen Herrschers Kadmus, in Hoffnung, dem Vielvater Zeus einen Sohn zu bringen, ward verderbt und aufgezehrt durch himmlisches Feuer, der Knabe Bacchus gerettet, im Verborgenen aufgepflegt und erzogen, auch des Olymps und eines göttlichen Daseyns gewürdigt. Auf seinen Erdewanderungen und Zügen in die Geheimnisse des Rheadienstes bald eingeweiht, ergiebt er sich ihnen, und fördert sie aller Orten, ingeheim einschmeichelnde Mysterien, öffentlich einen grellen Dienst unter den Völkerschaften ausbreitend.

Und so ist er im Beginn der Tragödie, von Lydischen enthusiastischen Weibern begleitet, in Theben angelangt, seiner Vaterstadt, will daselbst als Gott anerkannt seyn und Göttliches erregen. Sein Großvater Kadmus lebt noch, uralt; er und der Urgreis Tiresias sind der heiligen Weihe günstig und schließen sich an. Pentheus aber, auch ein Enkel des Kadmus, von Agave, jetzt Oberhaupt von Theben, widersetzt sich den Religionsneuerungen, und will sammt den Thebanern und Thebanerinnen einen göttlichen Ursprung des Bacchus nicht anerkennen. Zwar giebt man zu, er sey ein Sohn der Semele, diese aber eben deßwegen, weil sie sich fälschlich als Geliebte Jupiters angegeben, vom Blitz und Feuerstrahl getroffen worden.

Penthens behandelt nun daher die vom Bacchus als Chor eingeführten Lydiſchen Frauen auf das ſchmählichſte; dieſer aber weiß ſich und die Seinigen zu retten und zu rächen, und dagegen Agaven mit ihren Schweſtern und die andern ungläubigen Thebanerinnen zu verwirren, zu verblenden und, von begeiſterter Wuth angefacht, nach dem ominöſen Gebirg Kithäron, woſelbſt der verwandte Aktäon umgekommen, hinauszutreiben. Dort halten ſie ſich für Jägerinnen, die nicht allein dem friedlichen Hochwild, ſondern auch Löwen und Panthern nachzujagen berufen ſind; Pentheus aber, auf eine abenteuerliche Weiſe gleichfalls verwirrt, von gleichem Wahnſinn getrieben, folgt ihrer Spur, und wird, ſie belauſchend, von ſeiner Mutter und ihren Gefährten entdeckt, aufgejagt als Löwe, erſchlagen und zerriſſen.

Das Haupt, vom Körper getrennt, wird nun als würdige Beute auf einen Thyrſus geſteckt, den Agave ergreift und damit nach Theben triumphirend hereinzieht. Ihrem Vater Kadmus, der eben des Sohnes Glieder, kümmerlich aus den Gebirgsſchluchten geſammelt, hereinbringt, begegnet ſie, rühmt ſich ihrer Thaten, zeigt auf das Löwenhaupt, das ſie zu tragen wähnt, und verlangt in ihrem Uebermuth ein großes Gaſtmahl angeſtellt; der Vater aber jammervoll beginnt:

Kadmus.

O Schmerzen! gränzenloſe, nicht dem Blick zu ſchaun!
Todtſchlag geübt, ein jammervolles Händewerk.
Mag dieß den Göttern hochwillkommnes Opfer ſeyn;
Zum Gaſtmahl aber rufſt du Theben, rufeſt mich.
O weh des Unheils, dir zuerſt und mir ſodann!
So hat der Gott uns, zwar gerecht, doch ohne Maaß,
Obſchon Verwandte, zugeführt dem Untergang.

Agave.

So düſter luſtlos wird das Alter jeglichem
Getrübten Auges. Aber möge doch mein Sohn
Jagdglücklich ſeyn, nach mütterlichem Bürgeſchick,
Wenn er, Thebaiſch-jungem Volke zugeſellt,
Auf Thiere ſtrebt. Mit Göttern aber liebt er ſich
Allein zu meſſen. Vater, warnen wir ihn doch!
Mit grübelhaftem Uebel nie befaſſ' er ſich.

Wo iſt er denn? wer bringt ihn vor mein Auge her?
O ruft ihn, daß er ſchaue mich Glückſelige!

Kadmus.

Weh! weh! Erfahrt ihr jemals, was ihr da gethan,
Schmerz wird euch ſchmerzen, grimmig! bleibt ihr aber ſo
Hinfort in dieſem Zuſtand, welcher euch ergriff,
Wenn auch nicht glücklich, glaubt ihr euch nicht unbeglückt.

Agave.

Was aber iſt Unrechtes hier und Kränkendes?

Kadmus.

So wende mir zuerſt dein Auge ätherwärts!

Agave.

Wohl denn! Warum befiehlſt du mir hinaufzuſchaun?

Kadmus.

Iſt er, wie immer, oder ſiehſt du Aenderung?

Agave.

Viel glänzender, denn ſonſt, und doppelt leuchtet er.

Kadmus.

So iſt ein Aufgeregtes in der Seele dir.

Agave.

Ich weiß nicht, was du ſagen willſt, doch wird es mir
Als ein Beſinnen, anders aber, als es war.

Kadmus.

Vernimmſt mich alſo deutlich und erwiederſt klug?

Agave.

Vergeſſen hab' ich, Vater, was zuvor ich ſprach.

Kadmus.

In welches Haus denn kamſt du, bräutlich eingeführt?

Agave.

Dem Sohn des Drachenzahns ward ich, dem Echion.

Kadmus.

Und welchen Knaben gabſt dem Gatten du daheim?

Agave.

Pentheus entſprang aus unſer beiden Einigkeit.

Kadmus.

Und weſſen Antlitz führſt du auf der Schulter hier?

Agave.

Des Löwen, wie die Jägerinnen mir gereicht.

Kadmus.

So blicke grad' auf! wenig Mühe koſtet es.

Agave.

Ach, was erblick' ich? trage was hier in der Hand?

Kadmus.

Betracht' es nur, und lerne deutlich, was es iſt!

Agave.

Das größte Leiden ſeh' ich Unglückſelige.

Kadmus.

Dem Löwen doch vergleichbar nicht erſcheint dir dieß?

Agave.

Nein, nicht! von Penthens trag' ich jammervoll das Haupt.

Kadmus.

Bejammert lange, früher als du's anerkannt.

Agave.

Wer tödtet' ihn? wie kam er doch in meine Fauſt?

Kadmus.

Unſel'ge Wahrheit, wie erſcheinſt du nicht zur Zeit!

Agave.

Sprich nur, das Herz hat dafür auch noch einen Puls.

Kadmus.

Du, du erſchlugſt ihn, deine Schweſtern würgten mit.

Agave.

Wo aber kam er um? zu Hauſe? draußen? wo?

Kadmus.

Von ſeinen Hunden wo Aktäon ward zerfleiſcht.

Agave.

Wie zum Kithäron aber kam der Unglücksmann?

Kadmus.

Dem Gott zum Trotze, deiner auch, der Schwärmenden.

Agave.

Wir aber dort gelangten an ihn welcher Art?

Kadmus.

Ihr raſtet; raſte Bachiſch doch die ganze Stadt.

TAYLOR INST. OXFORD

Agave.

Dionyſos, er verdarb uns: dieß begreif' ich nun.

Kadmus.

Den ihr verachtet, nicht als Gott ihn anerkannt.

Agave.

Allein der theure Leib des Sohnes, Vater, wo?

Homer noch einmal.

1826.

Es giebt unter den Menſchen gar vielerlei Widerſtreit, welcher aus den verſchiedenen, einander entgegengeſetzten, nicht auszugleichenden Denk- und Sinnesweiſen ſich immer auf's neue entwickelt. Wenn eine Seite nun beſonders hervortritt, ſich der Menge bemächtigt, und in dem Grade triumphirt, daß die entgegengeſetzte ſich in die Enge zurückziehen und für den Augenblick im Stillen verbergen muß, ſo nennt man jenes Uebergewicht den Zeitgeiſt, der denn auch eine Zeit lang ſein Weſen treibt.

In den frühern Jahrhunderten läßt ſich bemerken, daß eine ſolche beſondere Weltanſicht und ihre praktiſchen Folgen ſich ſehr lange erhalten, auch ganze Völker und vieljährige Sitten zu beſtimmen und zu beſtätigen wußte; neuerlich aber ergiebt ſich eine größere Verſatilität dieſer Erſcheinung, und es wird nach und nach möglich, daß zwei Gegenſätze zu gleicher Zeit hervortreten, und ſich einander das Gleichgewicht halten können, und wir achten dieß für die wünſchenswertheſte Erſcheinung.

So haben wir zum Beiſpiel in Beurtheilung alter Schriftſteller uns im Sondern und Trennen kaum auf den höchſten Grad der Meiſterſchaft erhoben, als unmittelbar eine neue Generation auftritt, welche, ſich das Vereinen, das Vermitteln zu einer theuern Pflicht machend, uns, nachdem wir den Homer einige Zeit, und zwar nicht ganz mit Willen, als ein Zuſammengefügtes, aus mehrern Elementen Angereihtes vorgeſtellt haben, abermals freundlich nöthigt, ihn als eine herrliche Einheit, und die unter ſeinem Namen überlieferten Gedichte als einem einzigen höhern Dichterſinne entquollene Gottesgeſchöpfe vorzuſtellen. Und dieß geſchieht denn auch im Zeitgeiſte, nicht verabredet, noch überliefert, ſondern proprio motu, der ſich mehrfältig unter verſchiedenen Himmelsſtrichen hervorthut.

II.

Französische Literatur.

Don Alonzo, ou l'Espagne.

Histoire contemporaine par N. A. de Salvandy. IV Tomes. Paris 1824.

1824.

Ein merkwürdiger hiſtoriſcher Roman! Dieſe Art Schriften ſtanden ſonſt nicht im beſten Ruf, weil ſie gewöhnlich die Geſchichte in Fabel verwandelten, und unſere hiſtoriſche, mühſam erworbene reine Anſchauung durch eine irregeleitete Einbildungskraft zu verwirren pflegten. Neuerer Zeit aber hat man ihnen eine andere Wendung gegeben: man ſucht der Geſchichte nicht ſowohl durch Fictionen als durch die Kraft dichteriſchen Bildens und Darſtellens zu Hülfe zu kommen, und ſie, dadurch erſt recht in's Leben einzuführen. Dieſes iſt nun mehr oder weniger zu erreichen, wenn man wirkliche Hauptfiguren auftreten, ſie, durchaus rein hiſtoriſch porträtirt, ihrem Charakter gemäß handeln läßt, die Geſtalten der Umgebung ſodann nicht ſowohl erfindet als zeitgemäß zu bilden verſteht, ſo daß die ſittlichen Eigenſchaften und Eigenheiten der gewählten Epochen durch Individuen ſymboliſirt, dieſe aber durch allen Verlauf und Wechſel ſo durchgehalten werden, daß eine große lebendige Maſſe von Wirklichkeiten ſich zu einem glaubwürdigen, überredenden Ganzen vereinigt und abrundet.

Walter Scott gilt als Meiſter in dieſem Fache; er benutzte den Vortheil, bedeutende, aber wenig bekannte Gegenden, halbverſchollene Begebenheiten, Sonderbarkeiten in Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten kunſtreich aufzuſtellen und ſo ſeinen kleinen halbwahren Welten Intereſſe und Beifall zu verſchaffen.

Der nun auftretende Gallier iſt ſchon kühner; er webt und wirkt in den neueſten Zeiten. Wenn er alſo namhafte Perſonen porträtirt, ſo

kann ihm die Tagesgeſchichte gleich nachkommen, und was die erfundenen betrifft, ſo laſſen ſich dieſe auch an der Gegenwart prüfen: denn wie unſere Zeitgenoſſen überall denken und handeln, davon haben wir Empfindung und auch wohl Begriff.

Ein ſo großes Werk wie Alonzo ſeinem Gange nach zu entwickeln, wäre eine ſehr ſchwierige Arbeit, die unſeres Amtes nicht iſt; früher oder ſpäter, im Original oder Ueberſetzung, wird das Werk allgemein geleſen werden. Wie reich ſein Inhalt ſeyn müſſe, ergiebt ſich aus folgendem Verzeichniß der von vorn herein handelnden Perſonen, das um ſo nöthiger iſt, als im gedrängten Gange des Werks dieſe Geſtalten öfters wiederkommen und ſich dermaaßen kreuzen, daß nur ein aufmerkſames wiederholtes Leſen uns eine deutliche Vorſtellung von den wechſelſeitigen Einwirkungen verſchaffen kann. Daher wird jeder Leſer gern, wie der Zuſchauer eines perſonenreichen Schauſpiels, dieſen Anmeldezettel öfters zu Rathe ziehen.

Alonzo.

Hiſtoriſcher Roman.

Perſonen der einleitenden Erzählung.

Der Autor, Franzoſe, Reiſender, tritt 1820 an der Weſtſeite über die Spaniſche Gränze.

Don Geronimo, Alcade von Urbar, zugleich Wirth einer geringen Herberge.

Donna Uraca, deſſen Gattin.

Don Juan de Dios, älterer Sohn, Studirender.

Francisco de Paula, jüngerer Sohn, zum geiſtlichen Stande beſtimmt; einſtweilen Hausknecht.

Pajita, auch Francisca, nettes Mädchen, Nichte.

Pater Procurator, ein Dominicaner.

Antonio, Betturin, Liebhaber der Pajita.

Unbekannter, geheimnißvoll.

Intendant eingezogener Güter.

Conſtitutioneller General, Bruder von Donna Uraca, Vater von Paſita.

Madame Hiriart, Wirthin zu Ainhoa.

Perſonen des Manuſcripts von Ainhoa, welches mit dem Tode Carls III. (1788) beginnt.

Don Louis, entlaſſener Officier.

Donna Leonora, deſſen Gemahlin.

Alonzo.

Maria de las Angustias, nachher vermählte Marchiſe von C. Pablo. } Kinder

Fray Iſidoro, Inquiſidor von Mexico.

*

Carl IV., König von Spanien.

Maria Louiſe, Königin von Spanien.

Prinz von Aſturien, Sohn und Thronfolger.

Godoy, Herzog von Alcudia, Friedensfürſt, Günſtling, Beherrſcher des Reichs.

*

Enriquez, ſonſt berühmt im Stiergefechte, jetzt Invalide.

Antonio, Betturin, Graciöſo. Siehe oben in der Einleitung.

Fray Aparicio, junger Pfaffe, deſſen Bruder.

Commiſſarius zu Salamanca, Hauswirth des ſtudirenden Alonzo.

Donna Engrazia, Hauswirthin.

Don Mariano, ihr Enkel, Baccalaureus.

Mariana, Dienſtmagd.

*

Sir Georges Wellesley, Engländer von Einfluß.

*

Don Juan, Herzog von L., vormals als Baron von R. Gouverneur von Havanna.

Don Carlos, ſein älteſter Sohn, Gardeofficier, Ritter der Puerta del Sol.

Don Jayme T., vornehmer Wüſtling, Bruder des Don Carlos.

Der Graf von D.

Donna Matea, ſeine Gemahlin.

Aldonza, ihre Tochter.

Domingo, ihr Vater, reicher Kaufmann von Cadix.

Ines, ihre Kammerfrau.

Margarita, ihr Kammermädchen.

Don Oſorio, Marquis von C., Schwager des Herzogs von L.

Der Graf von X., Günſtling des Günſtlings Godoy.

Sor Maria de los Dolores, Aebtiſſin, Wittwe des Bruders vom Marquis von C.

Conducteur eines Fuhrwerks.

Hidalgo de Xativa, von Valencia gebürtig. In Erinnerung alter Zeiten für Oeſterreich gegen die Bourbons geſinnt.

Don Lope, geheimnißvoller Officier, des Prinzen von Aſturien Jugendgenoſſe, eingeengt mit ihm, nun durch eine reichliche Stelle in America belohnt.

Der Prälat Iſidoro. Siehe oben.

Hiermit wären wir noch nicht einmal bis zu Ende des erſten Theils gelangt; indeſſen ſind die Hauptperſonen doch ſchon eingeleitet. Wir verlaſſen unſern Helden in dem Augenblicke, da er nach America in eine ehrenvolle Verbannung geſendet wird. Auf dieſem Schauplatz der neuen Welt treten neue Perſonen auf, mit denen ſich der Theilnehmer ſchon leichter bekannt machen wird. Kehrt er nach Europa zurück, ſo findet er ſich in bekannter Umgebung.

Zu eigener Aushülfe übernahmen wir die Bemühung, vorſtehendes Verzeichniß auszuziehen, und die Schwierigkeiten, auf die man beim Leſen des Werks geräth, überwindlicher zu machen; ſie beſtehen aber darin, daß vier Perſonen, was ihnen begegnet iſt, erzählen: der Reiſende, der Verfaſſer des Manuſcripts von Ainhoa, ein Einſiedler und ein ritterlicher Soldat. Alle ſprechen in der erſten Perſon, wodurch denn der Verfaſſer freilich den großen Vortheil hat, ſie als gegenwärtig bei allen Ereigniſſen auftreten zu laſſen; wie wir denn vom Tode Carl III. (1788) an bis auf den nächſtheutigen Tag durch Augenzeugen von den merkwürdigen Fortſchritten der großen Verwirrung eines Reichs belehrt werden.

Dieſe Erzählungen werden uns aber nicht etwa hinter einander,

ſondern über einander geſchoben vorgelegt, worein wir uns denn zu finden und uns deſto aufmerkſamer beim Leſen zu benehmen haben.

Hat man ſich nun in das Geſchichtliche gefunden, ſo muß man den Vortrag des Verfaſſers bewundern, und zugleich ſeine freie Ueberſicht über die laufenden Welthändel mit Beifall begrüßen. Wir ſehen, wie er als Dichter und Redner einen jeden für ſeine Partei und wider die Gegner ausführlich, klar und kräftig reden läßt, und mithin die Darſtellung der wild-widerſprechenden Geiſter, woraus denn die vielleicht nicht zu ſchlichtende Verwirrung entſpringt, zuletzt redlich vollendet. So wird zum Beiſpiel anfangs von jedermann auf Napoleon geſcholten und das Allerſchlimmſte über ihn ausgeſprochen: wie er aber perſönlich auftritt, ein Gefecht einleitet und durchführt, erſcheint er als Fürſt und Heerführer zum günſtigſten.

Daß bei dem Hervortreten eines ſolchen Werkes die Franzöſiſchen Journale nicht ſchweigen konnten, läßt ſich denken; der Conſtitutionel rühmt es unbedingt, das Journal des Débats ergreift eine der mißwollenden Kritik nicht fremde Manier, den Autor herabzuwürdigen: denn es fordert von dem, der eine ſolche Arbeit unternehmen wollte, unverträgliche, unmögliche Eigenſchaften, verſichert, das Werk ſey ſchlecht, weil es dieſe Bedingungen nicht erfülle; im einzelnen ſey es lobenswürdig, das Ganze aber müſſe caſſirt und umgeſchrieben werden.

Nachdem aber nun der Recenſent eine ganze Strecke vorwärts geſchritten, ſo wird er zuletzt wie Bileam ſeinen Fluch mit Segnungen abzuſchließen vom guten Geiſte genöthigt; wir theilen die merkwürdige Stelle und zwar im Grundtexte mit, da, wie uns ein Verſuch belehrt hat, die ſorgfältigſte Ueberſetzung ſich nicht der Klarheit und Entſchiedenheit des Originals bemächtigen könnte.

Ce livre porte beaucoup à réfléchir. Je n'en connais pas qui offre une peinture plus vraie des moeurs de l'Espagne, qui donne une idée plus complète de l'état de ce pays, et des causes qui l'ont tenu, peut-être sans espoir de retour, loin du mouvement de la civilisation de l'Europe. M. de Salvandy doit beaucoup à ses propres observations; il est facile aussi de voir qu'il a obtenu des renseignemens précieux sur quelques parties des grands débats qui ont eu lieu dans la Péninsule: il en a fait usage avec discernement. S'il montre l'excès des forces de la jeunesse dans la

complication de son sujet, dans la pompe de son style, il laisse percer un esprit mûri de bonne heure par les grandes questions qui agitent l'ordre social; et propre par conséquent à les développer et à les juger.

Ein ſolches Zeugniß, daß der Parteiſchriftſteller einem von der Gegenſeite zu ertheilen genöthigt iſt, finden wir freilich aller Ehren werth und acceptiren es auf's höflichſte; doch ſagen wir zugleich: ſo ſchön und bedeutend auch die zugeſtandenen Eigenſchaften ſind, ſo hat der Mann doch das Beſte vergeſſen, denjenigen Vorzug, worauf die übrigen alle beruhen. Er überſieht nämlich

die Pietät

die man freilich nicht in den Handlungen der aufgeführten Perſonen, vielmehr in dem Sinne des Ganzen, in dem Gemüth und Geiſte des Verfaſſers zu ſuchen hat.

Pietät, ein im Deutſchen bis jetzt jungfräulich keuſches Wort, da es unſere Reiniger abgelehnt, und als ein fremdes glücklicherweiſe bei Seite gebracht haben. Pietas gravissimum et sanctissimum nomen, ſagt ein edler Vorfahr, und geſteht ihr zu, ſie ſey fundamentum omnium virtutum. Hierüber uns dießmal herauszulaſſen, verbeut uns Tag und Platz; deßhalb ſagen wir kürzlich nur ſo viel.

Wenn gewiſſe Erſcheinungen an der menſchlichen Natur, betrachtet von Seiten der Sittlichkeit, uns nöthigen, ihr eine Art von radicalem Böſen, eine Erbſünde zuzuſchreiben, ſo fordern andere Manifeſtationen derſelben, ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborene Güte, Rechtlichkeit und beſonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugeſtehen. Dieſen Quellpunkt, wenn er, im Menſchen cultivirt, zur Thätigkeit in's Leben, zur Oeffentlichkeit gelangt, nennen wir Pietät, wie die Alten.

Mächtig zeigt ſie ſich von Eltern zu Kindern, ſchwächer von Kindern zu Eltern; ſie verbreitet ihre ſegensvolle Einwirkung von Geſchwiſtern über Bluts-, Stammes- und Landesverwandte, erweiſt ſich wirkſam gegen Fürſten, Wohlthäter, Lehrer, Gönner, Freunde, Schützlinge, Diener, Knechte, Thiere, und ſomit gegen Grund und Boden, Land und Stadt; ſie umfaßt alles, und indem ihr die Welt gehört, wendet ſie ihr Letztes, Beſtes dem Himmel zu; ſie allein hält der Egoiſterei das Gegengewicht. ſie würde, wenn ſie durch ein Wunder augenblicklich in allen Menſchen

hervorträte, die Erde von allen den Uebeln heilen, an denen ſie gegenwärtig und vielleicht unheilbar krank liegt. Schon ſagten wir zu viel und würden bei der größten Ausführlichkeit immer nur zu wenig ſagen; deßwegen zeuge der Verfaſſer mit kurzen Worten für ſich ſelbſt:

La jeunesse a besoin de respecter quelque chose. Ce sentiment est le principe de toutes les actions vertueuses, il est le foyer d'une émulation sainte qui aggrandit l'existence et qui l'élève. Quiconque entre dans la vie sans payer un tribut de vénération, la traversera toute entière sans en avoir reçu.

Und wäre nicht dieſe heilige Gnade Gottes und der Natur in unſerm Freunde durchdringend lebendig, wie ſollte er als Jüngling zu dem höchſten Reſultate der Lebensweisheit gelangt ſeyn, das wir mit Bewunderung im Laufe des Werkes gewahr wurden und mit Erſtaunen an einer einzelnen Stelle klar ausgeſprochen fanden? Möge ſie vielen deutlich werden und manches beunruhigte Gemüth mit ſeinem Zuſtande verſöhnen!

Je crois qu'en effet le premier devoir de ce monde est de mesurer la carrière que le hasard nous a fixée, d'y borner nos voeux, de chercher la plus grande, la plus sûre des jouissances dans le charme des difficultés vaincues et des chagrins domptés — peut-être la dignité, le succès, le bonheur intime lui-même ne sont-ils qu'à ce prix. Mais pour arriver à cette résignation vertueuse, il faut de la force, une force immense.

Oeuvres dramatiques de Goethe,

traduites de l'Allemand: précédées d'une notice biographique et littéraire.

Volumes. 8.

1826.

In dem Augenblick, da der deutſchen Nation die Frage vorgelegt wird, in wiefern ſie eine Sammlung von Goethes vieljährigen literariſchen Arbeiten günſtig aufnehmen wolle, muß es angenehm ſeyn zu erfahren, wie ſich ſeine Bemühungen einer Nachbarnation darſtellen, welche von jeher nur im allgemeinen an deutſchem Beſtreben Theil genommen, weniges davon gekannt, das Wenigſte gebilligt hat.

Nun dürfen wir nicht leugnen, daß wir Deutſchen gerade wegen dieſes eigenſinnigen Ablehnens auch gegen ſie eine entſchiedene Abneigung empfunden, daß wir uns um ihr Urtheil wenig bekümmert und ſie gegenſeitig nicht zum günſtigſten beurtheilt haben. Merkwürdig jedoch mußte es uns in der neueſten Zeit werden, wenn dasjenige, was wir an uns ſelbſt ſchätzen, auch von ihnen anfing geſchätzt zu werden, und zwar nicht, wie bisher, von einzelnen beſonders gewogenen Perſonen, ſondern in einem ſich immer weiter ausbreitenden Kreiſe.

Woher dieſe Wirkung ſich ſchreibe, verdient gelegentlich eine beſondere nähere Unterſuchung und Betrachtung. Hier werde nur der bedeutende Umſtand hervorgehoben, daß Franzoſen ſich entſchieden überzeugten, bei dem Deutſchen walte ein redlicher Ernſt ob, er gehe bei ſeinen Productionen mit dem beſten Willen zu Werke; eine tüchtige und zugleich ausdauernde Energie könne man ihm nicht ableugnen; und nun mußte freilich aus einer ſolchen Ueberſicht unmittelbar der reine richtige Begriff entſpringen, daß man eine jede Nation, ſodann aber auch die bedeutenden Arbeiten eines jeden Individuums derſelben aus und an ihnen ſelbſt zu erkennen, auch, was noch mehr iſt, nach ihnen ſelbſt zu beurtheilen habe. Und ſo darf uns denn in weltbürgerlichem Sinne wohl freuen, daß ein durch ſo viel Prüfungs- und Läuterungsepochen durchgegangenes Volk ſich nach friſchen Quellen umſieht, um ſich zu erquicken, zu ſtärken, herzuſtellen, und ſich deßhalb mehr als jemals nach außen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, ſondern zu einem lebendigen, ſelbſt noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke hinwendet.

Aber nicht allein auf den Deutſchen richten ſie ihre Aufmerkſamkeit, ſondern auch auf den Engländer, den Italiäner; und wenn ſie Schillers Cabale und Liebe in drei Nach- und Umbildungen gleichzeitig auf drei Theatern günſtig aufnehmen, wenn ſie Muſäus' Mährchen überſetzen, ſo ſind Lord Byron, Walter Scott und Cooper bei ihnen gleichfalls einheimiſch, und ſie wiſſen die Verdienſte Manzonis nach Gebühr zu würdigen.

Ja wenn man genau auf den Gang, den ſie nehmen, Acht giebt, ſo möchte die Zeit herannahen, wo ſie uns Deutſche an gründlich freiſinniger Kritik zu übertreffen auf den Weg gelangen. Möge ſich dieß ein jeder, den es angeht, geſagt ſeyn laſſen. Wir wenigſtens beobachten genau, was ſie auf ihrem hohen, nicht längſt erreichten Standpunkte Günſtiges oder Ungünſtiges über uns und andere Nachbarnationen

aussprechen. Dieß sey hinreichend, um eine Recension der obengenannten Uebersetzung anzukündigen, die wir in abkürzendem Auszug hiermit einführen wollen. Zu lesen ist sie Globe 1826. No. 55 — 64.

Der Referent fängt damit an, daß er die frühern und spätern Wirkungen Werthers in Frankreich charakteristisch bezeichnet, sodann aber die Ursachen bemerkt und ausspricht, warum seit so vielen Jahren von meinen übrigen Arbeiten nur wenige Kenntniß dorthin gekommen.

„An der Langsamkeit, mit welcher Goethes Ruf sich bei uns verbreitete, ist größtentheils die vorzüglichste Eigenschaft seines Geistes schuld, die Originalität. Alles, was höchst original ist, d. h. stark gestempelt von dem Charakter eines besondern Mannes oder einer Nation, davon wird man schwerlich sogleich Geschmack finden, und die Originalität ist das vorspringende Verdienst dieses Dichters; ja man kann sagen, daß in seiner Unabhängigkeit er diese Eigenschaft, ohne die es kein Genie giebt, bis zum Uebermaaß treibe. Sodann bedarf es immer einer gewissen Anstrengung, um uns aus unsern Gewohnheiten herauszufinden, und das Schöne zu genießen, wenn es unter neuer Gestalt vor uns tritt. Aber bei Goethe ist es nicht mit einem Anlauf gethan, man muß es für ein jedes seiner Werke erneuern; denn alle sind in einem verschiedenen Geist verfaßt. Wenn man von einem zum andern geht, so tritt man jedesmal in eine neue Welt ein. Solch eine fruchtbare Mannichfaltigkeit kann freilich faule Imaginationen erschrecken, ausschließenden Lehrweisen ein Aergerniß geben; aber diese Mannichfaltigkeit des Talents ist ein Zauber für Geister, die sich genug erhoben, um es zu begreifen, kräftig genug sind, ihm zu folgen.

„Es giebt Menschen, deren stark ausgesprochener Charakter uns anfangs in Erstaunen setzt, ja abstößt; hat man sich aber ihrer Art und Weise befreundet, so schließt man ihnen sich an, gerade um der Eigenschaften willen, die uns erst entfernten. So sind die Werke unseres Dichters; sie gewinnen, wenn man sie kennt, und um sie zu kennen, muß man sich die Mühe geben, sie zu studiren; denn oft verbirgt die Seltsamkeit der Form den tiefen Sinn der Idee. Genug, alle andern Dichter haben einen einförmigen Gang, leicht zu erkennen und zu befolgen: aber er ist immer so unterschieden von den andern und von sich selbst; man erräth oft so wenig, wo er hinaus will, er verrückt vergestalt den gewöhnlichen Gang der Kritik, ja sogar der Bewunderung, daß man, um ihn

ganz zu genießen, eben so wenig literarische Vorurtheile haben muß als er selbst; und vielleicht fände man eben so schwer einen Leser, der davon völlig frei wäre als einen Poeten, der, wie er, sie alle unter die Füße getreten hätte.

„Man darf sich also nicht verwundern, daß er noch nicht populär in Frankreich ist, wo man die Mühe fürchtet und das Studium, wo jeder sich beeilt, über das zu spotten, was er nicht begreift, aus Furcht, ein anderer möge vor ihm darüber spotten, in einem Publicum, wo man nur bewundert, wenn man nicht mehr ausweichen kann. Aber endlich fällt es uns doch einmal gelegentlich ein, daß es leichter ist, ein Werk zu verdammen, weil es nicht für uns gemacht war, als einzusehen, warum es andere schön finden. Man begreift, daß vielleicht mehr Geist nöthig ist, um den Werth einer fremden Literatur zu schätzen, als zu bemerken, daß sie fremd ist, und das für Fehler zu halten, was sie von der unsrigen unterscheidet. Man sieht ein, daß man sich selbst verkürzt, wenn man neue Genüsse der Einbildungskraft verschmäht, um des traurigen Vergnügens der Mittelmäßigkeit willen, der Unfähigkeit, zu genießen, der Eitelkeit, nicht zu verstehen, des Stolzes, nicht genießen zu wollen.

„Als Goethe seine Laufbahn antrat, war die Literatur in Deutschland in einem Zustande, wie ungefähr jetzt in Frankreich. Man war müde dessen, was man hatte, und wußte nicht, was an dessen Stelle zu setzen wäre; man ahmte wechselsweise die Franzosen, die Engländer, die Alten nach; man machte Theorien auf Theorien, in Erwartung von Meisterstücken. Die Verfasser dieser Lehrgebäude rühmten die künftigen Resultate ihrer Sätze, und bestritten die Hoffnungen entgegenstehender Doctrinen, mit einer Lebhaftigkeit, welche an den Zorn der beiden Brüder in Tausend und Einer Nacht erinnert, die sich eines Tags im Gespräch über ihre Kinder verfeindeten, die noch geboren werden sollten.

„Goethe, welchen dieser Streit der Meinungen einen Augenblick von der Poesie abgewendet hatte, ward bald durch einen herrischen Beruf wieder zurückgeführt; und sogleich beschloß er, den Stoff seiner Productionen in sich selbst zu suchen, in dem, was ihm Gefühl oder Nachdenken darreichte; er wollte nichts malen, als was er gesehen oder gefühlt hatte, und so fing für ihn die Gewöhnung an, woran er sein ganzes Leben hielt, als Bild oder Drama dasjenige zu realisiren, was ihn erfreut,

geſchmerzt, beſchäftigt hatte. Und ſo gedachte er ſeiner Art, die äußern Gegenſtände zu betrachten, eine Beſtimmtheit zu geben, und ſeine innerlichen Bewegungen zu beſchwichtigen. Dieſes bezeugt er uns ſelbſt, und ſein ganzes literariſches Leben iſt in jenen merkwürdigen Zeilen zuſammengefaßt. Lieſt man ihn, ſo muß man von dem Gedanken ausgehen, daß ein jedes ſeiner Werke auf einen gewiſſen Zuſtand ſeiner Seele oder ſeines Geiſtes Bezug habe; man muß darin die Geſchichte der Gefühle ſuchen, wie der Ereigniſſe, die ſein Daſeyn ausfüllten. Alſo betrachtet, geben ſie ein doppeltes Intereſſe, und dasjenige, was man für den Dichter empfindet, iſt nicht das geringſte. Und wirklich, was ſollte man intereſſanter finden, als einen Menſchen zu ſehen, begabt mit reiner Empfindungsfähigkeit, einer mächtigen Einbildungskraft, einem tiefen Nachdenken, der ſich mit voller Freiheit dieſer hohen Eigenſchaften bedient, unabhängig von allen Formen, durch das Uebergewicht ſeines Geiſtes die eine nach der andern brauchend, um ihnen den Stempel ſeiner Seele aufzuprägen! Welch ein Schauſpiel, einen kühnen Geiſt zu ſehen, nur auf ſich ſelbſt geſtützt, nur ſeinen eigenen Eingebungen gehorchend! Giebt es wohl etwas Belehrenderes, als ſein Beſtreben, ſeine Fortſchritte, ſeine Verirrungen? Aus dieſem Geſichtspunkt verdient unſer Dichter betrachtet zu werden, und ſo werden wir ihn in dieſen Blättern beſchauen, bedauernd, daß ihr Zweck unſere Studien über ihn nur auf ſeine Theaterſtücke beſchränkt hat, und daß die Gränzen eines Journals uns nöthigen, ſein Leben nur oberflächlich zu ſkizziren."

Hier betrachtet nun der wohlwollende Recenſent das körperliche und ſittliche Mißgeſchick und die daraus entſtandene Hypochondrie eines jungen Mannes, die ſich hart und niedrig in den Mitſchuldigen, edler und freier im Werther, tiefer aber, bedeutender und weitausgreifender im Fauſt manifeſtirt.

„Die Unbilden, welche der erſten Liebe des Dichters folgten, hatten ihn in düſtere Niedergeſchlagenheit geworfen, welche noch durch eine epidemiſche Melancholie vermehrt ward, damals unter der deutſchen Jugend durch Verbreitung Shakſpeares veranlaßt. Eine ſchwere Krankheit trat noch zu dieſer verdrießlichen Sinnesart hinzu, woraus ſie vielleicht entſtanden war. Der Jüngling verbrachte mehrere Jahre in ſolchen Leiden, wie die erſten Fehlrechnungen des Lebens, die Schwankungen einer Seele, die ſich ſelbſt ſucht, gar oft einer glühenden Einbildungskraft zu fühlen

geben, ehe ſie für ihre Thätigkeit den Zweck gefunden hat, der ihr gemäß iſt. Bald aufgeregt, bald entmuthigt, vom Myſticismus ſich zum Zweifel wendend, wandelbar in ſeinen Studien, ſeine Neigungen ſelbſt zerſtörend, gereizt durch die Geſellſchaft, erdrückt durch die Einſamkeit, weder Energie fühlend, zu leben, noch zu ſterben: ſo war er in eine ſchwarze Traurigkeit gefallen, einen ſchmerzlichen Zuſtand, aus dem er ſich erſt durch die Darſtellung des Werther befreite, und der ihm den erſten Gedanken an Fauſt eingab.

„Aber indeſſen das wirkliche Leben, wie es die gegenwärtige Societät beſtimmt und geordnet hat, ihn durch ſein ganzes Gewicht erdrückte, freute ſich ſeine Einbildungskraft, in jene Zeiten freier Thätigkeit zu flüchten, wo der Zweck des Daſeyns klar vorlag, das Leben ſtark und einfach. Es ſchien dem melancholiſchen entmuthigten Jüngling, daß er bequemer unter dem Harniſch des Kriegsmannes gelebt hätte, beſſer in der feſten Burg des Ritters; er träumte ſich das alte Deutſchland mit ſeinen eiſernen Männern und rohen, freiſinnigen, abentheuerlichen Sitten. Der Anblick Gothiſcher Gebäude, beſonders des Doms zu Straßburg, belebte nun völlig für ihn jenes Zeitalter, das er vermißte. Die Geſchichte, welche der Herr von Berlichingen mit eigener Hand ſchrieb, bot ihm das Muſter, das er ſuchte, und gewährte ihm den Grund ſeiner Dichtung. Und ſo entſtand in ſeinem Kopfe das Werk, das Deutſchland mit Entzücken aufnahm, und für ein Familienbild erkannte.

„Götz von Berlichingen iſt ein Gemälde, oder vielmehr eine weitgreifende Skizze des ſechzehnten Jahrhunderts: denn der Dichter, welcher erſt die Abſicht hatte, es auszubilden und in Verſe zu bringen, entſchied ſich, ſolches in dem Zuſtand, wie wir es beſitzen, herauszugeben. Aber jeder Zug iſt ſo richtig und feſt, alles iſt mit ſo großer Sicherheit und Kühnheit angedeutet, daß man glaubt, einen der Entwürfe des Michel Angelo zu ſehen, wo einige Meißelhiebe dem Künſtler zureichten, um ſeinen ganzen Gedanken auszudrücken. Denn wer genau hinſehen will, findet, daß im Götz kein Wort ſey, das nicht treffe; alles geht auf die Hauptwirkung los, alles trägt dazu bei, die große Geſtalt des abſterbenden Mittelalters zu zeigen. Denn man kann ſagen, das Mittelalter ſey eigentlich der Held dieſes wunderlichen Dramas; man ſieht es leben und handeln, und dafür intereſſirt man ſich. Das Mittelalter athmet ganz und gar in dieſem Götz mit der eiſernen Hand: hier

iſt die Kraft, die Rechtlichkeit, die Unabhängigkeit dieſer Epoche; ſie ſpricht durch den Mund dieſes Individuums, vertheidigt ſich durch ſeinen Arm, unterliegt und ſtirbt mit ihm."

Nachdem der Recenſent den Clavigo beſeitigt, und mit möglichſter Artigkeit das Schlimmſte von Stella geſagt hat, gelangt er zu der Epoche, wo der Dichter, in die Welt, in's Geſchäft eintretend, eine Zeit lang von aller Production abgehalten, in einem gewiſſen mittlern Uebergangszuſtand verweilt, im geſelligen Umgang die düſtere Rauheit ſeiner Jugend verliert, und ſich unbewußt zu einer zweiten Darſtellungsweiſe vorbereitet, welche der wohlwollende Referent mit eben ſo viel Ausführlichkeit als Geneigtheit behandelt.

„Eine Reiſe nach Italien konnte kein gleichgültiges Ereigniß in dem Leben des Dichters bleiben. Aus einer Atmoſphäre, die ſchwer und trüb gewiſſermaaßen auf ihm laſtete, wie ſie einen kleinen deutſchen Cirkel umwölken mag, unter den glücklichen Himmel von Rom, Neapel, Palermo verſetzt, empfand er die ganze poetiſche Energie ſeiner erſten Jahre. Den Stürmen entronnen, die ſeine Seele verwirrten, entwichen dem Kreis, der ſie zu verengen ſtrebte, fühlte er ſich zum erſtenmal im Beſitz aller ſeiner Kräfte, und hatte ſeitdem an Ausdehnung und Heiterkeit nichts mehr zu gewinnen. Von dem Augenblick an iſt er nicht bloß entwerfend, und wollte man auch ſeine Conceptionen nicht alle in gleichem Grade glücklich nennen, ſo wird doch die Ausführung, wonach man vielleicht in der Poeſie wie in der Malerei den Künſtler am ſicherſten mißt, ſtets für vollkommen zu halten ſeyn.

„Nach dem Bekenntniß aller Deutſchen findet ſich dieſes Verdienſt im höchſten Grade in zwei Stücken, welche ſich unmittelbar auf dieſe Epoche ſeiner Laufbahn beziehen, in Taſſo nämlich und Iphigenien. Dieſe beiden Stücke ſind das Reſultat einer Vereinigung des Gefühls der äußern Schönheit, wie man ſie in der mittägigen Natur und den Denkmalen des Alterthums findet, von einer Seite, und von der andern des Zarteſten und Allerfeinſten, was in dem Geiſte des deutſchen Dichters ſich entwickeln mochte. So wird im Taſſo ein geiſtreicher Dialog angewendet, in Schattirungen, wie Plato und Euripides pflegen eine Reihe von Ideen und Gefühlen auszudrücken, die vielleicht unſerm Dichter allein angehören. Die Charaktere der Perſonen, ihre ideelle Beziehung, der Typus, den eine jede darſtellt, man fühlt, daß er dieß nicht allein

in der Geſchichte von Ferrara gefunden hat; man erkennt die Erinnerungen, die er von Hauſe mitbrachte, um ſie in den poetiſchen Zeiten des Mittelalters und unter dem ſanften Himmel von Italien zu verſchönern. Mir ſcheint die Rolle des Taſſo gänzlich beſtimmt zu einer bewundernswürdigen Nachbildung der Verwirrungen einer Einbildungskraft, die, ſich ſelbſt zum Raube gegeben, an einem Worte ſich entflammt, entmuthigt, verzweifelt, an einer Erinnerung feſthält, ſich für einen Traum entzückt, eine Begebenheit aus jeder Aufregung macht, eine Marter aus jeder Unruhe; genug, welche leidet, genießt, lebt in einer fremden, unwirklichen Welt, die aber auch ihre Stürme hat, ihre Freuden und Traurigkeiten. Eben ſo zeigt ſich Jean Jacques in ſeinen Reverien, und ſo hatte der Dichter ſich lange gefunden, und mir ſcheint, er ſelbſt ſpricht aus dem Munde des Taſſo, und durch dieſe harmoniſche Poeſie hört man den Werther durch.

„Iphigenie iſt die Schweſter des Taſſo; dieſe beiden haben eine Familienähnlichkeit, die ſich leicht erklärt, wenn man weiß, daß ſie beide zu gleicher Zeit geſchrieben ſind, und zwar unter dem Einfluß des Italiäniſchen Himmels. Da er aber in Iphigenien, ſtatt der Stürme eines kleinen Hofes, die majeſtätiſchen Erinnerungen der Familie des Tantalus zu ſchildern hatte und, anſtatt der Qualen des Wahnſinns der Einbildungskraft, das Schickſal und die Furien, hat er ſich zu einer größern poetiſchen Höhe erhoben. In dieſem Werk, welches die Deutſchen und der Autor ſelbſt für das vollendetſte ſeiner dramatiſchen Compoſitionen halten, verhüllen ſich ohne Widerrede die Gefühle einer völlig Chriſtlichen Zartheit und einer ganz modernen Fortbildung unter Formen, dem Alterthum entnommen; aber es wäre unmöglich, dieſe verſchiedenen Elemente harmoniſcher zu verbinden. Es ſind nicht nur die äußern Formen der Griechiſchen Tragödie, mit Kunſt nachgeahmt; der Geiſt der antiken Bildkunſt, in durchaus gleichem Leben, beſeelt und begleitet mit ruhiger Schönheit die Vorſtellungen des Dichters. Dieſe Conceptionen gehören ihm und nicht dem Sophokles, das bekenne ich; aber ich könnte ihn nicht ernſthaft darüber tadeln, daß er ſich treu geblieben. Und was haben denn Fenelon und Racine gethan? Wohl iſt der Charakter des Alterthums ihren Werken genugſam eingedrückt; aber hat auch der eine dort die Eiferſucht der Phädra gefunden, der andere die evangeliſche Moral, welche durch den ganzen Telemach durchgeht? Unſer Dichter

nun hat wie ſie gehandelt: es war keineswegs in ſeiner Art, ſich völlig in der Nachahmung eines Modells zu vergeſſen; er hat von der antiken Muſe ſich eindringliche Accente zugeeignet, aber um den Grundſinn ſeiner Geſänge ihm einzuflößen, waren zwei lebendige Muſen unentbehrlich: ſeine Seele und ſeine Zeit.

„Egmont ſcheint mir der Gipfel der theatraliſchen Laufbahn unſeres Dichters; es iſt nicht mehr das hiſtoriſche Drama wie Götz, es iſt nicht mehr die antike Tragödie wie Iphigenie: es iſt die wahrhaft neuere Tragödie, ein Gemälde der Lebensſcenen, das mit der Wahrheit des erſtern das einfach Grandioſe der zweiten verbindet. In dieſem Werke, geſchrieben in der Kraft der Jahre und der Fülle des Talents, hat er vielleicht mehr als irgendwo das Ideal des menſchlichen Lebens dargeſtellt, wie ihm ſolches aufzufaſſen gefallen hat. Egmont, glücklich, heiter, verliebt ohne entſchiedene Leidenſchaft, der Süßigkeit des Daſeyns edel genießend, mit Lebensluſt dem Tode entgegengehend: dieß iſt Egmont, der Held des Dichters.

„Nun giebt es aber ein Werk unſeres Dichters, nicht nur keinem ſonſt vorhandenen vergleichbar, ſondern auch abgeſondert von ſeinen eigenen zu betrachten. Es iſt der Fauſt, die ſeltſame tiefe Schöpfung, das wunderliche Drama, in welchem die Weſen jedes Ranges vortreten: vom Gott des Himmels bis zu den Geiſtern der Finſterniß, von dem Menſchen bis zum Thiere und tiefer bis zu jenen ungeſtalteten Geſchöpfen, welche, wie Shakſpeares Caliban, nur der Einbildungskraft des Dichters ihr ſcheußliches Daſeyn verdanken konnten. Ueber dieſes ſonderbare Werk wäre gar ſehr viel zu ſagen; man findet der Reihe nach Muſterſtücke jeder Schreibart, von dem derbſten Poſſenſpiel bis zur erhabenſten lyriſchen Dichtung; man findet die Schilderungen aller menſchlichen Gefühle, von den widerwärtigſten bis zu den zärtlichſten, von den düſterſten bis zu den allerſüßeſten. Indem ich mich aber von dem hiſtoriſchen Standpunkt, auf welchen ich mich beſchränke, nicht entfernen darf, und nur die Perſon des Dichters in ſeinen Werken ſuchen mag, ſo begnüge ich mich den Fauſt als den vollkommenſten Ausdruck anzuſehen, welchen der Dichter von ſich ſelbſt gegeben hat. Ja, dieſer Fauſt, den er in ſeiner Jugend erfaßte, im reifen Alter vollbrachte, deſſen Vorſtellung er mit ſich durch alle die Aufregungen ſeines Lebens trug, wie Camoëns ſein Gedicht durch die Wogen mit ſich führte, dieſer Fauſt enthält ihn ganz.

Die Leidenſchaft des Wiſſens und die Marter des Zweifels, hatten ſie nicht ſeine jungen Jahre geängſtigt? Woher kam ihm der Gedanke, ſich in ein übernatürliches Reich zu flüchten, an unſichtbare Mächte ſich zu berufen, die ihn eine Zeit lang in die Träume der Illuminaten ſtürzten und die ihn ſogar eine Religion erfinden machten? Dieſe Ironie des Mephiſtopheles, der mit der Schwäche und den Begierden des Menſchen ein ſo frevles Spiel treibt, iſt dieß nicht die verachtende, ſpottende Seite des Dichtergeiſtes, ein Hang zum Verdrießlichſeyn, der ſich bis in die früheſten Jahre ſeines Lebens aufſpüren läßt, ein herber Sauerteig, für immer in eine ſtarke Seele durch frühzeitigen Ueberdruß geworfen? Die Perſon des Fauſt beſonders, des Mannes, deſſen brennendes, unermüdetes Herz weder des Glücks ermangeln noch ſolches genießen kann, der ſich unbedingt hingiebt und ſich mit Mißtrauen beobachtet, der den Enthuſiasmus der Leidenſchaft und die Muthloſigkeit der Verzweiflung verbindet, iſt dieß nicht eine beredte Offenbarung des geheimſten und erregteſten Theiles der Seele des Dichters? Und nun, das Bild ſeines innern Lebens zu vollenden, hat er die allerliebſte Figur Margaretens hinzugeſellt, ein erhöhtes Andenken eines jungen Mädchens, von der er mit vierzehn Jahren geliebt zu ſeyn glaubte, deren Bild ihn immer umſchwebte und jeder ſeiner Heldinnen einige Züge mitgetheilt hat. Dieß himmliſche Hingeben eines naiven, frommen und zärtlichen Herzens contraſtirt bewundernswürdig mit der ſinnlichen und düſtern Aufſpannung des Liebhabers, den in der Mitte ſeiner Liebesträume die Phantome ſeiner Einbildungskraft und der Ueberdruß ſeiner Gedanken verfolgen, mit dieſen Leiden einer Seele, die zerknirſcht, aber nicht ausgelöſcht wird, die gepeinigt iſt von dem unbezwinglichen Bedürfniß des Glücks und dem bittern Gefühl, wie ſchwer es ſey zu empfangen und zu verleihen.

„Da der Dichter niemals etwas ſchrieb, ohne daß man gewiſſermaaßen den Anlaß dazu in irgend einem Capitel ſeines Lebens finden könnte, ſo treffen wir überall auf Spuren der Einwirkung gleichzeitiger Begebenheiten, oder auch Erinnerungen derſelben. Zu Palermo ergreift ihn das geheimnißvolle Schickſal des Caglioſtro, und ſeine Einbildungskraft, von lebhafter Neugierde getrieben, kann dieſen wunderbaren Mann nicht loslaſſen, bis er ihn dramatiſch geſtaltet, um ſich ſelbſt gleichſam ein Schauſpiel zu geben. So entſtand der Groß-Cophta, welchem das berüchtigte Abentheuer des Halsbandes zu Grunde liegt. Beim Leſen dieſer übrigens

ſehr unterhaltenden Komödie erinnert man ſich, daß der Dichter einige Zeit zu ähnlichem Wahn hinneigte, wie der iſt, den er entwickelt; wir ſehen einen enttäuſchten Adepten, der die gläubige Exaltation der Schüler, ſo wie die geſchickte Marktſchreierei des Meiſters darſtellt, und zwar wie ein Mann, der die eine getheilt und die andere nahe geſehen hat. Man muß geglaubt haben, um ſo treffend über das zu ſpotten, woran man nicht mehr glaubt.

„In den kleinen Komödien bei Gelegenheit der Franzöſiſchen Revolution wird man keine überſichtliche Würdigung dieſes großen Ereigniſſes erwarten, vielmehr nur einen Beleg, wie ſich die augenblicklichen Einflüſſe deſſelben in des Dichters Geſichtskreis lächerlich und widerwärtig darſtellten. Dieſen Eindruck hat er auf eine ſehr heitere Weiſe im Bürgergeneral feſtgehalten.

„Jery und Bätely, anmuthige Skizze einer Alpenlandſchaft, iſt als eine Erinnerung einer Schweizerwanderung anzuſehen. Nun aber betrachten wir den Triumph der Empfindſamkeit, ein Poſſenſpiel in Ariſtophaniſcher Manier, als einen Ausfall des Dichters gegen eine Dichtart, die er ſelbſt in Gang gebracht hatte. Dieſes Stück iſt eins von denen, welche zu der, nach meiner Denkweiſe wenigſtens, ſehr übertriebenen Meinung der Frau von Staël Anlaß gegeben. Dieſer trefflichen Frau, welche ſonſt über unſern Dichter einige bewundernswürdig geiſtreiche Seiten geſchrieben hat, und die ihn zuerſt in Frankreich durch einige freie Ueberſetzungen voll Leben und Bewegung bekannt machte, Frau von Staël ſieht in ihm einen Zauberer, dem es Vergnügen macht, ſeine eigenen Gaukeleien zu zerſtören, genug einen myſtificirenden Dichter, der irgend einmal ein Syſtem feſtſetzt, und nachdem er es geltend gemacht, auf einmal aufgiebt, um die Bewunderung des Publicums irre zu machen und die Gefälligkeit deſſelben auf die Probe zu ſtellen. Ich aber glaube nicht, daß mit einem ſo leichtſinnig hinterhaltigen Gedanken ſolche Werke wären hervorzubringen geweſen. Dergleichen Grillen können höchſtens Geiſtesſpiele und Skizzen des Talents veranlaſſen, mehr oder weniger auffallend; aber ich würde ſehr verwundert ſeyn, wenn aus einer ſolchen Quelle etwas ſtark Erfaßtes oder tief Gefühltes hervorginge. Solche Eulenſpiegeleien geziemen dem Genie nicht. Im Gegentheil glaube ich gezeigt zu haben, daß der Dichter in allem, was er hervorbrachte, ſeiner innern Regung gefolgt ſey, wie in allem, was er malte, er das

nachbildete, was er geſehen oder empfunden hatte. Mit ſehr verſchiedenen Fähigkeiten begabt, mußte er in einem langen Leben durch die entgegengeſetzteſten Zuſtände hindurchgehen und ſie natürlich in ſehr von einander unterſchiedenen Werken ausdrücken.

„Auch will ich, wenn man es verlangt, wohl zugeben, daß, indem er den Triumph der Empfindſamkeit nach dem Werther, die Iphigenie nach dem Götz ſchrieb, er wohl lächeln konnte, wenn er an dieſe Verletzung ausſchließlicher Theorien dachte, an die Beſtürzung, in welche er jene Menſchen werfen würde, die in Deutſchland gewöhnlicher ſind als anderwärts, und immer eine Theorie fertig haben, um ſie an ein Meiſterwerk anzuheften. Aber ich wiederhole, ein ſolches Vergnügen kann wohl ſeine Werke begleitet, aber nicht veranlaßt haben; die Quelle war in ihm, die Verſchiedenheit gehörte den Umſtänden und der Zeit.

„Um nun die dramatiſche Laufbahn unſeres Dichters zu beſchließen, haben wir von Eugenien, der natürlichen Tochter, zu reden, wovon die erſte Abtheilung allein erſchienen iſt. Hier gehören die Perſonen keinem Land an, keiner Zeit, ſie heißen König, Herzog, Tochter, Hofmeiſterin. Die Sprache übertrifft alles, was der Dichter Vollkommenes in dieſer Art geleiſtet hat. Aber es ſcheint, wenn man die natürliche Tochter lieſt, daß der Dichter kein Bedürfniß mehr empfinde, ſich mitzutheilen, und im Gefühl, daß er alles geſagt habe, nunmehr aufgiebt, ſeine Gefühle zu malen, um ſich in Erdachtem zu ergehen. Man möchte ſagen, daß er, müde, das menſchliche Leben ferner zu betrachten, nun in einer imaginären Welt leben möchte, wo keine Wirklichkeit ihn beſchränkte und die er nach Belieben zurecht rücken könnte.

„Alſo zurückſchauend finden wir, daß der Dichter ſeine dramatiſche Laufbahn mit Nachahmung des Wirklichen im Götz von Berlichingen anfängt, durch eine falſche Dichtart, ohne ſich viel aufzuhalten, durchgeht — wir meinen das bürgerliche Drama, wo das Herkömmliche ohne Hochſinn dargeſtellt wird; nun erhebt er ſich in Iphigenien und Egmont zu einer Tragödie, welche, ideeller als ſeine erſten Verſuche, noch auf der Erde fußt, die er endlich aus den Augen verliert und ſich in das Reich der Phantaſien begiebt. Es iſt wunderbar, dieſer Einbildungskraft zuzuſehen, die ſich erſt ſo lebhaft mit dem Schauſpiel der Welt abgiebt, ſodann ſich nach und nach davon entfernt. Es ſcheint, daß die Freude an der Kunſt mit der Zeit ſelbſt über das Gefühl dichteriſcher

Nachahmung gesiegt habe, daß der Dichter zuletzt sich mehr in der Vollkommenheit der Form gefiel als in dem Reichthum einer lebendigen Darstellung. Und, genau besehen, ist die Form im Götz noch nicht entwickelt, sie herrscht schon in Iphigenien, und in der natürlichen Tochter ist sie alles.

„Dieß ist die Geschichte des Theaters unseres Dichters, und studirte man seinen Geist in andern Dichtarten, die er versucht hat, würde man leicht auf den verschiedenen Linien die Punkte finden, welche denen, die wir auf der unsern angedeutet haben, entsprechen; man würde Werther Götz gegenüber, Hermann und Dorothea zur Seite von Iphigenien finden, und die Wahlverwandtschaften würden sehr gut als Gegenstück zur natürlichen Tochter gelten.

„Stimmt man uns bei, betrachtet man Goethes literarischen Lebensgang als Reflex seines innern sittlichen Lebens, so wird man einsehen, daß zu dessen Verständniß nicht eine Uebersetzung einzelner Stücke erforderlich gewesen, sondern das Ganze seiner theatralischen Arbeiten; man wird fühlen, welches Licht dadurch über diesen Theil seiner Bemühungen und seiner übrigen Werke fallen müsse. Dieß ist der Zweck, den Herr Stapfer auf eine merkwürdige Weise erreicht; er hat in einer geistreichen und ausführlichen Notiz mit Fülle und Wahl die vorzüglichsten Ereignisse des Lebens unseres Dichters gesammelt und zusammengereiht, in Fragmenten aus seinen Memoiren und in einer Anzahl Uebersetzungen seiner kleinen Gedichte; diese Mittel erhellen und vervollständigen sich wechselsweise. Ihm ist man in dieser Sammlung die Uebersetzung des Götz, Egmont und Faust schuldig, drei Stücke des Dichters, welche am schwersten in unsere Sprache zu übertragen sind; Herr Stapfer hat sich jedoch talentvoll in diesem Falle bewiesen: denn indem er zwischen die Nothwendigkeit, etwas fremd zu scheinen, und die Gefahr, inexact zu seyn, sich gestellt fand, so hat er muthig das erste vorgezogen; aber dieser Fehler, wenn es einer ist, sichert uns die Genauigkeit, welche alle die beruhigen muß, die vor allen Dingen vom Uebersetzer fordern, die Physiognomie und Charakter des Autors überliefert zu sehen. Die übrigen Theile der Uebersetzung sind nach denselben Principien durchgeführt, und der Platz in unsern Bibliotheken ist diesem Werke angewiesen zwischen dem Shakspeare des Herrn Guizot und dem Schiller des Herrn Barante."

Notice sur la Vie et les Ouvrages de Goethe

par

ALBERT STAPFER.

1826.

Die dem ersten Theile jener Uebersetzung meiner dramatischen Werke vorgesetzte Notiz, meine Lebensereignisse und schriftstellerische Laufbahn betreffend, durfte ich bei dieser Gelegenheit auch nicht außer Acht lassen. Hier gab es mancherlei zu denken und zu bedenken, und zwar im allgemeinsten, über Menschenwesen und Geschick. Das Gewebe unseres Lebens und Wirkens bildet sich aus gar verschiedenen Fäden, indem sich Nothwendiges und Zufälliges, Willkürliches und Reingewolltes, jedes von der verschiedensten Art und oft nicht zu unterscheiden, durch einander schränkt.

Die eigenthümliche Weise, wie der einzelne sein vergangenes Leben betrachtet, kann daher niemand mit ihm theilen; wie uns der Augenblick sonst nicht genügte, so genügen uns nun die Jahre nicht, und da der Abschluß am Ende mit unsern Wünschen meistens nicht übereinstimmt, so scheint uns der ganze Inhalt der Rechnung von keinem sonderlichen Werth, wie denn gerade dadurch die weisesten Menschen verleitet wurden auszusprechen, daß alles eitel sey.

Der Biograph an seiner Stelle ist, als Dritter, gegen den Mann, dem er seine Aufmerksamkeit widmete, entschieden im Vortheil: er hält sich an das Resultat, wie es im ganzen erscheint, geht von da zurück auf das folgerechte und folgelose Handeln, forscht nach den angewandten Mitteln, dem benutzten Vermögen, den verborgenen Kräften, und wenn ihm auch manches Besondere unentdeckt bleibt, so leitet ihn doch ein reiner Blick auf das Allgemeine.

Für alles, was sittlich genannt wird, giebt es eben so sichere Deutezeichen als für das, was wir durch sinnliche Gegenwart erkennen; in beiden Fällen aber ungetrübt zu schauen, tüchtig zu ergreifen, klar zu sondern und gerecht zu beurtheilen, dazu gehört angeborener Tact und unausgesetzte, leidenschaftlich durchgeführte Uebung.

Ich wünsche, daß meine Freunde obgedachte Notiz lesen mögen. Hie und da wissen sie es anders, hie und da denken sie anders, aber sie

werden mit mir dankbar bewundern, wie der Biograph mit Wohlwollen das Offenbare ſich zuzueignen und das Verborgene zu entziffern gewußt hat. Ferner iſt merkwürdig, wie er auf dieſem Wege zu gewiſſen Anſichten über ſeinen Gegenſtand gelangte, die denjenigen in Verwunderung ſetzen, der ſie vor allen andern hätte gewinnen ſollen, und dem ſie doch entgangen ſind, eben weil ſie zu nahe lagen.

Jene Recenſion, deren Auszug wir oben mitgetheilt, ſind wir, wie es ſich ergiebt, eben dieſen Bemühungen ſchuldig. Recenſion und Notiz ſind übereinſtimmend, nicht gleichlautend, und für mich gerade in dem Augenblick höchſt bedeutend, da es mir zur Pflicht geworden, mich mit mir ſelbſt, meinem Geleiſteten und Vollbrachten, wie dem Verfehlten und dem Verſäumten zu beſchäftigen.

Zu einer Zeit, wo die Eilboten aller Art aus allen Weltgegenden her immerfort ſich kreuzen, iſt einem jeden Strebſamen höchſt nöthig, ſeine Stellung gegen die eigene Nation und gegen die übrigen kennen zu lernen. Deßhalb findet ein denkender Literator alle Urſache, jede Kleinkrämerei aufzugeben und ſich in der großen Welt des Handelns umzuſehen. Der deutſche Schriftſteller darf es mit Behagen; denn der allgemeine literariſche Conflict, der jetzt im Denken und Dichten alle Nationen hinreißt, war doch zuerſt von uns angeregt, angefacht, durchgekämpft, bis er ſich ringsumher über die Gränzen verbreitete.

Fände ich Raum zu einer Fortſetzung, ſo würde ich deſſen erwähnen, was die Herren Stapfer, Fauriel, Guizot mir und meinen Werken zu Liebe gethan; auch würde ich Gelegenheit nehmen, den Blick nach Italien zu leiten und bemerkbar zu machen, wie der nun ſchon dreißig Jahre dauernde Conflict zwiſchen Claſſikern und Romantikern ſich immer in neuen Kämpfen wieder hervorthut. Der Ritter Vincenzo Monti gab ein kurzgefaßtes Gedicht heraus: Sulla Mitologia, Sermone, Milano 1825. Er führt uns zu den heitern Gruppen der Götter und Halbgötter, wie ſie den klaren Aether, den glanzreichen Boden Griechenlands und Italiens bevölkerten, und weiſ't ſodann auf unſer am Hochgericht, um des Rades Spindel, bei Mondenlicht tanzendes luftiges Geſindel hin, wobei er ſich freilich ſehr im Vortheil fühlt.

Dagegen regte ſich Carlo Tedaldi-Fores. Er ſchrieb Meditazioni

Poetiche, Cremona 1825, ein Gedicht von größerm Umfang, deſſen Inhalt jedoch nicht leicht in's Enge zu bringen iſt. Der Verfaſſer behandelt nicht unglücklich die moderne Anſicht von Umfaſſung eines weitern Kreiſes menſchlicher Denk- und Dichtart; auch er will den innern Sinn mehr als den äußern befriedigt wiſſen, und vermag die Argumente der Partei, zu der er ſich bekennt, obwohl etwas düſter, doch treu und kraftvoll vorzutragen.

Monti ſteht auf der Seite der Griechiſchen Mythologie, und alſo jener Dichtkunſt, welche dahin ſtrebt, daß der Einbildungskraft Gehalt, Geſtalt und Form dargebracht werde, ſo daß ſie ſich daran, als an einem Wirklichem, beſchäftigen und erbauen könne. Alles beruht hier auf allgemeiner geſunder Menſchheit, welche ſich in verſchiedenen abgeſonderten Charakteren neben einander als die Totalität einer Welt darſtellen ſoll.

Tedaldi-Fores dagegen kämpft für ein freies Walten der Einbildungskraft, welche mit beſtimmten und unbeſtimmten Geſtalten aller Art nach freiem Willen gebaren, ſowohl ein gebildetes als ein ungebildetes Geſchlecht befriedigen, beſonders aber dem, was der Deutſche Gemüth nennt, dem innern Gefühl, worin alle gutartigen Menſchen übereinkommen, d. h. alſo der Humanität, ganz eigentlich zuſagen ſolle.

Genau betrachtet dürfte hier kein Streit ſeyn: denn die Alten haben ja auch unter beſtimmten Formen das eigentlich Menſchliche dargebracht, welches immer zuletzt, wenn auch im höchſten Sinne, das Gemüthliche bleibt. Nur kommt es darauf an, daß man das Geſtalten der dichteriſchen Figuren vermannichfaltige und ſich alſo dadurch der gerühmten Vortheile bediene, welche ein durch ein paar tauſend Jahre erweiterter Geſichtskreis darbieten mag.

Hier wäre nun Raum zu wünſchen für eine umſtändlichere Ausführung, um beiden Parteien ihre Vortheile nachzuweiſen, endlich aber zu zeigen, wie eine gleich der andern Gefahr läuft, und zwar die Claſſiker, daß die Götter zur Phraſe werden, die Romantiker, daß ihre Productionen zuletzt charakterlos erſcheinen; wodurch ſie ſich denn beide im Nichtigen begegnen.

Aus dem Französischen des Globe.

1826.

„Mythologie, Hexerei, Feerei, was ist denn für ein Unterschied zwischen diesen drei Worten? Stellen Sie nicht dieselbe Sache, nur unter verschiedenen Gestalten, vor? und warum sollte man die eine verwerfen, wenn man die andere gelten läßt? In ihrer Kindheit haben alle Völker das Wunderbare geliebt, und in reifern Jahren bedienten sie sich noch immer gern dieses Mittels zu rühren und zu gefallen, ob sie gleich lange nicht mehr daran glaubten. So haben die Griechen ihre Hölle gehabt, ihren Olymp, ihre Eumeniden und die Verwandlungen ihrer Götter; die Orientalen hatten ihre Genien und Talismane, die Deutschen ihre Bezauberungen und Hexenmeister. Hat nun Frankreich, weniger als die andern Völker mit originalen Volksüberlieferungen versehen, durch zahlreiches Borgen und Aneignen die Allgemeinheit dieses Bedürfnisses anerkannt, und diesen empfundenen Mangel durch blaue Mährchen zu ersetzen getrachtet, die ganz gerüstet aus dem Gehirn ihrer Autoren hervortraten, ist man dadurch berechtigt, diejenigen zu verachten, welche, reich an eigenem Vermögen, damit zu wuchern beschäftigt sind? Und Magie gegen Magie, so scheint uns, daß Fictionen, gegründet auf alten nationalen Aberglauben, wohl solcher Mährchen werth sind, welche nur zur Unterhaltung von Kindern und Ammen geschaffen waren. Aber Dame Schlenbriane entscheidet ganz anders. Einer wird die drei verwünschten Kugeln mit dem Gewicht seiner Verachtung niederdrücken, für den die Siebenmeilenstiefeln des kleinen Däumerlings nichts Anstößiges haben. Und ich wiederhole, diese Hexerei, die man bei uns so lächerlich finden will, was ist sie denn als die Mythologie des Mittelalters? und im Grunde, hat man denn Ursache, die eine mehr als die andere lächerlich zu finden?

„Aber, wendet man ein, an Mythologie sind wir gewöhnt, und Zauberei ist uns fast unbekannt. Sey es, und es wäre nichts darauf zu antworten, wenn Gewöhnung die einzige Regel unserer Urtheile seyn dürfte. Freilich war es also, als die Nationen bei sich so zu sagen eingepfercht waren; da ließe sich begreifen, alles, was ein Volk damals von seinen Begriffen, seinem Glauben entfernte, mußte regellos erscheinen. Ein jedes hatte nur Ein Wahres, Ein Gutes, Ein Schönes, das ihm eigen gehörte; und die unbedeutendsten Dinge, einmal unter diese

Rubriken geordnet, betrachteten ſie als unwandelbar entſchieden. Freilich war dieſes die natürliche Folge jenes Zuſtandes, und niemand fiel ein, ſich deßhalb zu beſchweren; aber heut zu Tage, wo durch eine freiwillig einſtimmende Bewegung die Völker alle Hinderniſſe beſeitigen, und ſich wechſelsweiſe zu nähern ſuchen, heut zu Tage, wo die Nationen geneigt ſind, eine durch die andere ſich beſtimmen zu laſſen, eine Art von Gemeinde von gleichen Intereſſen, gleichen Gewohnheiten, ja ſogar gleichen Literaturen unter ſich zu bilden: da müſſen ſie, anſtatt ewige Spöttereien unter einander zu wechſeln, ſich einander aus einem höhern Geſichtspunkte anſehen und deßhalb aus dem kleinen Kreis, in welchem ſie ſich ſo lange herumdrehten, herauszuſchreiten den Entſchluß faſſen.

„Es giebt Engländer, die nur auf's feſte Land kommen, um alles zu tadeln, was nicht buchſtäblich wie bei ihnen geſchieht. Kaum begreifen ſie, daß nicht auch die ganze Welt vollkommen denkt wie ſie. Am Freitage ſich mit Faſtenſpeiſen begnügen, ſcheint ihnen widerwärtiger Aberglaube, am Sonntage zu tanzen ein abſcheulich Scandal. Sie ſtolziren über ihre Boxkünſte und entrüſten ſich, von Stiergefechten zu hören. Ohne Gabeln Engliſcher Façon ſchmeckte kein Gericht ihrer Zunge, ihrem Gaumen kein Trank aus andern Caravinen, als ſie in London gewohnt ſind. Iſt das nicht, meine Freunde, völlig die Geſchichte der Claſſiker?

„Dieſe Betrachtungen möchten vielleicht zu ernſthaft ſcheinen für den Gegenſtand, worauf ſie ſich beziehen, und gewiß, wenn nur von Opern, wie der Freiſchütz, die Rede wäre, ſo hätten wir dergleichen lange Entwicklungen nicht unternommen; aber das Vorurtheil, das wir beſtreiten, umfaßt viel bedeutendere Werke, und ein Erzeugniß des menſchlichen Geiſtes, wie Goethes Fauſt, kann ihm nicht entgehen. Giebt es nicht viele Menſchen, welche bei dem Gedanken eines Bündniſſes mit dem Teufel gefühllos werden für die Schönheiten dieſer erhabenen Production? Sie begreifen nicht, wie man über eine ſolche Unwahrſcheinlichkeit hinauskommen könne. Und doch ſind es dieſelbigen, welche ſeit ihrer Jugend den Agamemnon ſeine Tochter opfern geſehen, um Fahrwind zu erlangen; auch Medeen, wie ſie auf geflügeltem Wagen nach den allerſchrecklichſten Beſchwörungen davonfliegt. Glauben ſie denn mehr an das eine als an das andere? oder könnte die Gewöhnung, dieſe zweite Natur der Gemeinheit, völlig über ihre Vernunft ſiegen? Und ſo würde denn das Mädchen von Orleans, begeiſtert, wirklich oder im Wahn, von jener

Seite ein verächtliches Lächeln hervorrufen, und indeſſen ſie Caſſandras ahnungsvollen Prophezeihungen aufmerkſam zuhörten, würde die Jungfrau, die Retterin von Frankreich, ſie empören, wenn man ſie mit den Farben darſtellte, womit die gleichzeitige Geſchichte ſie geſchmückt hat.

„Glücklicherweiſe jedoch werden dieſe Geſinnungen nicht durchgehen, und wie bequem es auch ſeyn mag, dem betretenen Pfade zu folgen, ohne rechts und links zu ſehen, ſo finden wir uns doch in einem Jahrhundert, wo der Blick umſichtig und klar genug werden muß, um über die Gränze zu dringen, welche von der Gewöhnung gezogen worden. Ja dann werden wir des Guten uns bemächtigen, wo wir es finden und unter welcher Geſtalt es ſich darſtellt.“

Bemerkung des Ueberſetzers.

Wenn uns Deutſche in jedem Fall intereſſiren muß, zu ſehen, wie ein geiſtreicher Franzoſe gelegentlich in unſere Literatur hineinblickt, ſo dürfen wir doch nicht allzu ſtolz werden über das Lob, was man uns dorther von Zeit zu Zeit ertheilen mag. Die Freiheit, ja Unbändigkeit unſerer Literatur iſt jenen lebhaft thätigen Männern eben willkommen, welche gegen den Claſſicismus noch im Streit liegen, da wir uns ſchon ſo ziemlich in dem Stande der Ausgleichung befinden und meiſtens wiſſen, was wir von allen Dichtarten aller Zeiten und Völker zu halten haben. Bewahren wir die längſt errungenen Vortheile weislich im Auge, ſo dürfen wir uns an der Leidenſchaftlichkeit unſerer Nachbarn, welche mehr fordern und zugeſtehen als wir ſelbſt, gar wohl ergetzen, erbauen und unſerer unbeſtrittenen Vorzüge genießen. Laſſen wir uns ferner von den Einzelnheiten in obengenannter Zeitſchrift nicht hinreißen, ſo iſt es höchſt intereſſant, eine Geſellſchaft gebildeter, erfahrener, kluger, geſchmackreicher Männer zu bemerken, denen man nicht in allen Capiteln beizuſtimmen braucht, um von ihren Einſichten Vortheil zu ziehen: wie ſich denn gegen die mitgetheilte Stelle immer noch anführen ließe, daß die Griechiſche Mythologie als höchſt geſtaltet, als Verkörperung der tüchtigſten, reinſten Menſchheit, mehr empfohlen zu werden verdiene als das häßliche Teufels- und Hexenweſen, das nur in düſtern, ängſtlichen Zeitläuften aus verworrener Einbildungskraft ſich entwickeln und in der Hefe menſchlicher Natur ſeine Nahrung finden konnte.

Freilich muß es dem Dichter erlaubt ſeyn, auch aus einem ſolchen Element Stoff zu ſeinen Schöpfungen zu nehmen, welches Recht er ſich auf keine Weiſe wird verkümmern laſſen. Und ſo haben auch jene freiſinnigen Männer, uns zum Vortheil und Vergnügen, ſolchen Talenten die Bahn eröffnet, welche man ſonſt völlig zurückgedrängt, vielleicht vernichtet hätte.

Daher fügt ſich denn, daß die Stapferſche Ueberſetzung meines Fauſt neu abgedruckt und von lithographirten Blättern begleitet nächſtens erſcheinen wird. Mit dieſer Arbeit iſt Herr Delacroix beſchäftigt, ein Künſtler, dem man ein entſchiedenes Talent nicht ableugnet, deſſen wilde Art jedoch, womit er davon Gebrauch macht, das Ungeſtüm ſeiner Conceptionen, das Getümmel ſeiner Compoſitionen, die Gewaltſamkeit der Stellungen und die Rohheit des Colorits ich keineswegs billigen will. Deßhalb aber iſt er eben der Mann, ſich in den Fauſt zu verſenken und wahrſcheinlich Bilder hervorzubringen, an die niemand hätte denken können. Zwei Probedrücke liegen vor uns, die auf das weitere begierig machen. Der eine davon ſtellt die auf Zauberpferden in der Nacht am Hochgericht vorbeiſtürmenden Geſellen dar, wo, bei aller der entſetzlichen Eile, Fauſts ungeſtüme neugierige Frage und eine ruhig abweiſende Antwort des Böſen gar wohl ausgedrückt ſind; der andere, wo der in Auerbachs Keller auf den Boden ſtrömende Höllenwein flammend aufſchlägt und eine ſehr charakteriſtiſch bewegte Geſellſchaft von unten mit ängſtlichen Lichtern und Widerſcheinen ſichtbar macht.

Beide Blätter ſind zwar bloß flüchtige Skizzen, etwas roh behandelt, aber voll Geiſt, Ausdruck und auf gewaltigen Effect angelegt. Wahrſcheinlich gelingen dem Künſtler die übrigen wilden, ahnungsvollen und ſeltſamen Situationen gleichfalls, und wenn er ſich dem Zärtern auf irgend eine Weiſe zu fügen verſteht, ſo haben wir ein wunderſames, in jenes paradoxe Gedicht harmoniſch eingreifendes Kunſtwerk nächſtens zu erwarten.

La Guzla, poésies Illyriques.

Paris, 1827.

1828.

Eine beim erſten Anblick auffallende, bei näherer Betrachtung problematiſche Erſcheinung.

Es iſt noch nicht lange her, daß die Franzoſen mit Lebhaftigkeit und

Neigung die Dichtarten der Ausländer ergriffen und ihnen gewiſſe Rechte innerhalb des äſthetiſchen Kreiſes zugeſtanden haben. Es iſt gleichfalls erſt kurze Zeit, daß ſie ſich in ihren Productionen auch ausländiſcher Formen zu bedienen geneigt werden. Aber das Allerneueſte und Wunderſamſte möchte denn doch ſeyn, daß ſie ſogar unter der Maske fremder Nationen auftreten und uns in geiſtreichem Scherz durch untergeſchobene Werke auf die angenehmſte Weiſe zum Beſten haben, indem wir ein problematiſches Werk erſt als ein fremdes Original ergetzlich und bewunderswürdig finden, ſodann aber, nach der Entdeckung, uns abermals und auf's neue an dem gewandten Talent erfreuen, das zu ſolchen ernſten Scherzen ſich geneigt erwies. Denn gewiß, man kann ſeinen Antheil an einer ausländiſchen Dicht- und Sinnesart nicht beſſer ausdrücken, als wenn man ſich derſelben durch Ueberſetzen und Nachbilden anzunähern ſucht.

Wir wurden aufmerkſam, daß in dem Wort Guzla der Name Gazul verborgen liegt, und jene verkappte Spaniſche ſchauſpieleriſche Zigeunerin kam uns in die Gedanken, die uns vor einiger Zeit ſo liebenswürdig zum Beſten hatte. Auch blieben deßhalb angeſtellte Nachforſchungen nicht unbelohnt. Dieſe Gedichte ſollten Dalmatiſchen Völkerſchaften abgehorcht, beſonders aber einem dortigen Hyacinthe Maglanovitſch angehörig ſeyn.

Es hat von jeher in der Kunſt dieſer fromme Betrug gegolten, daß, wenn irgend etwas großen Beifall erhielt, man durch Fortſetzungen, zweite Theile oder ſonſtig Angeſchloſſenes Aufſehen erregen, Zuſtimmung gewinnen wollte und dadurch ein erſt getäuſchtes Publicum zu einem höhern Grad von Kennerſchaft erhob.

Welcher Freund alter Münzkunde macht ſich nicht die Freude, die Caſineiſchen Arbeiten zu ſammeln, um an der täuſchenden Nachbildung ſein Gefühl für die Originale immer mehr zu ſchärfen?

Herr Merimée wird es uns alſo nicht verargen, wenn wir ihn als den Verfaſſer des Theaters der Clara Gazul und der Guzla hiermit erklären, und ſogar erſuchen, uns mit dergleichen eingeſchwärzten Kindern, wenn es ihm irgend beliebt, auf's neue zu ergetzen.

Auch er gehört zu den jungen Franzöſiſchen Independenten, welche ſich eigene Pfade ſuchen, wovon die ſeinen wohl mit zu den anmuthigſten zu zählen ſind, weil er nichts feſtſetzen, ſondern ein ſchönes, heiteres Talent an Gegenſtänden und Tonweiſen mancher Art üben und ausbilden will.

Bei dieſer Guzla jedoch dürfen wir eine Bemerkung nicht zurückhalten. Der Dichter vermeidet, im heitern und Heldenſtyl mit ſeinen Vorgängern zu wetteifern; ſtatt jene derbe, mitunter grauſame, ja grauſenhafte Thätigkeit gewaltig darzuſtellen, ruft er, als ein wahrer Romantiker, das Geſpenſterhafteſte hervor; ſchon ſeine Localitäten wirken zum Schauern: nächtliche Kirchen, Kirchhöfe, Kreuzwege, Einſiedlerhütten, Felſen und Felsklüfte umfangen den Hörer ahnungsvoll, und nun erſcheinen häufig Kurzverſtorbene, drohend und erſchreckend, Vorgeſichte, beängſtigend, als Geſtalten, als Flämmchen anziehend und winkend; der gräßliche Vampyrismus mit allem ſeinem Gefolge, die ſchädlichen Einwirkungen eines böſen artigen Auges, wovon die gräulichſten, mit doppeltem Augenſtern, höchlich gefürchtet werden; genug, die allerwiderwärtigſten Gegenſtände. Doch müſſen wir bei allem dem unſerm Verfaſſer Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er keine Mühe geſpart, in dieſem Kreiſe einheimiſch zu werden, daß er bei ſeiner Arbeit ſich gehörig und umſichtig benahm und die obwaltenden Motive zu erſchöpfen trachtete.

Le Tasse,

drame historique en cinq actes,

par M. Alexandre Duval.

1821.

Ein auf dem Théâtre Français, der erſten und eine entſchiedene Oberherrſchaft behauptenden Bühne, vorgeſtelltes, mit Beifall erwiedertes neues Stück erregt die Aufmerkſamkeit der ganzen Nation, und die ſämmtlichen Journaliſten verfehlen nicht, jeder in ſeiner Art, davon Rechenſchaft zu geben. Man geſteht, daß dieſe Production eine Nachbildung des Goetheſchen Taſſo ſey; nur über den Werth und das Verhältniß dieſer beiden Bearbeitungen iſt man nicht ganz einig. Das Journal du Commerce drückt ſich darüber folgendermaaßen aus:

„Das deutſche Stück iſt kalt und ohne Intereſſe; es enthält eine Folge geiſtreicher Geſpräche, in welchen die romanhafteſten Geſinnungen entwickelt und mit Kunſt entfaltet ſind, deren Eintönigkeit uns aber ganz

unerträglich scheint. Es ist eine sittlich weinerliche Salbaderei (du marivaudage en larmes), doch bemerkt man sehr gut gezeichnete Charaktere, wenn man den des Tasso ausnimmt, den der Verfasser als eine Art Besessenen (maniaque) vorgestellt hat. Die Scene, in welcher Tasso einen mißgünstigen Hofmann herausfordert, ist sehr schön, obgleich ein wenig zu lang. Die Liebeserklärung ist gleichfalls merkwürdig durch die Wärme der Empfindungen und den poetischen Ausdruck. Aber wir wiederholen, Tasso, als Held dieses Dramas, ist völlig entstellt; wir sehen nicht mehr den begeisterten Dichter, dessen Einbildungskraft die heroischen Gestalten Tancreds und Rinaldos erschuf, ihn, der durch seinen Muth und die Schönheit seines Genies gleich bekannt war. Hier ist es ein verdrießlicher, kranker Geist, der überall nur Feinde sieht, unfähig, sich zu betragen, das Spielwerk eines Hofmanns, der ihn zugleich um die Gunst des Fürsten und die Theilnahme Eleonorens zu bringen weiß, und den er doch zuletzt um Schutz und Freundschaft anruft. Freilich erniedrigt sich Tasso auf diese Weise nur in augenblicklichem Wahnsinn, aber mit diesem Zug endigt der Deutsche sein Schauspiel. Kurz, es ist uns, wir bekennen, unmöglich gewesen, seinen Gedanken zu begreifen, noch weniger hier eine Entwicklung zu finden.

„Herr Duval ist viel besser begeistert, und besonders viel kühner. Tasso wird von Eleonoren geliebt; er hat zwei Rivale, einen Herzog von Mantua, der nicht erscheint, welchem aber die Prinzessin verlobt ist, und einen Prinzen Belmonte, doppelt eifersüchtig als Liebhaber und Hofmann; er überrascht den Tasso im Augenblick, als dieser, nach einer der belebtesten Scenen, die Hand der Prinzessin küßt. Sogleich ist der Herzog von der Verwegenheit des Dichters unterrichtet; dieser glaubt sich verloren, aber Eleonore wendet das Ungewitter ab. Die beiden Rivale begegnen sich bald. Tasso, von Belmonte beleidigt, zieht den Degen, um sich zu rächen, als der Gouverneur des Palastes eintritt und ihn entwaffnen will. Tasso verweigert's, bekennt seinen Fehler, in dem Schloßbezirk den Degen gezogen zu haben, aber nur Eleonoren will er ihn einhändigen.

„Man führt ihn in's Gefängniß; der Fehler, den er beging, ist nicht schwer, aber eine Unklugheit wird zunächst größere Schuld auf ihn häufen. Eleonore bringt in's Gefängniß, und da, von ihrer Leidenschaft mißgeleitet, verspricht sie ihrem Geliebten, mit ihm zu fliehen; sie empfängt seinen Ring als Zeichen der Treue. Belmonte überrascht sie noch einmal;

der Herzog ſelbſt kommt dazu, und wüthend, wie man es denken kann, ſchwört er, den Dichter für die übrige Lebenszeit einzuſperren, wenn Eleonore nicht verſpricht, ihn zu vergeſſen und den Herzog von Mantua zu heirathen. Unter dieſem letzten Unglück unterliegt Taſſos Vernunft; von gewaltſamem Wahnſinn ergriffen, irrt er im Palaſt umher, indeß man alles zur Verlobung der Prinzeſſin vorbereitet. Bald bricht ſeine Verzweiflung aus, bald wähnt er, dieſe Anſtalten gelten ſeiner eigenen Verheirathung, und er überläßt ſich einer gränzenloſen Freude. In dieſem Augenblick meldet man, daß der Papſt ihm die Ehre des Triumphs der Dichterkrönung auf dem Capitol zugetheilt habe. So viel verſchiedenen Aufregungen jedoch kann der Unglückliche nicht widerſtehen: er verſcheidet, den Namen Eleonore auf den Lippen.

„Dieſes Drama, in welchem einige glückliche Nachahmungen des deutſchen Stückes bemerklich ſind, hat ſich eines glänzenden Beifalls erfreut u. ſ. w.“

Im Globe behandelt der Referent dieſes Stück ſehr ausführlich, und indem er die in dem Gegenſtand liegenden Motive umſtändlich vorführt, behauptet er, der Autor hätte, da er doch einmal ſein Stück ein hiſtoriſches nenne, den vierten Act nach Salerno, den fünften nach Rom verſetzen ſollen. Nachdem er ſich auf dieſe Weiſe als Gegner zweier unnützen Einheiten bekannt, fährt er folgendermaaßen fort.

„Aber zugegeben, daß unſer Parterre die Theaterverwandlungen ungern vermehrt ſehen würde, zugegeben, daß es die Geſchichte eines ganzen Lebens nicht verfolgen mag, daß es, wie Buonaparte ſagt, nur Eine Kriſe haben will, gut! ſo verſteht denn auch eine ſolche Kriſe zu wählen, zu entwickeln, zu malen, wie ſie vorgegangen, verſteht beſonders, euch in ihrer Gränze zu halten, und ſo werdet ihr in den Motiven, die ſie euch anbietet, genugſame Mittel finden, ohne Fabeln drein zu miſchen; und wenn ihr zum Beiſpiel Taſſos Liebe zu Eleonoren und ſeinen Aufenthalt in Ferrara ſchildern wolltet, ſo beſchränkt euch in dieſen Rahmen. Die Aufgabe iſt noch weit genug, noch reich genug an Situationen und Peripetien. Das Scheiden und die Abreiſe nach Rom ſind eine ſchon hinlängliche dramatiſche Kataſtrophe.

„Dieß hat der deutſche Dichter empfunden, und, ob er ſich gleich nicht aller Vortheile bedient hat, von denen wir einen Begriff zu geben

verſuchten, ob er ſich gleichſam willkührlich alle Schilderung äußerer Sitten unterſagt hat, alle beiläufigen Scenen, ſo hat ihm doch die Entwicklung des ſchwerſinnigen Mißtrauens, der einzige Contraſt der dichteriſchen Einbildungskraft und des Hofgeiſtes, zu fünf Acten hingereicht, fünf Acte freilich, welche nur für den Philoſophen oder einen ausgeſuchten Hörſaal genugſame Fülle haben. Hier finden wir ein genaues und tiefes Studium, das vielleicht der Menge nicht bemerklich wäre, das aber unſer Franzöſiſcher Dichter gar leicht mit glänzenden und volksmäßigen Stickereien hätte ausſchmücken können, ohne der Geſchichte die mindeſte Gewalt anzuthun.

„Vielleicht hat man nicht genug zu ſchätzen gewußt, was an Poeſie und Wahrheit in Goethes Drama ſich findet; durch das Ganze athmet Taſſos Geiſt, und von Zeit zu Zeit entwickeln ſich Wohlgerüche Italiens, welche entzücken. Die erſte Scene, wo die Prinzeſſin und ihre Freundin ſich in den Gärten von Belriguardo unterhalten, iſt von einer Melancholie durchgoſſen, wie vom Balſamhauch der Blumen bei der erſten Frühlingsſonne. Dieſe Haine, dieſe Kränze, für Virgil und Arioſt geflochten, die Vertraulichkeit zweier jungen Frauen über Studien, Geſchmack und Neigungen, die poetiſche Erhebung beim Anblick der Natur, Taſſos Name und Andenken, die ſich überall einmiſchen, die neugierigen, aber zarten Forſchungen, die eine jede in dem Herzen ihrer Freundin verſucht: iſt dieß nicht eine Scene aus der Natur, und wie ſchön bereitet ſie, was folgt, wie führt ſie uns zugleich in die Ideenwelt, in welcher der wunderbare Mann lebt, welcher die Hauptperſon des Dramas werden ſoll!“

Die Mittheilungen, die ich aus Franzöſiſchen Zeitſchriften gebe, haben nicht etwa allein zur Abſicht, an mich und meine Arbeiten zu erinnern; ich bezwecke ein Höheres, worauf ich vorläufig hindeuten will. Ueberall hört und lieſ't man von dem Vorſchreiten des Menſchengeſchlechts, von den weitern Ausſichten der Welt- und Menſchenverhältniſſe. Wie es auch im ganzen hiermit beſchaffen ſeyn mag, welches zu unterſuchen und näher zu beſtimmen nicht meines Amts iſt, will ich doch von meiner Seite meine Freunde aufmerkſam machen, daß ich überzeugt ſey, es bilde ſich eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutſchen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten iſt. Alle Nationen ſchauen ſich nach uns um, ſie

loben, ſie tadeln, nehmen auf und verwerfen, ahmen nach und entſtellen, verſtehen oder mißverſtehen uns, eröffnen oder verſchließen ihre Herzen: dieß alles müſſen wir gleichmüthig aufnehmen, indem uns das Ganze von großem Werth iſt.

Erfahren wir ja das gleiche von unſern eigenen Landsleuten; und warum ſollten die Nationen unter ſich einig ſeyn, wenn die Mitbürger nicht mit einander übereinzukommen verſtehen? Wir haben im literariſchen Sinne ſehr viel vor andern Nationen voraus, ſie werden uns immer mehr ſchätzen lernen, und wäre es auch nur, daß ſie von uns borgten ohne Dank, und uns benutzten ohne Anerkennung.

Wie aber die militäriſch-phyſiſche Kraft einer Nation aus ihrer innern Einheit ſich entwickelt, ſo muß auch die ſittlich-äſthetiſche aus einer ähnlichen Uebereinſtimmung nach und nach hervorgehen. Dieſes kann aber nur durch die Zeit bewirkt werden. Ich ſehe ſo viel Jahre als ein Mitarbeitender zurück, und beobachte, wie ſich, wo nicht aus widerſtrebenden, doch heterogenen Elementen, eine deutſche Literatur zuſammenſtellt, die eigentlich nur dadurch eins wird, daß ſie in Einer Sprache verfaßt iſt, welche aus ganz verſchiedenen Anlagen und Talenten, Sinnen und Thun, Urtheilen und Beginnen nach und nach das Innere des Volks zu Tage fördert.

Bezüge nach außen.

1828.

Mein hoffnungsreiches Wort, daß bei der gegenwärtigen höchſt bewegten Epoche und durchaus erleichterter Communication eine Weltliteratur baldigſt zu hoffen ſey, haben unſere weſtlichen Nachbarn, welche allerdings hierzu Großes wirken dürften, beifällig aufgenommen und ſich folgendermaaßen darüber geäußert.

Le Globe. Tom. V. Nr. 91.

„Fürwahr, eine jede Nation, wenn die Reihe an ſie kommt, fühlt jenes Anziehen, welches, wie die Anziehungskraft der phyſiſchen Körper, eine gegen die andere hinreißt, und in der Folge alle die Geſchlechter, aus welchen die Menſchheit beſteht, in einer allgemeinen Harmonie vereinigen wird. Freilich iſt das Beſtreben der Gelehrten, ſich einander zu verſtehen

und ihre Arbeiten an einander zu reihen, keineswegs neu, und die Lateinische Sprache diente vormals auf eine bewundernswürdige Weise zu diesem Zwecke. Aber wie sie sich auch bemühten, so bewirkten die Schranken, wodurch die Völker getrennt wurden, auch eine Trennung unter ihnen, und schadeten ihrem geistigen Verkehr. Selbst das Werkzeug, dessen sie sich bedienten, konnte nur einer gewissen Ideenfolge genügen, so daß sie sich gleichsam nur durch die Intelligenz berührten, anstatt gegenwärtig durch das Herz und die Poesie. Die Reisen, das Studium der Sprachen, die periodische Literatur haben die Stelle jener allgemeinen Sprache eingenommen und bestätigen übereinstimmend viel innigere Verhältnisse, als jene niemals bereiten konnte. Sogar die Nationen, die sich vorzüglich mit Gewerb und Handel abgeben, beschäftigen sich am meisten mit diesem Ideenwechsel. England, dessen innere Bewegung so groß, dessen Leben so thätig ist, daß es scheint, es könne nichts anderes studiren als sich selbst, zeigt in diesem Augenblick ein Symptom dieses Bedürfnisses, sich nach außen zu verbreiten und seinen Horizont zu erweitern; seine Um- und Uebersichten (Reviews), an die man bisher gewöhnt war, sind ihnen nicht genug, zwei neue Zeitschriften, besonders fremden Literaturen gewidmet, sollen zusammenwirkend regelmäßig ausgegeben werden."

Von der ersten, The Foreign Quarterly Review, sind zwei Bände in unsern Händen; den dritten erwarten wir zunächst und werden im Laufe dieser Blätter öfters auf die Ansichten der bedeutenden Männer zurückkehren, die ihre Theilnahme an fremden Literaturen so einsichtig als thätig beweisen.

Zuvörderst aber müssen wir gestehen, daß es uns ein heiteres Lächeln abgewann, als wir, gerade am Ende des alten Jahres, schon die mehr als dreißig deutschen Taschenbücher in einem Englischen Journal angezeigt fanden, zwar nicht recensirt, aber doch mit einigen eigenthümlichen Bemerkungen.

Es ist erfreulich, daß unsere Exhibitionen der Art auch drüben Beifall und Absatz finden, indem wir schon genöthigt sind, auch die dortigen gleichmäßigen Productionen für gutes Geld anzuschaffen; es wird sich nach und nach bemerken lassen, ob die Bilanz dieses Verkehrs für uns günstig ausschlage.

Die ernſthafteſte Betrachtung mußte doch an jene erſten augenfällig heitern ſich ungeſäumt anſchließen. Eine jede Literatur ennuyirt ſich zuletzt in ſich ſelbſt, wenn ſie nicht durch fremde Theilnahme wieder aufgefriſcht wird. Welcher Naturforſcher erfreut ſich nicht der Wunderdinge, die er durch Spiegelung hervorgebracht ſieht? Und was eine Spiegelung im Sittlichen heißen wolle, hat ein jeder ſchon, wenn auch unbewußt, an ſich ſelbſt erfahren und wird, ſobald er erſt aufmerkt, faſſen und begreifen, wie viel er ihr im Leben zu ſeiner Bildung ſchuldig geworden.

Ein Gleichniß.

Jüngſt pflückt' ich einen Wieſenſtrauß,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten von der warmen Hand
Die Kronen ſich alle zur Erde gewandt.
Ich ſetzte ſie in friſches Glas;
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben ſich empor,
Die Blätterſtängel im grünen Flor;
Und allzuſammen ſo geſund,
Als ſtünden ſie noch auf Muttergrund.

So war mir's, als ich wunderſam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

Engliſches Schauſpiel in Paris.

1828.

Wir guten Deutſchen, worunter ich mich wohl auch zu zählen habe, können ſeit funfzig Jahren den unbezwinglichen Shakſpeare nicht loswerden. Nach unſerer gründlichen Verfahrungsweiſe ſuchen wir in ſeine Weſenheit einzudringen; wir geſtehen gerne dem Stoff, den Gegenſtänden

ſeiner Dichtung allen Werth und Gehalt zu; wir trachten, ſeine Behandlungsart zu entwickeln, ihrem Gange zu folgen, die Charaktere zu enthüllen, und ſcheinen mit aller Bemühung doch nicht zum Ziele zu gelangen. Neulich ſogar hatte ſich zugetragen, daß wir uns zu einer entſchieden retrograden Bewegung verleiten ließen, indem wir Lady Macbeth als eine liebevolle Gattin zu conſtituiren unternahmen. Sollte aber eben hieraus nicht deutlich hervorgehen, daß wir den Kreis ſchon durchlaufen haben, indem uns die Wahrheit anwidert, der Irrthum aber willkommen erſcheint?

Unſere weſtlichen Nachbarn dagegen, lebendig praktiſchen Sinnes, verfahren hierin ganz anders; ſie genießen gegenwärtig des Glücks, die vorzüglichſten Engliſchen Schauſpieler in den berühmteſten, beliebteſten Stücken nach und nach vor ſich zu ſehen, und zwar auf eigenem Grund und Boden, wodurch ſie gegen das Fremde in den wichtigen Vortheil geſetzt ſind, daß ihnen der heimiſche Maaßſtab zur Hand bleibt, der, wenn ſie ihn, alte verrottete Vorurtheile beſeitigend, mit Geiſtesfreiheit an das Fremde legen, ihnen zu einem wahrhaft überſchauenden Urtheil die ſicherſte Gelegenheit giebt.

Um die Weſenheit des Dichters und ſeiner Dichtung, welche doch niemand ergründen wird, kümmern ſie ſich nicht; ſie achten auf die Wirkung, worauf denn doch eigentlich alles ankommt, und indem ſie die Abſicht haben, ſolche zu begünſtigen, ſprechen ſie aus, theilen ſie mit, was jeder Zuſchauer empfindet, empfinden ſollte, wenn er ſich auch deſſen nicht genugſam bewußt würde.

Le Globe. Tom. V. Nr. 71.

„Hamlet iſt endlich auf der Franzöſiſchen Bühne in ſeiner ganzen Wahrheit erſchienen, und mit allgemeinem Beifall aufgenommen worden. Selbſt diejenigen, denen die Schwierigkeiten der Sprache eine Menge Schönheiten nicht mit empfinden ließen, welche der Ausdruck darbietet, hielten ſich an die Handlung, und empfanden ſo Vergnügen als Rührung von dieſem originalen Drama. Hamlet erregt unſere Theilnahme, wie er auftritt; kaum iſt er angekündigt, ſo verlangt man nach ihm; kaum hat er ſich gezeigt, ſo iſt man tauſendfältig an ihn geknüpft, man möchte ihn nicht wieder loslaſſen. Es iſt eine außerordentliche Seele, deren Seltſamkeit allein uns ſchon auffallen würde. Wer wünſchte nicht zu

wiſſen, was alles für wunderliche Gedanken und unvorgeſehene Handlungen ſich daraus entwickeln werden? wer wäre nicht neugierig, die Geheimniſſe derſelben zu erforſchen und ihren Bewegungen zu folgen? denn da iſt etwas zu ſehen, was man nicht überall antrifft. Hier iſt die Menſchheit zu ſtudiren in dieſem ſo wunderlichen und doch ſo wahren Herzen.

Aber dieſe Seele iſt zugleich von dem rechtmäßigſten und größten Schmerz erfüllt, von abſcheulichen Ahnungen und Vermuthungen; ſie iſt zärtlich, traurig, großmüthig und krafthätig. Alles das rührt und erregt ein lebendiges Mitgefühl. Sein Glaube an die Schattenerſcheinung ſeines Vaters, ſeiner Rache Bedürfniß, das Mittel, das er ausdenkt, ſie zu ſtillen, die Rolle des Thoren, die er mit überlegteſter Feinheit, Geiſt, Schmerz und Haß durchführt — nichts iſt daran, was einen ermüdet. Ohne Mühe laßt ihr euch ein in alle die Zuſtände, die er durchwandert: ſein verſchiedenes Begegnen mit Polonius, worin ſich ſo viel ſcheinbar Komiſches auf einem Untergrunde von ſo viel Traurigem und Bittern hervorthut; die Scene des Schauſpiels, worin er die wunderſamſte Kunſt beweiſ't, in wahrhafter Feinheit und verſtelltem Wahnſinn, von innigſter Würde und angenommenem Fratzenhaftem; dieſe ſtrenge, furchtbare Unterſuchung, die er mit unverſöhnlicher Aufmerkſamkeit, unter äußerlichen Spielen und Kindereien eines Wahnſinnigen, durchführt; die offenbarſte Verletzung unſeres Theaterdecorums — da wäre denn doch wohl für unſer Publicum genugſamer Anlaß geweſen, Anſtoß zu nehmen, hätte es nicht gefühlt, allen dieſen Formen, allen dieſen Ereigniſſen liege die Entwicklung eines im höchſten Sinne dramatiſchen Charakters zu Grunde."

Franzöſiſches Schauſpiel in Berlin.

1828.

Wenn wir oben Engliſche Schauſpieler in Paris fanden, und gegenwärtig Franzöſiſche in Berlin antreffen, ſo bemerken wir in beiden Fällen doch einigen Unterſchied. In der Pariſer Königsſtadt treten die vorzüglichſten Schauſpieler Englands in bedeutenden Gaſtſtücken nur für eine kurze Zeit auf; in der Berliner iſt einer beſtimmten Geſellſchaft ein

unbeſtimmter längerer Aufenthalt gegönnt. Wenn jene ſich auf alle Weiſe hervorzuthun ſich gedrängt ſahen, ſo haben dieſe den Vortheil, in einer Folge ihre Fähigkeiten zu entwickeln; und es mag ihnen auf jeden Fall bis auf einen gewiſſen Grad gelingen, da die Franzöſiſchen Künſtler, durch herkömmliche Ueberlieferung begünſtigt, durch eine gewiſſe geſchmackvolle Einheit gefördert, ganz eigenthümlicher Vortheile ſich zu erfreuen haben. Doch davon kann hier nicht die Rede ſeyn; dieß bleibt dem Berliner Publicum, den dortigen Genießenden und Urtheilenden anheim gegeben. Was uns aber außerdem bemerklich ſcheint, iſt, daß, wie die Engländer in Frankreich, ſo die Franzoſen in Deutſchland ſich einiger Oppoſition zu befahren hatten, und letztere daher ſich einen Sachwalter mitgebracht oder ihn an Ort und Stelle ſogleich gefunden haben. Nicht mißbilligen können wir nun, wenn dieſer das Unbill bemerkt und rügt, womit man vor einigen Jahren in Deutſchland Molière verletzte. Mögen ſich doch die fremden Nationen bei dieſer Gelegenheit ſagen, daß der Deutſche, ſo rechtlich und gutmüthig er auch ſonſt ſey, doch manchmal launiſche Anwandlungen von Ungerechtigkeit habe, die er denn ganz unbewunden, als müſſe das ſo ſeyn, an Fremden wie an Landsleuten ausübt. Dergleichen geht jedoch meiſt ganz ohne Widerſpruch hin; das Falſche kann ſogar eine Zeit lang curſiren, bis ſich endlich das Wahre herſtellt, man weiß nicht wie.

Möge das alſo künftig wie bisher geſchehen. Wir ergreifen dieſe Gelegenheit, um unſere Herzens- und Glaubensmeinung auszuſprechen, daß, wenn einmal Komödie ſeyn ſoll, unter denen, welche ſich darin übten und hervorthaten, Molière in die erſte Claſſe und an einen vorzüglichen Ort zu ſetzen ſey. Denn was kann man mehr von einem Künſtler ſagen, als daß vorzügliches Naturell, ſorgfältige Ausbildung und gewandte Ausführung bei ihm zur vollkommenſten Harmonie gelangten! Dieß Zeugniß geben ihm ſchon über ein Jahrhundert ſeine Stücke, die ja noch, obſchon ſeiner perſönlichen Darſtellung entbehrend, die talentvollſten, geiſtreichſten Künſtler aufregen, ihnen durch friſche Lebendigung genugzuthun.

Histoire

de la Vie et des Ouvrages de Molière, par J. Taschereau. Paris 1828.

Genanntes Werk verdient von allen wahren Literaturfreunden aufmerksam gelesen zu werden, indem es uns näher an die Eigenschaften und Eigenheiten eines vorzüglichen Mannes heranführt. Seinen entschiedenen Freunden wird es auch willkommen seyn, ob sie gleich desselben, um ihn hochzuschätzen, kaum bedürften, da er sich dem aufmerksamen Beobachter in seinen Werken genugsam offenbart.

Ernstlich beschaue man den Misanthropen, und frage sich, ob jemals ein Dichter sein Inneres vollkommener und liebenswürdiger dargestellt habe. Wir möchten gern Inhalt und Behandlung dieses Stücks tragisch nennen; einen solchen Eindruck hat es wenigstens jederzeit bei uns zurückgelassen, weil dasjenige vor Blick und Geist gebracht wird, was uns oft selbst zur Verzweiflung bringt, und wie ihn aus der Welt jagen möchte.

Hier stellt sich der reine Mensch dar, welcher bei gewonnener großer Bildung doch natürlich geblieben ist, und wie mit sich, so auch mit andern, nur gar zu gern wahr und gründlich seyn möchte; wir sehen ihn aber im Conflict mit der socialen Welt, in der man ohne Verstellung und Flachheit nicht umhergehen kann.

Gegen einen solchen ist Timon ein bloß komisches Sujet, und ich wünschte wohl, daß ein geistreicher Dichter einen solchen Phantasten darstellte, der sich immerfort an der Welt betrügt, und es ihr höchlich übel nimmt, als ob sie ihn betrogen hätte.

Richelieu, ou la journée des Dupes,

comédie historique par Lemercier.

1828.

Genanntes Stück war schon 1804 bei dem ersten Französischen Theater angenommen, seine Erscheinung aber bis gegenwärtig verhindert, da es denn im Druck hervortritt, und gar wohl verdient, daß wir uns mit ihm beschäftigen.

Es iſt wohl keine Frage, daß uns bei demſelben der Tartuffe einfallen müſſe, der ſich aber zu Richelieu verhält wie die Wurzel zum Cubus. Letzterer iſt ein potenzirter Tartuffe: bloß in dieſem Sinne darf man eine Vergleichung wagen, und wir unternehmen es, wäre es auch nur einiges Nützliche beiläufig zu ſagen.

Der Tartuffe des Molière erregt Haß; es iſt ein verbrecheriſcher Menſch, der Frömmigkeit und Sitte heuchelt, um eine bürgerliche Familie in jedem Sinn zu Grunde zu richten; deßhalb uns denn auch der policeiliche Ausgang willkommen erſcheint. Bemerke man, wie und warum in den neueſten Zeiten eben dieſes Stück hervorgerufen und hervorgehoben ward. Es geſchah, weil man es zum Nachtheil einer Claſſe Menſchen deuten konnte, die, im Stillen wirkſam, dem Staatshaushalt ſchädlich zu werden drohte. Sehe man genau hin, ſo wird man finden, daß keineswegs das genial-äſthetiſche Verdienſt aufgefaßt und beifällig aufgenommen wurde; es war eine gehäſſige Gegenwirkung, Parteien regten ſich gegen einander, die eine wollte ſchaden, die andere ſich decken; es war der immer lebendige Stoff, der, durch künſtleriſch kluge Behandlung wirkſam, ganz eigentlich vorwaltete.

Ganz anders mit Richelieu. Dieſer hat keine böſen Abſichten, die ſeine iſt vielmehr höchſt löblich; er regiert, er will am Regiment bleiben, weil er einſieht, daß unter allen Mitlebenden niemand es zu führen im Stande ſey. Durch ihn wird niemand beſchädigt, der König findet ſich geſichert gegen äußere und innere Feinde; freilich iſt beides nicht immer mit gelinden, allgefälligen Mitteln zu bewirken. Die auswärtigen Bezüge werden lakoniſch, doch hinreichend angedeutet; die innern Familienverhältniſſe ſind es, die, auf einer ſo hohen Region, mit Heiterkeit behandelt, uns in einem fortwährenden genugſamen Lächeln erhalten, welches vielleicht nie in ein Lachen, wohl aber oft in einen entſchiedenen Beifall ausbricht. Der König bedarf eines ſolchen Rathgebers, er fühlt es, er folgt ihm, nur daß er durch die fortſtürmenden ſchwankenden Wogen der Leidenſchaften, Velleitäten und Intriguen ſeiner Umgebungen augenblicklich irre gemacht, unſicher und verlegen wird.

Die wider den Cardinal Verſchworenen ſind durchaus von der Art, daß der Leſer kein Zutrauen zu ihnen faßt; er würde auf keine Weiſe ihre Partei ergreifen, wie er doch ſonſt wohl in Schauſpielen dieſer Art auf der Seite der Unzufriedenen zu ſeyn beliebt; vielmehr pflichtet er

immer dem Cardinal bei, an dem er ſich nicht geirrt hat: denn das Stück endigt völlig befriedigend; die Zügel des Regiments bleiben in den Händen, die ſie bisher glücklich geführt; der König iſt ſeiner hohen Würde ſicher, und ſelbſt die übrigen, die man hier als lächerlich hintergangene Aprilsnarren (Dupes) bezeichnet, könnten ſehr zufrieden ſeyn, wenn ſie einzuſehen verſtünden, daß, wäre ihr Plan gelungen, ſie ſich in dem Augenblick unter einander entzweit, und durch unbezwingliche Leidenſchaft, Unzulänglichkeit, Selbſtſucht und Leichtſinn ſich und zugleich das Königthum zu Grunde gerichtet hätten.

Und ſo ſteht zu erwarten, jeder Gebildete, den die Literatur überhaupt und beſonders die Franzöſiſche intereſſirt, werde ſich an den Charakteren und dem Wechſelwirken derſelben, an dem muſterhaften Gange des Stücks, an dem durchwaltenden Intereſſe, ſelbſt in den Auftritten, die zur Einleitung dienen, und endlich an den aus dem Ganzen ſich hervorhebenden Hauptſcenen wahrhaft ergetzen. Zu bedauern möchte nur ſeyn, daß dieſes Stück nicht leicht auf das Theater gelangen kann. An Orten, wo man es verſteht, wird es verfänglich erſcheinen, und wo man es nicht verſteht, wird das eigentliche, wahre, gründliche Intereſſe ermangeln.

Franzöſiſches Haupttheater.

1828.

Es war löblich und der Sache angemeſſen, daß man in Paris, wo ſo viele Theater neben einander beſtanden, auch eins der ganz reinen, regelmäßigen, ſogenannten claſſiſchen Art zu erhalten trachtete. Wäre der Gedanke nicht richtig, der Vorſatz nicht lobenswürdig geweſen, wie hätte die Ausübung ſo lange lebendigen Beifall gefunden?

Demungeachtet fühlte man, obgleich erſt nach anderthalb Jahrhunderten, daß man, einen engen Kreis immer mehr verengend, Aufmerkſamkeit und Antheil nicht fernerhin erhalten konnte, beſonders wenn ein entſchiedenes Talent Welt und Bühne verließ, das bisher eigentlich jene herkömmlich geprieſenen Stücke erſt zu beleben und gewiſſermaaßen immer neu zu erſchaffen wußte. So war denn zuletzt Talma ganz eigentlich der Knoten, woran das erſte Theater Frankreichs und der Welt im Schweben gehalten wurde.

Talma gehört nun ganz eigentlich der neueſten Welt an; ſein Beſtreben war, das Innerlichſte des Menſchen vorzuſtellen. Mit welchem leidenſchaftlichen Drang war er nicht bemüht, jenes hypochondriſche Stück auszubilden, das in der Arabiſchen Wüſte ſpielt, um Gefühle und Geſinnungen auszudrücken, die einer ſolchen Oede gemäß wären.

Wir ſelbſt waren Zeuge, mit welchem Glück er ſich in eine Tyrannenſeele einzugeiſten trachtete; eine bösartige, heuchleriſche Gewaltthätigkeit auszudrücken gelang ihm zum beſten. Doch war es ihm zuletzt am Nero nicht genug; man leſe, wie er ſich mit einem Tiber des Chenier zu identificiren ſuchte, und man wird ganz das Peinliche des Romanticismus darin finden. Weil aber hierdurch das eigentlich Heroiſche, das ſich in republicaniſchem Conflict, wie bei Corneille, als Bedrängniß in höhern Ständen, wie bei Racine, oder in großen Weltbegebenheiten, wie ſie Voltaire behandelt, am kräftigſten hervorthut, nach und nach verloren ging und eine gewiſſe ſentimentale Innerlichkeit dagegen ſich einſchmeichelte, ſo folgte daraus, daß man ſich nach einer freiern Thätigkeit umſah und ein wirklich gegenſtändliches geſchichtliches Intereſſe wieder auf das Theater zu bringen trachtete.

Aelteres Herkommen.

Der Franzoſe will nur „eine Kriſe.“ Dieſes einſichtige Wort Napoleons deutet dahin, daß die Nation an eine gewiſſe einfache, abgeſchloſſene, leicht faßliche Darſtellung auf dem Theater gewöhnt war; man könnte es eine Etikette nennen, von der man ſich nicht entfernen wollte, weil man ſie zwar beengend, aber doch in einem gewiſſen Sinne bequem fand. Der lebhafte, durch und durch ſelbſtliebige Franzoſe kann ſeine Neigung für eine gewiſſe Ariſtokratie nicht aufgeben. Und in dieſem Sinne hing er an der alten Anſtalt, erhielt denſelbigen Reſpect vor ſeinem Achill und Agamemnon wie vor den edlen Familiennamen, die ihm ſeine Geſchichte rühmlich vor die Ohren brachte. Es war eine Art von Cultus im Theater zu ſitzen, als mentaler Souffleur die bekannten Stücke zwiſchen den Zähnen zu murmeln und bei dieſer frommen Handlung zu vergeſſen, daß man ſich von Herzen ennuyire.

Uebergang.

Der Drang, etwas Bedeutenderes, größere Weltcharaktere, Univerſalereigniſſe auf den Bretern zu ſehen, mußte jedoch in der neuern Zeit

rege werden. Wer die Revolution überlebt hat, fühlt sich in die Geschichte hineingetrieben; er sieht im Gegenwärtigen das Vergangene mit frischem, die fernsten Gegenstände heranziehendem Blick. Indeß wir Deutschen noch immer den Conflict zwischen Patriciern und Zunftmännern nicht loswerden, ob er gleich in unsern constitutionellen Staaten, wo jeder an seinem Platze sich wohlsinnig und tüchtig beweisen kann, längst beschwichtigt und aufgehoben ist, gehen jene in ihre ältere, freilich durch Menschen und Begebenheiten höchst bedeutende Geschichte zurück, und suchen die abgeschiedenen Gestalten auf's Theater hervorzuzaubern.

Neuere Versuche.

Dieses geht aber so unmittelbar nicht an, sondern man dramatisirt erst die Geschichte nach Bequemlichkeit, und zwar kühn genug, von der ältesten bis zur neuesten Zeit, und es darf kein Bestrebsamer dieses Faches dergleichen Bearbeitungen ignoriren. Hievon bezeichnen wir: La journée des Barricades, les états de Blois, welchen der Tod Heinrichs III. folgen soll. Auch dürfen wir in gleichem Sinne les soirées de Neuilly und Scènes contemporaines gar wohl empfehlen. Wer sich mit diesen Werken bekannt macht, wird unsern obern Aeußerungen wahrscheinlich beitreten.

Fernere Schritte.

Weil nun bei solchen literarischen Bestrebungen, wie bei politischen Revolutionen, man erst vor-, sondern aber rückwärts geht, und demungeachtet immer um einige Schritte weiter kommt, so läßt sich ein gleiches auch hier bemerken. Victor Hugo, auch einer von den unabhängigen jungen Leuten, die, indocil, wie sie sind, sich doch am Ende durch eigenes Thun und Erfahrung müssen belehren lassen, hat sein schönes Talent auf ein großes unaufführbares historisches Stück, Cromwell, verwendet und sich dabei sehr schätzenswerth bewiesen.

Hier aber kommt manches zur Sprache, worüber man sich erst später vereinigen wird. Jene obengenannten dramatisirten historischen Ereignisse sind in Prosa geschrieben, und das ist auch eigentlich, was eine poetische Annäherung an das wirkliche Leben begünstigt; Cromwell hingegen ist in Alexandrinern.

Nun ist wohl anzunehmen, daß der Alexandriner durchaus sich auf

dem Französischen Theater erhalten wird und muß. Daher würde ich einem solchen Schriftsteller rathen, dieses Vermaaß für die edlen Stellen und wichtigsten Momente beizubehalten, sodann aber, nach Beschaffenheit der Situationen, Charaktere, Gesinnungen und Gefühle, mit dem Sylbenmaaße zu wechseln, wie Shakespeare mit dem Jambus und der Prosa thut.

Wenn man sich von alten Vorurtheilen losmachen will, ohne das zu zerstören, was in ihnen als gründlich gut und naturgemäß anerkannt werden darf, so thut man wohl, in frühere Zeiten zurückzugehen und zu untersuchen, wie es vormals aussah, wo das nunmehr Erstarrte noch lebendig und biegsam war. Man sehe den Cid des Corneille, wo nach Anlaß des Spanischen Vorbildes, obgleich mit bescheidener Mäßigung, das Sylbenmaaß wechselt, der Sache angemessen und von guter Wirkung.

Ist man denn doch schon an Quinaults Opern abwechselnde Rhythmen gewohnt; hat nicht auch Molière bei Fest- und Gelegenheitsstücken sich freierer Sylbenmaaße bedient? hat nicht sogar Voltaire seinen Tancred in hie und da verschränkten Reimen, mit großem Glück des Ausdrucks, keineswegs willkürlich, sondern, wenn man es genau betrachtet, sehr kunstreich geschrieben? Dieß alles ist schon vorhanden; nur käme es auf ein entschiedenes Talent an, wie Victor Hugo besitzt, ob es sich in diesen verschiedenen Armaturen und Masken frei, bequem und geistreich zu Ergetzung seines Publicums bewegen könne.

Faust,

Tragédie de Mr. DE GOETHE,

traduite en Français par Mr. STAPFER, orné de XVII dessins par Mr. DELACROIX.

1828.

Wenn ich die Französische Uebersetzung meines Faust in einer Prachtausgabe vor mir liegen sehe, so werde ich erinnert an jene Zeit, wo dieses Werk ersonnen, verfaßt und mit ganz eigenen Gefühlen niedergeschrieben worden. Den Beifall, den es nah und fern gefunden, und der sich nunmehr auch in typographischer Vollendung ausweist, mag es wohl

der ſeltenen Eigenſchaft ſchuldig ſeyn, daß es für immer die Entwicklungsperiode eines Menſchengeiſtes feſthält, der von allem, was die Menſchheit peinigt, auch gequält, von allem, was ſie beunruhigt, auch ergriffen, in dem, was ſie verabſcheut, gleichfalls befangen, und durch das, was ſie wünſcht, auch beſeligt worden. Sehr entfernt ſind ſolche Zuſtände gegenwärtig von dem Dichter; auch die Welt hat gewiſſermaaßen ganz andere Kämpfe zu beſtehen; indeß bleibt doch meiſtens der Menſchenzuſtand in Freud' und Leid ſich gleich, und der Letztgeborene wird immer noch Urſache finden, ſich nach demjenigen umzuſehen, was vor ihm genoſſen und gelitten worden, um ſich einigermaaßen in das zu ſchicken, was auch ihm bereitet wird.

Iſt nun jenes Gedicht ſeiner Natur nach in einem düſtern Element empfangen, ſpielt es auf einem zwar mannichfaltigen, jedoch bänglichen Schauplatz, ſo nimmt es ſich in der Franzöſiſchen, alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verſtande entgegenkommenden Sprache ſchon um vieles klarer und abſichtlicher aus. Seh' ich nun gar ein Folioformat, Papier, Lettern, Druck, Einband, alles ohne Ausnahme bis zum Vollkommenen geſteigert, ſo verſchwindet mir beinahe der Eindruck, den das Werk ſonſt auch alsdann noch auf mich ausübte, wenn ich es nach geraumer Zeit wieder einmal vor mich nahm, um mich von deſſen Daſeyn und Eigenſchaften zu vergewiſſern.

Dabei iſt aber Eins beſonders merkwürdig, daß ein bildender Künſtler ſich mit dieſer Production in ihrem erſten Sinne dergeſtalt befreundet, daß er alles urſprünglich Düſtere in ihr eben ſo aufgefaßt, und einen unruhig ſtrebenden Helden mit gleicher Unruhe des Griffels begleitet hat.

Herr Delacroix, ein Maler von unleugbarem Talent, der jedoch, wie es uns Aeltern von Jüngern öfters zu geſchehen pflegt, den Pariſer Kunſtfreunden und Kennern viel zu ſchaffen macht, weil ſie weder ſeine Verdienſte leugnen, noch einer gewiſſen wilden Behandlungsart mit Beifall begegnen können, Herr Delacroix ſcheint hier in einem wunderlichen Erzeugniß zwiſchen Himmel und Erde, Möglichem und Unmöglichem, Roheſtem und Zarteſtem, und zwiſchen welchen Gegenſätzen noch weiter Phantaſie ihr verwegenes Spiel treiben mag, ſich heimathlich gefühlt, und wie in dem Seinigen ergangen zu haben. Dadurch wird denn jener Prachtglanz wieder gedämpft, der Geiſt vom klaren Buchſtaben in eine düſtere Welt geführt und die uralte Empfindung einer mährchenhaften

Erzählung wieder aufgeregt. Ein weiteres getrauen wir uns nicht zu ſagen, einem jeden Beſchauer dieſes bedeutenden Werks mehr oder weniger den unſerigen analoge Empfindungen zutrauend und gleiche Befriedigung wünſchend.

Aeußerungen eines Kunſtfreundes.

Die lithographiſchen Blätter, womit Herr Delacroix die Franzöſiſche Ueberſetzung des Fauſt ausgeſtattet, ſind zwar nicht ſo zart und glatt vollendet, als man von den beſſern neuern Erzeugniſſen der Art zu erwarten pflegt, ſondern Entwürfe eines kunſtfertigen Malers, mit ſicherer Hand und breiter Kreide hingezeichnet. Wenn bei mehrern ſtrenge Richtigkeit der Umriſſe vermißt wird, ſo darf man mit dem Künſtler darüber nicht rechten, eben weil ſich ſeine Blätter nur als Entwürfe darſtellen; hingegen läßt ſich allen ohne Ausnahme nachrühmen, daß ſie kräftig und mit Geiſt behandelt ſind. Manche verdienen auch der glücklichen Erfindung wegen Beifall. So iſt zum Beiſpiel das Blatt, wo Fauſt ſinnend in ſeinem Studirzimmer ſteht, in reicher Umgebung von allerlei Geräth, einen vor ihm auf dem Tiſch liegenden Schädel betrachtend, an und für ſich, auch ohne weitere Beziehung auf das Gedicht, ein ſinnvolles, gut und maleriſch angeordnetes Bild. Ein anderes Blatt, Fauſt und Wagner darſtellend, wie ſie bei ſinkender Abendſonne heimkehren, der ſchwarze Pudel hinter ihnen herſchweift, dünkt uns ſehr glücklich aufgefaßt, und könnte, wohl ausgeführt, ein Bild von ganz vortrefflicher Wirkung werden. Die Scene in Auerbachs Keller, wo der auf die Erde verſchüttete Wein zur Flamme wird, iſt ganz ſo phantaſtiſch, ſo bewegt dargeſtellt, als dieſer Gegenſtand es verlangt, und eignete ſich deßhalb zu einem Gemälde vom frappanteſten Effect. Marthe und Margarete, freudig und verwundert den Schmuck betrachtend, und Mephiſtopheles, der, tiefe Reverenzen ziehend, zu ihnen hereintritt, würde, gehörig ausgeführt, gewiß ein ſehr niedliches Bild geben. Vorzüglich geiſtreich endlich, wiewohl weniger Bild als die genannten, ſcheint das Blatt gerathen, wo Mephiſtopheles und Fauſt auf Zauberpferden am Hochgericht vorüberſauſen. Das Feuer, der Geiſt, der Ausdruck, womit der Künſtler dieſe wilde Scene dargeſtellt, wird zuverläſſig den Beifall der Kenner und Kunſtrichter erhalten.

Will man dieſe Blätter mit den Verſuchen deutſcher Künſtler, Scenen

aus Faust zu bearbeiten, vergleichen, so können sie mit Ehren neben einander stehen. Ein Deutscher jedoch hat alles durchgängig ernster genommen, die Figuren mit mehr Sorgfalt und wissenschaftlicher gezeichnet; einem andern, der mehr auf cyklische Folge und Bilder geachtet, mag es gelungen seyn, die Charactere mit mehrerer Stetigkeit durch die ganze Reihe durchzuführen.

Elisabeth de France,

Tragédie par Alexandre Soumet.

(Le Globe. Tome VI. Nr. 55.)

1828.

Bei Gelegenheit dieses dem Schillerschen Don Carlos nachgebildeten Stückes sprechen sich die Verfasser des Globe folgendermaaßen zu Gunsten der Werke unseres verewigten Freundes unbewunden aus.

„Dieser große Dichter idealisirt mehr als ein anderer seinen Gegenstand. Ganz reflectirendes Genie, lyrischem Träumen hingegeben, erfaßt er irgend eine Idee liebevoll; lange betet er sie an in der Abstraction, und bildet sie langsam nach und nach als symbolische Person aus; dann auf einmal mit entflammter Einbildungskraft bemächtigt er sich der Geschichte und wirft den Typus hinein, den er ersonnen hat. Eine Epoche, ein Ereigniß, ein Mensch wird wie durch Zauberei der Ausdruck seines geliebten Gedankens; wirkliche geschichtsmäßige Thaten, Charaktere, Gefühle, Leidenschaften und Vorurtheile jener Zeiten, alles modelt sich nach dem Bilde, das er im Grund seines Herzens trägt, alles bildet sich um, indem es von da zurückstrahlt.“

Der Raum unserer Blätter mahnt uns abzubrechen. Jede Zeitschrift, die hier fortfährt, das schöne Zeugniß, das ein Ausländer dem würdigen Freunde giebt, durch Uebersetzung unserer Nation mitzutheilen, verdient sich gewiß den reinsten Dank.

Perkins Warbeck,

Drame historique par M. Fontan.

(Le Globe. Tome VI. Nr. 57.)

1828.

Auch hier wird unſeres Schiller, ſeines projectirten Warbeck, ſeines begonnenen Demetrius in allen Ehren gedacht, und bei Vergleichung ihm durchaus der Vorrang gegeben. Die Deutſchen, welche ſich ſo lange beklagten, man nehme keine Notiz von ihnen, werden ſich auch allmählig bequemen, den Weſtländern geneigter zu ſeyn.

Dieſelbige Zeitſchrift (Tome VI. Nr. 58), nach Erwähnung einiger Ueberſetzungen und Nachahmungen von unſerm Wilhelm Tell, ſchließt mit folgenden Worten: Viennent maintenant les autres imitateurs: il y a encore, dans la pièce de Schiller, matière à plusieurs succès.

Idées

sur

la philosophie de l'histoire de l'humanité par Herder,

traduit par Quinet. Paris 1828.

1828.

Die Einleitung, welche der Ueberſetzer ſeiner Arbeit vorausgehen läßt, empfehlen wir gleichfalls denjenigen, die Tag für Tag das Publicum mit Fremdem und Einheimiſchem bekannt zu machen verpflichtet ſind; uns hat ſie ſowohl als die Ueberſetzung ſelbſt zu ſchönen Betrachtungen Anlaß gegeben. Wir ſagen nur ſo viel. Ein vor funfzig Jahren in Deutſchland entſprungenes Werk, welches unglaublich auf die Bildung der Nation eingewirkt hat und nun, da es ſeine Schuldigkeit gethan, ſo gut wie vergeſſen iſt, wird jetzt würdig geachtet, auch auf eine in gewiſſem Sinn ſchon ſo hoch gebildete Nation gleichfalls zu wirken, und in ihrer nach höherer Kenntniß ſtrebenden Maſſe den menſchlichſten Einfluß auszuüben.

Einzelnheiten.

Wenn ich über die neueste Französische Literatur meine Gedanken sammle, so werde ich immer auf Bernardin de St. Pierre zurückgeführt, welcher im Jahre 1789 Paul und Virginie herausgab. Dieser idyllische Roman that große Wirkung, und man wird ihn immer gern lesen, ob man gleich nach so langer und durchaus veränderter Zeit sich kaum Rechenschaft geben kann, was er eigentlich bringt und was ihm fehlt.

Kurz vor der Revolution geschrieben, ruht das Interesse seiner Verwicklung auf den schmerzlichen Mißverhältnissen, die in den neuesten Staaten zwischen Natur und Gesetz, Gefühl und Herkommen, Bestreben und Vorurtheilen so bang und so beängstigend sind, und es mehr noch waren.

Zwei bedrängte Mütter retten sich mit Sohn und Tochter in's ferne Land und führen dort ein idyllisches, anmuthiges Leben; dieß wird gestört, zuletzt vernichtet. Inzwischen, unter manchem Wechsel von Furcht und Hoffnung, Rettung und Untergang, weiß der Verfasser didaktisch, und wenn man will, leidlich genug, alles dasjenige zur Sprache zu bringen, was die Menschen damals in Frankreich bedrängen mochte; es ist dasselbe, was die Notabeln zusammenberief, die Generalstaaten nöthig machte, und zuletzt die völlige Umwälzung des Reichs bewirkte. Das Werk ist im besten, wohlwollenden Sinne geschrieben, und dieser Sinn hat noch lange während der Revolution in Frankreich durchgedauert.

Bernardin de St. Pierre war den Brüdern des ersten Consuls lieb und werth, ja von ihm selbst wohl behandelt. Das Verhältniß zu diesem merkwürdigen Menschen, wie er es selbst darstellt, giebt uns ein überraschendes Bild, wie in jener Familie eine gewisse sittlich-ästhetische Tendenz vorwaltete, und ungeachtet des gleichsam übermenschlichen politischen Treibens sich doch immerfort erhielt. Das große epische Gedicht des grandiosen Lucian und alles, was die Feder des grundedlen Louis mitgetheilt hat, giebt uns davon auffallende Zeugnisse.

Nächst Bernardin de St. Pierre tritt uns Chateaubriand entgegen.

Ein rhetorisch-poetisches Talent, mit Leidenschaft Stoff in der äußern

Welt ſuchend, ſich zu religiöſen Gefühlen ſteigernd, eine durchaus große phyſiſch-moraliſche Kraft, und auch ſo in der politiſchen Welt erſcheinend.

Werthers Leiden wurden ſehr bald in's Franzöſiſche überſetzt; der Effect war groß wie überall; denn das allgemein Menſchliche drang durch. Alle meine übrigen Productionen dagegen ſtanden ſehr weit von der Franzöſiſchen Art und Weiſe ab, und ich war mir deſſen wohl bewußt. Eine Ueberſetzung von Hermann und Dorothea durch Bitaubé that nur im Stillen ihre Wirkung.

Schwierigkeit in Frankreich überhaupt, für den Tag aufzutauchen.

Im Stillen finden ſich jedoch hartnäckige Anhänger an's Deutſche.

Ueberſetzung meines Theaters.

Neuere Wirkungen meiner Arbeiten in Frankreich.

Veranlaſſung dazu.

Siehe Le Globe. Tom. III. No. 55. 1826.

Offenbar ſind es die Anticlaſſiker, denen meine äſthetiſchen Maximen und die danach gearbeiteten Werke als Beiſpiel ſehr gelegen kommen. Sie gehen daher ſehr verſtändig zu Werke, und behandeln glimpflich, was ihnen nicht munden will.

Wenn wir im Deutſchen Gelegenheitsgedicht ſagen, ſo pflegen ſich die Franzoſen mit Poésies de circonstance auszudrücken. Dieß veranlaßt uns wirklich, einen Unterſchied zwiſchen beiden anzuerkennen. Das erſte wäre, wenn der Dichter eine vorübergehende Gelegenheit ergreift und ſie glücklich behandelt; das zweite, wenn er einen Umſtand glücklich zu benutzen weiß.

Dem Anſchein nach ſollte man das erſte vorziehen, weil etwas Flüchtiges, Lebendiges der Dichtung höchſt willkommen ſeyn muß. Da ſich aber die Poeſie nichts vorſchreiben läßt, ſo hängt es nur von ihr ab, auch etwas Beſtändiges zu Ehren zu bringen. Vielleicht iſt niemand dieſes beſſer gelungen als Herrn Béranger.

Die Herren Globiſten ſchreiben keine Zeile, die nicht politiſch wäre, d. h. die nicht auf den heutigen Tag einzuwirken trachtete. Sie ſind eine

gute, aber gefährliche Gesellschaft; man verhandelt gern mit ihnen, aber man fühlt, daß man auf seiner Hut seyn muß. Sie können und wollen ihre Absicht nicht verleugnen, den absoluten Liberalismus allgemein zu verbreiten. Deßhalb verwerfen sie alles Gesetzliche, Folgerechte als stationär und schlendrianisch; doch müssen sie beides gelegentlich in subsidium wieder herbeiholen. Das giebt ein Beben im Innern, ein Schwanken im Aeußern, das sehr unbehaglich empfunden wird, indem man sich zuletzt vor lauter Freiheit erst recht befangen fühlt.

Vollkommene Redner sind es, und wenn man sie als solche gelten läßt, ohne sich von ihnen rühren zu lassen, so gewähren sie viel Vergnügen und wichtige Belehrung.

Im Globe vom Jahre 1825 Seite 525 findet sich eine höchst merkwürdige Darstellung der geistigen Cultur der Normandie, so wie ein Blick über das Ganze der Akademien und literarischen und wissenschaftlichen Societäten, wie folgt:

„Indem wir so von alten akademischen Corporationen sprechen, wollen wir nicht sagen, daß der gegenwärtige Zustand der wissenschaftlichen Welt durchaus alle Versammlung dieser Art ablehnt; wir glauben dagegen, daß sie immer noch große Dienste leisten können, sobald sie nämlich dem Geiste unseres Jahrhunderts gemäßer organisirt sind, einen positiven und besondern Zweck bekennen, und was ihre Wahl und ihre Arbeiten betrifft, vollkommen unabhängig von den Regierungen da stehen; hauptsächlich aber, daß sie eine große Thätigkeit beweisen; denn da, wie überall, bewirken Thätigkeit und Bewegung das Leben. Auch wollen wir sie gern als Bienenstöcke gelten lassen, nur nicht als anmaßliche Tribunale. Ja, wir kennen sogar kein mächtigeres Mittel, den Untersuchungen eine glückliche Richtung zu geben, es sey nun auf einen Theil der menschlichen Kenntnisse oder auf eine tiefgreifende Untersuchung irgend einer Gegend. Auch kennen wir keine Anstalt, welche dem forschenden und mittheilenden Geiste der Zeit gemäßer wäre.

„Corporationen hingegen, welche sich bloß mit Literatur beschäftigen, lassen uns bedenken, daß, wenn es jemals eine Epoche gab, wo sie große Dienste thaten, diese Epoche ganz gewiß vorbei sey. Man möchte freilich wohl behaupten können, daß zu einer Zeit, wo die Nation zu weit von

unſern großen Dichtern ſtand, oder dieſe vielleicht durch ihre Schuld von der Nation ſich geſondert fanden, es vielleicht möglich geweſen ſeyn möchte, Männer von gebildetem Geiſt zu vereinigen und ihre Verſammlungen mit großer Solennität zu umgeben, und das Verdienſt der beurtheilten Werke durch das Anſehen des Gerichtshofes zu erhöhen. Aber wir bemerken leider, was die Franzöſiſche Akademie gegen den Cid gethan hat, und wir ſehen nicht, daß ſie etwas zu Gunſten der Athalie gewirkt hätte. Geſteht man denn auch, daß die ſämmtlichen Filiale, die untergeordneten Societäten, einigen Dienſt dieſer Art geleiſtet, ſo kann man dagegen den bedauerlichen und leider nicht zu leugnenden Einfluß anführen, den ſie auf unſere Literatur geübt haben, indem ſie mit aller Macht den proſaiſchen Sinn über den poetiſchen geltend machten, und zwar ganz natürlich von neun bis zehn gegen einen, ein Verhältniß, worin ſich damals die Poeten zu den Proſaiſten und Reimern befanden.

„Aber ohne dieſe wichtigen Fragen gegenwärtig zur Sprache zu bringen, laſſe man uns bemerken, daß, wenn dieſe Gerichtshöfe der Literatur jemals zu etwas genutzt haben, dieß gegenwärtig nicht mehr der Fall ſey. Die Reform, die ſeit dreißig Jahren in unſere Criminaljuſtiz eingetreten iſt, bringt nun endlich auch in unſere literariſche Geſetzgebung. Griesgrämliche Richter mit vertrocknetem Herzen und mit durch Gewöhnung an fremde Typen gefälſchtem Geiſte ſind nicht mehr an der Zeit, ſondern es werden Geſchworene ſeyn aus allen gebildeten Claſſen der Societät, die über Leben und Tod der Dichter zu urtheilen haben.“

Le Livre des Cent-et-un.

Tome I. Paris, Ladvocat 1831.

Die Veranlaſſung dieſes Werkes iſt, wie ſein Gehalt, jeder Aufmerkſamkeit werth. Der ebengenannte wohldenkende Buchhändler, durchaus ein rechtlicher Mann, fördert ſeit geraumer Zeit manches aufſtrebende Talent, deren einige nunmehr zu Ruf und Ruhm gelangt ſind. Durch Unglücksfälle wird er in den Zuſtand verſetzt, wo er augenblicklich unterzugehen befürchten muß, und nun vereinigen ſich dankbar, für ſich, für andere, für das Ganze, eine bedeutende Anzahl vorzüglicher Schriftſteller, durch ein folgereiches Werk ihn aufrecht zu erhalten.

Dieſem Werke gedachte man zuerſt einen andern Titel zu geben; es ward angekündigt als Le Diable boiteux à Paris, und ſollte, wie es jetzt durchgeführt wird, eine Sittenſchilderung der Pariſer Zuſtände, Eigenheiten, Verborgenheiten und Oeffentlichkeiten enthalten. Bei näherm Ueberſchauen und Würdern des ſich anhäufenden Gehaltes fand man jedoch, daß man ſich Unrecht thue, an ein früheres Werk zu erinnern, welches zu einer Zeit, die der gegenwärtigen an Intereſſe nicht gleich komme, erſchienen ſey, ſo viel Verdienſtliches auch ſolches enthalten möge. Hiervon giebt uns der Verleger in der Vorrede auf eine höchſt einfache Weiſe, ein Mitarbeiter in dem erſten Aufſatze höchſt geiſtreiche Kenntniß.

I.

Asmodée

macht anſchaulich den Unterſchied von jenem Dachabdecker und von gegenwärtiger Behandlung eines höchſt reichhaltigen Stoffes. Asmodée iſt hier der durch alle Jahrhunderte ſich durchziehende Geiſt ſcharfer Beobachtung, lieblos oder theilnehmend, vom Ariſtophanes herein durch alle Zeiten ſeine Maske nach den Forderungen der jedesmaligen Völker und Individualitäten, die ſich allein verhüllen, abändernd und einrichtend.

In dem jetzigen Paris wäre wenig geleiſtet, wenn man nur die Dächer abheben und in die obern Schlafkammern hineinblicken wollte. Unſern Mitarbeitern ſind die Feſtſäle der Großen zugänglich wie die Jammergewölbe der Gefängniſſe. Der zurückgezogenſte Miethmann iſt ihnen ſo werth als der begünſtigte Dichter, der in einem erleuchteten Saal vor einer glänzenden Geſellſchaft ſelbſt in ſeinem höchſten Glanze zu erſcheinen gedenkt. Sie führen uns an Orte, die wir kennen, über deren ausführlichere Kenntniß wir uns nun erfreuen; ſie laſſen uns gealterte Perſonen ſehen, die wir vor ſo viel Jahren in glänzender wirkſamer Jugend gekannt. Die mannichfaltigſten Denkweiſen und Gefühlarten mittheilend, gewinnen ſie uns für Intereſſen, welche nicht die unſerigen ſind.

Hieraus geht hervor, daß, je genauer man mit den Franzöſiſchen und beſonders mit den Pariſer Angelegenheiten bekannt iſt, man deſto größern Antheil an dieſem Werke nehmen wird. Deutſche Leſer werden manches zurückweiſen, obenhin behandeln und ſich für die bedeutenden, allgemein wichtigen, in die höchſten Bewegungen des Tages eingreifenden

Aufsätze erklären und dadurch für manches andere, welches ihnen nur Langeweile gemacht, sich entschädigt halten.

Ganz weislich sind die verschiedensten Beiträge, wie man Karten mischt, durch einander geschoben; in jedem Sinne geziemt es uns aber, die Verschiedenheiten zu sondern, jedes einzelne zu schätzen und bei dem ersten Theil eine Uebersicht über die neun folgenden vorzubereiten. Nur weniges daher aus den 18 Artikeln, aus denen der erste Band zusammengestellt ist.

II.

Une Maison du Marais.

Das kümmerlichste Daseyn meist älterer, anständiger, zurückgezogener Personen, ganz nah am Jammer, und doch eine Art von Welt, eine gewisse geregelte Genügsamkeit, bei grilligem Wesen der einzelnen; ein Beharren am Alten, häuslich Herkömmlichen; bei dringenden Vorfällen Nachgiebigkeit oder Ausweichen. Z. B. die Hauswirthin überwirft sich mit der Milchlieferantin; das Mißverhältniß ist nicht herzustellen, sie darf nicht mehr herein. Ein alter pensionirter Canzleiverwandter, der von der alten Milchfrau nicht lassen will, geht alle Morgen, für sich und seine betagte Stocknachbarin die Milch zum Kaffee die Straße entlang in ziemlicher Entfernung bei der herkömmlichen Milchfrau persönlich zu holen.

III.

Le Bourgeois de Paris.

Hier schöpft man schon freiern Athem. Ein rechtlicher, tüchtiger Mann füllt ein behagliches, honnettes Daseyn vollkommen aus, indem er sich in täglicher gewohnter Beschränkung froh findet, ja sogar unter fordernden Umständen sich nicht unschicklich erhebt und benimmt.

IV.

Une Fête aux Environs de Paris.

Auch ein Pariser Bürger, weniger solid als der vorige, nöthigt Frau, Freunde und Familie in ein fremdes, ländliches Element. Aus völliger Unkenntniß auswärtiger Zustände kommt er in mancherlei Verlegenheiten, nichts aber macht ihn irre; planlos, übereilt, eigensinnig, wird alles mißlich und ungenießbar vor ihm her, aber es kümmert ihn nicht, wenn

gehoffte Freuden verfehlt werden. Von drohenden Gefahren hat er keinen Begriff: daher geht er kühn drauf los, compromittirt ſeine Geſellſchaft auf's ſchlimmſte; aber, ſogar zuletzt tüchtig durchgeprügelt, bleibt er immer der behagliche Bürger.

V.

La Conciergerie.

Wir kehren in die engſte Stadt zurück. Ein Jüngling von ſechzehn Jahren wird zufällig in einem Hauſe ergriffen, wo die Policei eine Verſchwörung ahnt. Höchſt merkwürdig iſt es, wie auf dem Eingeführten ſogleich die eigenthümlichen Charaktere der obern, mittlern und untern Angeſtellten gewaltſam laſten. Gräulich iſt der Zuſtand; deſto erwünſchter ein Funke Menſchlichkeit, der wie ein Stern dieſe düſtern Gewölbe, wenn auch nur ſchwach und ſchwankend, erleuchtet.

VI.

La Morgue.

So werden die Gewölbe genannt, wo unter einem uralten Gebäude die unerkannten, im Waſſer oder ſonſt gefundenen Todten zur Schau niedergelegt werden. Wie oft hat uns die Beſchreibung und Erzählung von dieſer traurigen Stätte getrübt und geängſtigt! hier aber werden wir auf das anmuthigſte wieder in's Leben geführt. Zwei zu dieſer Anſtalt verpflichtete Männer leben unter demſelben Dache über dieſen ſich täglich erneuernden Gräuelſcenen; wir werden in ihre Familien eingeführt und finden recht hübſche, wohleingerichtete, anſtändige Leute, beſcheidene, aber wohlgearbeitete Mobilien, Ordnung und Zucht, ein Piano und bei dem einen Bewohner vier hübſche, wohlerzogene, heitere Töchter. Haben die mit Tagesfarben gemalten Zimmer uns erheitert, ſo begegnen wir unten gleich wieder dem größten Jammer. Eine Amme, auf der Poſt fahrend, ſchläft ein und läßt das ihr anvertraute Kind, das ſie auf's Land bringen will, von ihrem Schooße unter die Füße der Mitreiſenden ſchlüpfen und zieht es todt hervor. Das Betragen, ſo wie die Worte dieſer Frau ſind trefflich mitgetheilt; ihre Verzweiflung ſcheint ſich zu mildern, indem ſie ſich entfernt, allein ſie wird Abends todt neben das Kind gelegt.

VII.

Le Jardin des Plantes.

Gedichte von zwei verbündeten Poeten, einen freundlichen Beſuch an dieſem dem Leben und der Wiſſenſchaft gewidmeten Orte gar wohl ausſprechend.

VIII.

Le Palais Royal

mag als Gegenſatz gegen jenen Naturfrieden hier ſeine Wirkung thun; zu Tauſenden und aber Tauſenden iſt dieſes einzige Gebäude durchwandert, beſprochen und beſchrieben worden, und immer bleibt doch dieſe gegenwärtige Darſtellung für den Kenner früherer Zuſtände höchſt intereſſant. Er findet ſich befriedigt zu erfahren, wie es in dieſen Ausdehnungen gegenwärtig ausſieht, in dem Augenblick, als der Beſitzer dieſe königlichen Räume verläßt, um in königlichern ſeine Reſidenz aufzuſchlagen.

IX.

Une Maison de la Rue de l'Ecole de Médecine.

Aus jenem Getümmel werden wir in eine unbedeutende Wohnung, worauf die größten Erinnerungen haften, geführt. Wenn auch nicht oft, ſo geſchieht es doch zuweilen, daß junge, edle, lebhafte Männer, die, wenn man ſo ſagen darf, für eine glühende Neigung im Augenblick keinen Gegenſtand finden, ſich zurück auf die Weltgeſchichte, auf Biographien, Romane werfen, und ſich dort, ihre Leidenſchaft nährend, dergeſtalt verweilen, daß, da die Entſchwundene nicht mehr zu ergreifen iſt, ſie ſich auf's emſigſte nach der Localität, wo ſie gelebt, gewirkt, gehandelt, umthun, nach einer ſo heilig gehaltenen Stelle wallfahrten und, wenn ſie es vermöchten, gern über das engſte Gemäuer einen Tempel der Verehrung aufrichteten.

Hier ſehen wir einen trefflichen jungen Mann, der ſich der Erinnerung an Charlotte Corday hingiebt, Marats Wohnung aufſucht, ſie zuletzt auswittert, die düſtere Treppe hinauf den Schritten der Heroine folgt, dann das enge Vorzimmer, wo ſie gewartet hat, betritt und nicht ruht, bis ihm das Cabinet eröffnet wird, wo die Badewanne geſtanden und wo der Todesſtreich gelingt. Weniges, verſichert man ihm, ſey ſeit

jener Zeit verändert; wo denn auf- und absteigende Geister jener verbündeten Tyrannen ihn umdrängen und ihm beim Scheiden die ohnehin schmale Treppe verengen.

Durch diese Localität, so wie durch manche andere triviale Umstände, wird jene That wirklich größer und gräßlicher in unserer Einbildungskraft, unserm Gefühl wieder hervorgerufen.

X.

Le Bibliomane.

Wir gelangen in einen etwas mehr heitern, aber doch am Ende bänglichen Zustand. Das Seltene und oft Einzige alter Ausgaben steigert sich dergestalt in einem Liebhaber solcher Curiositäten, daß es zuletzt in Wahnsinn übergeht und er über eine versäumte Auction in völlige Verirrung verfällt, von welcher ihn nur der Tod befreit. Es ist nicht zu leugnen, daß dergleichen Liebhabereien, wenn sie nicht die Organe eines höhern Interesses sind, immer in eine Art von Verrücktheit ausarten. Einem unserer ehrwürdigen alten Bekannten machte man die Bemerkung, daß er ein Buch, das er in einer vorseyenden Auction im Katalog angestrichen, schon dreimal besitze. „Ein gutes Buch kann man nicht zu oft haben!“ versetzte er, und es ward zum viertenmal angeschafft. Bei Kupferstichen, besonders eigenhändigen Radirungen der Meister, kommt, genau besehen, etwas Aehnliches vor. Doch liegt die Entschuldigung hier näher, weil zwischen Exemplaren meist ein großer Unterschied stattfindet.

XI.

Les Bibliothèques publiques.

Es ist höchst wichtig, in solche Zustände hineinzusehen. Die Bücher werden massenweise verborgt, die Rückgabe nicht betrieben. Möge doch jeder Bibliothecar seine Hand an's Herz legen und sich freuen, wenn es in seinen Schatzkammern anders aussieht.

XII.

Une première représentation.

Das Herannahen des unseligen Geschickes eines Stücks, welches zuletzt ausgepfiffen wird, ist recht heiter und ausführlich vorgetragen.

Man kann dieſen und andere Aufſätze, deren Gegenſtand uns ſchon früher bekannt war, doch immer als Muſterbilder anſehen, die ſolche Gegenſtände in ihrer allgemeinen Charakteriſtik darſtellen. Höchſt intereſſant aber iſt

XIII.

Les Soirées d'Artistes.

Man ſieht in ein geſelliges, lebhaftes Kunſtleben hinein, wo ſich talentvolle junge Männer auf geiſtreiche Weiſe gemeinſam unterhalten. Auch hier läßt ſich das anarchiſche Princip einigermaaßen bemerken: jeder ſcheint als Künſtler nach ſeiner eigenen Weiſe zu verfahren; eine heitere Geſelligkeit verbindet ſie; von keinem Meiſter iſt die Rede, von dem man etwas zu lernen dächte, auf deſſen Urtheil ſich irgend ein Unternehmen bezöge. David iſt längſt abweſend und todt, und das Talent des Baron Gérard ſcheint außer dieſem Kreiſe zu liegen. So angenehm es aber auch ſeyn muß, viele Namen vorzüglich anerkannter Talente, begleitet von einiger Charakteriſtik, kennen zu lernen, ſo hat doch

XIV.

Abbaye aux Bois

ein allgemeineres Intereſſe. Wer erwartete in dieſen ehemals verſumpften und düſtern Kloſterräumen, welche zwar immer vorzügliche Menſchen beherbergten, gegenwärtig mehr als Einen literariſchen Salon eröffnet zu ſehen? Mehr oder weniger bejahrte Frauen, durch den Wechſel der Zuſtände ihrer frühern glänzenden Zuſtände beraubt, wohnen dort zur Miethe, in anſtändigen Zimmern. Madame Récamier verſammelt noch immer achtenswerthe, ſie hochachtende Perſonen.

Nun aber aus dieſem von allem Geräuſch entfernten ſtillen Bleiben werden wir

XV.

Zu einem Feſte im Palais Royal

aufgerufen. Hier wird Carl X. zum letztenmal von ſeinen Verwandten gefeiert, vom Volke mit einem Lebehoch begrüßt. Der König von Neapel bewundert ſelbſt das Feſt, womit man ſeine Gegenwart honorirt; aber

eine Ahnung schwebt durch die erleuchteten Prachtgemächer, und man erlaubt sich zu gestehen, daß man auf einem Vulcan juble.

Dieser, wir dürfen es wohl gestehen, welthistorische Aufsatz überleuchtet die übrigen; das von ihm ausgehende mächtige Licht verblendet die Leser dergestalt, daß sie den übrigen vorgemeldeten Aufsätzen nicht Gerechtigkeit, kaum eine billige Aufmerksamkeit schenken mögen. Dieß ist aber nicht unser Fall, wie man bisher gesehen hat, und wir gedenken daher noch mit Freundlichkeit

XVI.

Eines Liedes von Béranger an Chateaubriand.

XVII.

Einer Antwort dieses letztern, und

XVIII.

L'ingratitude politique.

Diese drei letzten Beiträge haben einigermaaßen das Gepräge einer individuellen Politik; wie es denn auch in der Folge nicht anders seyn kann, daß zwischen den Hundert und Einem sich differente Gesinnungen hervorthun. Genug, daß, indem sie gegen einander über stehen, sie sich nicht aus dieser Gesellschaft vertreiben und ausschließen.

Wenn uns nun der erste Theil schon zu so manchen Betrachtungen Gelegenheit gegeben, was werden uns nicht die nächst zu erwartenden neun übrigen Bände zu schaffen machen?

Die Athenerinnen.

Große Oper.

Poesie von Jouy. Musik von Spontini.

1832.

Der Gegenstand ist aus der heroischen Griechenzeit sehr glücklich gewählt; denn die Vortheile solcher Sujets sind sehr groß, indem sie bedeutende Zustände darbieten, edle, große Bildung, noch nah an der Natur, so wie eine gränzenlose Mythologie zu dichterischer Ausbildung.

Die Fabel iſt uns bekannt, jedoch hier in etwas verändert, mit allem Schmuck der neuern Zeitgeſinnungen und theatraliſchen Erforderniſſen begleitet und ausgeführt, und doch immer auf einem hohen poetiſchen Standpunkte gehalten. Die Ueberlieferung iſt trefflich genutzt, und ihr durch Mannichfaltigkeit menſchlicher Leidenſchaften, ſo wie durch herrliche Localitäten, pomphafte Umzüge, bewegte Vorkommenheiten alle theatraliſche Herrlichkeit auf das einſichtigſte verliehen.

Erſter Act.

Vor der Stadt Athen; zugleich über den Mauern anſtoßende Tempel und Prachtgebäude, im fernen Hintergrunde Andeutungen einer großen Stadt.

Kampfſpiele in Gegenwart des Königs, zu welcher Würde wir ſchon Theſeus erhoben finden.

Der Kämpfer ſucceſſives Gewinnen; Belohnungen durch die Hand einer ſchönen Bürgerin.

In dieſe friedlichen Verhandlungen ſtürmt Rivalität zweier Jünglinge herein: die Hauptſchöne Apamis wird von Alpheus und Polydor verlangt und gefordert. Dieß giebt Anlaß zu lebhaften Conteſtationen. Endlich, nachdem der Jungfrau die Wahl überlaſſen worden, reicht ſie ihre Hand dem Athenienſer Alpheus, dagegen tritt Polydor, ein Kretenſer, leidenſchaftlich drohend zurück.

Hier bemerken wir, daß nicht die Athener allein, ſondern ſämmtliche Griechen und Griechengenoſſen an dieſem Feſtkampf Theil nehmen; deßwegen wünſchte ich, daß Theſeus ſelbſt den Ueberwundenen Muth einſpräche, und auf Gelegenheit zu großen Thaten hindeutete. Dieß würde nun, da Theſeus erklärt, er ſey im Begriff, eine geheime Expedition vorzunehmen, wieder aufgefaßt und in Bewegung gebracht.

Alles entfernt ſich, und in Erwartung der Vermählungsfeier bleiben die Jungfrauen allein zurück. Hier eröffnet ſich ein höchſt liebenswürdiges Freundſchaftsverhältniß zwiſchen Apamis und Theano, einer durch das Gelübde ihrer ſterbenden Mutter gottgeweihten Jungfrau.

Dieſe Stelle beſonders verſpricht höchſt erfreulich zu ſeyn, indem aus dem bisherigen Tumult eine ſanfte Situation ſich loslöſ't, und uns in einen idylliſchen Zuſtand verſetzt, welchen der Dichter ſo glücklich behandelt hat, daß ſogar eine Romanze, die in einer neuen Oper nicht fehlen darf, als Duett und Chor hier auf das anmuthigſte vorgetragen

wird. Alsdann gesellt sich Alpheus hinzu, und das Glück der Liebe wird in einem vom Chor begleiteten Terzett gepriesen, worauf die Frauen sich entfernen.

Nun stürzt Polydor auf den zurückgebliebenen Alpheus wüthend heran, und die beiden Rivale entfernen sich fechtend.

Ein Kretensisches Schiff, durch fernen Gesang schon früher angekündigt, rückt näher und landet; Alcesias, eine Art Hoherpriester und Gesandter des Minos, tritt mit seinem geistlichen Gefolge auf, und indem er den Menschentribut der Athener zu fordern kommt, findet er seinen Sohn Polydor verwundet, an Kräften abnehmend, und muß ihn zuletzt sterben sehen. Alcesias, als Vater schmerzlich verletzt und ergrimmt, als Pfaffe mißwollend und tückisch, schwört, den Tod seines Sohnes zu rächen. Hier tritt also ein sehr leidenschaftliches Finale für die erste Abtheilung des ersten Acts glücklich ein: denn aus einem nahgelegenen Tempel hört man feierlich Hymenäen erschallen; die Kretenser, schmerzhaft theilnehmend, besetzen das Theater, und Alcesias kann sich ganz seiner theatralischen Wuth überlassen.

Veränderung der Scene.

Das Innere eines großen Tempels festlich geschmückt. Die Vermählungsfeierlichkeiten haben indessen ihren Gang genommen; mannichfaltige herrliche Aufzüge, Theseus zu Wagen an ihrer Spitze, werden eine glänzende Erscheinung seyn. Die symbolischen Feierlichkeiten werden mit Prunk durchgeführt, als, gerade beim Abschluß, unter Donner und Blitz, das innere Heiligthum sich aufthut, und Alcesias, als Pontifex Maximus, beinahe als Oberherr der sämmtlichen Griechischen Geistlichkeit anzusehen, hervortritt, den bräutlichen Altar verflucht, die alte Strafe, d. h. nach dem Verlauf von sieben Jahren wieder den Tribut von sieben Knaben und sieben Mädchen, fordert.

Man kann denken, daß in diesem Conflict alle Leidenschaften sich regen, und, von einem fortdauernden Gewitter begleitet, sich kräftig erweisen werden.

Um nun, was ich bei dem ersten Acte wünschen möchte, deutlich zu machen, ist es nöthig, die ältere überlieferte Fabel mit der neuern, wie sie die Oper uns bringt, zusammenzuhalten.

Aeltere Fabel.

Unter der Regierung des Königs Aegeus zu Athen wird ein Sohn des Minos, Königs von Kreta, in Athen als Gast erschlagen. Der Vater, dem es nicht gelingt, Rache zu nehmen, wendet sich an die Götter; eine Pest verheert Athen und, um diese loszuwerden, muß man sich die Bedingung gefallen lassen: alle sieben Jahre sieben Knaben und sieben Mädchen als Sühnopfer nach Kreta zu schicken, dem Ungeheuer Minotaurus zu gräßlichem Futter.

Aegeus, um dem Tadel seines Volks zu entgehen, sendet mit den übrigen Opfern seinen Sohn Theseus fort, welchem Ariadne, von Liebe entzündet, einen Faden verehrt, an dem er sich aus dem Labyrinth, dem Aufenthalte jenes Unthiers, wenn er solches erlegt, wieder herausfinden soll.

Dieß gelingt, Minotaurus wird erschlagen, Ariadne entführt. Leider kommt, durch einen Irrthum im Gefolg des Vorhergesagten, Aegeus der König um's Leben.

Neuere Fabel,

wie man sich solche aus dem Gedichte zu entwickeln hat.

Wir finden Theseus schon als König, aber, genau besehen, in einer bedenklichen Lage: denn jenes politische, geistliche Uebergewicht zu Gunsten Kretas besteht noch; sieben Jahre sind abgelaufen, und man zaudert, die schuldigen Opfer abzuliefern; im Gegentheil hat Theseus Kampfspiele angestellt, wir vermuthen, um die Tapfersten der Nation kennen zu lernen; denn alle Griechen und Griechengenossen sind eingeladen. Er hat im Sinn, auf's neue Kreta zu bekriegen, um entweder die Absendung der Opfer verweigern zu können oder die abzusendenden in Freiheit zu setzen. Diese Intention, die sich nur errathen läßt, wünschte ich deutlicher ausgesprochen, damit man sich beruhige, wenn in so bedenklicher Zeit Festspiele angestellt und Vermählungsceremonien umständlich durchgeführt werden. Die schönste Gelegenheit bietet sich Seite 10, wo Theseus, der hier nur als Liebhaber erscheint, auch als Held und König auftreten möge.

Da ferner jener Tribut in Gefolge einer Strafe von den Göttern erfolgte, so ist die Fiction, daß ein Oberpriester von Kreta kommt, um die verzögerten Schlachtopfer abzuholen, sehr zuläßig, ja glücklich. Nur wünschte ich, daß dieses Verhältniß etwas klarer angedeutet wäre.

Alceſtas, aus dem Schiffe ſteigend, würde ſich nicht etwa nur pantomimiſch, ſondern ausdrücklich erklären, und den Grund ſeiner Autorität, deren er ſich in der Folge bedient, kräftig ausſprechen. Das Chor der Kretenſiſchen Schiffe dürfte freilich nicht ſo freundlich behandelt werden: denn ſie wiſſen doch wohl, zu welch einer feindſeligen Abſendung ſie den Auftrag haben. Die Scene, wo ſie zum erſtenmal aus der Ferne vernommen werden, würde alsdann auch einen andern Eindruck machen. Wie ich denn ſogar vorſchlagen möchte, daß das Kretenſiſche Schiff mit ſchwarzen Segeln, allenfalls durch feuerrothe Flammen noch furchtbarer, herankäme. Dieß würde zu der leidenſchaftlichen Scene, wo Alceſtas ſeinen Sohn ſterbend findet, einen mächtigen Hintergrund geben.

Was den Schluß der achten Scene betrifft, ſo würde ich, wenn der Hoheprieſter aus dem Heiligthume tritt, ihn gleichfalls mit einem gewaltſamen Chor begleiten, aber den Donner nicht zugleich eingreifen laſſen. Der Zuſchauer ſtutzt, denſelbigen Mann, den er als einen höchſt leidenſchaftlich-feindſeligen kennen lernte und künftighin als einen liſtigen Pfaffen gewahr werden muß, von den Göttern gleichſam eingeführt und ſeine Handlungen ſanctionirt zu ſehen. Später möchten Wolken, Donner und Blitz ſich einfinden, wo man ſie auch wohl als Naturzufälligkeiten betrachten kann.

Durch dieſe Vorſchläge wird an der ganzen Sache nichts verrückt, und nur ein und der andere bedeutende Moment herausgehoben.

Uebrigens betheure ich noch hierbei, daß ich es keineswegs unangenehm empfinden werde, wenn man von meinen Vorſchlägen keinen Gebrauch macht. Ich weiß recht gut, daß man in Theaterſtücken, beſonders in Opern, nicht alles zu motiviren braucht, ja daß man, um des Contraſtes willen, manches unverſehens einführen darf; mir aber verzeihe man die Eigenheit, daß ich den Zuſchauer immer gerne verſtändigt wünſche, auch da, wo man ſeiner Einbildungskraft und ſeinen Gefühlen manches Wunderbare zumuthet.

Zweiter Act.

An dieſem wäre ſodann nichts weiter zu erinnern. Theſeus iſt abgefahren, hat uns aber die Ausſicht auf einen gewiſſen Sieg hinterlaſſen, ſo daß wir ganz geruhig, obgleich gerührt, zuſehen, wenn der Kretenſiſche

Pfaffe nunmehr gewiſſermaaßen die Obergewalt in Athen ausübt, die er, verbunden mit Liſt und Tücke, gar wohl zu benutzen weiß.

Die Scene des Looſens wird von großer Bedeutung ſeyn; die Befreiung des Alpheus und deſſen gelingende Abfahrt beſtärkt unſere Hoffnung, er werde, mit Theſeus verbunden, den Minotaurus erlegen und die bedrohten Opfer befreien, ſo daß der zweite Act an ſich nicht das mindeſte zu wünſchen übrig läßt.

Dritter Act.

Er iſt gleichfalls untadelig, die erſte Hälfte ſehr glücklich erfunden. Ariadne, die königliche Tochter, hat bei frühern, wenn auch nicht ganz entſcheidenden Expeditionen der Athener die Vorzüge des Theſeus kennen gelernt. Sie iſt ihm, wenn auch nicht auf die regelmäßigſte Weiſe, angetraut; ſie hofft auf eine mit ihm verabredete Rückkehr, und zwirnt indeſſen den magiſchen Faden, der ihn durch's Labyrinth geleiten ſoll.

Der Prieſter Alceſtas iſt indeſſen mit den beſtimmten Opfern angelangt, hat Kenntniß von der Ankunft des Theſeus, und bedient ſich einer böſen Liſt, indem er Ariadnen zu verſtehen giebt, Theſeus komme, um unter den zu opfernden Mädchen eine Geliebte, Apamis, zu befreien. Hieraus entſpringt ein eiferſüchtiges Mißverſtändniß, welches dem Dichter wie dem Componiſten Gelegenheit zu den ſchönſten Exhibitionen giebt.

Durch die Ankunft des Alpheus jedoch, wodurch ſich augenblicklich offenbart, daß er und nicht Theſeus Liebhaber der Apamis und Bräutigam ſey, löſ't ſich der Knoten ſchnell und glücklich. Man dürfte wohl ſagen, daß dieſer Anfang des dritten Acts eben ſo wohl für ein eigenes gutes Stück gelten könnte, als es hier einen höchſt erwünſchten Theil eines großen Ganzen ausmacht.

Eine zweite Decoration und Function, die man techniſch nennen könnte, weil ſie die Einrichtung des Theaters für das folgende möglich macht, geben hier ein intereſſantes einleitendes Zwiſchenſpiel.

Die Schlußdecoration, das Innere eines architektoniſchen Labyrinths vorſtellend, wird den Meiſtern theatraliſcher Architektur die beſte Gelegenheit geben, ihr hohes Talent zu erproben und zu entwickeln.

Bei dieſem düſtern, ja finſtern Local, iſt es ein ſehr glücklicher und unſchätzbarer Gedanke, den Ariadneiſchen Faden mit magiſch phosphoreſcirenden Kräften zu begaben, und zwar dergeſtalt, daß er nicht nur den

Weg der Helden leuchtend bezeichne, ſondern auch ſeine Spur an Pfeilern, Wänden und Säulen, wo ſie vorübergegangen, zurücklaſſe. Dieſer Gedanke, mit Genie und Geſchmack durchgeführt, muß die grauſigen Hallen mit der anmuthigſten Illumination verzieren.

Alles übrige: durch die Gewölbe ſchleichende Nebel, verſchiedenfarbig glühende Dünſte, Gebräll, Flammen und Getobe, was beim Leſen die Einbildungskraft verwirrt und über alle Möglichkeit der Ausführung hinauszugehen ſcheint, nicht weniger zuletzt das Zuſammenſtürzen des wunderſamſten Aufgebäudes zeigen den hohen Grad, auf welchen die Maſchiniſten, verbunden mit den mannichfaltigſten Kunſt- und Handwerksgenoſſen, ſich erheben konnten.

Endlich, nachdem wir genugſam mit unterirdiſchen, bunten, wandelnden Flammenſäulen, ja durch vulcaniſche gräuliche Exploſionen geängſtigt worden, ſind wir auf einmal in die Klarheit des Oceans verſetzt, auf welchen ſich ſelige Inſeln entwickeln und die glücklich Geretteten einhertragen. Selbſt die über das ganze Stück waltenden Götter, Pallas und Neptun, erſcheinen perſönlich, ſo daß endlich der Olymp nicht verſchmähen darf, ſich zu eröffnen und durch ſeine Gegenwart den Beifall zu ſanctioniren, den wir der Vorſtellung eines ſo reichlich ausgeſtatteten Theaterſtückes enthuſiaſtiſch zu ſpenden alle Urſache haben werden.

III.

Engliſche Literatur.

Byrons Don Juan.

1820.

Mir fehlt ein Held! „Ein Held, er ſollte fehlen,
Da Jahr und Monat neu vom neuſten ſpricht?“
Ein Zeitungsſchreiber mag ſich ſchmeichelnd quälen,
So ſagt die Zeit, es ſey der rechte nicht.
Von ſolchen mag ich wahrlich nichts erzählen,
Da nehm' ich mir Freund Juan in's Geſicht;
Wir haben in der Oper ihn geſehen
Früher, als billig war, zum Teufel gehen.

Vernon, der Metzger Cumberland und Wolf ſo mit,
Auch Hawke, Prinz Ferdinand, Burgoyne auf's beſte,
Keppel und Howe, ſie hatten ihre Feſte
Wie Wellesley jetzt. Der Könige Schattenſchritt
Vom Stamme Bancos — Raben aus Einem Neſte! —
Der Ruhm, die Luſt zu herrſchen reißt ſie mit.
Dumouriezs, Bonapartes Kampfgewinnſten,
Die Zeitung ſteht den Herren gleich zu Dienſten.

Barnave kennt und Briſſot die Geſchichte,
Condorcet, Mirabeau und Pétion auch;
Cloots, Danton, Marat litten viel Gerüchte,
Selbſt Lafayette, er ging beinah in Rauch.
Dann Joubert, Hoche, vom Militärverpflichte,
Lannes, Deſaix, Moreau! Es war der Brauch
Zu ihrer Zeit, an ihnen viel zu preiſen;
Doch will das nichts für meine Lieder heißen.

Nelſon war unſer Kriegsgott, ohne Frage,
Und iſt es noch dem herzlichſten Bekenntniß;
Doch von Trafalgar tönet kaum die Sage,
Und ſo iſt Fluth und Ebbe wetterwendiſch.
Denn die Armee iſt populär zu Tage,
Und mit dem Seevolk nicht im Einverſtändniß;
Der Prinz iſt für den Landdienſt, und indeſſen
Sind Duncan, Nelſon, Howe — ſie ſind vergeſſen.

Vor Agamemnon lebten manche Braven,
So wie nachher, von Sinn und hoher Kraft;
Sie wirkten viel, ſind unberühmt entſchlafen,
Da kein Poet ihr Leben weiter ſchafft.
Von unſern Helden möcht' ich niemand ſtrafen,
Da jeder ſich am Tag zuſammenrafft;
Für mein Gedicht wüßt' ich mir aber keinen,
Und nenne ſo Don Juan mein, den Meinen.

Wenn wir frühерhin eine Stelle aus dem vielleicht überſetzbaren Graf Carmagnola einzurücken Bedenken trugen, und gegenwärtig mit kühnem Verſuch den unüberſetzlichen Don Juan ergreifen und behandeln, ſo möchte dieß wohl als Widerſpruch angeſehen werden; deßhalb wir denn auf den Unterſchied hinzudeuten nicht ermangeln. Herr Manzoni iſt bei uns noch wenig bekannt; daher ſoll man ſeine Vorzüge erſt in ihrer ganzen Fülle, wie nur das Original ſie darbietet, kennen lernen; alsdann wird eine Ueberſetzung von einem unſerer jüngern Freunde gar wohl am Platze ſeyn: in Lord Byrons Talent ſind wir aber genugſam eingeweiht, und können ihm durch Ueberſetzung weder nutzen noch ſchaden, die Originale ſind in den Händen aller Gebildeten.

Uns aber wird ein ſolcher Verſuch, wäre auch das Unmögliche unternommen, immer einigen Nutzen bringen: denn wenn uns eine falſche Spiegelung auch das Originalbild nicht richtig wiedergiebt, ſo macht ſie uns doch aufmerkſam auf die Spiegelfläche ſelbſt und auf deren mehr oder weniger bemerkliche mangelhafte Beſchaffenheit.

Don Juan iſt ein gränzenlos geniales Werk, menſchenfeindlich bis

zur herbſten Grauſamkeit, menſchenfreundlich in die Tiefen ſüßeſter Neigung ſich verſenkend; und da wir den Verfaſſer nun einmal kennen und ſchätzen, ihn auch nicht anders wollen, als er iſt, ſo genießen wir dankbar, was er uns mit übermäßiger Freiheit, ja mit Frechheit vorzuführen wagt. Dem wunderlichen, wilden, ſchonungsloſen Inhalt iſt auch die techniſche Behandlung der Verſe ganz gemäß; der Dichter ſchont die Sprache ſo wenig als die Menſchen, und wie wir näher hinzutreten, ſo ſehen wir freilich, daß die Engliſche Poeſie ſchon eine gebildete komiſche Sprache hat, welcher wir Deutſchen ganz ermangeln.

Das Deutſchkomiſche liegt vorzüglich im Sinn, weniger in der Behandlung. Lichtenbergs Reichthum wird bewundert; ihm ſtand eine ganze Welt von Wiſſen und Verhältniſſen zu Gebote, um ſie wie Karten zu miſchen und nach Belieben ſchalkhaft auszuſpielen! Selbſt bei Blumauer, deſſen Vers- und Reimbildung den komiſchen Inhalt leicht dahinträgt, iſt es eigentlich der ſchroffe Gegenſatz vom Alten und Neuen, Edlen und Gemeinen, Erhabenen und Niederträchtigen, was uns beluſtigt. Sehen wir weiter umher, ſo finden wir, daß der Deutſche, um drollig zu ſeyn, einige Jahrhunderte zurückſchreitet und nur in Knittelreimen eigentlich naiv und anmuthig zu werden das Glück hat.

Beim Ueberſetzen des Don Juan ließen ſich dem Engländer manche Vortheile ablernen; nur Einen Spaß können wir ihm nicht nachahmen, welcher öfters durch ſeltſame und zweifelhafte Ausſprache mancher auf dem Papier ganz verſchieden geſtalteter Worte bewirkt wird. Der Engliſche Sprachkenner mag beurtheilen, in wiefern der Dichter auch da muthwillig über die Schnur gehauen.

Nur zufällig konnte die Ueberſetzung der hier mitgetheilten Strophen entſtehen, und wir laſſen ſie abdrucken, nicht als Muſter, ſondern zur Anregung. Unſere ſämmtlichen talentvollen Ueberſetzer ſollten ſich theilweiſe daran verſuchen; man müßte die Aſſonanzen, unreine Reime, und wer weiß was alles erlauben; dabei würde eine gewiſſe lakoniſche Behandlung nöthig ſeyn, um Gehalt und Gewicht dieſes frechen Muthwillens auszudrücken; erſt wenn etwas geleiſtet iſt, wird man ſich weiter darüber beſprechen können.

Sollte man uns vorwerfen, daß wir, durch Ueberſetzung eine ſolche Schrift in Deutſchland ausbreitend, unverantwortlich handeln, indem wir eine treue, ruhige, wohlhäbige Nation mit dem Unſittlichſten, was jemals

die Dichtkunst vorgebracht, bekannt zu machen trachten, so antworten wir, daß, nach unserm Sinne, diese Uebersetzungsversuche nicht gerade zum Druck bestimmt seyn müßten, sondern als Uebung guter, talentvoller Köpfe gar wohl gelten dürften. Sie mögen alsdann, was sie hierbei gewonnen, zu Lust und Freude ihrer Sprachgenossen bescheidentlich anwenden und ausbilden. Genau betrachtet, wäre jedoch von einem Abdruck solcher Gedichte kein sonderlicher Schade für die Moralität mehr zu befürchten, indem Dichter und Schriftsteller sich wunderlich geberden müßten, um sittenverderberischer zu seyn als die Zeitungen des Tags.

Manfred;

a dramatic Poem by Lord Byron. London 1817.

Eine wunderbare, mich nahberührende Erscheinung war mir das Trauerspiel Manfred von Byron. Dieser seltsame, geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und, hypochondrisch, die seltsamste Nahrung daraus gesogen. Er hat die seinen Zwecken zusagenden Motive auf eigene Weise benutzt, so daß keins mehr dasselbige ist, und gerade deßhalb kann ich seinen Geist nicht genugsam bewundern. Diese Umbildung ist aus dem Ganzen, daß man darüber und über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Vorbild höchst interessante Vorlesungen halten könnte, wobei ich freilich nicht leugne, daß uns die düstere Gluth einer gränzenlosen, reichen Verzweiflung am Ende lästig wird. Doch ist der Verdruß, den man empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung verknüpft.

Wir finden also in dieser Tragödie ganz eigentlich die Quintessenz der Gesinnungen und Leidenschaften des wunderbarsten, zu eigener Qual geborenen Talents. Die Lebens- und Dichtungsweise des Lord Byron erlaubt kaum gerechte und billige Beurtheilung. Er hat oft genug bekannt, was ihn quält; er hat es wiederholt dargestellt, und kaum hat irgend jemand Mitleid mit seinem unerträglichen Schmerz, mit dem er sich wiederkäuend immer herumarbeitet.

Eigentlich sind es zwei Frauen, deren Gespenster ihn unabläßig verfolgen, welche auch in genanntem Stück große Rollen spielen, die eine unter dem Namen Astarte, die andere, ohne Gestalt und Gegenwart, bloß eine Stimme.

Von dem gräßlichen Abentheuer, das er mit der ersten erlebt, erzählt man folgendes. Als ein junger, kühner, höchst anziehender Mann, gewinnt er die Neigung einer Florentiniſchen Dame; der Gemahl entdeckt es und ermordet ſeine Frau. Aber auch der Mörder wird in derſelben Nacht auf der Straße todt gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend jemand könnte geworfen werden. Lord Byron entfernt ſich von Florenz, und ſchleppt ſolche Geſpenſter ſein ganzes Leben hinter ſich drein.

Dieſes mährchenhafte Ereigniß wird durch unzählige Anſpielungen in ſeinen Gedichten vollkommen wahrſcheinlich, wie er denn z. B., höchſt grauſam in ſeinen eigenen Eingeweiden wüthend, die unſelige Geſchichte jenes Königs von Sparta auf ſich anwendet. Sie iſt folgende. Pauſanias, Lakedämoniſcher Feldherr, durch den wichtigen Sieg bei Platäa ruhmgekrönt, nachher aber durch Uebermuth, Starrſinn, rauhes, hartes Betragen die Liebe der Griechen, wegen heimlichen Verſtändniſſes mit dem Feinde das Vertrauen ſeiner Landsleute verlierend — dieſer ladet eine ſchwere Blutſchuld auf ſich, die ihn bis an ſein ſchmähliches Ende verfolgt. Denn als er im ſchwarzen Meere die Flotte der verbündeten Griechen befehligt, entbrennt er in raſender Leidenſchaft gegen eine ſchöne Byzantiniſche Jungfrau. Nach langem Widerſtreben gewinnt ſie der Machthaber endlich den Eltern ab; ſie ſoll Nachts zu ihm geführt werden. Schamhaft bittet ſie die Diener, die Lampen zu löſchen; es geſchieht, und ſie, im Zimmer umhertaſtend, ſtößt die Lampenſäule um. Aus dem Schlaf erwacht Pauſanias; argwöhniſch vermuthet er Mörder, ergreift das Schwert und haut die Geliebte nieder. Der gräßliche Anblick dieſer Scene verläßt ihn niemals, der Schatten verfolgt ihn unabläſſig, ſo daß er Gottheiten und geiſterbannende Prieſter vergebens anruft.

Welch ein verwundetes Herz muß der Dichter haben, der ſich eine ſolche Begebenheit aus der Vorwelt herausſucht, ſie ſich aneignet und ſein tragiſches Ebenbild damit belaſtet! Nachſtehender von Unmuth und Lebensverdruß überladene Monolog wird nun durch dieſe Anmerkungen verſtändlich; wir empfehlen ihn allen Freunden der Declamation zur bedeutenden Uebung. Hamlets Monolog erſcheint hier geſteigert. Kunſt gehört dazu, beſonders das Eingeſchaltete herauszuheben, und den Zuſammenhang des Ganzen rein und fließend zu erhalten. Uebrigens wird man leicht gewahr werden, daß ein gewiſſer heftiger, ja excentriſcher Ausdruck nöthig iſt, um die Intention des Dichters darzuſtellen.

Manfred allein.

Der Zeit, des Schreckens Narren ſind wir! Tage,
Beſtehlend, ſtehlen ſie ſich weg. Wir leben
In Lebensüberdruß, in Scheu des Todes.
In all den Tagen der verwünſchten Poſſe —
Lebend'ge Laſt auf widerſtrebendem Herzen,
In Sorgen ſtockt es, heftig ſchlägt's in Pein,
Der Freud' ein End' iſt Todeskampf und Ohnmacht —
In all den Tagen, den vergangnen, künft'gen —
Im Leben iſt nichts Gegenwart — du zählſt
Wie wenig! — weniger als wenig, wo die Seele
Nicht nach dem Tod verlangt, und doch zurück
Wie vor dem Winterſtrome ſchreckt. Das Fröſteln
Wär' nur ein Augenblick. — Ich hab' ein Mittel
In meiner Wiſſenskraft: die Todten ruf' ich,
Und frage ſie: was iſt denn, was wir fürchten?
Der Antwort ernſteſte iſt doch das Grab.
Und das iſt nichts, antworten ſie mir nicht.
Antwortete begrabner Prieſter Gottes
Dem Weib zu Endor! Spartas König zog
Aus Griech'ſcher Jungfrau nie entſchlafnem Geiſt
Antwort und Schickſal: das Geliebteſte
Hatt' er gemordet, wußt' nicht, wen er traf;
Starb ungeſühnt. Wenn er auch ſchon zu Hülfe
Den Zeus von Phrygus rief, Phigaliens
Arkadiſche Beſchwörer aufrief, zu gewinnen
Vom aufgebrachten Schatten ſein Verzeihen,
Auch eine Gränze nur des Rächens. Die verſetzte
Mit zweifelhaftem Wortſinn; doch erfüllt ward's.

Und hätt' ich nie gelebt, das, was ich liebe,
Wär' noch lebendig! hätt' ich nie geliebt,
Das, was ich liebe, wär' noch immer ſchön,
Und glücklich, glückverſpendend. Und was aber,
Was iſt ſie jetzt? Für meine Sünden büßt ſie! —

Ein Weſen? Denk' es nicht! — Vielleicht ein Nichts.
In wenig Stunden frag' ich nicht umſonſt;
In dieſer Stunde fürcht' ich, wie ich trotze.
Bis dieſe Stunde ſchreckte mich kein Schauen
Der Geiſter, guter, böſer. Zittr' ich nun,
Und fühl' am Herzen fremden, kalten Thau?
Doch kann ich thun, was mich im tiefſten widert;
Der Erde Schrecken ruf' ich auf. — Es nachtet!

Cain,

a Mystery by Lord Byron.

1824.

Nachdem ich über genanntes Werk faſt ein Jahr lang das Wunderbarſte mir hatte vorſagen laſſen, nahm ich es endlich ſelbſt zur Hand, da es mich denn zum Erſtaunen und Bewundern aufregte — eine Wirkung, die alles Gute, Schöne und Große auf den rein empfänglichen Geiſt ausüben wird. Gern ſprach ich darüber unter Freunden, und zugleich nahm ich mir vor, etwas öffentlich davon zu ſagen; allein je tiefer man in das Werk eines ſolchen Geiſtes hineindringt, deſto mehr empfindet man, wie ſchwer es ſey, es in ſich ſelbſt, geſchweige für andere zu reproduciren, und vielleicht hätte ich, wie über ſo viel anderes Treffliche, geſchwiegen, hätte mich nicht eine Anregung von außen abermals herangeführt.

Ein Franzoſe, Fabre d'Olivet, überſetzt gedachtes Stück in reimfreie Verſe, und glaubt es in einer Folge von philoſophiſch-kritiſchen Bemerkungen widerlegt zu haben. Nun iſt mir zwar dieſe ſeine Arbeit nicht zu Geſicht gekommen, allein der Moniteur vom 23. October 1823 nimmt ſich des Dichters an, und indem er über einzelne Theile und Stellen völlig in unſerm Sinne ſich ausdrückt, ſo weckt er unſere eigene Betrachtung wieder lebhaft auf, wie es zu geſchehen pflegt, wenn wir unter vielen gleichgültigen und verworrenen Stimmen endlich eine anſprechende vernehmen, da wir uns denn gern zu beifälliger Erwiederung finden laſſen. Wir hören den Sachwalter ſelbſt, indem er ſich folgendermaaßen ausſpricht.

„Jene Scene, welche ſich bis zu Cains Verfluchung durch Eva hinaufſteigert, zeugt, unſeres Bedünkens, von der energiſchen Tiefe der

Byronſchen Ideen; ſie läßt uns in Cain den würdigen Sohn einer ſolchen Mutter erkennen.“

Der Ueberſetzer fragt hier, woher wohl der Dichter ſein Urbild genommen? Lord Byron könnte ihm antworten, aus der Natur und ihrer Betrachtung, wie Corneille ſeine Cleopatra, wie die Alten ihre Medea darin fanden, wie uns die Geſchichte ſo viele Charaktere, beherrſcht von gränzenloſen Leidenſchaften, aufſtellt.

„Wer irgend das menſchliche Herz ſcharf beobachtet und erkannt hat, bis zu welchem Grade ſeine mannichfachen Regungen ſich verirren können, beſonders bei den Frauen, die im Guten wie im Böſen gleich ſchrankenlos erſcheinen, der wird gewiß dem Lord Byron nicht vorwerfen, ſich, wenn es gleich eine erſt entſtandene Welt und die allererſte Familie galt, an der Wahrheit verſündigt oder ſie nach Belieben überboten zu haben. Er ſchildert uns eine verdorbene Natur, wie Milton dagegen ſie in ihrer Schönheit und urſprünglichen Reinheit mit hinreißender Farbenfriſche zu malen wußte.

„Im Augenblick jener fürchterlichen Verwünſchung, die man dem Dichter vorwirft, war Eva nicht mehr das Meiſterſtück der Vollkommenheit und Unſchuld; ſchon hatte ſie vom Verſucher jene vergifteten Gährungsſtoffe empfangen, durch welche die herrlichen Anlagen und Gefühle, die der Urheber des Lebens zu ſo viel beſſerm Zwecke beſtimmt hatte, für immer entadelt wurden; ſchon war jene reine, ſüße Selbſtzufriedenheit in Eitelkeit übergegangen, und eine vom Feinde des Menſchengeſchlechts aufgeregte Neugierde, zu unſeligem Ungehorſam hintreibend, betrog die Abſichten des Schöpfers, und entſtellte das Meiſterſtück ſeiner Schöpfung.

„Eva in ihrer Vorliebe für Abel, in ihren wüthenden Verwünſchungen gegen ſeinen Mörder Cain, erſcheint höchſt conſequent mit ſich ſelbſt, ſo wie ſie nun einmal geworden. Der ſchwache, aber ſchuldloſe Abel, in welchem ſich nur ein gefallener Adam darſtellt, muß ſeiner Mutter um ſo lieber werden, als er ihr minder ſchmerzlich das demüthigende Bild ihres Fehltritts zurückruft. Cain dagegen, der weit mehr von ihrem eigenen Stolze geerbt, und jene Stärke, die Adam verloren, bewahrt hat, reizt alle Erinnerungen, alle Eindrücke der Eigenliebe auf einmal in ihr auf; tödtlich verwundet in dem Gegenſtand ihrer mütterlichen Vorliebe, kennt ihr Schmerz keine Gränzen mehr, obgleich der Mörder ihr eigener Sohn iſt. Einem ſo kräftigen Genie, wie Lord Byron, kam es zu, dieß Bild in fürchterlicher Wahrheit auszumalen; ſo mußte er es behandeln, oder gar nicht.“

Und ſo können wir denn ganz ohne Bedenken dieſes Wort wieder aufnehmen, und was vom Beſondern geſagt iſt, vom Allgemeinen ausſprechen: Wollte Lord Byron einen Cain ſchreiben, ſo mußte er ihn ſo behandeln, ſonſt lieber gar nicht.

Das Werk ſelbſt iſt nunmehr als Original und Ueberſetzung in vielen Händen; es bedarf alſo von unſerer Seite keines Ankündigens noch Anpreiſens; einiges jedoch glauben wir bemerken zu müſſen.

Der über alle Begriffe das Vergangene ſowohl als das Gegenwärtige, und, in Gefolg deſſen, auch das Zukünftige mit glühendem Geiſtesblick durchdringende Dichter hat ſeinem unbegränzten Talent neue Regionen erobert; was er aber in denſelben wirken werde, iſt von keinem menſchlichen Weſen vorauszuſehen. Sein Verfahren jedoch können wir ſchon einigermaaßen näher bezeichnen.

Er hält ſich an den Buchſtaben der bibliſchen Ueberlieferung; indem er nun das erſte Menſchenpaar ſeine urſprüngliche Reinheit und Schuldloſigkeit gegen eine geheimnißvoll veranlaßte Schuld vertauſchen, und die dadurch verwirkte Strafe auf alle Nachkommen forterben läßt, ſo legt er die ungeheure Laſt eines ſolchen Ereigniſſes auf die Schultern Cains, als des Repräſentanten einer ohne eigenes Vergehen in tiefes Elend geſtürzten, mißmuthigen Menſchheit. Dieſem gebeugten, ſchwer belaſteten Urſohne macht nun beſonders der Tod, von dem er noch gar keine Anſchauung hat, viel zu ſchaffen, und wenn er das Ende gegenwärtigen Mühſals wünſchen mag, ſo ſcheint es ihm noch widerwärtiger, ſolches mit einem ganz unbekannten Zuſtande zu vertauſchen. Schon hieraus ſieht man, daß das volle Gewicht einer erklärenden, vermittelnden und immer mit ſich ſelbſt ſtreitenden Dogmatik, wie ſie uns noch immer beſchäftigt, dem erſten unbehaglichen Menſchenſohne aufgebürdet worden.

Dieſe der menſchlichen Natur nicht fremden Widerwärtigkeiten wogen in ſeiner Seele auf und ab, und können durch die gottergebene Sanftmuth des Vaters und Bruders, durch liebevoll erleichterndes Mitwirken der Schweſter-Gattin nicht beſchwichtigt werden. Um ſie aber bis in's Unerträgliche zu ſchärfen, tritt Satan heran, ein kräftig verführender Geiſt, der ihn erſt ſittlich beunruhigt, ſodann aber wunderſam durch alle Welten führt, ihm das Vergangene übermäßig groß, das Gegenwärtige klein und nichtig, das Künftige ahnungsvoll und untröſtlich ſchauen läßt.

So kehrt er zu den Seinigen zurück, aufgeregter, obgleich nicht

ſchlimmer als er war, und da er im Familienweſen alles findet, wie er's verlaſſen hatte, ſo wird ihm die Zudringlichkeit Abels, der ihn zum Opfer nöthigen will, ganz unerträglich. Mehr ſagen wir nicht, als daß die Scene, in welcher Abel umkommt, auf das köſtlichſte motivirt iſt; und ſo iſt auch das folgende gleich groß und unſchätzbar. Da liegt nun Abel! Das iſt nun der Tod, von dem ſo viel die Rede war, und das Menſchengeſchlecht weiß eben ſo wenig davon als vorher.

Vergeſſen aber dürfen wir nicht, daß durch's ganze Stück eine Art von Ahnung auf einen Erlöſer durchgeht, daß der Dichter alſo ſich auch in dieſem Punkte, wie in allen übrigen, unſern Auslegebegriffen und Lehrweiſen anzunähern gewußt hat.

Von der Scene mit den Eltern, worin Eva zuletzt dem verſtummten Cain flucht, die unſer weſtlicher Nachbar ſo trefflich günſtig heraushebt, bleibt uns nichts zu ſagen übrig; wir haben uns nur mit Bewunderung und Ehrfurcht dem Schluſſe zu nähern.

Hier äußerte nun eine geiſtreiche, in Hochſchätzung Byrons mit uns verwandte Freundin, alles, was religiös und ſittlich in der Welt geſagt werden könne, ſey in den drei letzten Worten des Stückes enthalten.

Lebensverhältniß zu Byron.

1824.

Der deutſche Dichter, bis in's hohe Alter bemüht, die Verdienſte früherer und mitlebender Männer ſorgfältig und rein anzuerkennen, indem er dieß als das ſicherſte Mittel zu eigener Bildung von jeher betrachtete, mußte wohl auch auf das große Talent des Lords, bald nach deſſen erſtem Erſcheinen, aufmerkſam werden, wie er denn auch die Fortſchritte jener bedeutenden Leiſtungen und eines ununterbrochenen Wirkens unabläſſig begleitete.

Hierbei war denn leicht zu bemerken, daß die allgemeine Anerkennung des dichteriſchen Verdienſtes mit Vermehrung und Steigerung raſch auf einander folgender Productionen in gleichem Maaße fortwuchs. Auch wäre die dieſſeitige frohe Theilnahme hieran höchſt vollkommen geweſen, hätte nicht der geniale Dichter durch leidenſchaftliche Lebensweiſe und inneres Mißbehagen ſich ſelbſt ein ſo geiſtreiches als gränzenloſes Hervorbringen

und ſeinen Freunden den reizenden Genuß an ſeinem hohen Daſeyn einigermaaßen verkümmert.

Der deutſche Bewunderer jedoch, hierdurch nicht geirrt, folgte mit Aufmerkſamkeit einem ſo ſeltenen Leben und Dichten in aller ſeiner Excentricität, die freilich um deſto auffallender ſeyn mußte, als ihres Gleichen in vergangenen Jahrhunderten nicht wohl zu entdecken geweſen und uns die Elemente zur Berechnung einer ſolchen Bahn völlig abgingen.

Indeſſen waren die Bemühungen des Deutſchen dem Engländer nicht unbekannt geblieben, der davon in ſeinen Gedichten unzweideutige Beweiſe darlegte, nicht weniger ſich durch Reiſende mit manchem freundlichen Gruß vernehmen ließ.

Sodann aber folgte, überraſchend, gleichfalls durch Vermittlung, das Originalblatt einer Dedication des Trauerſpiels Sardanapal, in den ehrenreichſten Ausdrücken und mit der freundlichen Anfrage, ob ſolche gedachtem Stück vorgedruckt werden könnte.

Der deutſche, mit ſich ſelbſt und ſeinen Leiſtungen im hohen Alter wohlbekannte Dichter durfte den Inhalt jener Widmung nur als Aeußerung eines trefflichen, hochfühlenden, ſich ſelbſt ſeine Gegenſtände ſchaffenden, unerſchöpflichen Geiſtes mit Dank und Beſcheidenheit betrachten; auch fühlte er ſich nicht unzufrieden, als, bei mancherlei Verſpätung, Sardanapal ohne ein ſolches Vorwort gedruckt wurde, und fand ſich ſchon glücklich im Beſitz eines lithographirten Facſimile, zu höchſt werthem Andenken.

Doch gab der edle Lord ſeinen Vorſatz nicht auf, dem deutſchen Zeit- und Geiſtgenoſſen eine bedeutende Freundlichkeit zu erweiſen; wie denn das Trauerſpiel Werner ein höchſt ſchätzbares Denkmal an der Stirn führt.

Hiernach wird man denn wohl dem deutſchen Dichtergreiſe zutrauen, daß er, einen ſo gründlich guten Willen, welcher uns auf dieſer Erde ſelten begegnet, von einem ſo hochgefeierten Manne ganz unverhofft erfahrend, ſich gleichfalls bereitete, mit Klarheit und Kraft auszuſprechen, von welcher Hochachtung er für ſeinen unübertroffenen Zeitgenoſſen durchdrungen, von welchem theilnehmenden Gefühl für ihn er belebt ſey. Aber die Aufgabe fand ſich ſo groß und erſchien immer größer, je mehr man ihr näher trat: denn was ſoll man von einem Erdgeborenen ſagen, deſſen Verdienſte durch Betrachtung und Wort nicht zu erſchöpfen ſind?

Als daher ein junger Mann, Herr Sterling, angenehm von Perſon und rein von Sitten, im Frühjahr 1823 ſeinen Weg von Genua gerade

nach Weimar nahm, und auf einem kleinen Blatte wenige eigenhändige Worte des verehrten Mannes als Empfehlung überbrachte, als nun bald darauf das Gerücht verlautete, der Lord werde ſeinen großen Sinn, ſeine mannichfaltigen Kräfte an erhaben-gefährliche Thaten über Meer verwenden, da war nicht länger zu zaudern und eilig nachſtehendes Gedicht geſchrieben:

Ein freundlich Wort kommt, eines nach dem andern,
Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
Es ruft uns auf, zum Edelſten zu wandern;
Nicht iſt der Geiſt, doch iſt der Fuß gebunden.

Wie ſoll ich dem, den ich ſo lang begleitet,
Nun etwas Traulichs in die Ferne ſagen,
Ihm, der ſich ſelbſt im Innerſten beſtreitet,
Stark angewohnt, das tiefſte Weh zu tragen?

Wohl ſey ihm doch, wenn er ſich ſelbſt empfindet!
Er wage ſelbſt ſich hochbeglückt zu nennen,
Wenn Muſenkraft die Schmerzen überwindet,
Und wie ich ihn erkannt, mög' er ſich kennen.

Es gelangte nach Genua, fand ihn aber nicht mehr daſelbſt; ſchon war der treffliche Freund abgeſegelt und ſchien einem jeden ſchon weit entfernt; durch Stürme jedoch zurückgehalten, landete er in Livorno, wo ihn das herzlich Geſendete gerade noch traf, um es im Augenblicke ſeiner Abfahrt, den 24. Juli 1823, mit einem reinen ſchön gefühlten Blatt erwiedern zu können, als wertheſtes Zeugniß eines würdigen Verhältniſſes, unter den koſtbarſten Documenten vom Beſitzer aufzubewahren.

So ſehr uns nun ein ſolches Blatt erfreuen und rühren und zu der ſchönſten Lebenshoffnung aufregen mußte, ſo erhält es gegenwärtig durch das unzeitige Ableben des hohen Schreibenden den größten, ſchmerzlichſten Werth, indem es die allgemeine Trauer der Sitten- und Dichterwelt über ſeinen Verluſt für uns leider ganz insbeſondere ſchärft, die wir nach vollbrachtem großem Bemühen hoffen durften, den vorzüglichſten Geiſt, den glücklich erworbenen Freund und zugleich den menſchlichſten Sieger perſönlich zu begrüßen.

Nun aber erhebt uns die Ueberzeugung, daß ſeine Nation, aus dem theilweiſe gegen ihn aufbrauſenden, tadelnden, ſcheltenden Taumel plötzlich

zur Nüchternheit erwachen und allgemein begreifen werde, daß alle Schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche ſich auch der Beſte hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig geweſen, wogegen der ſtaunenswürdige Ruhm, zu dem er ſein Vaterland für jetzt und künftig erhebt, in ſeiner Herrlichkeit gränzenlos und in ſeinen Folgen unberechenbar bleibt. Gewiß, dieſe Nation, die ſich ſo vieler großer Namen rühmen darf, wird ihn verklärt zu denjenigen ſtellen, durch die ſie ſich immerfort ſelbſt zu ehren hat.

Leben Napoleons.

Von Walter Scott.

Der reichſte, gewandteſte, berühmteſte Erzähler ſeines Jahrhunderts unternimmt, die Geſchichte ſeiner Zeit zu ſchreiben.

Dabei entwickelt er nothwendig alle die Tugenden, die er bereits in ſeinen frühern Werken zu bethätigen wußte.

Er weiß den mannichfaltigen hiſtoriſchen Stoff deutlichſt aufzufaſſen.

Er dringt in die Bedeutung des Gehaltes ein.

Durch vieljährige literariſche Uebung gewinnt er ſich die höchſtmögliche Facilität der Behandlung und des Vortrags.

Die Eigenſchaft des Romans und die Form deſſelben begünſtigt ihn, indem er durch fingirte Motive das hiſtoriſch Wahre näher an einander rückt und zu einem Faßlichen vereinigt, während es ſonſt in der Geſchichte weit auseinanderſteht, und ſich kaum dem Geiſt, am wenigſten aber dem Gemüth ergreiflich darſtellt.

Er giebt ſich auf, die Geſchichte ſeiner Zeit dergeſtalt vorzutragen, daß er ſich die Eindrücke, welche ihm die jedesmaligen Ereigniſſe gemacht, wieder auf's genaueſte vergegenwärtigt; wobei er denn freilich nicht vermeiden kann, die Betrachtungen, zu welchen ihm die Folge Gelegenheit gegeben, als Regulativ und Bindemittel anzuwenden.

Walter Scott iſt 1771 geboren; alſo fällt ſeine Kindheit gerade in den lebhaftern Ausbruch des Nordamericaniſchen Kriegs.

Er war 17 bis 18 Jahre alt bei dem Ausbruche der Franzöſiſchen Revolution.

Was mußte er nicht in ſolcher Weiſe in ſolcher Zeit erleben?

Jetzt, da er ſtark in den Funfzigen ſteht, und durchaus nah genug von der Weltgeſchichte berührt worden, tritt er mit obgemeldeten Eigenſchaften auf, um öffentlich über das vergangene Wichtige ſich mit uns zu unterhalten.

Welche Erwartung dieß in mir erregen mußte, wird derjenige leicht abnehmen, der ſich vergegenwärtigt, daß ich, zwanzig Jahre älter als er, gerade im zwanzigſten Jahre perſönlich vor Paoli ſtand, und im ſechzigſten vor Napoleon.

Dieſe langen Jahre durch verſäumte ich nicht, ferner und näher mit den Weltereigniſſen in Berührung kommend, darüber zu denken und nach einer individuellen Weiſe die Gegenſtände mir zu ordnen und einen Zuſammenhang auszubilden.

Was konnte mir daher erwünſchter ſeyn, als mich in ruhigen Stunden nach Bequemlichkeit und Belieben, mit einem ſolchen Manne zu unterhalten, der auf ſeine klare, treue und kunſtfertige Weiſe mir dasjenige vorzuführen verſprach, worüber ich zeitlebens zu denken hatte, und durch die tagtäglichen Folgen jener großen Jahresreihe immer fortzudenken genöthigt bin.

Dieſes ſchreibe vorläufig nieder, eben als ich das Leſen dieſes Werkes beginne und gedenke, was mir wichtig ſcheint, in der Folge gleichfalls nach und nach niederzulegen.

Alsdann möchte ſich zeigen, was mir neu war, theils weil ich es nicht erfuhr, noch bemerkte, noch daſſelbe in ſeiner eigentlichen Bedeutung anerkannte; ferner welche Combinationen, Ein- und Ueberſichten mir beſonders wichtig geworden.

Hierbei wird an der Betrachtung das meiſte zu gewinnen ſeyn, daß, wie jedes Individuum die Weltgeſchichte nur auf ſeine Weiſe vernimmt, die Zeitungen im eigenen Sinne lieſt, ſo auch keine Partei, keine Nation hierin ganz rein zu verfahren fähig iſt, ſondern vielmehr immer erwartet und aufſucht, was ihren Begriffen zuſagt und ihren Leidenſchaften ſchmeichelt.

Haben wir den Franzoſen, die ſo mannichfaltig auch von verſchiedenen Seiten über die Revolution geſprochen, willig zugehört, haben wir uns von Deutſchen vielfach davon unterhalten und belehren laſſen, ſo muß es höchſt intereſſant ſeyn, einen Engländer, und zwar einen höchſt namhaften, zu vernehmen.

Wobei denn vorauszuſehen iſt, daß er es den andern Völkerſchaften, ſo wie manchem Individuum nicht zu Danke machen wird.

Hierüber würde ich, wenn mir eine Fortſetzung gelingen ſollte, zuallererſt meine Betrachtungen äußern und in's Klare zu bringen ſuchen, wer denn eigentlich ſpricht und zu wem?

Weimar, den 21. November 1827.

The Life of Friedrich Schiller.

Comprehending an examination of his works. London 1825.

Von dieſer Biographie Schillers wäre nur das Beſte zu ſagen; ſie iſt merkwürdig, indem ſie ein genaues Studium der Lebensvorfälle unſeres Dichters beweiſ't, ſo wie denn auch das Studium der Dichtungen unſeres Freundes und eine innige Theilnahme an denſelben aus dieſem Werke hervorgeht. Bewundernswürdig iſt es, wie ſich der Verfaſſer eine genügende Einſicht in den Charakter und das hohe Verdienſt dieſes Mannes verſchafft, ſo klar und ſo gehörig, als es kaum aus der Ferne zu erwarten geweſen.

Hier bewahrheitet ſich jedoch ein altes Wort: der gute Wille hilft zu vollkommener Kenntniß. Denn gerade daß der Schottländer den deutſchen Mann mit Wohlwollen anerkennt, ihn verehrt und liebt, dadurch wird er deſſen treffliche Eigenſchaften am ſicherſten gewahr, und vermag ſich zu einer Klarheit über ſeinen Gegenſtand zu erheben, zu der ſogar Landsleute des Trefflichen in frühern Tagen nicht gelangen konnten. Denn die Mitlebenden werden an vorzüglichen Menſchen gar leicht irre; das Beſondere der Perſon ſtört ſie, das laufende bewegliche Leben verrückt ihre Standpunkte, hindert das Kennen und Anerkennen eines ſolchen Mannes. Dieſer aber war von ſo außerordentlicher Art, daß der Biograph die Idee eines vorzüglichen Mannes vor Augen halten, und ſie durch individuelle Schickſale und Leiſtungen durchführen konnte und ſein Tagewerk dergeſtalt vollbracht ſah.

Vorwort zu Schillers Leben.

aus dem Engliſchen von Th. Carlyle. Frankfurt 1830.

Der hochanſehnlichen Geſellſchaft für ausländiſche ſchöne Literatur zu Berlin.

Als gegen Ende des vergangenen Jahres ich die angenehme Nachricht erhielt, daß eine mir freundlich bekannte Geſellſchaft, welche bisher ihre Aufmerkſamkeit inländiſcher Literatur gewidmet hatte, nunmehr dieſelbe auf die ausländiſche zu wenden gedenke, konnte ich in meiner damaligen Lage nicht ausführlich und gründlich genug darlegen, wie ſehr ich ein Unternehmen, bei welchem man auch meiner auf das geneigteſte gedacht hatte, zu ſchätzen wiſſe.

Selbſt mit gegenwärtigem öffentlichem Ausdruck meines dankbaren Antheils geſchieht nur fragmentariſch, was ich im beſſern Zuſammenhang zu überliefern gewünſcht hätte. Ich will aber auch das, wie es mir vorliegt, nicht zurückweiſen, indem ich meinen Hauptzweck dadurch zu erreichen hoffe, daß ich nämlich meine Freunde mit einem Manne in Berührung bringe, welchen ich unter diejenigen zähle, die in ſpätern Jahren ſich an mich thätig angeſchloſſen, mich durch eine mitſchreitende Theilnahme zum Handeln und Wirken aufgemuntert, und durch ein edles, reines, wohlgerichtetes Beſtreben wieder ſelbſt verjüngt, mich, der ich ſie heranzog, mit ſich fortgezogen haben. Es iſt der Verfaſſer des hier überſetzten Werkes, Herr Thomas Carlyle, ein Schotte, von deſſen Thätigkeit und Vorzügen, ſo wie von deſſen nähern Zuſtänden nachſtehende Blätter ein mehreres eröffnen werden.

Wie ich denſelben und meine Berliner Freunde zu kennen glaube, ſo wird zwiſchen ihnen und ihm eine frohe wirkſame Verbindung ſich einleiten, und beide Theile werden, wie ich hoffen darf, in einer Reihe von Jahren ſich dieſes Vermächtniſſes und ſeines fruchtbaren Erfolges zuſammen erfreuen, ſo daß ich ein fortdauerndes Andenken, um welches ich hier ſchließlich bitten möchte, ſchon als dauernd gegönnt, mit anmuthigen Empfindungen vorauszenießen kann.

Weimar, April 1830.

Vorwort.

Es iſt ſchon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede, und zwar nicht mit Unrecht: denn die ſämmtlichen Nationen, in

den fürchterlichſten Kriegen durch einander geſchüttelt, ſodann wieder auf ſich ſelbſt einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß ſie manches Fremde gewahr worden, in ſich aufgenommen, bisher unbekannte geiſtige Bedürfniſſe hie und da empfunden. Daraus entſtand das Gefühl nachbarlicher Verhältniſſe, und anſtatt daß man ſich bisher zugeſchloſſen hatte, kam der Geiſt nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freien geiſtigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden.

Dieſe Bewegung währt zwar erſt eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um ſchon einige Betrachtungen darüber anzuſtellen, und aus ihr baldmöglichſt, wie man es im Waarenhandel ja auch thun muß, Vortheil und Genuß zu gewinnen.

Gegenwärtiges, zum Andenken Schillers geſchriebene Werk kann, überſetzt, für uns kaum etwas Neues bringen; der Verfaſſer nahm ſeine Kenntniſſe aus Schriften, die uns längſt bekannt ſind, ſo wie denn auch überhaupt die hier verhandelten Angelegenheiten bei uns öfters durchgeſprochen und durchgefochten worden.

Was aber den Verehrern Schillers, und alſo einem jeden Deutſchen, wie man kühnlich ſagen darf, höchſt erfreulich ſeyn muß, iſt unmittelbar zu erfahren, wie ein zartfühlender, ſtrebſamer, einſichtiger Mann über dem Meere, in ſeinen beſten Jahren, durch Schillers Productionen berührt, bewegt, erregt und nun zum weitern Studium der deutſchen Literatur angetrieben worden.

Mir wenigſtens war es rührend zu ſehen, wie dieſer rein und ruhig denkende Fremde ſelbſt in jenen erſten, oft harten, faſt rohen Productionen unſeres verewigten Freundes immer den edlen, wohldenkenden, wohlwollenden Mann gewahr ward, und ſich ein Ideal des vortrefflichſten Sterblichen an ihm auferbauen konnte.

Ich halte deßhalb dafür, daß dieſes Werk, als von einem Jüngling geſchrieben, der deutſchen Jugend zu empfehlen ſeyn möchte: denn wenn ein munteres Lebensalter einen Wunſch haben darf und ſoll, ſo iſt es der, in allem Geleiſteten das Löbliche, Gute, Bildſame, Hochſtrebende, genug das Ideelle, und ſelbſt in dem nicht Muſterhaften das allgemeine Muſterbild der Menſchheit zu erblicken.

Ferner kann uns dieſes Werk von Bedeutung ſeyn, wenn wir ernſtlich betrachten, wie ein fremder Mann die Schillerſchen Werke, denen wir ſo mannichfaltige Cultur verdanken, auch als Quelle der ſeinigen ſchätzt, verehrt, und dieß ohne irgend eine Abſicht rein und ruhig zu erkennen giebt.

Eine Bemerkung möchte ſodann hier wohl am Platze ſeyn, daß ſogar dasjenige, was unter uns beinahe ausgewirkt hat, nun gerade in dem Augenblicke, welcher auswärts der deutſchen Literatur günſtig iſt, abermals ſeine kräftige Wirkung beginne und dadurch zeige, wie es auf einer gewiſſen Stufe der Literatur immer nützlich und wirkſam ſeyn werde.

So ſind z. B. Herders Ideen bei uns dergeſtalt in die Kenntniſſe der ganzen Maſſe übergegangen, daß nur wenige, die ſie leſen, dadurch erſt belehrt werden, weil ſie, durch hundertfache Ableitungen, von demjenigen, was damals von großer Bedeutung war, in anderm Zuſammenhange ſchon völlig unterrichtet worden. Dieſes Werk iſt vor kurzem in's Franzöſiſche überſetzt, wohl in keiner andern Ueberzeugung, als daß tauſend gebildete Menſchen in Frankreich ſich immer noch an dieſen Ideen zu erbauen haben.

In Bezug auf das dem Bande vorgeſetzte Bild ſey folgendes gemeldet. Unſer Freund, als wir mit ihm in Verhältniß traten, war damals in Edinburgh wohnhaft, wo er, in der Stille lebend, ſich im beſten Sinne auszubilden ſuchte und, wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit ſagen, in der deutſchen Literatur hierzu die meiſte Förderniß fand.

Später, um ſich ſelbſt und ſeinen redlichen literariſchen Studien unabhängig zu leben, begab er ſich, etwa zehn deutſche Meilen ſüdlicher, ein eigenes Beſitzthum zu bewohnen und zu benutzen, in die Grafſchaft Dumfries. Hier, in einer gebirgigen Gegend, in welcher der Fluß Nithe dem nahen Meere zuſtrömt, unfern der Stadt Dumfries, an einer Stelle, welche Craigenputtoch genannt wird, ſchlug er mit einer ſchönen und höchſt gebildeten Lebensgefährtin ſeine ländlich einfache Wohnung auf, wovon treue Nachbildungen eigentlich die Veranlaſſung zu gegenwärtigem Vorworte gegeben haben.

Gebildete Geiſter, zartfühlende Gemüther, welche nach fernem Guten ſich beſtreben, in die Ferne Gutes zu wirken geneigt ſind, erwehren ſich

kaum des Wunſches, von geehrten, geliebten, weitabgeſonderten Perſonen das Porträt, ſodann die Abbildung ihrer Wohnung, ſo wie der nächſten Zuſtände ſich vor Augen gebracht zu ſehen.

Wie oft wiederholt man noch heutiges Tags die Abbildung von Petrarcas Aufenthalt in Vaucluſe, Taſſos Wohnung in Sorrento! Und iſt nicht immer die Bieler Inſel, der Schutzort Rouſſeaus, ein ſeinen Verehrern nie genugſam dargeſtelltes Local?

In eben dieſem Sinne habe ich mir die Umgebungen meiner entfernten Freunde im Bilde zu verſchaffen geſucht, und ich war um ſo mehr auf die Wohnung des Herrn Thomas Carlyle begierig, als er ſeinen Aufenthalt in einer faſt rauhen Gebirgsgegend unter dem 55. Grade gewählt hatte.

Ich glaube durch ſolch eine treue Nachbildung der neulich eingeſendeten Originalzeichnungen gegenwärtiges Buch zu zieren und dem jetzigen gefühlvollen Leſer, vielleicht noch mehr dem künftigen, einen freundlichen Gefallen zu erweiſen, und dadurch, ſo wie durch eingeſchaltete Auszüge aus den Briefen des werthen Mannes, das Intereſſe an einer edlen allgemeinen Länder- und Weltannäherung zu vermehren.

Thomas Carlyle an Goethe.

Craigenputtoch, den 25. September 1828.

„Sie forſchen mit ſo warmer Neigung nach unſerm gegenwärtigen Aufenthalt und Beſchäftigung, daß ich einige Worte hierüber ſagen muß, da noch Raum dazu übrig bleibt. Dumfries iſt eine artige Stadt, mit etwa 15000 Einwohnern, und als Mittelpunkt des Handels und der Gerichtsbarkeit anzuſehen eines bedeutenden Diſtricts in dem Schottiſchen Geſchäftskreis. Unſer Wohnort iſt nicht darin, ſondern 15 Meilen — zwei Stunden zu reiten — nordweſtlich davon entfernt, zwiſchen den Granitgebirgen und dem ſchwarzen Moorgefilde, welche ſich weſtwärts durch Galloway meiſt bis an die Iriſche See ziehen. In dieſer Wüſte von Heide und Felſen ſtellt unſer Beſitzthum eine grüne Oaſe vor, einen Raum von geackertem, theilweiſe umzäuntem und geſchmücktem Boden, wo Korn reift und Bäume Schatten gewähren, obgleich ringsumher von Seemöven und hartwolligen Schafen umgeben. Hier, mit nicht geringer

Anſtrengung, haben wir für uns eine reine, dauerhafte Wohnung erbaut und eingerichtet; hier wohnen wir, in Ermangelung einer Lehr- oder andern öffentlichen Stelle, um uns der Literatur zu befleißigen, nach eigenen Kräften uns damit zu beſchäftigen. Wir wünſchen, daß unſere Roſen- und Gartenbüſche fröhlich heranwachſen, hoffen Geſundheit und eine friedliche Gemüthsſtimmung, um uns zu fördern. Die Roſen ſind freilich zum Theil noch zu pflanzen, aber ſie blühen doch ſchon in Hoffnung.

„Zwei leichte Pferde, die uns überall hintragen, und die Bergluft ſind die beſten Aerzte für zarte Nerven. Dieſe tägliche Bewegung, der ich ſehr ergeben bin, iſt meine einzige Zerſtreuung; denn dieſer Winkel iſt der einſamſte in Britannien, ſechs Meilen von einer jeden Perſon entfernt, die mich allenfalls beſuchen möchte. Hier würde ſich Rouſſeau eben ſo gut gefallen haben als auf ſeiner Inſel St. Pierre.

„Fürwahr, meine ſtädtiſchen Freunde ſchreiben mein Hierhergehen einer ähnlichen Geſinnung zu und weiſſagen mir nichts Gutes; aber ich zog hierher allein zu dem Zweck, meine Lebensweiſe zu vereinfachen und eine Unabhängigkeit zu erwerben, damit ich mir ſelbſt treu bleiben könne. Dieſer Erdraum iſt unſer; hier können wir leben, ſchreiben und denken, wie es uns am beſten däucht, und wenn Zoilus ſelbſt König der Literatur werden ſollte.

„Auch iſt die Einſamkeit nicht ſo bedeutend; eine Lohnkutſche bringt uns leicht nach Edinburgh, das wir als unſer Brittiſch Weimar anſehen. Habe ich denn nicht auch gegenwärtig eine ganze Ladung von Franzöſiſchen, deutſchen, Americaniſchen, Engliſchen Journalen und Zeitſchriften, von welchem Werth ſie auch ſeyn mögen, auf den Tiſchen meiner kleinen Bibliothek aufgehäuft!

„Auch an alterthümlichen Studien fehlt es nicht. Von einigen unſerer Höhen entdecke ich, ungefähr eine Tagreiſe weſtwärts, den Hügel, wo Agricola und ſeine Römer ein Lager zurückließen; am Fuße deſſelben war ich geboren, wo Vater und Mutter noch leben, um mich zu lieben. Und ſo muß man die Zeit wirken laſſen. Doch wo gerathe ich hin! Laſſen Sie mich noch geſtehen, ich bin ungewiß über meine künftige literariſche Thätigkeit, worüber ich gern Ihr Urtheil vernehmen möchte; gewiß ſchreiben Sie mir wieder und bald, damit ich mich immer mit Ihnen vereint fühlen möge."

Wir, nach allen Seiten hin wohlgesinnten, nach allgemeinster Bildung strebenden Deutschen, wir wissen schon seit vielen Jahren die Verdienste würdiger Schottischer Männer zu schätzen. Uns blieb nicht unbekannt, was sie früher in den Naturwissenschaften geleistet, woraus denn nachher die Franzosen ein so großes Uebergewicht erlangten.

In der neuern Zeit verfehlten wir nicht, den löblichen Einfluß anzuerkennen, den ihre Philosophie auf die Sinnesänderung der Franzosen ausübte, um sie von dem starren Sensualismus zu einer geschmeidigern Denkart auf dem Wege des gemeinen Menschenverstandes hinzuleiten. Wir verdankten ihnen gar manche gründliche Einsicht in die wichtigsten Fächer Brittischer Zustände und Bemühungen.

Dagegen mußten wir vor nicht gar langer Zeit unsere ethisch-ästhetischen Bestrebungen in ihren Zeitschriften auf eine Weise behandelt sehen, wo es zweifelhaft blieb, ob Mangel an Einsicht oder böser Wille dabei obwaltete, ob eine oberflächliche, nicht genug durchdringende Ansicht oder ein widerwilliges Vorurtheil im Spiele sey. Dieses Ereigniß haben wir jedoch geduldig abgewartet, da uns ja dergleichen im eigenen Vaterlande zu ertragen genugsam von jeher auferlegt worden.

In den letzten Jahren jedoch erfreuen uns aus jenen Gegenden die liebevollsten Blicke, welche zu erwiedern wir uns verpflichtet fühlen, und worauf wir in gegenwärtigen Blättern unsere wohldenkenden Landsleute, in sofern es nöthig seyn sollte, aufmerksam zu machen gedenken.

Herr Thomas Carlyle hatte schon den Wilhelm Meister übersetzt, und gab sodann vorliegendes Leben Schillers im Jahre 1825 heraus.

Im Jahre 1827 erschien German Romance in 4 Bänden, wo er aus den Erzählungen und Mährchen deutscher Schriftsteller, als Musäus, Lamotte Fouqué, Tieck, Hoffmann, Jean Paul und Goethe, heraushob, was er seiner Nation am gemäßesten zu seyn glaubte.

Die einer jeden Abtheilung vorausgeschickten Nachrichten von dem Leben, den Schriften, der Richtung des genannten Dichters und Schriftstellers geben ein Zeugniß von der einfach wohlwollenden Weise, wie der Freund sich möglichst von der Persönlichkeit und den Zuständen eines jeden zu unterrichten gesucht, und wie er dadurch auf den rechten Weg gelangt, seine Kenntnisse immer mehr zu vervollständigen.

In den Edinburgher Zeitſchriften, vorzüglich in denen, welche eigentlich fremder Literatur gewidmet ſind, finden ſich nun, außer den ſchon genannten deutſchen Autoren, auch Ernſt Schulze, Klingemann, Franz Horn, Zacharias Werner, Graf Platen und manche andere von verſchiedenen Referenten, am meiſten aber von unſerm Freunde beurtheilt und eingeführt.

Höchſt wichtig iſt bei dieſer Gelegenheit zu bemerken, daß ſie eigentlich ein jedes Werk nur zum Text und Gelegenheit nehmen, um über das eigentliche Feld und Fach, ſo wie alsdann über das beſondere Individuelle, ihre Gedanken zu eröffnen und ihr Gutachten meiſterhaft abzuſchließen.

Dieſe Edinburgh Reviews, ſie ſeyen dem Innern und Allgemeinen oder den auswärtigen Literaturen beſonders gewidmet, haben Freunde der Wiſſenſchaften aufmerkſam zu beachten: denn es iſt höchſt merkwürdig, wie der gründlichſte Ernſt mit der freieſten Ueberſicht, ein ſtrenger Patriotismus mit einem einfachen, reinen Freiſinn in dieſen Vorträgen ſich gepaart findet.

Genießen wir nun von dort in demjenigen, was uns hier ſo nah angeht, eine reine, einfache Theilnahme an unſern ethiſch-äſthetiſchen Beſtrebungen, welche für einen beſondern Charakterzug der Deutſchen gelten können, ſo haben wir uns gleichfalls nach dem umzuſehen, was ihnen dort von dieſer Art eigentlich am Herzen liegt. Wir nennen hier gleich den Namen Burns, von welchem ein Schreiben des Herrn Carlyle folgende Stelle enthält:

„Das einzige einigermaaßen Bedeutende, was ich ſeit meinem Hierſeyn ſchrieb, iſt ein Verſuch über Burns. Vielleicht habt Ihr niemals von dieſem Mann gehört, und doch war er einer der entſchiedenſten Genies; aber in der tiefſten Claſſe der Landleute geboren und durch die Verwicklungen ſonderbarer Lagen zuletzt jammervoll zu Grunde gerichtet, ſo daß, was er wirkte, verhältnißmäßig geringfügig iſt; er ſtarb in der Mitte der Mannsjahre (1796).

„Wir Engländer, beſonders wir Schottländer, lieben Burns mehr als irgend einen Dichter ſeit Jahrhunderten. Oft war ich von der Bemerkung betroffen, er ſey wenig Monate vor Schiller, in dem Jahre 1759, geboren, und keiner dieſer beiden habe jemals des andern Namen vernommen. Sie glänzten als Sterne in entgegengeſetzten Hemiſphären,

oder, wenn man will, eine trübe Erdatmoſphäre fing ihr gegenſeitiges Licht auf.“

Mehr jedoch, als unſer Freund vermuthen mochte, war uns Robert Burns bekannt. Das allerliebſte Gedicht John Barley-Corn war anonym zu uns gekommen, und, verdienter Weiſe geſchätzt, veranlaßte ſolches manche Verſuche, unſerer Sprache es anzueignen. Hans Gerſtenkorn, ein wackerer Mann, hat viele Feinde, die ihn unabläſſig verfolgen und beſchädigen, ja zuletzt gar zu vernichten drohen. Aus allen dieſen Unbilden geht er aber doch am Ende triumphirend hervor, beſonders zu Heil und Fröhlichkeit der leidenſchaftlichen Biertrinker. Gerade in dieſem heitern genialen Anthropomorphismus zeigt ſich Burns als wahrhaften Dichter.

Auf weitere Nachforſchung fanden wir dieſes Gedicht in der Ausgabe ſeiner poetiſchen Werke von 1822, welcher eine Skizze ſeines Lebens voranſteht, die uns wenigſtens von den Aeußerlichkeiten ſeiner Zuſtände bis auf einen gewiſſen Grad belehrte. Was wir in ſeinen Gedichten uns zueignen konnten, überzeugte uns von ſeinem außerordentlichen Talent, und wir bedauerten, daß uns die Schottiſche Sprache gerade da hinderlich war, wo er des reinſten, natürlichſten Ausdrucks ſich gewiß bemächtigt hatte. Im ganzen jedoch haben wir unſere Studien ſo weit geführt, daß wir die nachſtehende rühmliche Darſtellung auch als unſerer Ueberzeugung gemäß unterſchreiben können.

In wiefern übrigens unſer Burns auch in Deutſchland bekannt ſey, mehr als das Converſationslexikon von ihm überliefert, wüßte ich, als der neuern literariſchen Bewegungen in Deutſchland unkundig, nicht zu ſagen; auf alle Fälle jedoch gedenke ich die Freunde auswärtiger Literatur auf die kürzeſten Wege zu weiſen: The Life of Robert Burns. By J. G. Lockhart. Edinburgh 1828, recenſirt von unſerm Freunde im Edinburgh Review, December 1828. Nachfolgende Stellen, daraus überſetzt, werden den Wunſch, das Ganze und den genannten Mann auf jede Weiſe zu kennen, hoffentlich lebhaft erregen.

„Burns war in einem höchſt proſaiſchen Zeitalter, dergleichen Britannien nur je erlebt hatte, geboren, in den allerungünſtigſten Verhältniſſen, wo ſein Geiſt, nach hoher Bildung ſtrebend, ihr unter dem Druck täglich harter körperlicher Arbeit nachzuringen hatte, ja unter Mangel und

troſtloſeſten Ausſichten auf die Zukunft, ohne Förderniß, als die Begriffe, wie ſie in eines armen Mannes Hütte wohnen, und allenfalls die Reime von Ferguſon und Ramſay, als das Panier der Schönheit aufgeſteckt. Aber unter dieſen Laſten verſinkt er nicht; durch Nebel und Finſterniß einer ſo düſtern Region entdeckt ſein Adlerauge die richtigen Verhältniſſe der Welt und des Menſchenlebens; er wächſ't an geiſtiger Kraft und drängt ſich mit Gewalt zu verſtändiger Erfahrung. Angetrieben durch die unwiderſtehliche Regſamkeit ſeines innern Geiſtes, ſtrauchelt er vorwärts und zu allgemeinen Anſichten, und mit ſtolzer Beſcheidenheit reicht er uns die Frucht ſeiner Bemühungen, eine Gabe dar, welche nunmehr durch die Zeit als unvergänglich anerkannt worden.

„Ein wahrer Dichter, ein Mann, in deſſen Herzen die Anlage eines reinen Wiſſens keimt, die Töne himmliſcher Melodien vorklingen, iſt die köſtlichſte Gabe, die einem Zeitalter mag verliehen werden. Wir ſehen in ihm eine freiere, reinere Entwicklung alles deſſen, was in uns das Edelſte zu nennen iſt; ſein Leben iſt uns ein reicher Unterricht, und wir betrauern ſeinen Tod als eines Wohlthäters, der uns liebte ſo wie belehrte.

„Solch eine Gabe hat die Natur in ihrer Güte uns an Robert Burns gegönnt; aber mit allzu vornehmer Gleichgültigkeit warf ſie ihn aus der Hand als ein Weſen ohne Bedeutung. Es war entſtellt und zerſtört, ehe wir es anerkannten: ein ungünſtiger Stern hatte dem Jüngling die Gewalt gegeben, das menſchliche Daſeyn ehrwürdiger zu machen, aber ihm war eine weisliche Führung ſeines eigenen nicht geworden. Das Geſchick — denn ſo müſſen wir in unſerer Beſchränktheit reden —, ſeine Fehler, die Fehler der andern laſteten zu ſchwer auf ihm, und dieſer Geiſt, der ſich erhoben hätte, wäre es ihm nur zu wandern geglückt, ſank in den Staub, ſeine herrlichen Fähigkeiten wurden in der Blüthe mit Füßen getreten. Er ſtarb, wir dürfen wohl ſagen, ohne jemals gelebt zu haben. Und ſo eine freundlich warme Seele, ſo voll von eingeborenen Reichthümern, ſolcher Liebe zu allen lebendigen und lebloſen Dingen! Das ſpäte Tauſendſchönchen fällt nicht unbemerkt unter ſeine Pflugſchar, ſo wenig als das wohlverſorgte Neſt der furchtſamen Feldmaus, das er hervorwühlt. Der wilde Anblick des Winters ergetzt ihn; mit einer trüben, oft wiederkehrenden Zärtlichkeit verweilt er in dieſen ernſten Scenen der Verwüſtung; aber die Stimme des Windes wird ein Pſalm in ſeinem Ohr. Wie gern mag er in den ſauſenden Wäldern

dahin wandern! denn er fühlt ſeine Gedanken erhoben zu dem, der auf den Schwingen des Windes einherſchreitet. Eine wahre Poetenſeele! ſie darf nur berührt werden, und ihr Klang iſt Muſik.

„Welch ein warmes, allumfaſſendes Gleichheitsgefühl! welche vertrauensvolle, gränzenloſe Liebe! welch edelmüthiges Ueberſchätzen des geliebten Gegenſtandes! Der Bauer, ſein Freund, ſein nußbraunes Mädchen ſind nicht länger gering und dörfiſch, Held vielmehr und Königin; er rühmt ſie als gleich würdig des Höchſten auf der Erde. Die rauhen Scenen Schottiſchen Lebens ſieht er nicht im Arkadiſchen Lichte; aber in dem Rauche, in dem unebenen Tennenboden einer ſolchen rohen Wirthlichkeit findet er noch immer Liebenswürdiges genug. Armuth fürwahr iſt ſein Gefährte, aber auch Liebe und Muth zugleich; die einfachen Gefühle, der Werth, der Edelſinn, welche unter dem Strohdach wohnen, ſind lieb und ehrwürdig ſeinem Herzen. Und ſo über die niedrigſten Regionen des menſchlichen Daſeyns ergießt er die Glorie ſeines eigenen Gemüths, und ſie ſteigen, durch Schatten und Sonnenſchein geſänftigt und verherrlicht, zu einer Schonheit, welche ſonſt die Menſchen kaum in dem Höchſten erblicken.

„Hat er auch ein Selbſtbewußtſeyn, welches oft in Stolz ausartet, ſo iſt es ein edler Stolz, um abzuwehren, nicht um anzugreifen; kein kaltes, mißlauniſches Gefühl, ein freies und geſelliges. Dieſer poetiſche Landmann beträgt ſich, möchten wir ſagen, wie ein König in der Verbannung: er iſt unter die Niedrigſten gedrängt und fühlt ſich gleich den Höchſten; er verlangt keinen Rang, damit man ihm keinen ſtreitig mache. Den Zudringlichen kann er abſtoßen, den Stolzen demüthigen; Vorurtheil auf Reichthum oder Altgeſchlecht haben bei ihm keinen Werth. In dieſem dunklen Auge iſt ein Feuer, woran ſich eine abwürdigende Herablaſſung nicht wagen darf; in ſeiner Erniedrigung, in der äußerſten Noth vergißt er nicht für einen Augenblick die Majeſtät der Poeſie und Mannheit. Und doch, ſo hoch er ſich über gewöhnlichen Menſchen fühlt, ſondert er ſich nicht von ihnen ab; mit Wärme nimmt er an ihrem Intereſſe Theil, ja er wirft ſich in ihre Arme, und wie ſie auch ſetzen, bittet er um ihre Liebe. Es iſt rührend zu ſehen, wie in den düſterſten Zuſtänden dieſes ſtolze Weſen in der Freundſchaft Hülfe ſucht, und oft ſeinen Buſen dem Unwürdigen aufſchließt, oft unter Thränen an ſein glühendes Herz, ein Herz andrückt, das Freundſchaft nur als Namen kennt. Doch war er ſcharf- und ſchnellſichtig, ein Mann vom durchdringendſten Blick, vor

welchem gemeine Verſtellung ſich nicht bergen konnte. Sein Verſtand ſah durch die Tiefen des vollkommenſten Betrügers, und zugleich war eine großmüthige Leichtgläubigkeit in ſeinem Herzen. So zeigte ſich dieſer Landmann unter uns: eine Seele wie Aeolsharfe, deren Saiten, vom gemeinſten Winde berührt, ihn zu geſetzlicher Melodie verwandelten. Und ein ſolcher Mann war es, für den die Welt kein ſchicklicher Geſchäft zu finden wußte, als ſich mit Schmugglern und Schenken herumzuzanken, Acciſe auf den Talg zu berechnen und Bierfäſſer zu viſiren. In ſolchem Abmühen ward dieſer mächtige Geiſt kummervoll vergeudet, und hundert Jahre mögen vorübergehen, ehe uns ein gleicher gegeben wird, um vielleicht ihn abermals zu vergeuden."

Und wie wir den Deutſchen zu ihrem Schiller Glück wünſchen, ſo wollen wir in eben dieſem Sinn auch die Schottländer ſegnen. Haben dieſe jedoch unſerm Freunde ſo viel Aufmerkſamkeit und Theilnahme erwieſen, ſo wäre es billig, daß wir auf gleiche Weiſe ihren Burns bei uns einführten. Ein junges Mitglied der hochachtbaren Geſellſchaft, der wir Gegenwärtiges im ganzen empfohlen haben, wird Zeit und Mühe höchlich belohnt ſehen, wenn er dieſen freundlichen Gegendienſt einer ſo verehrungswürdigen Nation zu leiſten den Entſchluß faſſen und das Geſchäft treulich durchführen will. Auch wir rechnen den belobten Robert Burns zu den erſten Dichtergeiſtern, welche das vergangene Jahrhundert hervorgebracht hat.

Im Jahre 1829 kam uns ein ſehr ſauber und anzenfällig gedrucktes Octavbändchen zur Hand: Catalogue of German Publications, selected and systematically arranged. For W. H. Koller and Jul. Gahlmann. London.

Dieſes Büchlein, mit beſonderer Kenntniß der deutſchen Literatur, in einer die Ueberſicht erleichternden Methode verfaßt, macht demjenigen, der es ausgearbeitet, und den Buchhändlern Ehre, welche ernſtlich das bedeutende Geſchäft übernehmen, eine fremde Literatur in ihr Vaterland einzuführen, und zwar ſo, daß man in allen Fächern überſehen könne, was dort geleiſtet worden, um ſowohl den Gelehrten, den denkenden Leſer als auch den fühlenden und Unterhaltung ſuchenden anzulocken und

zu befriedigen. Neugierig wird jeder deutsche Schriftsteller und Literator, der sich in irgend einem Fache hervorgethan, diesen Katalog aufschlagen, um zu forschen, ob denn auch seiner darin gedacht, seine Werke, mit andern verwandten, freundlich aufgenommen worden. Allen deutschen Buchhändlern wird es angelegen seyn zu erfahren, wie man ihren Verlag über dem Canal betrachte, welchen Preis man auf das einzelne setze, und sie werden nichts verabsäumen, um mit jenen die Angelegenheit so ernsthaft angreifenden Männern in Verhältniß zu kommen, und dasselbe immerfort lebendig zu erhalten.

Wenn ich nun aber das von unserm Schottischen Freunde vor so viel Jahren verfaßte Leben Schillers, auf das er mit einer ihm so wohl anstehenden Bescheidenheit zurücksieht, hierdurch einleite und gegenwärtig an den Tag fördere, so erlaube er mir, einige seiner neuesten Aeußerungen hinzuzufügen, welche die bisherigen gemeinsamen Fortschritte am besten deutlich machen möchten.

Thomas Carlyle an Goethe.

Den 22. December 1829.

„Ich habe zu nicht geringer Befriedigung zum zweitenmal den Briefwechsel gelesen, und sende heute einen darauf gegründeten Aufsatz über Schiller ab für das Foreign Review. Es wird Ihnen angenehm seyn zu hören, daß die Kenntniß und Schätzung der auswärtigen, besonders der deutschen Literatur sich mit wachsender Schnelle verbreitet, so weit die Englische Zunge herrscht, so daß bei den Antipoden, selbst in Neuholland, die Weisen Ihres Landes ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, daß sogar in Oxford und Cambridge, unsern beiden Englischen Universitäten, die bis jetzt als die Haltpunkte der insularischen eigenthümlichen Beharrlichkeit sind betrachtet worden, es sich in solchen Dingen zu regen anfängt. Ihr Niebuhr hat in Cambridge einen geschickten Uebersetzer gefunden, und in Oxford haben zwei bis drei Deutsche schon hinlängliche Beschäftigung als Lehrer ihrer Sprache. Das neue Licht mag für gewisse Augen zu stark seyn; jedoch kann niemand an den guten Folgen zweifeln, die am Ende daraus hervorgehen werden. Laßt Nationen wie Individuen sich nur einander kennen, und der gegenseitige

TAYLOR INST. OXFORD

Haß wird ſich in gegenſeitige Hülfleiſtung verwandeln, und anſtatt natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt ſind, werden wir alle natürliche Freunde ſeyn."

Wenn uns nach allem dieſem nun die Hoffnung ſchmeichelt, eine Uebereinſtimmung der Nationen, ein allgemeineres Wohlwollen werde ſich durch nähere Kenntniß der verſchiedenen Sprachen und Denkweiſen nach und nach erzeugen, ſo wage ich von einem bedeutenden Einfluß der deutſchen Literatur zu ſprechen, welcher ſich in einem beſondern Falle höchſt wirkſam erweiſen möchte.

Es iſt nämlich bekannt genug, daß die Bewohner der drei Brittiſchen Königreiche nicht gerade in dem beſten Einverſtändniſſe leben, ſondern daß vielmehr ein Nachbar an dem andern genugſam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bei ſich zu rechtfertigen. Nun aber bin ich überzeugt, daß, wie die deutſche ethiſch-äſthetiſche Literatur durch das dreifache Britannien ſich verbreitet, zugleich auch eine ſtille Gemeinſchaft von Philogermanen ſich bilden werde, welche in der Neigung zu einer vierten, ſo nahverwandten Völkerſchaft auch unter einander als vereinigt und verſchmolzen ſich empfinden werden.

German Romance.

Volumes IV. Edinburgh 1827.

1827.

Um den Sinn dieſes Titels im Deutſchen wiederzugeben, müßten wir allenfalls ſagen: Muſterſtücke romantiſcher, auch mährchenhafter Art, ausgewählt aus den Werken deutſcher Autoren, welche ſich in dieſem Fache hervorgethan haben; ſie enthalten kleinere und größere Erzählungen von Muſäus, Tieck, Hoffmann, Jean Paul Richter und Goethe in freier, anmuthiger Sprache. Merkwürdig ſind die einem jeden Autor vorgeſetzten Notizen, die man, ſo wie die Schillerſche Biographie, gar wohl rühmen, auch unſern Tagesblättern und Heften zu Ueberſetzung und Mittheilung, wenn es nicht etwa ſchon uns unbewußt geſchehen iſt, empfehlen darf. Die Lebenszuſtände und Ereigniſſe ſind mit Sorgfalt dargeſtellt und geben

von dem individuellen Charakter eines jeden, von der Einwirkung deſſelben auf ſeine Schriften genugſame Vorkenntniß. Hier ſowohl wie in der Schillerſchen Biographie beweiſ't Herr Carlyle eine ruhige, klare, innige Theilnahme an dem deutſchen poetiſch-literariſchen Beginnen; er giebt ſich hin an das eigenthümliche Beſtreben der Nation; er läßt den einzelnen gelten, jeden an ſeiner Stelle, und ſchlichtet hierdurch gewiſſermaaßen den Conflict, der innerhalb der Literatur irgend eines Volkes unvermeidlich iſt: denn Leben und Wirken heißt eben ſo viel als Partei machen und ergreifen. Niemand iſt zu verdenken, wenn er um Platz und Rang kämpft, der ihm ſeine Exiſtenz ſichert, und einen Einfluß verſchafft, der auf eine glückliche weitere Folge hindeutet.

Trübt ſich nun hierdurch der Horizont einer innern Literatur oft viele Jahre lang, der Fremde läßt Staub, Dunſt und Nebel ſich ſetzen, zerſtreuen und verſchwinden, und ſieht jene fernen Regionen vor ſich aufgeklärt mit ihren lichten und beſchatteten Stellen, mit einer Gemüthsruhe, wie wir in klarer Nacht den Mond zu betrachten gewohnt ſind.

Hier nun mögen einige Betrachtungen, vor längerer Zeit niedergeſchrieben, eingeſchaltet ſtehen, ſollte man auch finden, daß ich mich wiederhole, wenn man nur zugleich geſteht, daß Wiederholung irgend zum Nutzen gereichen könne.

Offenbar iſt das Beſtreben der beſten Dichter und äſthetiſchen Schriftſteller aller Nationen ſchon ſeit geraumer Zeit auf das allgemein Menſchliche gerichtet. In jedem Beſondern, es ſey nun hiſtoriſch, mythologiſch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich erſonnen, wird man durch Nationalität und Perſönlichkeit hin jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchſcheinen ſehen.

Da nun auch im praktiſchen Lebensgange ein gleiches obwaltet, und durch alles irdiſch Rohe, Wilde, Grauſame, Falſche, Eigennützige, Liſtgenhafte ſich durchſchlingt, und überall einige Milde zu verbreiten trachtet, ſo iſt zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner Friede dadurch ſich einleite, aber doch daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grauſam, der Sieg weniger übermüthig.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dieß iſt es, was die übrigen ſich anzueignen haben. Die Beſonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um ſie ihr zu laſſen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer

Nation ſind wie ihre Sprache und ihre Münzſorten: ſie erleichtern den Verkehr, ja ſie machen ihn erſt vollkommen möglich.

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am ſicherſten erreicht, wenn man das Beſondere der einzelnen Menſchen und Völkerſchaften auf ſich beruhen läßt, bei der Ueberzeugung jedoch feſthält, daß das wahrhaft Verdienſtliche ſich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menſchheit angehört. Zu einer ſolchen Vermittlung und wechſelſeitigen Anerkennung tragen die Deutſchen ſeit langer Zeit ſchon bei. Wer die deutſche Sprache verſteht und ſtudirt, befindet ſich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waaren anbieten; er ſpielt den Dolmetſcher, indem er ſich ſelbſt bereichert.

Und ſo iſt jeder Ueberſetzer anzuſehen, daß er ſich als Vermittler dieſes allgemein geiſtigen Handels bemüht, und den Wechſeltauſch zu befördern ſich zum Geſchäft macht; denn was man auch von der Unzulänglichkeit des Ueberſetzens ſagen mag, ſo iſt und bleibt es doch eines der wichtigſten und würdigſten Geſchäfte in dem allgemeinen Weltverkehr.

Der Koran ſagt: „Gott hat jedem Volke einen Propheten gegeben in ſeiner eigenen Sprache.“ So iſt jeder Ueberſetzer ein Prophet in ſeinem Volke. Luthers Bibelüberſetzung hat die größten Wirkungen hervorgebracht, wenn ſchon die Kritik daran bis auf den heutigen Tag immerfort bedingt und mäkelt. Und was iſt denn das ganze ungeheure Geſchäft der Bibelgeſellſchaft anders, als das Evangelium einem jeden Volke, in ſeine Sprache und Art gebracht, zu überliefern?

Wallenstein.

From the German of Frederick Schiller. Edinburgh 1827.

1828.

Wenn ich oben (S. 392) durch ein poetiſches Gleichniß auf das Gefühl hindeutete, welches Ueberſetzungen unſerer dichteriſchen Arbeiten jederzeit erregen müſſen, ſo wird man mir gern zugeſtehen, daß ich bei einer Ueberſetzung Wallenſtein's eine beinahe noch lebhaftere Empfindung in mir hervorgebracht fühle.

Während der Arbeit an dieſer höchſt bedeutenden Trilogie kam ich dem Verfaſſer nicht von der Seite. Er hatte die Gabe, über das, was er vorhatte, ja ſo eben arbeitete, ſich mit Freunden beſprechen zu können.

Ein wunderbares Nachgeben und Verharren lag in der Natur ſeines ewig reflectirenden Geiſtes; es ſtörte ſeine Production keineswegs, ſondern regelte ſie und gab ihr Geſtalt, wie aus unſerer durch zehn Jahre geführten Correſpondenz nächſtens zu erſehen ſeyn wird.

Brachte ich nun, nach ſeiner Vollendung, dieſes dreifache Werk gemeinſchaftlich mit meinem Freunde auf das Theater, erduldete ich die Unbilden aller Proben, die Mühſeligkeiten der ganzen Technik, den Verdruß, daß denn doch zuletzt nicht alles gehörig zur Erſcheinung gelangte; wohnte ich ſo mancher Vorſtellung in kritiſch dirigirendem Sinne bei; klangen zuletzt die herrlichen Worte in des Schauſpielers individuellem, nicht immer rein correſpondirendem Sprachton mir vor die Ohren; wußte ich das Gedicht auswendig, ſo wird man mir verzeihen, wenn ich ſage, daß es mir zuletzt ganz trivial und bedeutungslos ward, ſo daß ich es in vielen Jahren weder wiederſehen noch leſen mochte.

Nun aber trat es mir auf einmal in der Sprache Shakſpeares entgegen; die große Analogie zweier vorzüglicher Dichterſeelen ging mir lebhaft auf; es war das erſte friſche wieder, daſſelbe in einem andern, und ſo neu, daß es mich wieder mit ſeiner völligen Kraft ergriff, und die innerlichſte Rührung hervorbrachte. Die Vorrede iſt höchſt bedeutend, indem ein tiefes Studium der Schillerſchen Werke daraus hervorgeht. Von dem Lager, das er nicht zu überſetzen wagt, giebt er hiſtoriſche Kenntniß, den Schlußgeſang aber überſetzt er, und wir vernehmen ihn auf's neue in fremder Sprache eben ſo aufregend, wie er vor Jahren auf uns wirkte.

Edinburgh Review, Foreign- und Foreign Quarterly Reviews.

1828.

Des Edinburgh Review, ſodann der dortigen Foreign- und Foreign Quarterly Reviews, dürfen wir dießmal nur flüchtig erwähnen.

Dieſe Zeitſchriften, wie ſie ſich nach und nach ein größeres Publicum gewinnen, werden zu einer gehofften allgemeinen Weltliteratur auf das wirkſamſte beitragen; nur wiederholen wir, daß nicht die Rede ſeyn könne, die Nationen ſollen übereindenken, ſondern ſie ſollen nur einander gewahr werden, ſich begreifen, und wenn ſie ſich wechſelſeitig nicht lieben mögen,

ſich einander wenigſtens dulden lernen. Wenn nun dießmal mehrere Geſellſchaften, welche die Brittiſchen Inſeln mit dem Ausland bekannt zu machen die Abſicht haben, in ſich ſelbſt wirklich übereinſtimmend erfunden werden, ſo erfahren wir Ausländer dadurch, wie man dort geſinnt iſt, wie man denkt und urtheilt. Im ganzen geſtehen wir gern, daß ſie höchſt ernſt, aufmerkſam, mit Fleiß, umſichtig und allgemein wohlwollend zu Werke gehen; und für uns wird das Reſultat ſeyn, daß wir über unſere eigene kaum vergangene Literatur, die wir gewiſſermaaßen ſchon beſeitigt haben, wiederum zu denken, und neue Betrachtungen anzuſtellen genöthigt werden. Bemerkenswerth iſt beſonders die bedeutende Art, irgend einen namhaften Autor zum Grunde zu legen, und das ganze Revier, worin derſelbige wirkt, bei dieſer Gelegenheit zu überſchauen.

Von Wilhelm Hoffmanns Werken ausgehend, ſprechen ſie von der Zuläſſigkeit des Uebernatürlichen in erſonnenen Dichtungen (on the Supernatural in fictitious Compositions). Bei den poetiſchen Leiſtungen von Ernſt Schulze kommt die Einwirkung Wielands durch Beiſpiel, die Theilnahme Bouterweks durch freundſchaftlich belehrenden Umgang zur Sprache. Ahasverus, von Klingemann, giebt Gelegenheit, das neuere deutſche Trauerſpiel, ſein Beſtreben und Unternehmen darzuſtellen.

Victor Couſins philoſophiſche Fragmente geben Anlaß, ungünſtig von der deutſchen Philoſophie überhaupt zu ſprechen, und ſich zuletzt für Jacobis Gefühlslehre zu erklären. Briefe eines deutſchen Reiſenden veranlaſſen den Referenten, auf die Seite derjenigen zu treten, welche Deutſchland gern als eine große Einheit ſehen möchten, und als Mittelpunkt derſelben uns eine große Hauptſtadt wünſchen. Bei den Aſſaſſinen des Herrn von Hammer, denen man alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird bemerkt, daß er denn doch zu ſehr als Parteiſchriftſteller auftrete, und den Widerwillen gegen die neueſten geheimen Geſellſchaften in jene Zeiten hinübertrage.

Ein Aufſatz, der von einigen Schriften, welche Franz Horn angehören, ausgeht, beſchäftigt ſich, dieſe im Rücken laſſend, gleichfalls auf eine höchſt merkwürdige Weiſe, die Labyrinthe deutſcher Denkart und Kunſt zu durchwandern und darzuſtellen. Werners Leben und Schriften ſcheinen ſie mit dem billigſten Ernſt behandelt zu haben; aber wir geſtehen gern, daß uns der Muth fehlte, jenen Complex von Vorzügen, Verirrungen, Thorheiten, Talenten, Mißgriffen und Extravaganzen,

Frömmlichkeiten und Verwegenheiten, an denen wir mehrere Jahre, bei redlich menschlicher Theilnahme, bitterlich gelitten, nochmals historisch-kritisch gelassenen Schrittes zu verfolgen.

Aber die Handelsweise jener Kunstrichter fordert in vielfachem Sinne unsere Aufmerksamkeit. Bei mannichfaltigem Abweichen deuten doch die in den Hauptpunkten übereinstimmenden Urtheile auf eine, wo nicht geschlossene Gesellschaft, doch auf eine Anzahl in gleichem Sinn und auf gleiche Weise herangewachsener Zeitgenossen. Bewundernswürdig ist der redliche Fleiß, sind die sorgfältigen Bemühungen, die sie anwenden, sich in unsern verwickelten ästhetisch-literarischen Zuständen umzuschauen, sie von einem höhern Standpunkte mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu überblicken, daher wir denn noch öfters darauf zurückzukehren hoffen dürfen.

The Foreign Quarterly Review.

Nr. 1. Juli 1827.

Vor allen Dingen berührt uns, wie in dieser Zeitschrift die sittlich-ästhetischen Bemühungen der Deutschen aufgenommen und angesehen sind. Der Referent dieses Faches ist ein merkwürdiger Mann, dem wir noch gar manche Aufklärung über uns selbst und andere verdanken werden.

In dem ersten Aufsatz, überschrieben: On the Supernatural in fictitious Compositions, welches wir übersetzen möchten: das Uebernatürliche in fabelhaften Erzählungen, hat er von den Werken unseres Hoffmann den Anlaß genommen, seine Gedanken auszusprechen.

Statt aller Definition und Erklärung trägt er eine kurze Geschichte vor, wodurch das natürlich Wahre des Ahnungsvollen und Schauderhaften vor den Geist gebracht wird; sodann zeigt er, wie von hier an die Einbildungskraft immer vorschreite, bis sie endlich, wenn sie keine höhere bändigende Kunst anerkennt, sich ganz und gar in's Falsche verliert, das Gräßliche, Schreckliche in's Unnatürliche und Unmögliche steigert, und zuletzt ganz und gar Unerträgliches hervorbringt.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat eine eigene Art von Kritik: es ist dieselbe, welche das Tageslicht ausübt, indem es die Gegenstände aller Art mit einer heitern Gleichgültigkeit beleuchtet, und sie eben dadurch

jedem Urtheil offenbar vorlegt. Hoffmanns talentreiches Naturell weiß er anzuerkennen; er begleitet ihn durch alle krankhaften Verirrungen mit freundlichem Bedauern bis zu den krampfhaften Aeußerungen eines vorzüglichen auf den Tod gefolterten Weſens, wo er zuletzt auszurufen gedrungen iſt: „Wir müſſen uns von dieſen Raſereien losſagen, wenn wir nicht ſelbſt toll werden wollen.“

Hören wir ihn ferner: „Es iſt unmöglich, Mährchen dieſer Art irgend einer Kritik zu unterwerfen; es ſind nicht die Geſichte eines poetiſchen Geiſtes, ſie haben kaum ſo viel ſcheinbaren Gehalt, als den Verrücktheiten eines Mondſüchtigen allenfalls zugeſtanden würde; es ſind fieberhafte Träume eines leichtbeweglichen, kranken Gehirns, denen wir, wenn ſie uns gleich durch ihr Wunderliches manchmal aufregen, oder durch ihr Seltſames überraſchen, niemals mehr als eine augenblickliche Aufmerkſamkeit widmen können. Fürwahr, die Begeiſterungen Hoffmanns gleichen oft den Einbildungen, die ein unmäßiger Gebrauch des Opiums hervorbringt, und welche mehr den Beiſtand des Arztes als des Kritikers fordern möchten. Und wenn wir auch anerkennen, daß der Autor, wenn er ſeiner Einbildungskraft ernſter geboten hätte, ein Schriftſteller der erſten Bedeutung geworden wäre, ſo dürfte er doch, indem er dem kranken Zuſtand ſeines zerrütteten Weſens nachhängt, jener gränzenloſen Lebhaftigkeit der Gedanken und Auffaſſungen als anheim gegeben erſcheinen, welche der berühmte Nicolai, nachdem er viel davon gelitten, doch endlich zu beſiegen das Glück hatte. Blutentleerungen und ſonſtige Reinigungen, verbunden mit geſunder Philoſophie und überlegter Beobachtung, würden unſern Hoffmann, wie jenen bedeutenden Schriftſteller, zu einem geſunden Geiſteszuſtand wieder zurückgebracht haben, und ſeine Einbildungskraft, in einem gleichen und ſtetigen Flug ſich bewegend, hätte vielleicht das höchſte Ziel poetiſcher Kunſt erreicht. Seine Werke jedoch, wie ſie gegenwärtig liegen, dürften nicht als Muſter der Nachahmung aufzuſtellen ſeyn, vielmehr als Warnungstafeln, die uns anſchaulich machen, wie die fruchtbarſte Einbildungskraft erſchöpft werden kann durch einen leichtſinnigen Verſchwendungstrieb des Beſitzers.“

Wir können den reichen Inhalt dieſes Artikels unſern Leſern nicht genugſam empfehlen: denn welcher treue, für Nationalbildung beſorgte Theilnehmer hat nicht mit Trauer geſehen, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre in Deutſchland wirkſam geweſen,

und solche Verirrungen als bedeutend fördernde Neuigkeiten gesunden Gemüthern eingeimpft worden!

Wir wollen noch einige gelegentliche Betrachtungen hinzufügen.

Wenn man auch keine Art der Production aus dem Reiche der Literatur ausschließen kann und soll, so besteht denn doch das immerfort sich wiederholende Unheil darin, daß wenn irgend eine Art von wunderlicher Composition sich hervorthut, der Verfasser von dem einmal betretenen Pfade nicht weichen kann und mag; wobei das Schlimmste ist, daß er gar viele mit mehr oder weniger Talent begabte Zeitgenossen nach sich reißt.

Würden vorzügliche Geister sich auf mehr als Eine Weise versuchen, so würden sie sich und andere überzeugen können, daß durch mannichfaltige Uebung der Geist eben so vielseitig wirksam werden kann, als er durch vielfache Studien an Klarheit und Umsicht gewinnt.

Daß eine gewisse humoristische Anmuth aus der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen entspringen könne, davon hat der Verfasser der neuen Melusine ein Zeugniß zu geben getrachtet; er hütete sich aber, den Versuch zu wiederholen, weil das Unternehmen schwieriger ist, als man denkt.

In diesem Bezug, obgleich etwas ferner liegend, finden wir eins der Grimmschen Kindermährchen zu empfehlen, wo der naturfeste Bauerjunge, der immer von Schaudern (Grieseln) hört, und, höchst neugierig, was denn das eigentlich für eine Empfindung sey, die gespensterhaftesten Abentheuer mit realistischer Gemüthsruhe besteht, und durch eine Reihe der fürchterlichsten Zustände hindurch, bei welcher dem Leser wirklich schaudert, seinen reinen Prosaismus bewährt, einen Tod- und Teufelsspuk als ganz etwas Gemeines behandelt, und im höchsten Glück sich nicht beruhigen kann, daß ihm eine solche Erfahrung nicht hat werden wollen, bis er endlich durch einen absurden Weiberspaß belehrt wird, was denn eigentlich Schaudern sey.

Der Gegensatz von Aeußerm und Innerm, von Einbildungskraft und Derbheit, von unverwüstlichem, gesundem Sinn und gespenstischem

Trug kann nicht beſſer dargeſtellt werden. Ja, daß er zuletzt nur auf eine ganz reale Weiſe zu beruhigen iſt, finden wir meiſterhaft erfunden, und ſo platt die Auflöſung ſcheinen mag, getrauen wir uns doch, ſie als höchſt geiſtreich anzurühmen.

Whims and Oddities.

1827.

Dieß Werk, deſſen Titel vielleicht mit Grillen und Nullitäten zu überſetzen wäre, läßt ſich ſchwer beurtheilen. Zuvörderſt wird der Leſer dadurch äußerſt irre, daß die eingeſchalteten barocken Figuren nur zum Theil auf die Gedichte und proſaiſchen Aufſätze, denen ſie beigegeben ſind, wirklichen Bezug haben; man ſucht im Texte Uebereinſtimmung mit den Bildern, und findet keine; ein andermal gehören ſie wieder ganz eigentlich zuſammen, und es brauchte Zeit, bis man hierüber ganz im Reinen ware. Denn wer will mit einem Humoriſten rechten, oder mit ihm völlig übereinkommen!

Der Autor gefällt ſich, nach allen Seiten hinzudeuten, ſich in Anſpielungen zu ergehen, welche der continentale Leſer wohl ſchwerlich alle ſich zurecht legen könnte. Mannichfaltige Stellen ſo verſtorbener als lebender Poeten und Schriftſteller aller Art, beſonders auch volksmäßige Sprüchlein und Redensarten verflicht er in ſeinen Vortrag, welche nicht auf uns wirken; da wir denn, wie immer in ſolchen Fällen, nur das Allgemeinere, weniger Bedeutende uns aneignen können.

Wie man aber nach und nach vorgemeldete Schwierigkeiten überwindet, ſo geſteht man dem Autor, wie dem Skizziſten, Geiſt und Talent ſehr gerne zu. Die proſaiſchen Aufſätze ſind lebhaft humoriſtiſch, aber mäßig, nicht fratzenhaft; der Klopffechter bleibt bei der Klinge. Die Gedichte zeugen zwar von keinem tiefen poetiſchen Sinn, aber man freut ſich an einem klaren, freien Blick auf die vorliegende Welt.

Vorzüglich brav iſt er zur See. Ebb' und Fluth, Wogen und Sturm, Schaum und Giſcht weiß er recht gut zu malen, und an Ort und Stelle gehörig zu brauchen; nur zieht er zuletzt alles, ſelbſt was ſich zum Erhabenen hinneigt, ins Abſurd-Poſſenhafte, welches denn beim erſten Aufſchlagen ſogleich einem jeden Leſer zum voraus angekündigt iſt.

IV.

Italiäniſche Literatur.

Don Ciccio.

1815.

Nachdem das Morgenblatt diesen, in der geheimen Italiänischen Literatur sehr berüchtigten Namen einmal ausgesprochen, so wird es nicht unwillkommen seyn das Nähere von ihm und seinem Gegner zu hören.

Der wahre Name des zu seiner Schmach vielbesungenen Mannes war Buonaventura Arrighini, gebürtig von Lucca; sein Widersacher aber hieß Giovanni Francesco Lazzarelli, Edelmann von Gubbio, durch Schriften in Prosa und Versen berühmt, Mitglied der vornehmsten Gesellschaften in Italien, besonders der Arcadier.

Lazzarelli, geboren im Jahre 1621, eilte glücklich auf der Bahn der Studien fort, und ergab sich der Rechtsgelehrtheit, welche er in der Römischen Curie, als Auditor des Cardinals Cardegna, praktisch ausübte. Allein, seine Familie zu erhalten, kehrte er in's Vaterland zurück, bekleidete manche öffentliche Aemter, und zuletzt das wichtigste eines Gonfaloniere; doch begab er sich aufs neue in ausländische Dienste und trieb die Geschäfte eines Rechtsfreundes zu Ferrara, Perugia, Macerata und Bologna; sogar Genua und Lucca wollten sich so vorzüglicher Talente bedienen. Zuletzt erhob ihn der Herzog von Mirandola zu seinem Rath und Secretär und endlich zum Präfecten der Residenz, wo er, stets in gutem Verhältniß zu seinem Fürsten und den berühmtesten Literatoren, 1693 starb.

Er war, sagen Gleichzeitige, eines ernsten und schönen Anblicks, von hoher Statur und reichlicher Körpergestalt. Kastanienbraune Haare, schwarze Augen und eine weite Stirn zeichneten ihn aus. Er hatte anmuthige und gefällige Manieren, eine wundersam kluge, gelehrte und erheiternde

Unterhaltung; ſeine Lebensart, ſeine Religion, Nächſtenliebe und Pflichtbefolgung wurden ohne Ausnahme gerühmt.

Als er im Gericht zu Macerata ſaß, war Arrighini ſein vertrauter College; worüber ſie ſich aber bis auf den Grad des ſeltſamſten Haſſes entzweit, iſt nicht bekannt geworden; genug, in dem Werke:

La Cicceide,

legittima di Giov. Francesco Lazzarelli.

Edizione accresciuta.

Amsterdam MDCCLXXX.

finden ſich 330 Sonette, welche alle damit ſchließen, daß Don Ciccio ein N. N. ſey. Hierauf folgen 80 Gedichte, zum Theil gleichfalls Sonette, ſämmtlich zu demſelben löblichen Zweck beſtimmt; das vorletzte iſt nach dem Tode des Ciccio und das letzte von dem Verfaſſer aus dem Fegfeuer datirt. Auch dieſe Zugabe iſt von gleichem, unverwüſtlichem Humor und poetiſchem Werth.

Nun glauben wir aber unſern Leſern eine Entwicklung ſchuldig zu ſeyn, wie es möglich geweſen eine ſolche Maſſe von Schmähgedichten, wohlgezählt 410, auf einen einzigen Mann auszuſchütten, der kein verdienſtloſer, ſchlechter Menſch, aber wohl eine ungeſchickte, zudringliche, anmaßliche Perſon geweſen ſeyn mag. Hätte nun der Dichter ſeinen Haß bloß verneinend ausgeſprochen, ſeinen Gegner nur geſcholten, ihm durch Verkleinerungen allen Werth und Würde zu rauben geſucht, ſo wäre es ihm ſchwerlich geglückt, den Leſer anzuziehen und feſtzuhalten. Da er aber glücklicherweiſe verſteht, ſeinen Schalkheiten poſitiven Gehalt zu geben, ſo bringt er uns jedesmal Gewinn, beſticht und nöthigt uns, auf Unkoſten ſeines Gegners zu lachen. Auf welchem Wege ihm jedoch dieſes gelingt, wird nunmehr umſtändlicher auseinanderzuſetzen ſeyn.

Lazzarelli hatte das Glück, in die Epoche einer ſehr hohen, aber auch zugleich freien und loſen Cultur zu fallen, wo es erlaubt iſt, die würdigſten Gegenſtände der nächſtvergangenen Zeiten parodiſtiſch zu benutzen. Die Sonette fallen in die Jahre 1683, 84, unter die Regierung Innocenz XI., die keineswegs bigott war. Ihn ſieht man ausgerüſtet mit allem, was Alterthum und Geſchichte darbietet, was ein kirchliches und politiſches Leben mittheilt, was Künſte ſpielend überliefern, und

wovon die Wiſſenſchaft entweder ſchon vollſtändige Kenntniß giebt oder doch die erſten Blicke gewährt. Gelehrſamkeit, Weltklugheit, Gründlichkeit und gefällige Aeußerungen, alles findet ſich beiſammen, und man würde nicht endigen, wenn man alle die Elemente hererzählen wollte, aus welchen der Verfaſſer ſeinen Muthwillen auferbaut; genug, nicht allein Italiäniſche Kenner und Naturforſcher, ſondern auch Franzöſiſche behaupten, daß Lucrez nicht würdiger von der Natur geſprochen, Homer ſie nicht ſchöner beſchrieben habe.

Ohne in ein ſolches unbedingtes, vielleicht manchem übertrieben ſcheinendes Lob gerade einzuſtimmen, will ich verſuchen, ferner abzuleiten, wie unſerm Autor daſſelbe zu Theil werden konnte.

Außer jenen ſchon zugeſtandenen großen Vorzügen eines glücklichen Naturells und einer ausreichenden theoretiſchen und praktiſchen Bildung genoß der Verfaſſer des noch größern Nationalvorzugs einer lebendigen Weltanſchauung. Der Italiäner, von Kindheit an öffentlich lebend, bemerkt, erſt ſpielend, dann heiter, dann ernſt, alle die unendlichen Abſtufungen, in welchen die bürgerliche Geſellſchaft ſich um ihn her bewegt. Alles, was dem Menſchen die Natur, was ihm Zuſtand und Ausbildung giebt, regt ſich vor einem klaren Auge ganz offenbar. Bedenke man nun, daß die beiden höchſten Zweige der Verfaſſung, alle Functionen des Religionscultus und der Gerichtspflege, ſich am hellen Tage, in der freien Luft, vor allen Augen das ganze Jahr über entfalten, ſo begreift man, was da zu ſehen, zu bemerken und zu lernen iſt. Der Bettler wie der Marcheſe, der Mönch wie der Cardinal, der Betturin wie der Krämer, der Handwerker wie der Künſtler, alle treiben ihr Weſen vor den aufmerkenden Augen einer immerfort urtheilenden Menge. Keine Nation hat vielleicht einen ſo ſcharfen Blick zu bemerken, wenn einer etwas Ungeſchicktes zu ſeinem Schaden oder etwas Kluges zu ſeinem Nutzen unternimmt, wovon der ſicherſte Beweis iſt, daß der größte Theil ihrer Sprichwörter aus ſolchen ſtrengen und unbarmherzigen Bemerkungen entſtanden.

Jenes öffentliche Leben der Italiäner, welches von allen Reiſenden gekannt, von allen Reiſebeſchreibern bemerkt iſt, bringt ein heiteres, glänzendes Weſen in ihre Literatur; ja die Italiäniſchen Schriftſteller ſind ſchwerer zu beurtheilen als die anderer Nationen. Ihre Proſaiſten werden Poeten, ehe man ſich's verſieht, weil ſie dasjenige, was mit dem Dichter

geboren wird, in ihren Kinderjahren gleich aus der zweiten Hand empfangen, und mit einem bequemen Reichthum nach ihren Fähigkeiten gar leicht gebaren können.

Hieraus läßt ſich einſehen, warum es bei dem Deutſchen gerade das Umgekehrte iſt, und warum wahrhaft poetiſche Naturen unſerer Nation zuletzt gewöhnlich ein trauriges proſaiſches Ende nehmen.

Jenes Aufpaſſen der Italiäner auf ein geſchicktes oder ungeſchicktes Betragen giebt gerade unſerm Lazzarelli ſehr viel Waffen gegen ſeinen Gegner. Dieſer mag von der Mutter Natur an Geſtalt nicht begünſtigt, in ſeinem Betragen nicht angenehm gebildet, in ſeinen Unternehmungen ſchwankend und unſicher, im Handeln übereilt, mitunter durch Heftigkeit widerwärtig, und mehr verworren als klar geweſen ſeyn: dieſes alles weiß nun ſein Gegner in einzelnen Fällen hervorzuheben, ſo genau und beſtimmt zu zeichnen, daß man einen zwar nicht verdienſtloſen, aber doch dämiſchen Menſchen vor ſich zu ſehen glaubt, ja den Griffel anfaſſen möchte, um die Caricatur auf der Tafel zu entwerfen.

Wie manches bliebe noch übrig, theils über die vorliegenden Gedichte zu ſprechen, theils bei dieſer Gelegenheit vergleichungsweiſe zu berühren; doch erſparen wir dieß auf andere Zeit, und bemerken nur noch folgendes.

In der erſten Luſt, als der Verfaſſer ein ganzes Jahr mit täglichen Invectiven auf ſeinen Widerſacher anfüllte, mag er mit Abſchriften nicht karg geweſen ſeyn, wie denn mehrere Sonette an benannte Perſonen als Zeugen der Abſurdität des Don Ciccio gerichtet ſind; hieraus mögen Sammlungen entſtanden ſeyn, bis zuletzt eine rohe Ausgabe hinter dem Rücken des Autors veranſtaltet worden. Hierüber beklagt er ſich, beſonders über fremden Einſchub, wahrſcheinlich um ſich gegen die verfänglichſten Stellen zu verwahren; ſpäterhin giebt er die Gedichte ſelbſt heraus, jedoch mit falſchem Verlegernamen und Druckort: Paris, bei Claudius Rind. Beide Ausgaben ſind uns nicht zu Augen gekommen; die dritte obgemeldete hingegen ſcheint ſorgfältig, jedoch nicht ohne Druckfehler, nach der zweiten abgedruckt, wahrſcheinlich auch in Italien. Dieſe iſt noch im Buchhandel zu finden, und keinen geiſtreichen Freund der Italiäniſchen Literatur wird es gereuen, ſie in ſeine Handbibliothek aufgenommen zu haben.

Dante.

1826.

Bei Anerkennung der großen Geistes- und Gemüthseigenschaften Dantes werden wir in Würdigung seiner Werke sehr gefördert, wenn wir im Auge behalten, daß gerade zu seiner Zeit, wo auch Giotto lebte, die bildende Kunst in ihrer natürlichen Kraft wieder hervortrat. Dieser sinnlich-bildlich bedeutend wirkende Genius beherrschte auch ihn. Er faßte die Gegenstände so deutlich in's Auge seiner Einbildungskraft, daß er sie scharf umrissen wiedergeben konnte; deßhalb wir denn das Abstruseste und Seltsamste gleichsam nach der Natur gezeichnet vor uns sehen. Wie ihn denn auch der dritte Reim niemals genirt, sondern auf eine oder andere Weise seinen Zweck ausführen und seine Gestalten umgränzen hilft. Der Uebersetzer (Streckfuß) nun ist ihm hierin meist gefolgt, hat sich das Vorgebildete vergegenwärtigt, und was zu dessen Darstellung erforderlich war, in *seiner* Sprache und *seinen* Reimen zu leisten gesucht. Bleibt mir dabei etwas zu wünschen übrig, so ist es in diesem Betracht.

Die ganze Anlage des Dantesschen Höllenlocals hat etwas Mikromegisches, und deßhalb Sinneverwirrendes. Von oben herein bis in den tiefsten Abgrund soll man sich Kreis in Kreisen imaginiren; dieses giebt aber gleich den Begriff eines Amphitheaters, das, ungeheuer, wie es seyn möchte, uns immer als etwas künstlerisch Beschränktes vor die Einbildungskraft sich hinstellt, indem man ja von oben herein alles bis in die Arena und diese selbst überblickt. Man beschaue das Gemälde des Orgagna, und man wird eine umgekehrte Tafel des Cebes zu sehen glauben, statt eines Kegels einen Trichter. Die Erfindung ist mehr rhetorisch als poetisch; die Einbildungskraft ist aufgeregt, aber nicht befriedigt.

Indem wir aber das Ganze nicht eben rühmen wollen, so werden wir durch den seltsamsten Reichthum der einzelnen Localitäten überrascht, in Staunen gesetzt, verwirrt und zur Verehrung genöthigt. Hier, bei der strengsten und deutlichsten Ausführung der Scenerie, die uns Schritt für Schritt die Aussicht benimmt, gilt das, was ebenmäßig von allen sinnlichen Bedingungen und Beziehungen, wie auch von den Personen

selbst, deren Strafen und Martern zu rühmen ist. Wir wählen ein Beispiel, und zwar den zwölften Gesang:

Rauhfelsig war's da, wo wir niederklommen,
Das Steingehäuf' den Augen übergroß;
So wie ihr dieser Tage wahrgenommen
Am Bergsturz diesseits Trento, der den Schooß
Der Etsch verengte, niemand konnte wissen
Durch Unterwühlung oder Erdenstoß?
Von Felsenmassen, dem Gebirg entrissen,
Unübersehbar lag der Hang bedeckt,
Fels über Felsen zackig hingeschmissen,
Bei jedem Schritte zaudert' ich erschreckt. — —
So gingen wir, von Trümmern rings umfaßt,
Auf Trümmern sorglich, schwankend aber wanken
Sie unter meinem Fuß, der neuen Last.
Er sprach darauf: In düsterſten Gedanken
Beschauest du den Felsenschutt, bewacht
Von toller Wuth; sie trieb ich in die Schranken.
Allein vernimm! Als in der Hölle Nacht
Zum erstenmal so tief ich abgedrungen,
War dieser Fels noch nicht herabgekracht;
Doch kurz vorher, eh' der herabgeschwungen
Vom höchsten Himmel herkam, der dem Dis
Des ersten Kreises große Beut' entrungen,
Erbebte so die graufe Finsterniß,
Daß ich die Meinung faßte, Liebe zücke
Durch's Weltall und stürz' in mächt'gem Riß.
In's alte Chaos neu die Welt zurücke.
Der Fels, der seit dem Anfang fest geruht,
Ging damals hier und anderwärts in Stücke.

Zuvörderst nun muß ich folgendes erklären. Obgleich in meiner Originalausgabe des Dante (Venedig 1799) die Stelle e quel bis schivo auch auf den Minotaur gedeutet wird, so bleibt sie mir doch bloß auf das Local bezüglich. Der Ort war gebirgig, rauhfelsig (alpestro), aber

das iſt dem Dichter nicht genug geſagt; das Beſondere daran (per quel ch' iv' er' anco) war ſo ſchrecklich, daß es Augen und Sinn verwirrte. Daher um ſich und andern nur einigermaaßen genugzuthun, erwähnt er, nicht ſowohl gleichnißweiſe als zu einem ſinnlichen Beiſpiel, eines Bergſturzes, der wahrſcheinlich zu ſeiner Zeit den Weg von Trento nach Verona verſperrt hatte. Dort mochten große Felſenplatten und Trümmerkeile des Urgebirgs noch ſcharf und friſch über einander liegen, nicht etwa verwittert, durch Vegetation verbunden und ausgeglichen, ſondern ſo, daß die einzelnen großen Stücke, hebelartig aufruhend, durch irgend einen Fußtritt leicht in's Schwanken zu bringen geweſen. Dieſes geſchieht denn auch hier, als Dante herabſteigt. Nun aber will der Dichter jenes Naturphänomen unendlich überbieten; er braucht Chriſti Höllenfahrt, um nicht allein dieſem Sturz, ſondern auch noch manchem andern umher in dem Höllenreiche eine hinreichende Urſache zu finden.

Die Wanderer nähern ſich nunmehr dem Blutgraben, der bogenartig, von einem gleichrunden ebenen Strande umfangen iſt, wo Tauſende von Centauren umherſprengen und ihr wildes Wächterweſen treiben. Virgil iſt auf der Fläche ſchon nah genug dem Chiron getreten, aber Dante ſchwankt noch mit unſicherm Schritt zwiſchen den Felſen. Wir müſſen noch einmal dahin ſehen; denn der Centaur ſpricht zu ſeinen Geſellen:

Bemerkt! der hinten kommt, bewegt,
Was er berührt, wie ich es wohl gewahrte,
Und wie's kein Todtenfuß zu machen pflegt.

Man frage nun ſeine Einbildungskraft, ob dieſer ungeheure Berg- und Felſenſturz im Geiſte nicht vollkommen gegenwärtig geworden ſey?

In den übrigen Geſängen laſſen ſich, bei veränderter Scene, eben ein ſolches Feſthalten und Ausmalen durch Wiederkehr derſelben Bedingungen finden und vorweiſen. Solche Parallelſtellen machen uns mit dem eigentlichſten Dichtergeiſt Dantes auf den höchſten Grad vertraut.

Der Unterſchied des lebendigen Dante und der abgeſchiedenen Todten wird auch anderwärts auffallend, wie z. B. die geiſtigen Bewohner des Reinigungsortes (Purgatorio) vor Dante erſchrecken, weil er Schatten wirft, woran ſie ſeine Körperlichkeit erkennen.

Claſſiker und Romantiker in Italien,

ſich heftig bekämpfend.

1818.

Romantico! den Italiänern ein ſeltſames Wort, in Neapel und dem glücklichen Campanien noch unbekannt, in Rom unter deutſchen Künſtlern allenfalls üblich, macht in der Lombardei, beſonders in Mailand, ſeit einiger Zeit großes Aufſehen. Das Publicum theilt ſich in zwei Parteien, ſie ſtehen ſchlagfertig gegen einander, und wenn wir Deutſchen uns ganz geruhig des Adjectivums romantiſch dabei bedienen, ſo werden dort durch die Ausdrücke Romanticismus und Kriticismus zwei unverſöhnliche Secten bezeichnet. Da bei uns der Streit, wenn es irgend einer iſt, mehr praktiſch als theoretiſch geführt wird, da unſere romantiſchen Dichter und Schriftſteller die Mitwelt für ſich haben, und es ihnen weder an Verlegern noch Leſern fehlt, da wir über die erſten Schwankungen des Gegenſatzes längſt hinaus ſind, und beide Theile ſich ſchon zu verſtändigen anfangen, ſo können wir mit Beruhigung zuſehen, wenn das Feuer, das wir entzündet, nun über den Alpen zu lodern anfängt.

Mailand iſt aber vorzüglich geeignet, ein Schauplatz dieſes Kampfes zu werden, weil daſelbſt mehr Literatoren und Künſtler als irgendwo in Italien ſich beiſammen finden, die, bei ermangelnden politiſchen Händeln, nunmehr literariſchen Streitigkeiten ein Intereſſe abgewinnen. Vorzüglich aber mußte in dieſer wichtigen Stadt zuerſt eine ſolche Bewegung entſtehen, da man ſich daſelbſt von deutſcher Sprache und Bildung, bei ſo naher Nachbarſchaft und mannichfaltigen Handelsverhältniſſen, einen Begriff zu machen Gelegenheit findet.

Daß in Italien jene Cultur, die ſich von den alten Sprachen und den darin verfaßten unnachahmlichen Werken herſchreibt, in großer Verehrung ſtehe, läßt ſich gar wohl denken, ja, daß man auf dieſem Grunde, worauf man ſich erbaut, nun auch allein und ausſchließlich zu ruhen wünſcht, iſt der Sache ganz gemäß; daß dieſe Anhänglichkeit zuletzt in Starrſinn und Pedanterie auslaufe, möchte man als natürliche Folge gar wohl entſchuldigen. Haben doch die Italiäner in ihrer eigenen Sprache einen ſolchen Widerſtreit, wo eine Partei an Dante und den frühern, von der Crusca citirten Florentinern feſthält, neuere Worte und Wendungen

aber, wie sie Leben und Weltbewegung jüngern Geistern aufdringt, keineswegs gelten läßt.

Nun mag einer solchen Gesinnung und Ueberzeugung ihr Grund und Werth nicht abgesprochen werden; allein wer bloß mit dem Vergangenen sich beschäftigt, kommt zuletzt in Gefahr, das Entschlafene, für uns Mumienhafte vertrocknet an sein Herz zu schließen. Eben dieses Festhalten aber am Abgeschiedenen bringt jederzeit einen revolutionären Uebergang hervor, wo das vorstrebende Neue nicht länger zurückzudrängen, nicht zu bändigen ist, so daß es sich vom Alten losreißt, dessen Vorzüge nicht anerkennen, dessen Vortheile nicht mehr benutzen will. Freilich, wenn das Genie, der gute Kopf sich bestrebt, das Alterthum wieder zu beleben, seine Zeitgenossen in abgelegene Regionen zurückzuführen, ihnen das Entfernte durch gefällige Abspiegelung näher zu rücken, da finden sich große Schwierigkeiten; demjenigen Künstler dagegen wird es leicht, der sich umthut, was die Zeitgenossen ohnehin lieben, wonach sie streben, welche Wahrheit ihnen behagt, welcher Irrthum ihnen am Herzen liegt? Und dann ist er ja selbst ein Moderner, in diese Zustände von Jugend auf eingeweiht und darin befangen; seine Ueberzeugung schließt sich an die Ueberzeugung des Jahrhunderts. Nun lasse er seinem Talente freien Lauf, und es ist kein Zweifel, daß er den größten Theil des Publicums mit sich hinreißen werde.

Bei uns Deutschen war die Wendung in's Romantische aus einer erst den Alten, dann den Franzosen abgewonnenen Bildung durch Christlich-religiöse Gesinnungen eingeleitet, durch trübe nordische Heldensagen begünstigt und bestärkt; worauf sich denn diese Denkweise festsetzen und verbreiten konnte, so daß jetzt kaum ein Dichter, Maler, Bildhauer übrig geblieben, der sich nicht religiösen Gefühlen hingäbe und analogen Gegenständen widmete.

Einen solchen Verlauf nimmt die Dicht- und Kunstgeschichte nun auch in Italien. Als praktische Romantiker werden gerühmt Johann Torti und dessen poetische Darstellung der Leidensgeschichte Christi; Ferner seine Terzinen über die Poesie. Alexander Manzoni sodann, Verfasser eines noch ungedruckten Trauerspiels Carmagnola, hat sich durch heilige Hymnen guten Ruf erworben. Von wem man sich aber theoretisch viel verspricht, ist Hermes Visconti, welcher einen Dialog über die drei dramatischen Einheiten, einen Aufsatz über die Bedeutung

des Wortes poetisch und Ideen über den Styl geschrieben hat, die noch nicht im Publicum verbreitet sind. Man rühmt an diesem jungen Manne einen höchst geistreichen Scharfsinn, vollkommene Klarheit des Gedankens, tiefes Studium der Alten so wie der Neuern. Er hat verschiedene Jahre der Kantischen Philosophie gewidmet, Deutsch deßhalb gelernt und sich den Sprachgebrauch des Königsberger Weisen zu eigen gemacht. Nicht weniger hat er andere deutsche Philosophen studirt, so wie unsere vorzüglichsten Dichter; von diesem hofft man, daß er jenen Streit beilegen und die Mißverständnisse aufklären werde, die sich täglich mehr verwirren.

Eine gar eigene Betrachtung hierüber veranlaßt ein merkwürdiger Fall. Monti, Verfasser von Aristodem und Cajus Gracchus, Uebersetzer der Ilias, kämpft eifrig und kräftig auf der classischen Seite. Seine Freunde und Verehrer stehen dagegen für die romantische Partei und versichern, seine eigenen besten Werke seyen romantisch, und bezeichnen solche namentlich, worüber der kostbare Mann höchst verdrießlich und aufgebracht, das ihm zugedachte falsche Lob gar nicht anerkennen will.

Und doch ließe sich dieser Widerstreit sehr leicht heben, wenn man bedenken wollte, daß jeder, der von Jugend an seine Bildung den Griechen und Römern verdankt, nie ein gewisses antikes Herkommen verleugnen, vielmehr jederzeit dankbar anerkennen wird, was er abgeschiedenen Lehrern schuldig ist, wenn er auch sein ausgebildetes Talent der lebendigen Gegenwart unaufhaltsam widmet und, ohne es zu wissen, modern endigt, wenn er antik angefangen hat.

Eben so wenig können wir die Bildung verleugnen, die wir von der Bibel hergenommen haben, einer Sammlung bedeutender Documente, welche bis auf die letzten Tage einen lebendigen Einfluß hat, ob sie uns gleich so fern liegt und so fremd ist als irgend ein anderes Alterthum. Daß wir sie näher fühlen, kommt daher, weil sie auf Glauben und höchste Sittlichkeit wirkt, da andere Literaturen nur auf Geschmack und mittlere Menschlichkeit hinleiten.

In wiefern nun die Italiänischen Theoretiker sich in Güte vereinigen können, wird die Zeit lehren. Gegenwärtig ist noch keine Aussicht dazu: denn weil, wie nicht zu leugnen ist, in dem romantischen Wesen manches Abstruse vorkommt, was nicht gleich einem jeden klar wird, vielleicht auch mancher Mißgriff obwaltet, den man eben nicht vertheidigen kann, so ist die Menge gleich fertig, wenn sie alles, was dunkel, albern, verworren,

unverſtändlich iſt, romantiſch nennt; hat man ja auch in Deutſchland den edelſten Titel eines Naturphiloſophen frecher Weiſe zum Spitz- und Schimpfnamen entwürdigt!

Wir thun deßhalb ſehr wohl, wenn wir auf dieſe Ereigniſſe in Italien Acht haben, weil wir, wie in einem Spiegel, unſer vergangenes und gegenwärtiges Treiben leichter erkennen, als wenn wir uns, nach wie vor, innerhalb unſeres eigenen Cirkels beurtheilen. Beobachten wollen wir daher, was in Mailand einige gebildete, liebenswürdige Geiſter noch unternehmen, die, mit geſitteten und ſchicklichen Manieren, die verſchiedenen Parteien einander anzunähern und auf den wahren Standpunkt zu leiten gedenken. Sie kündigten ein Journal an, das der Vermittler heißen ſollte, deſſen Programm aber ſchon mit widerwärtiger Beleidigung empfangen wurde; indeſſen das Publicum, nach ſeiner löblichen Art, über beide Meinungen ſpottet, und dadurch jeden wahren Antheil vernichtet.

Auf alle Fälle jedoch müſſen die Romantiker auch dort in kurzem die meiſten Stimmen für ſich haben, da ſie in's Leben eingreifen, einen jeden zum Zeitgenoſſen ſeiner ſelbſt machen, und ihn alſo in ein behagliches Element verſetzen. Wobei ihnen denn ein Mißverſtändniß zu gute kommt, daß man nämlich alles, was vaterländiſch und einheimiſch iſt, auch zum Romantiſchen rechnet, und zwar deßhalb, weil das Romantiſche an Leben, Sitten und Religion herantritt, wo denn Mutterſprache, Landesgeſinnung als höchſt lebendig und religiös erſcheinen muß. Wenn man z. B. anfängt Inſchriften, ſtatt wie bisher in Lateiniſcher Sprache, nunmehr in Italiäniſcher zu verfaſſen, allgemeiner Verſtändlichkeit willen, ſo glaubt man dieſes auch dem Romantiſchen zu verdanken; woraus deutlich erhellt, daß unter dieſem Namen alles begriffen ſey, was in der Gegenwart lebt und lebendig auf den Augenblick wirkt. Zugleich iſt uns ein Beiſpiel gegeben, daß ein Wort durch Gebrauchsfolge einen ganz entgegengeſetzten Sinn annehmen kann, da das eigentlich Romantiſche unſern Sitten nicht näher liegt als Griechiſches und Römiſches.

1819.

Der ſo eben mitgetheilte Aufſatz war ſchon vor mehrern Monaten aus Privatnachrichten entwickelt. Nun ſind aber zeither, außer dem

angeführten Conciliatore, auch die übrigen bezeichneten Schriften uns zur Hand gekommen, die wir, in Hoffnung unſern Leſern Nützliches und Erfreuliches vorlegen zu können, treulich und fleißig betrachtet haben. Ob in der Zwiſchenzeit von andern etwas hierüber in's Publicum gebracht worden, iſt uns unbekannt geblieben; wir jedoch glauben unſere Pflicht deßhalb mit wenigen allgemeinen Betrachtungen zu erfüllen.

Eine jede Theorie, ſie ſey, von welcher Art ſie wolle, ſetzt eine Unterlage voraus, irgend etwas in der Erfahrung Gegebenes, welches man ſich ſo gut als möglich zurecht legen möchte. Von Ariſtoteles bis auf Kant muß man erſt wiſſen, was dieſen außerordentlichen Menſchen zu ſchaffen machte, ehe man nur einigermaaßen begreift, warum ſie ſich ſo viel Mühe gegeben.

Jene neuern Mailändiſchen Schriften alſo mögen wir mit dem beſten Willen, mit redlichſter Sorgfalt leſen, ſo können wir doch nicht klar einſehen, warum und wozu ſie geſchrieben ſind? was dieſen Streit aufregt, was ihm Intereſſe giebt und ihn lebendig erhält? Wenigſtens wüßten wir darüber nicht mehr zu ſagen, als was im Vorſtehenden ſchon geäußert worden, und man müßte eine geraume Zeit an Ort und Stelle zubringen, um davon ausreichende Nachricht zu geben.

Eine große, herrliche Stadt, die ſich vor kurzem noch als das Haupt Italiens anſehen durfte, die der großen Zeit noch mit einigem Gefallen gedenken muß, hegt in ihrem Buſen, der köſtlichen Bild- und Bauwerke nicht zu gedenken, ſo mannichfaltig lebendige Kunſterzeugniſſe, von denen wir guten Deutſchen uns keinen Begriff machen. Um ihr Urtheil darüber zu begründen, ſondern ſie, den Franzoſen ähnlich, doch liberaler, ihre Darſtellungen in verſchiedene Rubriken. Trauerſpiel, Luſtſpiel, Oper, Ballet, ja Decoration und Garderobe ſind abgeſonderte, obgleich in einander greifende Kunſtfächer, deren jedem das Publicum und, in ſofern er zum Worte kommt, der Theoriſt innerhalb gewiſſer Begränzungen eigene, beſondere Rechte und Befugniſſe zugeſteht. Hier ſehen wir verboten, was dort erlaubt, hier bedingt, was dort frei gegeben iſt. Aber alle dieſe Meinungen und Urtheile ſind auf unmittelbare Anſchauung gegründet, durch einzelne Fälle veranlaßt, und ſo ſprechen Aeltere und Jüngere, mehr oder weniger Unterrichtete, frei oder befangen, leidenſchaftlich hin und wieder, über allgemein bekannte Mannichfaltigkeiten des Tages. Hieraus ſieht man denn, daß nur der Gegenwärtige,

Mitgenießende allenfalls mitzuurtheilen hätte; und vielleicht nicht einmal der gegenwärtige Fremde, der in die Fülle eines ihm unerklärlichen Zustandes hineinspringt und seine Ansichten dem Augenblick, der auf dem Vergangenen ruht, wohl schwerlich gerecht und billig fügen könnte.

Mit den heiligen Hymnen des Alexander Manzoni ist es schon ein etwas anderer Fall. Wenn sich über mannichfaltige Vorkommenheiten der Zeit die Menschen entzweien, so vereinigt Religion und Poesie auf ihrem ernsten, tiefern Grunde die sämmtliche Welt. Vorbenannte Gedichte wären uns überraschend, obgleich nicht fremdartig.

Wir gestehen Herrn Manzoni wahres poetisches Talent mit Vergnügen zu: Stoff und Bezüge sind uns bekannt, aber wie er sie wieder aufnimmt und behandelt, erscheint uns neu und individuell.

Es sind überhaupt nur vier Hymnen, welche nicht mehr als dreiunddreißig Seiten einnehmen, und folgendermaaßen geordnet: Die Auferstehung, das Grundergebniß der Christlichen Religion, das eigentlichste Evangelium. Der Name Maria, durch welchen die ältere Kirche jede Ueberlieferung und Lehre höchst anmuthig zu machen weiß. Die Geburt, als die Morgenröthe aller Hoffnungen des Menschengeschlechts. Die Passion, als Nacht und Finsterniß aller Erdenleiden, in welche die wohlthätige Gottheit sich einen Augenblick zu unserm Heil versenken mochte.

Diese vier Hymnen sind verschiedenen Ausdrucks und Tons, in verschiedenen Sylbenmaaßen abgefaßt, poetisch erfreulich und vergnüglich. Der naive Sinn beherrscht sie alle; aber eine gewisse Kühnheit des Geistes, der Gleichnisse, der Uebergänge zeichnen sie vor andern aus, und locken uns, immer näher mit ihnen bekannt zu werden. Der Verfasser erscheint als Christ ohne Schwärmerei, als Römisch-katholisch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte. Doch ganz ohne Bekehrungstrieb darf der Dichter sich nicht zeigen; dieser wendet ihn aber auf eine anmuthige Weise gegen die Kinder Israel, denen er freundlich vorwirft, Maria sey doch aus ihrem Stamme geboren, und sie wollten allein einer solchen Königin die Huldigung versagen, die eine ganze Welt ihr zu Füßen legt.

Diese Gedichte geben das Zeugniß, daß ein Gegenstand, so oft er auch behandelt, eine Sprache, wenn sie auch Jahrhunderte lang durchgearbeitet worden, immer wieder frisch und neu erscheinen, sobald ein frischer, jugendlicher Geist sie ergreifen, sich ihrer bedienen mag.

Il conte di Carmagnola,

Tragedia di Alessandro Manzoni. Milano 1820.

1820.

Dieſes Trauerſpiel, welches wir ſchon früher angekündigt, verdient auf jede Weiſe nunmehr eine nähere Betrachtung und Beherzigung. Gleich zu Anfang ſeiner Vorrede wünſcht der Verfaſſer jeden fremden Maaßſtab beſeitigt, worin wir mit ihm vollkommen übereinſtimmen, indem ein ächtes Kunſtwerk, ſo wie ein geſundes Naturproduct, aus ſich ſelbſt beurtheilt werden ſoll. Ferner giebt er an, wie man bei einer ſolchen Schätzung verfahren müſſe. Zuerſt ſolle man unterſuchen und einſehen, was denn eigentlich der Dichter ſich vorgeſetzt; ſodann ſcharf beurtheilen, ob dieſes Vornehmen auch vernünftig und zu billigen ſey, um endlich zu entſcheiden, ob er dieſem Vorſatze denn auch wirklich nachgekommen? Solchen Forderungen gemäß haben wir uns den deutlichſten Begriff von Herrn Manzonis Abſichten zu verſchaffen geſucht; wir haben dieſelben löblich, natur- und kunſtgemäß gefunden, und uns zuletzt, nach genaueſter Prüfung, überzeugt, daß er ſein Vorhaben meiſterhaft ausgeführt. Nach dieſer Erklärung könnten wir nun eigentlich abtreten, mit dem Wunſche, daß alle Freunde der Italiäniſchen Literatur ein ſolches Werk mit Sorgfalt leſen, und daſſelbe, wie wir gethan, frei und freundlich beurtheilen möchten.

Allein dieſe Dichtart findet Gegner in Italien und möchte auch nicht allen Deutſchen zuſagen; weßhalb es denn Pflicht ſeyn will, unſer unbedingtes Lob zu motiviren und zu zeigen, wie wir es, nach des Verfaſſers Wunſch und Willen, aus dem Werke ſelbſt hervorgehoben.

In gedachter Vorrede erklärt er ferner ohne Hehl, daß er ſich von den ſtrengen Bedingungen der Zeit und des Ortes losſage, führt Auguſt Wilhelm Schlegels Aeußerungen hierüber als entſcheidend an, und zeigt die Nachtheile der bisherigen, ängſtlich beſchränkten Behandlung. Hier findet freilich der Deutſche nur das Bekannte, ihm begegnet nichts, dem er widerſprechen möchte; allein die Bemerkungen des Herrn Manzoni ſind dennoch aller Aufmerkſamkeit auch bei uns werth. Denn obgleich dieſe Angelegenheit in Deutſchland lange genug durchgeſprochen und durchgefochten worden, ſo findet doch ein geiſtreicher Mann, der eine gute Sache aufs neue, unter andern Umſtänden, zu vertheidigen angeregt wird, immer wieder ein friſche Seite, von der ſie zu betrachten und zu billigen

ist, und sucht die Argumente der Gegner mit neuen Gründen zu entkräften und zu widerlegen; wie denn der Verfasser einiges anbringt, welches den gemeinen Menschenverstand anlächelt, und selbst dem schon Ueberzeugten wohlgefällt.

Sodann in einem besondern Aufsatz giebt er historische Notizen, in sofern sie nöthig sind, um jene Zeitläufte und die in denselben zeitgemäß handelnden Personen näher kennen zu lernen.

Graf Carmagnola, ungefähr 1390 geboren, vom Hirtenleben zum abentheuerlichsten Soldatenstand aufgerufen, schwingt sich nach und nach durch alle Grade, so daß er zuletzt als oberster Heerführer die Besitzungen des Herzogs von Mailand, Johann Maria Visconti, durch glückliche Feldzüge ausbreitend und sichernd, zu hohen Ehren gelangt, und ihm sogar eine Verwandte des Fürsten angetraut wird. Aber eben der kriegerische Charakter des Mannes, diese heftige, unwiderstehliche Thätigkeit, dieß ungeduldige Vordringen, entzweit ihn mit seinem Herrn und Gönner; der Bruch wird unheilbar, und er widmet sich 1425 Venezianischen Diensten.

In jener wildkriegerischen Zeit, wo jeder, der sich stark an Körper und Seele fühlte, zur Gewaltthätigkeit hinstrebend, bald für sich mit wenigen, bald im Dienste eines andern, unter dem Schein irgend einer gerechten Forderung seine Kriegslust befriedigte, war der Soldatenstand eine eigene Art von Handwerk. Diese Leute vermietheten sich hin und wieder nach Willkür und Vortheil, schlossen Accorde wie andere Handwerker, untergaben sich, in verschiedenen Banden und Abstufungen, durch Uebereinkunft demjenigen, der sich durch Tapferkeit, Klugheit, Erfahrung und Vorurtheil großes Zutrauen zu verschaffen gewußt. Dieser mit seinen Söldnern vermiethete sich wieder an Fürsten, Städte, und wer seiner bedurfte.

Alles beruhte nun auf Persönlichkeit, und zwar auf jener kräftigen, gewaltsamen, weder Bedingung noch Hinderniß anerkennenden Persönlichkeit; wer solche besaß, wollte denn freilich im Geschäft, für fremde Rechnung unternommen, seines eigenen Vortheils nicht vergessen. Das Wunderlichste, obgleich ganz Natürliche in diesem Verhältniß war der Umstand, daß solche Krieger, vom obersten bis zum untersten, in zwei Heeren gegen einander stehend, eigentlich keine feindseligen Gesinnungen fühlten; sie hatten schon oft mit und gegen einander gedient und hofften künftig denselben Schauplatz noch mehrmals zu betreten; deßwegen kam es nicht

gleich zum Todtſchlagen; es fragte ſich, wer den andern zum Weichen brächte, in die Flucht jagte oder gefangen nähme? Hierdurch wurden gar manche Scheingefechte veranlaßt, deren unglücklichen Einfluß auf wichtige, anfänglich mit gutem Glück geführte Züge uns die Geſchichte mehrmals ausdrücklich überliefert. Bei einer ſolchen läßlichen Behandlung eines bedeutenden Geſchäfts erwuchſen große Mißbräuche, welche der Hauptabſicht widerſtrebten. Man erwies den Gefangenen große Milde; jeder Hauptmann nahm ſich das Recht, die, welche ſich ihm ergaben, zu entlaſſen. Wahrſcheinlich begünſtigte man anfangs nur alte Kriegscameraden, die ſich zufällig auf die Seite des Feindes geſtellt hatten; dieß aber ward nach und nach ein unerläßlicher Gebrauch; und wie die Untergeordneten, ohne den Obergeneral zu fragen, ihre Gefangenen entließen, ſo entließ er ſeine Gefangenen ohne des Fürſten Wiſſen und Willen, wodurch denn, wie durch manche andere Inſubordinationsfälle, das Hauptgeſchäft allzuſehr gefährdet wurde.

Nun hatte überdieß noch ein jeder Condottiere neben den Zwecken ſeines Herrn auch die ſeinigen vor Augen, um ſich nach und nach ſo viel Güter und Gewalt, ſo viel Anſehen und Zutrauen zu erwerben, damit er ſich vielleicht von einem wandelbaren Kriegsfürſten zu einem beſtätigten Friedens- und Landesfürſten erheben möchte, wie ſo vielen vor und neben ihm gelungen; woraus denn Mißtrauen, Spaltung, Feindſchaft und Groll zwiſchen Diener und Herrn nothwendig erfolgen mußte.

Denkt man ſich nun den Grafen Carmagnola als einen ſolchen Mieſhhelden, der ſeine hochſinnigen Plane wohl haben mochte, dem aber die in ſolchen Fällen höchſt nöthige Verſtellungskunſt, ſcheinbares Nachgeben, zur rechten Zeit einnehmendes Betragen, und was ſonſt noch erfordert wird, völlig abging, der vielmehr keinen Augenblick ſeinen heftigen, ſtörriſchen, eigenwilligen Charakter verleugnete, ſo wird man gar bald den Widerſtreit vorahnen, der zwiſchen einer ſolchen Willkür und der höchſten Zweckmäßigkeit des Venezianiſchen Senats entſtehen müſſe. Und hier wird nur der Einſichtige den vollkommen prägnanten, tragiſchen, unausgleichbaren Stoff anerkennen, deſſen Entwicklung und Ausbildung ſich in gegenwärtigem Stücke entfaltet. Zwei unvereinbare, einander widerſprechende Maſſen glauben ſich vereinigen, Einem Zwecke widmen zu können. Zwei entgegengeſetzte Denkweiſen, wie ſie Harniſch und Toga geziemen, ſehen wir in vielen Individuen muſterhaft mannichfaltig gegen-

übergestellt, und zwar so, wie sie allein in der angenommenen Form darzustellen gewesen, wodurch dieser völlig legimitirt und vor jedem Widerspruch völlig gesichert wird. Damit wir aber den weitern Verlauf ordnungsgemäß einleiten, so folge hier der Gang der Tragödie, Scene für Scene.

Erster Act.

Der Doge trägt dem Senate die Angelegenheit vor; sie ist folgende. Die Florentiner haben die Republik um Allianz gegen den Herzog von Mailand angerufen, dessen Gesandten noch in Venedig verweilen, um ein gutes Verhältniß zu unterhandeln. Carmagnola lebt als Privatmann daselbst, doch schon mit einiger Aussicht, Heerführer zu werden. Meuchelmörderisch wird er angefallen, und, wie es sich ausweis't, auf Anstiften der Mailänder, und so kann man beide Theile gewiß von nun an auf ewig getrennt halten.

Der vor den Senat geforderte Graf entwickelt seinen Charakter und seine Gesinnung.

Nachdem er abgetreten, legt der Doge die Frage vor, ob man ihn zum Feldherrn der Republik aufnehmen solle? Senator Marino votirt gegen den Grafen mit großer Einsicht und Klugheit, Senator Marco für ihn mit Zutrauen und Neigung. Wie man sich zum Stimmen anschickt, schließt die Scene.

In seinem Hause finden wir den Grafen allein. Marco tritt hinzu, verkündigt ihm die Kriegserklärung und seine Erwählung zum Feldherrn, ersucht ihn aber freundschaftlich auf's dringendste, den heftigen, stolzen, störrischen Charakter zu bezähmen, der sein gefährlichster Feind sey, da er ihm so viel bedeutende Menschen zu Feinden mache.

Nunmehr liegen also sämmtliche Verhältnisse klar vor den Augen der Zuschauer; die Exposition ist vollkommen abgethan, und wir dürfen sie wohl musterhaft nennen.

Zweiter Act.

Wir versetzen uns in das Herzoglich Mailändische Lager. Mehrere Condottiere, unter Anführung eines Malatesti, sehen wir versammelt.

Hinter Stümpfen und Buschwäldern ist ihre Stellung höchst vortheilhaft; nur auf einem Damm könnte man zu ihnen gelangen. Carmagnola, der sie nicht angreifen kann, sucht sie durch kleine Beschädigungen und große Insulte aus der Fassung zu bringen; auch stimmen die jüngern, unbedachtern für den Angriff. Nur Pergola, ein alter Kriegsmann, widersetzt sich; einige zweifeln; der Heerführer ist seiner Stelle nicht gewachsen. Ein aufgeregter Zwist unterrichtet uns von der Lage der Dinge; wir lernen die Menschen kennen, und sehen zuletzt den weisesten Rath durch leidenschaftliche Unbesonnenheit überstimmt. Eine treffliche und auf dem Theater gewiß höchst wirksame Scene.

Aus diesem tumultuarischen Vielgespräch begeben wir uns in das Zelt des einsamen Grafen. Kaum haben wir seinen Zustand in einem kurzen Monolog erfahren, so wird gemeldet, daß die Feinde, ihn anzugreifen, jene vortheilhafte Stellung verlassen. An die schnell gesammelten Untergeordneten vertheilt er mit geflügelten Worten seine Befehle; alles horcht und gehorcht ohne Zaudern, freudig und feurig.

Diese kurze, thatenschwangere Scene macht einen trefflichen Contrast mit der vorhergehenden langen, vielspältigen, und hier hat sich der Verfasser vorzüglich als geistreichen Dichter bewiesen.

Ein Chor tritt ein, welcher in sechzehn Stanzen eine herrliche Beschreibung des Gefechtes vorträgt, sich aber auch zuletzt in Klagen und traurige Betrachtungen über das Kriegsunheil, besonders im Innern der Nation, ergießt.

Dritter Act.

Im Zelte des Grafen treffen wir ihn mit einem Commissär der Republik; dieser, dem Sieger Glück wünschend, verlangt nun, so große Vortheile auch verfolgt, genutzt zu sehen, wozu der Graf keine Lust bezeigt; durch die Zudringlichkeit des Commissärs verstärkt sich nur der eigensinnige Widerstand.

Schon werden beide leidenschaftlicher, als nun gar ein zweiter Mitgeordneter eintritt, und sich höchlich beklagt, daß jeder einzelne Condottiere seine Gefangenen loslasse, welches der Graf als Herkommen und Kriegsgebrauch nicht tadeln will, vielmehr, indem zur Sprache kommt, daß

ſeine Gefangenen noch nicht entlaſſen ſehen, ſie vorfordert, und ſie, den Commiſſarien in's Geſicht trotzend, entläßt. Noch nicht genug, den Sohn des alten Kriegshelden Pergola erkennt er unter dem ſcheidenden Haufen, begegnet ihm auf's freundlichſte, und läßt es an gleichen Aufträgen an den Vater nicht fehlen. Sollte das nicht Unwillen, Verdacht erregen?

Die Commiſſarien, zurückbleibend, überdenken und beſchließen; ihr Spiel iſt, ſich zu verſtellen, alles, was der Graf thut, zu billigen, ehrfurchtsvoll zu loben, indeſſen im Stillen zu beobachten, und heimlich zu berichten.

Vierter Act.

Im Saal der Zehnherren zu Venedig finden wir Marco, den Freund des Grafen, vor Marino, dem Feinde deſſelben, als vor heimlichem Gericht; jenem wird die Freundſchaft zu Carmagnola als Verbrechen angerechnet, das Benehmen des Feldherrn, politiſch kalt, als verbrecheriſch dargeſtellt, wogegen des Freundes ſittlich edle Vertheidigung nicht hinreicht. Marco erhält, als gnädige Halbſtrafe, den Auftrag, ſogleich nach Theſſalonich gegen die Türken abzugehen; er vernimmt, des Grafen Untergang ſey beſchloſſen, ohne daß menſchliche Gewalt noch Liſt ihn retten könne. Wollte Marco, heißt es, nur einen Hauch, nur einen Wink verſuchen, um den Grafen zu warnen, ſo wären beide augenblicks unwiederbringlich verloren.

Ein Monolog des Marco in dieſer Verlegenheit iſt von der reinſten, gefühlvoll und glücklich abgeſponnenen Selbſtqual.

Der Graf im Zelte. Wechſelreden zwiſchen ihm und Gonzaga ſchildern ſeine Lage. Voll Vertrauen auf ſich und ſeine Unentbehrlichkeit, ahnt er nichts von dem Mordanſchlag, lehnt des Freundes Bedenklichkeiten ab, und folgt einer ſchriftlichen Einladung nach Venedig.

Fünfter Act.

Der Graf vor dem Dogen und den Zehnen. Man befragt ihn zum Schein über die Friedensbedingungen, die der Herzog vorſchlägt, bald aber zeigt ſich die Unzufriedenheit, der Verdacht des Senats. Die Maske fällt, und der Graf wird gefangen genommen.

Haus des Grafen. Gemahlin und Tochter ihn erwartend. Gonzaga bringt ihnen die Trauernachricht.

Im Gefängniß finden wir den Grafen, zu ihm Gemahlin und Tochter und Gonzaga. Nach kurzem Abſchied wird er zum Tode geführt.

Ueber eine Verfahrungsart, die Scenen auf dieſe Weiſe an einander zu reihen, können die Stimmen getheilt ſeyn; uns gefällt ſie als eine eigene Weiſe gar wohl. Der Dichter kann hier in bündiger Kürze fortſchreiten, Mann folgt auf Mann, Bild auf Bild, Ereigniß auf Ereigniß, ohne Vorbereitung und Verſchränkung. Der einzelne wie die Maſſe exponirt ſich beim Auftreten gleich auf der Stelle, handelt und wirkt ſo fort, bis der Faden abgelaufen iſt.

Unſer Dichter hat auf dieſem Weg, ohne weder in Behandlung noch Ausführung lakoniſch zu ſeyn, ſich ſehr kurz gefaßt. Seinem ſchönen Talent iſt eine natürlich freie, bequeme Anſicht der ſittlichen Welt gegeben, die ſich dem Leſer und Zuſchauer ſogleich mittheilt. So iſt auch ſeine Sprache frei, edel, voll und reich, nicht ſententiös, aber durch große, edle, aus dem Zuſtand herfließende Gedanken erhebend und erfreuend; das Ganze hinterläßt einen wahrhaft weltgeſchichtlichen Eindruck.

Sind wir nun aber in wohlmeinender Entfaltung des Stücks ſo weit gegangen, wird man wohl die Entwicklung der Charaktere gleichfalls erwarten. Da ſieht man denn gleich bei der ſummariſchen Aufzählung der Perſonen, daß der Verfaſſer mit einem krittelnden Publicum zu thun hat, über das er ſich nach und nach ganz erheben muß; denn gewiß nicht aus eigenem Gefühl und Ueberzeugung hat er ſeine Perſonen in hiſtoriſche und ideelle getheilt. Da wir unſere unbedingte Zufriedenheit mit ſeiner Arbeit ausgeſprochen, ſo erlaube er uns, hier ihn zu bitten, daß er jenen Unterſchied niemals wieder gelten laſſe. Für den Dichter iſt keine Perſon hiſtoriſch; es beliebt ihm, ſeine ſittliche Welt darzuſtellen, und er erweiſt zu dieſem Zweck gewiſſen Perſonen aus der Geſchichte die Ehre, ihren Namen ſeinen Geſchöpfen zu leihen. Herrn Manzoni dürfen wir zum Ruhm nachſagen, daß ſeine Figuren alle aus Einem Guß ſind, eine ſo ideell wie die andere. Sie gehören alle zu einem gewiſſen politiſch ſittlichen Kreiſe; ſie haben zwar keine individuellen Züge, aber, was wir bewundern müſſen, ein jeder, ob er gleich einen beſtimmten Begriff ausdrückt,

hat doch so ein gründliches, eigenes, von allen übrigen verschiedenes Leben, daß, wenn auf dem Theater die Schauspieler an Gestalt, Geist und Stimme zu diesen dichterischen Gebilden passend gefunden werden, man sie durchaus für Individuen halten wird und muß.

Und nun zu dem einzelnen. Vom Grafen selbst, den man schon genug kennt, bleibt wenig zu sagen. Die alte Forderung des Theoristen, daß ein tragischer Held nicht vollkommen, nicht fehlerfrei seyn müsse, findet sich auch hier befriedigt. Vom rohen, kräftigen Natur- und Hirtenstande, gewaltsam kämpfend, heraufgewachsen, gehorcht Carmagnola seinem ungebändigten, unbedingten Willen; keine Spur von sittlicher Bildung ist zu bemerken, auch die nicht einmal, deren der Mensch zu eigenem Vortheil bedarf. An Kriegslisten mag's ihm nicht fehlen; wenn er aber auch politische Zwecke hat, die man nicht gerade deutlich sieht, so weiß er nicht dieselben durch scheinbare Nachgiebigkeit zu erreichen und zu sichern; und wir müssen auch hier den Dichter höchlich loben, der den als Feldherrn unvergleichlichen Mann in politischen Bezügen untergehen läßt, so wie der kühnste Schiffer, der, Compaß und Sonde verachtend, sogar im Sturm die Segel nicht einziehen wollte, nothwendig scheitern müßte.

Wie nun ein solcher Mann sich in Rüstung und Gewand knapp erweist, so hat ihm der Dichter auch eine nahe, sich fest anschließende Umgebung verliehen.

Gonzaga, ruhig, rein, unmittelbar an der Seite des Helden zu kämpfen gewohnt, geradsinnig, des Freundes Heil bedenkend, herandrohende Gefahren bemerkend. Vortrefflich ist es, wenn in der dritten Scene des vierten Actes Carmagnola, der sich als Heldenmann rüstig fühlt, sich auch klüger dünkt als der verständige Freund. Und so begleitet ihn Gonzaga auf dem erst gefährlichen, dann tödtlichen Schritt, und übernimmt zuletzt die Sorge für Gemahlin und Tochter. Zwei dem Grafen untergebene Condottieri, Orsini und Tolentino, erklären lakonisch ihre Thatkraft; mit wenigen Worten ist alles abgethan.

Wenn wir uns nun zum feindlichen Heere wenden, so finden wir gerade das Gegentheil. Malatesti, ein unzulänglicher Obergeneral, erst zweifelhaft, zuletzt von der heftigen Partei, von Sforza und Fortebraccio, hingerissen, welche die Ungeduld der Soldaten als Argument zum Kampfe lebhaft vorbringen. Pergola, ein alter erfahrener Kriegsmann, und Torello, von mittlerm Alter, aber einsichtig, werden

überſtimmt. Der Zwiſt belebt ſich bis zu Beleidigungen; eine heldenmüthige Verſöhnung geht vor dem Kampfe voraus. Nachher unter den Gefangenen finden wir keinen Aufführer; nur der in der Menge entdeckte Sohn des Pergola giebt dem Grafen Gelegenheit, im edelſten Sinne ſeine Hochachtung für einen alten Kriegshelden auszuſprechen.

Nun werden wir in den Venezianiſchen Senat eingeführt. Der Doge präſidirt. Er ſtellt das oberſte, reine, unzertheilte Staatsprincip vor, das Zünglein in der Wage, das ſich ſelbſt und die Schalen beobachtet; ein Halbgott, bedächtig ohne Sorgen, vorſichtig ohne Mißtrauen; wenn gehandelt werden ſoll, geneigt zu wohlwollendem Entſchluß. Marino, das der Welt unentbehrliche, ſcharfe, ſelbſtiſche Princip, welches hier untadelig erſcheint, da es nicht zu perſönlichem Intereſſe, ſondern zu einem großen, unüberſehlichen Ganzen wirkt; wachſam, auf Gewalt eiferſüchtig, den beſtehenden Zuſtand als das Höchſte und Beſte betrachtend. Carmagnola iſt ihm ganz und gar nichts als ein Werkzeug zu Zwecken der Republik, welches, unnütz und gefährlich erſcheinend, ſogleich zu verwerfen iſt.

Mares, das löbliche menſchliche Princip; ein Sittlich-Gutes ahnend, fühlend, anerkennend, das Tüchtige, Große, Mächtige verehrend, die ſolchen Eigenſchaften zugeſellten Fehler bedauernd, Beſſerung hoffend und glaubend, einem einzelnen wichtigen Manne zugethan, und deßhalb, ohne es zu ahnen, im Widerſtreit mit ſeinen Pflichten.

Die zwei Commiſſarien, vorzügliche Männer, ganz ihrer Sendung werth. Sie treten auf, ihrer Stelle, ihres Amts, ihrer Pflicht ſich bewußt; ſie wiſſen, von wem ſie geſendet ſind. Bald aber belehrt ſie Carmagnolas Betragen über ihre augenblickliche Ohnmacht. Die Charaktere beider Abgeordneten ſind vortrefflich abgeſtuft. Der erſte iſt heftiger, zum Widerſtand geneigter, überraſcht von der Verwegenheit des Grafen; erzürnt, weiß er ſich kaum zu faſſen. Im Augenblick, daß beide allein ſind, zeigt ſich, daß der zweite das Unheil vorausgeſehen. Dieſer nun weiß ſeine Meinung geltend zu machen, daß, da ſie die Gewalt nicht haben, den Grafen abzuſetzen oder gefangen zu nehmen, ſie ſich verſtellen und Zeit gewinnen müſſen; worin beide zuletzt übereinſtimmen, obgleich mit Widerwillen des erſten.

Hiermit wären denn die Hauptperſonen genugſam, in Bezug auf jene Scenenfolge, geſchildert. Nun haben wir noch von dem eingeführten Chor zu reden.

Er iſt keineswegs theilnehmend an der Handlung, ſondern eine aparte Geſellſchaft für ſich, eine Art von lautwerdendem Publicum. Bei der Aufführung müßte man ihm einen beſondern Platz anweiſen, wodurch er ſich ankündigte, wie unſer Orcheſter, welches einſtimmt in das, was auf der Bühne geſchieht, ja in der Oper, im Ballet einen integrirenden Theil macht, aber doch nicht zu jenen gehört, welche perſönlich erſcheinen, ſprechen, ſingen und handeln.

So viel wir nun aber auch über dieſes lobenswürdige Trauerſpiel beifällig geſprochen, ſo bliebe doch noch manches zu ſagen und zu entwickeln übrig. Wenn wir jedoch bedenken, daß ein ächtes Kunſtwerk ſich ſelbſt ſchon ankündigen, auslegen und vermitteln ſoll, welches keine verſtändige Proſa nachzuthun vermag, ſo wünſchen wir nur noch dem Verfaſſer Glück, daß er, von alten Regeln ſich losſagend, auf der neuen Bahn ſo ernſt und ruhig vorgeſchritten, dermaaßen daß man nach ſeinem Werke gar wohl wieder neue Regeln bilden kann. Wir geben ihm auch das Zeugniß, daß er im einzelnen mit Geiſt, Wahl und Genauigkeit verfahren, indem wir, bei ſtrenger Aufmerkſamkeit, in ſofern dieß einem Ausländer zu ſagen erlaubt iſt, weder ein Wort zu viel gefunden, noch irgend eins vermißt haben. Männlicher Ernſt und Klarheit walten ſtets zuſammen, und wir mögen daher ſeine Arbeit gern claſſiſch nennen. Er verdiene ſich fortan das Glück, in einer ſo ausgebildeten, wohlklingenden Sprache vor einem geiſtreichen Volke zu ſprechen und ſprechen zu laſſen; er verſchmähe fernerhin die gemeine Rührung, und arbeite nur auf diejenige hin, die uns beim Anſchauen des Erhabenen überraſcht.

Das Versmaaß iſt der eilfſylbige Jambus, welcher durch abwechſelnde Cäſuren dem freien Recitativ ganz ähnlich wird, ſo daß eine gefühlvolle, geiſtreiche Declamation alſobald mit Muſik zu begleiten wäre.

Dieſe Behandlung des bekannten, der modernen Tragödie, beſonders auch der deutſchen, höchſt angemeſſenen Versmaaßes wird noch durch ein eigenes Uebergreifen des Sinnes (enjambement) vielbedeutend; die Zeile ſchließt mit Nebenworten, der Gedanke greift über, das Hauptwort ſteht zu Anfang der folgenden Zeile, das regierende Wort wird vom regierten angekündigt, das Subject vom Prädicat; ein großer, mächtiger Gang des Vortrags wird eingeleitet, und jede epigrammatiſche Schärfe der Endfälle vermieden.

Eine gewiſſenhaft verſuchte Ueberſetzung mehrerer Stellen iſt uns nicht in dem Grade gelungen, daß man die Verdienſte des Originals daran erkennen würde; deßhalb wir den Dichter in ſeinem eigenen Idiom ſprechen laſſen.

Atto primo. Scéna seconda. Il Conte.

Serenissimo Doge, Senatori;
Io sono al punto in cui non posso a voi
Esser grato e fedel, s'io non divengo
Nemico all'uom che mio Signor fu un tempo.
S'io credessi che ad esso il più sottile
Vincolo di dover mi leghi ancora,
L'ombra onorata delle vostre insegne
Fuggir vorrei, viver nell'ozio oscuro
Vorrei, prima che romperlo e me stesso
Far vile agli occhi miei. Dubbio veruno
Sul partito che scelsi in cor non sento,
Perch' egli è giusto ed onorato: il solo
Timor mi pesa del giudizio altrui.
Oh! beato colui, cui la fortuna
Cosi distinte in suo cammin presenta
Le vie del biasmo e dell' onor, ch' ei puote
Correr certo del plauso, e non dar mai
Passo ove trovi a malignar l'intento
Sguardo del suo nemico. Un altro campo
Correr degg'io, dove in periglio sono
Di riportar — forza è pur dirlo — il brutto
Nome d' ingrato, l' insoffribil nome
Di traditor. So che dei Grandi è l' uso
Valersi d'opra ch' essi stiman rea,
E profondere a quei che l' ha compita
Premj e disprezzo, il so; ma io non sono
Nato a questo; e il maggior premio ch'io bramo,
Il solo, egli è la vostra stima, e quella
D'ogni cortese; e — arditamente il dico —

Sento di meritarla. Attesto il vostro
Sapiente giudicio, o Senatori,
Che d'ogni obbligo sciolto inverso il Duca
Mi tengo, e il sono. Se volesse alcuno
Dei beneficj che fra noi son corsi
Pareggiar le ragioni, è noto al mondo
Qual rimarrebbe il debitor dei due. —
Ma di ciò nulla: io fui fedele al Duca
Fin ch'io fui seco, e nol lasciai che quando
Ei mi v'astrinse. Ei mi cacciò del grado
Col mio sangue acquistato: invan tentai
Al mio Signor lagnarmi. I miei nemici
Fatto avean siepe intorno al trono: allora
M'accorsi alfin che la mia vita anch'essa
Stava in periglio: — a ciò non gli diei tempo.
Chè la mia vita io voglio dar, ma in campo,
Per nobil causa, e con onor, non preso
Nella rete dei vili. Io lo lasciai;
E a voi chiesi un asilo; e in questo ancora
Ei mi tese un agguato. Ora a costui
Più nulla io deggio; di nemico aperto
Nemico aperto io sono. All'util vostro
Io servirò, ma franco e in mio proposto
Deliberato, come quei ch'è certo
Che giusta cosa imprende.

Herr Manzoni gab durch einen guten Gedanken in seiner Vorrede zum Grafen Carmagnola zu folgenden Betrachtungen Anlaß. Der Hauptirrthum, woraus die eingebildete Nothwendigkeit der beiden, nunmehr beseitigten Theatereinheiten entsprang, entwickelte sich aus dem übrigens löblichen lebhaften Antheil, den der Zuschauer an der Bühne nimmt; nur versteht er es darin, daß er, der unten ganz still sitzt, sich einbildet, er habe auch oben zu schaffen; daher sich denn die da droben eben so wenig vom Flecke rühren und zu ihrem Thun und Handeln nicht mehr Zeit brauchen sollen als er zum Schauen und Horchen. Diesen

Irrthum muß man ihm benehmen, wenn das Theater erfreulich und der peniblen Forderungen jener Einheiten entbunden werden ſoll.

Bedenke doch der gute Zuſchauer, daß die Leutchen dadroben mitunter Prügel austheilen, von denen er nichts fühlt, daß, wenn ſie ſich todt geſtochen haben, er ganz gelaſſen zu Hauſe ſein Abendbrod verzehrt, und daß er ihnen alſo eben ſo gut zugeſtehen könnte, ſich von Ort zu Ort zu bewegen, nicht weniger auch die Zeit mit Siebenmeilenſtiefeln zu überſchreiten. Wenn er ſich, indem der Vorhang zum erſtenmal aufgeht, ganz leicht und willig nach Rom verſetzt, warum ſollte er nicht Gefälligkeit genug haben, intereſſante Perſonen zunächſt nach Carthago zu begleiten?

Indicazione

di cio che nel 1819 si è fatto in Italia intorno alle lettere, alle scienze ed alle arti.

1820.

Dieſe Jahresanzeige kommt uns eben, als wir Vorſtehendes zum Drucke beſtimmen, vor Augen, und ob wir gleich das literariſche Verdienſt des trefflichen Verfaſſers ſchon längſt zu ſchätzen gewußt, ſo finden wir uns doch dießmal mit ihm in einigem Widerſpruch und entſchließen uns daher zu nachſtehender Ueberſetzung und Gegenrede.

„Im vorigen Jahrhunderte ſtärkte ſich das Italiäniſche Theater auf einen hohen Grad an den Werken Goldonis und Alfieris. Durch ſie ward es der Erniedrigung, worin es lag, entzogen, ein neues Leben erſchien auf demſelben. Unglücklicherweiſe fand der zweite dieſer Autoren mehr Nachfolger als der erſte, und wirklich ſteigen auf unſerer Halbinſel hie und da kühne, glühende Geiſter auf, welche ſeine Spur betreten. Kein Jahr vergeht, daß man nicht aus den Preſſen zwanzig oder dreißig Tragödien an's Tageslicht hervortreten ſähe, alle ungefähr von gleichem Werthe.

„Auch in dieſem Jahr behandelte Graf Gambare Andrea Pencarale di Brescia, Mangili Leonida, Marchiſio Mileto, zwei Autoren Onaquarelli und Gasparinetti, jeder einzeln Bibli, der Herzog von Bentignano Ippolito und Ifigenia in Aulide, Ruffa Teramene, Agave und die Beliden, Manzoni den Carmagnola.

„(Note. Der Graf Carmagnola, Trauerſpiel von A. Manzoni. Dieſes Trauerſpiel, welchem große Fehler nicht abgehen, hat auch viele Schönheiten, und verdient, daß wir davon beſonders handeln. Hier aber wollen wir auf keine Art unſern Meinungen vorgreifen.)

„Wenige Städte giebt's, welche nicht einen oder mehrere Verfaſſer zählten von Tragödien, die völlig unter jenem Schutz und Schirm compilirt worden. Aber ſinnige Perſonen, eiferſüchtig auf unſern Ruhm, finden wohl, daß ſie ſich nicht auf die Verſicherungen der Autoren ſelbſt verlaſſen können, ſondern überzeugen ſich, daß, wo die ganze Seele Alfieris nicht zu finden iſt, ſeine Formen ſich gar ſchlecht zu einem Empfinden ſchicken wollen, das nicht das eigene ſeinige ſey, dergeſtalt daß es mehr verdrießlich als zu verwundern iſt, in ſolchen Werken weder gute Auswahl des Gegenſtandes, noch Regelmäßigkeit des Ganges, keine Wahrheit des Coſtüms, aber wohl die Sittenſprüche, die Wendungen und oft die eigenſten Verſe Alfieris zu finden.

„(Note. Manzoni verdient den Tadel einer knechtiſchen Nachahmung keineswegs; er hat ſich davon völlig losgelöſt.)“

In ſofern es möglich iſt, den ganz eigenen, ſchwer zu bezeichnenden Styl der Italiäniſchen Proſa im Deutſchen wiederzugeben, trugen wir den Landsleuten vor, was ein ſehr tüchtiger, von uns höchlich anerkannter Mann über unſern Freund Manzoni geſprochen: Nach allem, was wir bereits über das Stück geäußert, dürfen wir hierzu nicht ſchweigen, und wenn ſie es auch drüben über den Alpen nicht vernehmen ſollten. So viel iſt gewiß, wir urtheilenden deutſchen Literatoren würden ſo nicht zu Werke gehen. Denn erſt heißt es, Alfieri habe leider mehr Nachfolger als Goldoni, dann werden ein halb Dutzend Autoren als ſolche unerfreuliche Nachtreter mit ihren Werken genannt, zuletzt Manzoni und ſein Graf Carmagnola. Gleich aber in der Note werden dieſem Stücke, neben großen Fehlern, viele Schönheiten zugeſtanden, allein für den Augenblick jedem Urtheil ausgewichen. Hierauf enthält der Text durchgängige Mißbilligung ſolcher Arbeiten; nur in einer Note wird Manzoni abermals ausgenommen.

Dieſe Art kritiſcher Behandlung ſey uns Deutſchen fremd! Wenn über den Alpen der vortreffliche Literator am Ende einer Reihe von Autoren, die er nicht billigt, einen werthen Manzoni nachbringt, um ihn

etwas beſſer zu behandeln, ſo würden wir die zuerſt genannten Dichter einzeln ſummariſch charakteriſirt, dieſen aber, als den vorzüglichſten, dem es am beſten gelungen, ausgezeichnet, und nicht dem Text widerſprechende Noten nachgebracht haben. Nun ſind wir äußerſt neugierig, was denn dieſer ehrenwerthe Kritiker Herrn Manzoni als Fehler anrechnen will, da er ihm als Tugend zugeſtanden, daß er ſich von dem alten Weſen, welchem leider Alfieri, zu ſeinem eigenen großen Schaden, zugethan blieb, völlig losgemacht.

Wir dürfen auch über Alfieri reden: denn wir haben uns genugſam an ihm herumgequält; unſere Freunde haben ihn treu überſetzt, wir thaten das Möglichſte, ihn auf unſer Theater zu bringen; aber der Widerſpruch eines großen Charakters bei mächtigem Streben, eine gewiſſe Trockenheit der Einbildungskraft bei tiefem, leidenſchaftlichem Sinn, der Lakonismus in Anlage ſowohl als Ausführung, das alles läßt den Zuſchauer nicht froh werden.

Keineswegs denken wir hierdurch ſeine unſterblichen Verdienſte zu ſchmälern, aber verwandelt er nicht z. B. mehrere ſeiner Stücke dadurch in vollkommene Wüſteneien, daß er ſie auf ſo wenig Perſonen zurückführt? Die Alten hatten den Chor zur Seite, da ſie öffentlich lebten, die Neuern ließen ſich im Innern Vertraute gefallen; und wer lebt denn ſo allein, daß ein geiſtreicher Dichter aus nothwendiger und wahrſcheinlicher Umgebung nicht einen Mitredenden hervorbilden ſollte, um die Helden ſowohl als die Zuhörer von den ſchrecklichen Monologen zu entbinden?

Hierin iſt Manzoni gewiß muſterhaft, wie jeder gleich einſehen wird, der unſerer Entwicklung gefolgt iſt; wie viel Theaterſcenen haben wir denn, die ſich der erſten des zweiten Actes, im Zelte Malateſti's, vergleichen könnten?

Wäre es noch gegenwärtig mein Geſchäft, der Ausbildung eines Theaters vorzuſtehen, ſo ſollte Graf Carmagnola bei uns wohl aufgenommen ſeyn, und wenn auch nicht als Liebling der Menge oft wiederholt, doch immer auf dem Repertorium als ein würdiges Männerſtück in Ehren bleiben. Ja ich getraute mir zwei bis drei deutſche neuere Theaterſtücke, welche ſich jetzt nur einen mäßigen Beſuch erbitten müſſen, ungeſäumt anzudeuten, welchen die Autoren durch eine Behandlung nach Manzonis Vorgang einen ſichern und dauernden Beifall erwerben könnten.

Unſer Italiäniſcher Kritiker, indem er von Stücken ſpricht, die der Spur Alfieri's nachfolgen, ſagt zwar, ſie ſehen ungefähr von gleichem Werthe, wir müßten aber ſeine große Einſicht und Conſequenz nicht kennen, wenn wir nicht vermuthen ſollten, daß er ſie nach einer gewiſſen Rangordnung geſtellt, die geringern voran, die beſſern hintennach genannt habe.

Hierzu bewegt uns das Vorurtheil für unſern Liebling, Herrn Manzoni, welcher zuletzt genannt wird; deßhalb wir denn ſeinen Vorgänger, Herrn Ruffa, auch für bedeutend halten, ſo daß wir, wenn ſeine Stücke uns zu Geſichte kommen, nach unſerer deutſcher Weiſe mit Billigkeit darüber ſprechen werden. Denn wir müßten ſehr irren, wenn nicht manches darin zu finden ſeyn möchte, was man bei Alfieri vergebens ſucht, und was uns Deutſchen gar wohl zuſagen dürfte.

Was dieſer Dichter von ſich ſelbſt bekennt, wird uns folgendermaaßen mitgetheilt.

„Dieſe Tragödien zu ſchreiben, trieb mich eine unwiderſtehliche Gewalt. Unter Calabreſen bin ich geboren, einem Volke zum Theil noch halb Waldmenſchen, muthvoll bis zur Wildheit, in Vorſätzen hartnäckig, in Leidenſchaften unbegränzt. Und ſo ſah ich von Kindheit auf nur Beiſpiele von heroiſchen Handlungen und außerordentlichen Verbrechen, gegenſeitiges Anprallen heftigen Wollens, Blut, Mord, glühenden Haß, ſchreckliche Rache, Brudermord, Vater- und Selbſtmord, Mißthaten aller Art; und im Gegentheil Beiſpiele feſten und kühnen, beim Anblick des härteſten Todes ſich erhöhenden Muthes, Treue ohne Gleichen, edlen Uneigennutz und unglaubliche Beſtändigkeit, redliche Freundſchaft, großmüthige Züge von Feind zu Feind. Dergleichen alles traf meine jugendliche Phantaſie. Unſere Ausgewanderten waren das allgemeine Geſpräch, und wir hatten in unſerer Kleinheit, nach Gleichniß Griechiſcher heroiſcher Zeiten, unſere Siniſſe, Scironen und Procruſten, wie im Gegenſatz auch unſere Alciden und Theſeen. Der Volksglaube an Zauberſchweſtern und magiſches Bethun, an Geiſter der Ermordeten, die man ſogar mit einem beſondern Namen Spirdi bezeichnete — das alles umhüllte mit einem ſo wunderſamen und poetiſchen Duft jede Erzählung und Ueberlieferung, daß ſelbſt die Ungläubigſten daran ſich erfreuten. Ich aber als Knabe ergetzte mich beſonders, auf dergleichen Dinge zu horchen, ſie mir anzueignen und ſie wieder zu erzählen, und Kinder meines Alters hörten mir

gern zu. Freilich war meine melancholiſche Anlage hierbei immer mitwirkend; denn mir erſchien und erſcheint kein Gegenſtand, ſo heiter er auch ſey, ohne ſich mit dem Düſtern zu überziehen, das in meinem Innern herrſchend iſt."

Welchen Blick läßt uns ein ſolcher Dichter in jenes von uns himmelweit entfernte Volk thun, wo gerade jetzt alle dieſe fürchterlichen Elemente am bewegteſten durch einander gehen! Wer zuerſt Gelegenheit hat, Ruffa's Werke näher kennen zu lernen, der gebe unſern lieben Landsleuten davon auslangende Kenntniß.

Graf Carmagnola

noch einmal.

1821.

Wir kommen gern zu unſerm Freund zurück, und hoffen mit Begünſtigung unſerer Leſer; denn man kann bei einem Gedicht eben ſo viel ſagen als bei zehnen, und noch dazu in beſſerer Folge. Wie gut und heilſam unſere erſte Recenſion auf den Autor gewirkt, hat er uns ſelbſt eröffnet, und es gereicht zu großer Freude, mit einem ſo liebwerthen Manne in nähere Verbindung getreten zu ſeyn; an ſeinen Aeußerungen erkennen wir deutlich, daß er im Fortſchreiten iſt. Mögen ſo treue Bemühungen von ſeiner Nation und andern freundlich anerkannt werden!

Im vorgehenden Aufſatz haben wir ihn ſchon gegen ſeinen Landsmann vertheidigt; nun ſehen wir uns in dem Falle, ihn auch gegen einen Ausländer in Schutz zu nehmen.

Die Engliſchen Kritiker, wie wir ſie aus ihren vielfachen Zeitſchriften kennen, ſind aller Achtung werth; höchſt erfreulich iſt ihre Kenntniß auch fremder Literaturen; Ernſt und Ausführlichkeit, womit ſie zu Werke gehen, erregen unſere Bewunderung, und wir geſtehen gern, daß viel von ihnen zu lernen ſey. Sodann macht es einen guten Eindruck, daß ſie ſich ſelbſt und ihr Publicum reſpectiren, welches freilich auf Wort und Schrift höchſt aufmerkſam, ſchwer zu befriedigen, zu Widerſpruch und Gegenſatz immer aufgelegt ſeyn mag.

Nun kann aber der Vortrag eines Sachwalters vor den Richtern, eines Redners vor landſtändiſcher Verſammlung noch ſo gründlich und

auslangend ſeyn, es thut ſich doch ein Widerſacher mit gewichtigen Gründen gar bald hervor, die aufmerkenden, erwägenden Zuhörer ſind ſelbſt getheilt, und irgend eine bedeutende Sache wird oft mit der mindeſten Majorität entſchieden.

In ſolchem obgleich ſtillem Widerſtreite befinden wir uns gelegentlich gegen ausländiſche und inländiſche Kritiker, denen wir Sachkenntniß keineswegs abſprechen, oft ihre Prämiſſen zugeſtehen und dennoch andere Folgerungen daraus ziehen.

Den Engländer aber beſonders entſchuldigen wir, wenn er ſich hart und ungerecht gegen das Ausland erweiſt: denn wer Shakſpeare unter ſeinen Vorfahren ſieht, darf ſich wohl vom Ahnenſtolze hinreißen laſſen.

Vor allen Dingen ſey aber nun die Originalſtelle hier eingeſchaltet, damit jedermann beurtheilen könne, gegen was wir uns auflehnen.

Quarterly Review. Nr. XLVII. Dec. 1820. p. 86.

The author of the Conte di Carmagnola, Alessandro Manzoni, in his preface, boldly declares war against the Unities. To ourselves, „chartered libertines," as we consider ourselves on the authority of Shakspeare's example and Johnson's argument, little confirmation will be gained from this proselyte to our transmontane notions of dramatic liberty: we fear, however, that the Italians will require a more splendid violation of their old established laws, before they are led to abandon them. Carmagnola wants poetry; the parting scene between the unhappy Count and his family is indeed affecting, but with this praise and that of occasional simple and manly eloquence the drama itself might be dismissed. We cannot, however, refrain from making known to our readers the most noble piece of Italian lyric poetry which the present day has produced, and which occurs as a chorus at the end of the second act of his drama; and we confess our hopes that the author will prefer, in future, gratifying us with splendid odes, rather than offending us by feeble tragedy.

Was uns beſonders bewog, das Original hier einzurücken, war, daß wir vorerſt die Gedankenfolge jenes kritiſchen Vortrags ungeſtört dem Leſer zur Beurtheilung vorlegen wollten, indem wir zu Gunſten unſerer Polemik die Ueberſetzung zu zerſtücken und umzuwenden räthlich finden.

„Der Verfaſſer des Grafen Carmagnola erklärt in ſeiner Vorrede den angenommenen Theatereinheiten kühn den Krieg; wir aber, privilegirte Freidenker, wofür wir uns, und zwar auf Shakſpeares Beiſpiel und Johnſons Gründe geſtützt, ſelbſt erklären, wir werden durch dieſen Neubekehrten für unſere nordiſchen Begriffe von dramatiſcher Freiheit wenig Beſtätigung gewinnen.“

Hierauf erwiedern wir. Ein Engländer, der über zweihundert Jahre auf ſeiner Bühne die gränzenloſeſten Freiheiten gewohnt iſt, was erwartet er für Beſtätigung von einem auswärtigen Dichter, der in ganz andern Regionen, in ganz anderm Sinne ſeinen Weg geht?

„Jedoch fürchten wir, daß die Italiäner, ehe ſie auf ihre alten herkömmlichen Geſetze Verzicht thun, eine bedeutendere Ueberſtretung derſelben verlangen werden.“

Keineswegs! wir loben dagegen den Autor, der vor einem ſtrengen und, wie man am heftigen Widerſtreite ſieht, theilweiſe unbiegſamen Publicum handelt, wenn er als guter Kopf, Talent, Genie, durch ſanftes Ausweichen verſucht, eine löbliche Freiheit zu erlangen. Hierbei kann der Autor ſeine eigene Nation nicht einmal zu Rathe ziehen, geſchweige eine fremde; eben ſo wenig darf er fragen, was Entfernte, Andersgebildete für Vortheil aus ſeiner Arbeit gewinnen mögen?

Nun aber wird ſich ausweiſen, indem wir jenen kritiſchen Vortrag fernerhin zerlegen und umſtellen, daß der nicht ſonderlich gewogene Kritiker zu Ehren unſeres Dichters dennoch günſtige Zeugniſſe abzulegen genöthigt iſt.

„Der Dichter verdient das Lob einer der Gelegenheit angemeſſenen Beredſamkeit.“

Kann man vom Dramatiker mehr fordern und ihm mehr zugeben? Was könnte denn Beredſamkeit ſeyn, wenn ſie nicht gelegentlich wäre? Das Engliſche Rednertalent wird deßhalb von der Welt bewundert, weil ſo viel erfahrene, unterrichtete Männer bei jeder eintretenden Gelegenheit gerade das Rechte, Gehörige, Schickliche, im Parteiſinn Wirkſame auszuſprechen verſtehen. Dieſes Bekenntniß alſo des Kritikers, nur in Eile hingeworfen, nehmen wir dienlich auf und geben ihm die eigentliche Bedeutung.

„Die Scheideſcene des unglücklichen Grafen und ſeiner Familie iſt wahrhaft herzergreifend.“

Alſo wahrhaft männliche Redekunſt und herzergreifende, gefühlvolle Behandlung, beides zu rechter Zeit, am paſſenden Ort, wird zugeſtanden. Wir verlangen nicht mehr, und der Autor wird es dankbar anerkennen. Wie muß uns nun aber folgendes erfreuen!

„Unterlaſſen können wir nicht, unſere Leſer mit dem edelſten lyriſchen Stücke, welches die neuere Italiäniſche Dichtkunſt hervorgebracht, bekannt zu machen; es folgt als Chor dem zweiten Acte des Dramas. Eine Ueberſetzung iſt beigefügt.“

Alſo auch das höchſte lyriſche Verdienſt, zu dem rhetoriſchen und elegiſchen geſellt, wird dem Dichter zugeſtanden! Und doch hatte der Kritiker beliebt, ſeinen Vortrag mit den harten Worten anzufangen:

„Carmagnola fehlt es an Poeſie.“

Dieſe ſo dürrhin ausgeſprochene Ungerechtigkeit wird durch jene Nachſätze keineswegs bewährt und begründet, ſie ſagen vielmehr gerade das Gegentheil. Wie es uns denn auch ſcheint, daß ſich der Kritiker zuletzt keineswegs gut aus der Sache ziehe, wenn er ſagt:

„Und wir bekennen unſere Hoffnung, daß der Autor uns künftig durch glänzende Oden lieber befriedigen als durch ſchwache Tragödien verletzen werde.“

Ehe wir weiter gehen, erlauben wir uns folgende Betrachtung. Es giebt eine zerſtörende Kritik und eine productive. Jene iſt ſehr leicht; denn man darf ſich nur irgend einen Maaßſtab, irgend ein Muſterbild, ſo bornirt ſie auch ſeyen, in Gedanken aufſtellen, ſodann aber kühnlich verſichern, vorliegendes Kunſtwerk paſſe nicht dazu, tauge deßwegen nichts, die Sache ſey abgethan, und man dürfe ohne weiteres ſeine Forderung als unbefriedigt erklären; und ſo befreit man ſich von aller Dankbarkeit gegen den Künſtler.

Die productive Kritik iſt um ein gutes Theil ſchwerer; ſie fragt: Was hat ſich der Autor vorgeſetzt? iſt dieſer Vorſatz vernünftig und verſtändig? und in wiefern iſt es gelungen, ihn auszuführen? Werden dieſe Fragen einſichtig und liebevoll beantwortet, ſo helfen wir dem Verfaſſer nach, welcher bei ſeinen erſten Arbeiten gewiß ſchon Vorſchritte gethan und ſich unſerer Kritik entgegengehoben hat.

Machen wir aufmerkſam auf noch einen Punkt, den man nicht genug beobachtet, daß man mehr um des Autors als des Publicums willen

urtheilen müſſe. Tagtäglich ſehen wir, daß ein Theaterſtück, ein Roman, ohne die mindeſte Rückſicht auf Recenſionen, von Leſern und Leſerinnen nach individuell eigenſter Weiſe aufgenommen, gelobt, geſcholten, an's Herz geſchloſſen oder vom Herzen ausgeſchloſſen werde, je nachdem das Kunſtwerk mit irgend einer Perſönlichkeit zufällig zuſammentreffen mag.

Kehren wir jedoch zu unſerer Tragödie zurück, und zwar zu der Schlußſcene, zum Scheiden des Grafen von ſeiner Familie. Wir thun dieß um ſo lieber, als wir bei unſerm bisherigen Vortrag davon geſchwiegen. Der Engliſche Kunſtrichter nennt ſie wahrhaft herzergreifend; uns gilt ſie auch dafür, und ihr Gelingen iſt um deſto verdienſtlicher, als durch das ganze Stück keine zarte, thränenhafte Rührung vorbereitet iſt. Nach des Herrn Manzoni ruhig fortſchreitender, ohne Verſchränkung, gerade vor ſich hinwandelnder Weiſe vernimmt man im Laufe des Stücks zwar, daß Graf Carmagnola Gemahlin und Tochter habe; ſie erſcheinen aber nicht ſelbſt als ganz zuletzt, wo ſie das den Grafen befallene Unglück urplötzlich vernehmen. Der Dichter hat ſich hier, wie in dem unmittelbar darauf folgenden Monolog des Grafen, nicht weniger in der Scheideſcene ſelbſt, muſterhaft bewieſen, und wir triumphiren, daß er dem Engländer ein indeed affecting abgewonnen hat.

Zwar wiſſen wir aus eigener Erfahrung, daß man, nach aufgezogenem Vorhang, mit wenig geſprochenen Zeilen ein großes Publicum gleichſam aus dem Stegreife rühren könne; näher betrachtet jedoch ſieht man, daß immer etwas vorausgegangen ſeyn müſſe: irgend ein vorbereitender Antheil muß ſchon in der Menge walten, und wenn man dieſen aufzufaſſen, den Augenblick zu nutzen weiß, ſo darf man ſeiner Wirkung gewiß ſeyn.

Eben ſo wenn Herrn Manzoni geglückt iſt, durch einen Chor den Geiſt lyriſch zu erheben und anzufeuern, ſo vermochte er das nur in Gefolg der zwei erſten Acte; gleichermaaßen entſpringt aus den drei letzten Acten die Rührung der Endſcene. Wie nun der Dichter ſeine Redekunſt nicht hätte entwickeln können, ohne die ſchöne Gelegenheit, Doge, Senatoren, Generale, Commiſſarien und Soldaten ſprechen zu laſſen, eben ſo wenig hätte er uns lyriſch begeiſtert oder elegiſch gerührt ohne die edlen Prämiſſen, auf die er vertrauen konnte.

Eine Ode beſteht nicht an und für ſich: ſie muß aus einem ſchon bewegten Elemente hervorſteigen. Wodurch wirken die Pindariſchen ſo mächtig, als daß ihnen die Herrlichkeiten großer Städte, ganzer Länder

und Geſchlechtsfolgen als Baſis dienen, worauf denn die eminente Perſönlichkeit eines einzelnen emporgehoben wird.

Man gedenke der unwiderſtehlichen Gewalt tragiſcher Chöre der Griechen. Wodurch ſteigern ſie ſich aber als auf dem dazwiſchen, von einem Act zum andern, ſich ſteigernden dramatiſchen Intereſſe?

Herr Manzoni hat ſich als lyriſchen Dichter in ſeinen heiligen Hymnen zu unſerer Freude früher bewieſen. Wo konnten aber dieſe wachſen und gedeihen als auf dem fruchtbaren Boden der Chriſtlich Römiſch-katholiſchen Religion? und doch läßt er aus dieſem breiten Felde nur fünf Hymnen aufſteigen. Dann finden wir den myſteriös frommen Gehalt durchaus einfach behandelt; kein Wort, keine Wendung, die nicht jedem Italiäner von Jugend auf bekannt wären; und doch ſind die Geſänge originell, ſind neu und überraſchend. Von dem zarten Anklang des Namens Maria bis zum ernſten Verſuch einer Judenbekehrung alles lieblich, kräftig und zierlich.

Nach dieſen Betrachtungen dürften wir wohl unſern Dichter erſuchen, das Theater und ſeine eigens gewählte Weiſe nicht zu verlaſſen, aber darauf zu ſehen, daß der zu wählende Stoff an und für ſich rührend ſey; denn, genau betrachtet, liegt das Rührende mehr im Stoff als in der Behandlung.

Nicht als Vorſchlag, ſondern nur eines ſchnellern Verſtändniſſes wegen, nennen wir die Räumung von Parga. Zwar möchte dieſes Sujet gegenwärtig zu behandeln einigermaaßen gefährlich ſeyn; unſere Nachkommen werden ſich's nicht entgehen laſſen. Wenn es aber Herr Manzoni ergreifen dürfte, und es nur in ſeiner ruhigen, klaren Art durchführte, ſein überzeugendes Rednertalent, ſeine Gabe, elegiſch zu rühren und lyriſch aufzuregen, in Thätigkeit ſetzen wollte, ſo würden von der erſten bis zur letzten Scene Thränen genug fließen; ſo daß der Engländer ſelbſt, wenn er auch durch die bedenkliche Rolle, die ſeine Landsleute dabei ſpielen, ſich einigermaaßen verletzt (offended) fühlte, das Stück doch gewiß keine ſchwache (feeble) Tragödie nennen würde.

Manzoni an Goethe.

Per quanto screditati sieno i complimenti e i ringraziamenti letterarj, io spero ch'Ella non vorrà disgradire questa candida espressione d'un'animo riconoscente: se, quando io stava lavorando la tragedia del Carmagnola alcuno mi avesse predetto ch' essa sarebbe letta da Goethe, mi avrebbe dato il più grande incoraggiamento, e promesso un premio non aspettato. Ella può quindi immaginarsi ciò ch'io abbia sentito in vedere ch'Ella si è degnata di osservarla tanto amorevolmente, e di darne dinanzi al Pubblico un così benevolo giudizio.

Ma, oltre il prezzo che ha per qualunque uomo un tal suffragio, alcune circostanze particolari l'hanno renduto per me singolarmente prezioso: e mi permetto di brevemente esporgliele, per motivare la mia doppia gratitudine.

Senza parlare di quelli che hanno trattato il mio lavoro con aperta derisione, quei critici stessi che lo giudicarono più favorevolmente, in Italia e anche fuori, videro quasi ogni cosa in un' aspetto diverso da quello in cui io l'aveva immaginata, vi lodarono quelle cose alle quali io aveva data meno d'importanza, e ripresero, come inavvertenze e come dimenticanze delle condizioni più note del poema drammatico, le parti che erano frutto della mia più sincera e più perseverante meditazione. Quel qualunque favore del Pubblico non fu motivato generalmente che sul Coro e sull' Atto quinto: e non parve che alcuno trovasse in quella tragedia ciò che io aveva avuto più intenzione di mettervi. Di modo che io ho dovuto finalmente dubitare che, o le mie intenzioni stesse fossero illusioni, o ch'io non avessi saputo menomamente condurle ad effetto. Nè bastavano a rassicurarmi alcuni amici dei quali io apprezzo altamente il giudizio, perchè la communicazione giornaliera e la conformità di molte idee toglievano alle loro parole quella specie di autorità che porta seco un'estraneo, nuovo, non provocato, nè discusso parere. In questa nojosa ed assiderante incertezza, qual cosa poteva più sorprendermi e rincorarmi che l'udire la voce del Maestro, rilevare ch'Egli non aveva credute le mie intenzioni indegne di essere penetrate da Lui, e trovare nelle sue pure e

splendide parole la formola primitiva dei miei concetti? Questa voce mi anima a proseguire lietamente in questi studj, confermandomi nell' idea che per compire il meno male un' opera d'ingegno, il mezzo migliore è di fermarsi nella viva e tranquilla contemplazione dell' argomento che si tratta, senza tener conto delle norme convenzionali, e dei desiderj per lo più temporanei della maggior parte dei lettori. Deggio però confessarle che la distinzione dei personaggi in istorici e in ideali è un fallo tutto mio, e che ne fu cagione un attaccamento troppo scrupuloso all' esattezza storica, che mi portò a separare gli uomini della realtà da quelle che io aveva immaginati per rappresentare una classe, un' opinione, un' interesse. In un' altro lavoro recentemente incominciato io aveva già ommessa questa distinzione, e mi compiaccio di aver così anticipatamente obbedito al suo avviso.

Ad un' uomo avvezzo all' ammirazione d'Europa io non ripeterò le lodi che da tanto tempo gli risuonaro all'orecchio, bensì approfitterò dell'occasione che mi è data di presentargli gli augurj i più vivi e più sinceri di ogni prosperità.

Piacciale di gradire l'attestato del profondo ossequio col quale ho l'onore di rassegnarmele.

Milano 23. Gennajo 1821.

Uebersetzung.

So sehr das literarische Verbeugen und Danksagen außer Credit gekommen, so hoffe ich doch, Sie werden diesen aufrichtigen Ausdruck eines dankbaren Gemüthes nicht verschmähen: denn wenn während der Arbeit an der Tragödie des Grafen Carmagnola mir jemand vorausgesagt hätte, daß Goethe sie lesen würde, so wäre es mir die größte Aufmunterung gewesen, hätte mir die Hoffnung eines unerwarteten Preises dargeboten. Sie können sich daher denken, was ich fühlen mußte, zu sehen, daß Sie meine Arbeit einer liebevollen Betrachtung würdigten, um derselben vor dem Publicum ein so wohlwollendes Zeugniß geben zu können.

Aber außer dem Werth, welchen eine solche Bestimmung für einen jeden hätte, machten einige besondere Umstände sie für mich unschätzbar. Und so sey mir vergönnt, diese vorzutragen, um zu zeigen, wie meine Dankbarkeit doppelt seyn müsse.

Ohne von denjenigen zu ſprechen, welche meine Arbeit öffentlich mit Spott behandelten, ſo ſahen doch auch ſolche Kritiker, welche günſtiger davon urtheilten, beinahe alles und jedes von einer andern Seite an, als ich es gedacht hatte; ſie lobten Dinge, auf die ich weniger Werth legte, und tadelten mich, als hätte ich die bekannteſten Bedingungen einer dramatiſchen Dichtung überſehen oder vergeſſen, da ich doch eben in dieſem Punkte die Frucht meines reinſten und beharrlichſten Nachdenkens zu erblicken glaubte. So war denn auch die etwanige Gunſt des Publicums nur dem Chor und dem fünften Act zugetheilt, und es wollte ſcheinen, als wenn niemand in dieſer Trägödie dasjenige finden könne, was ich hineinzulegen beabſichtigte, ſo daß ich zuletzt zweifeln mußte, ob mein Vorſatz ſelbſt nicht ein Wahn geweſen, oder mindeſtens, ob ich ihn habe zur Wirkung führen können. Selbſt gelang es einigen Freunden nicht mich zu beruhigen, ob ich ſchon deren Urtheil höchlich zu ſchätzen habe: denn die tägliche Mittheilung, die Uebereinſtimmung vieler Ideen nahmen ihren Worten jene Art von Autorität, welche ein auswärtiges, neues, weder hervorgerufenes noch durchgeſprochenes Gutachten haben muß.

In dieſer peinlichen und lähmenden Ungewißheit, was konnte mich mehr überraſchen und aufmuntern, als die Stimme des Meiſters zu hören, zu vernehmen, daß er meine Abſicht nicht unwürdig von ihm durchſchaut zu werden geglaubt, und in ſeinen reinen und leuchtenden Worten den urſprünglichen Sinn meiner Vorſätze zu finden! Dieſe Stimme belebt mich, in ſolchen Bemühungen freudig fortzufahren und mich in der Ueberzeugung zu befeſtigen, daß, ein Geiſteswerk am ſicherſten durchzuführen, das beſte Mittel ſey feſtzuhalten an der lebhaften und ruhigen Betrachtung des Gegenſtandes, den man behandelt, ohne ſich um die conventionellen Regeln zu bekümmern und um die meiſt augenblicklichen Anforderungen des größten Theils der Leſer.

Sodann muß ich aber bekennen, daß die Abtheilung der Perſonen in geſchichtliche und ideelle ganz mein Fehler ſey, verurſacht durch eine allzu große Anhänglichkeit an das genau Geſchichtliche, welche mich bewog, die realen Perſonen von denjenigen zu trennen, die ich erſann, um eine Claſſe, eine Meinung, ein Intereſſe vorzuſtellen. In einer neuern Arbeit hatte ich ſchon dieſen Unterſchied aufgegeben, und es freut mich, dadurch Ihrer Anmahnung zuvorgekommen zu ſeyn.

Mailand, den 23. Januar 1821.

Adelchi,

Tragedia. Milano 1822.

1827.

Dieſe Tragödie, welche wir nun auch im Original dem deutſchen Publicum vorlegen, wird ſonach von den Freunden der Italiäniſchen Literatur näher gekannt und beurtheilt werden; wir unterlaſſen deßhalb die Entwicklung des Plans, welche wir vor Jahren bei Einführung des Grafen Carmagnola für nöthig erachtet, und beziehen uns auf die Analyſe dieſes Stücks, welche Herr Fauriel ſeiner Franzöſiſchen Ueberſetzung beigefügt hat. Sie wird allen Freunden einer ſinnigen, entwickelnden, fördernden Kritik auf jede Weiſe willkommen ſeyn. Wir ergreifen jedoch die Gelegenheit auszuſprechen, wie uns eben dieſe Tragödie die früher von Herrn Manzoni gefaßte gute Meinung noch mehr zu begründen und ſeine Verdienſte in weiterm Umfang zu überſehen den Anlaß gegeben hat.

Alexander Manzoni hat ſich einen ehrenvollen Platz unter den Dichtern neuerer Zeit erworben; ſein ſchönes, wahrhaft poetiſches Talent beruht auf reinem, humanem Sinn und Gefühl. Und wie er nun, was das Innere ſeiner dargeſtellten Perſonen betrifft, vollkommen wahr und mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung bleibt, ſo findet er auch unerläßlich, daß das hiſtoriſche Element, in welchem er dichteriſch wirkt und handelt, gleichfalls untadelhaft Wahres, durch Documente Beſtätigtes, Unwiderſprechliches enthalte. Seine Bemühung muß alſo dahin gehen, das ſittlich-äſthetiſch Geforderte mit dem wirklich unausweichlich Gegebenen völlig in Einklang zu bringen.

Nach unſerer Anſicht hat er dieß nun vollkommen geleiſtet, indem wir ihm zugeben, was man anderwärts wohl zu tadeln gefunden hat, daß er nämlich Perſonen aus einer halbbarbariſchen Zeit mit ſolchen zarten Geſinnungen und Gefühlen ausgeſtattet habe, welche nur die höhere religiöſe und ſittliche Bildung unſerer Zeit hervorzubringen fähig iſt.

Wir ſprechen zu ſeiner Rechtfertigung das vielleicht paradox ſcheinende Wort aus, daß alle Poeſie eigentlich in Anachronismen verkehre; alle Vergangenheit, die wir heraufrufen, um ſie nach unſerer Weiſe den Mitlebenden vorzutragen, muß eine höhere Bildung, als es hatte, dem Alterthümlichen zugeſtehen; der Poet mag hierüber mit ſeinem Gewiſſen

übereinkommen, der Leſer aber muß gefällig durch die Finger blicken. Die Ilias wie die Odyſſee, die ſämmtlichen Tragiker, und was uns von wahrer Poeſie übrig geblieben iſt, lebt und athmet nur in Anachronismen. Allen Zuſtänden borgt man das Neuere, um ſie anſchaulich, ja nur erträglich zu machen, ſo wie wir ja auch in der letzten Zeit mit dem Mittelalter verfuhren, deſſen Maske wir viel zu ſehr bis in Kunſt und Leben herein als wirklich gelten ließen.

Hätte ſich Manzoni früher von dieſem unveräußerlichen Recht des Dichters, die Mythologie nach Belieben umzubilden, die Geſchichte in Mythologie zu verwandeln, überzeugt gehabt, ſo hätte er ſich die große Mühe nicht gegeben, wodurch er ſeiner Dichtung unwiderſprechliche hiſtoriſche Denkmale bis in's einzelne unterzulegen getrachtet hat.

Da er aber dieſes zu thun durch ſeinen eigenen Geiſt und ſein beſtimmtes Naturell geführt und genöthigt worden, ſo entſpringt daraus eine Dichtart, in der er wohl einzig genannt werden kann; es entſtehen Werke, die ihm niemand nachmachen wird.

Denn durch die entſchiedenen Studien, die er jener Zeit widmete, durch die Bemühungen, womit er die Zuſtände des Papſtes und ſeiner Lateiner, der Longobarden und ihrer Könige, Carl des Großen und ſeiner Franken, ſodann das Gegeneinanderwirken dieſer ganz verſchiedenen, urſprünglich einander widerſprechenden, durch weltgeſchichtliche Ereigniſſe zuſammen und zwiſchen einander gewürfelten Elemente ſich zu verdeutlichen, vor ſeinem Urtheil zu vergewiſſern trachtete, gewann ſeine Einbildungskraft einen überreichen Stoff und durchaus ein ſo feſtes Anhalten, daß man wohl ſagen darf, keine Zeile ſey leer, kein Zug unbeſtimmt, kein Schritt zufällig oder durch irgend eine ſecundäre Nothwendigkeit beſtimmt. Genug, er hat in dieſer Art etwas Willkommenes und Seltenes geleiſtet; man muß ihm danken für alles, was er gebracht hat, auch wie er's gebracht hat, weil man dergleichen Gehalt und Form wohl niemals hätte fordern können.

Wir könnten in der Entwicklung des Vorgeſagten noch auf mannichfaltige Weiſe fortfahren, aber es ſey genug den denkenden Leſer hierauf aufmerkſam gemacht zu haben. Nur Eins bemerken wir, daß dieſe genaue hiſtoriſche Vergegenwärtigung ihm beſonders in den lyriſchen Stellen, ſeinem eigentlichen Erbtheil, vorzüglich zu Statten kommt.

Die höchſte Lyrik iſt entſchieden hiſtoriſch; man verſuche die mythologiſch

geſchichtlichen Elemente von Pindars Oden abzuſondern, und man wird finden, daß man ihnen durchaus das innere Leben abſchneidet.

Die modernere Lyrik neigt ſich immer zum Elegiſchen hin; ſie beklagt ſich über Mangel, damit man den Mangel nicht ſpüre. Warum verzweifelt Horaz, den Pindar nachzuahmen? Nachzuahmen iſt er freilich nicht, aber ein wahrhafter Dichter, der ſo viel zu rühmen und zu loben fände wie er, der ſich mit froher Geſinnung bei Stammbäumen aufhalten und den Glanz ſo vieler wetteifernder Städte rühmen könnte, würde ganz ohne Frage eben ſo gute Gedichte hervorzubringen vermögen.

Wie im Grafen Carmagnola der Chor, indem er die vorgehende Schlacht ſchildert, in gränzenloſes Detail vertieft, ſich doch nicht verwirrt, mitten in einer unausſprechlichen Unordnung doch noch Worte und Ausdrücke findet, um Klarheit über das Getümmel zu verbreiten und das Wildeinherſtürmende faßlich zu machen, ſo ſind die beiden Chöre, die das Trauerſpiel Adelchi beleben, gleichfalls wirkſam, um das Unüberſehbare vergangener und augenblicklicher Zuſtände dem Blick des Geiſtes vorzuführen. Der Beginn des erſten aber iſt ſo eigen lyriſch, daß er anfangs faſt abſtrus erſcheint. Wir müſſen uns das Longobardiſche Heer geſchlagen und zerſtreut denken; eine Bewegung, ein Rumor verbreitet ſich in die einſamſten Gebirgsgegenden, wo die vormals überwundenen Lateiner, Sklaven gleich, das Feld bauen und ſonſt mühſeliges Gewerb treiben. Sie ſehen ihre ſtolzen Herren, die Glieder aller bisher Gewalt habenden Familien flüchtig, zweifeln aber, ob ſie ſich deßhalb freuen ſollen? auch ſpricht ihnen der Dichter jede Hoffnung ab: unter den neuen Herren werden ſie ſich keines beſſern Zuſtandes zu erfreuen haben.

Jetzt aber, ehe wir uns zu dem zweiten Chore wenden, erinnern wir an eine Betrachtung, die in den Noten und Abhandlungen zu beſſerm Verſtändniß des weſtöſtlichen Divans S. 262 des vierten Bandes mit wenigem angedeutet worden, daß nämlich das Geſchäft der lyriſchen Poeſie von dem der epiſchen und dramatiſchen völlig verſchieden ſey. Denn dieſe machen ſich zur Pflicht, entweder erzählend oder darſtellend, den Verlauf einer gewiſſen bedeutenden Handlung dem Hörer und Schauer vorzuführen, ſo daß er wenig oder gar nicht dabei mitzuwirken, ſondern ſich nur lebhaft aufnehmend zu verhalten habe; der lyriſche Dichter dagegen ſoll irgend einen Gegenſtand, einen Zuſtand oder auch einen Hergang irgend eines bedeutenden Ereigniſſes dergeſtalt

vortragen, daß der Hörer vollkommen Antheil daran nehme und, verstrickt durch einen solchen Vortrag, sich wie in einem Netze gefangen unmittelbar theilnehmend fühle. Und in diesem Sinne dürfen wir wohl die Lyrik die höchste Rhetorik nennen, die aber wegen der in Einem Dichter kaum sich zusammenfindenden Eigenschaften höchst selten in dem Gebiete der Aesthetik hervortritt. Es schwebt uns kein Moderner vor, der diese Eigenschaften in so hohem Grade besessen als Manzoni. Diese Behandlungsweise ist seinem Naturell gemäß, eben so wie er sich zugleich als Dramatiker und Historiker ausgebildet hat. Diese auch hier nur vorübergehend ausgesprochenen Gedanken würden freilich erst im Gefolge des zusammenhängenden Vortrags einer wahren Haupt- und Grundschule der Aesthetik in ihrem völligen Werth erscheinen, welchem zu genügen uns vielleicht so wenig als andern vergönnt seyn wird.

Nachdem uns der Schlußchor des dritten Actes mit Gewalt in den Untergang des Longobardischen Reichs verwickelt hat, sehen wir zu Anfang des vierten ein trauriges weibliches Opfer jener politischen Schrecknisse, das Abscheiden Ermengardas, welche, Tochter, Schwester, Gattin von Königen, die Mutter eines Königs nicht werden sollte; sie scheidet, umgeben von Klosterfrauen, auf das schmerzlichste von einem hoffnungsleeren Leben. Der Chor tritt ein, und wir behalten, zu besserm Verständniß ernster Leser, die Zahl der Strophen bei:

1) Anmuthige Schilderung einer frommen Scheidenden; 2) die Klage verklingt; unter Gebet werden die matten Augen liebevoll geschlossen. 3) Letzter Aufruf, die Erde zu vergessen und sich in das Ende zu ergeben. 4) Der traurige Zustand wird geschildert, wo die Unglückliche zu vergessen wünschte, was ihr nicht gestattet war. 5) In schlaflosen Finsternissen und klösterlicher Umgebung kehren ihre Gedanken zu glücklichen Tagen zurück, 6) als sie noch liebwerth, unvorsehend in Frankreich eintrat, 7) und von luftigem Hügel ihren herrlichen Gemahl auf weiter Fläche sprengend der Jagdlust sich erfreuen sah, 8) mit Gefolg und Getümmel dem wilden Eber begegnend, 9) der, vom königlichen Pfeil getroffen, blutend stürzte, sie angenehm erschreckte. 10) Die Maas wird angesprochen, die warmen Bäder von Aachen, wo der mächtige Krieger entwaffnet von edlen Thaten sich erquickte. 11) 12) 13) geben ein schön verschlungenes Gleichniß. Wie vom erwünschten Thau der versengte Rasen, durch Freundeswort eine leidenschaftlich gequälte Seele erquickt wird, die

zarten Stängel aber bald wieder von heißer Sonne verdorren, 14) ſo ward in ihre Seele, nach kurzem Vergeſſen, der alte Schmerz wieder vorgerufen. 15) Wiederholte Ermahnung, ſich von der Erde abzulöſen. 16) Erwähnung anderer Unglücklichen, die hingeſchieden. 17) Leiſer Vorwurf, daß ſie aus einem gewaltthätigen Geſchlecht herſtamme, 18) und nun unterdrückt mit Unterdrückten untergehe. Friede wird ihrer Aſche zugeſagt. 19) Beruhigung ihrer Geſichtszüge zu unbefangenem jungfräulichen Ausdruck, 20) wie die untergehende Sonne, durch zerriſſene Wolken den Berg bepurpurnd, einen heitern Morgen weiſſagt.

Endlich wird auch die Wirkung des Chors dadurch erhöht, daß er, ob ſie gleich geſchieden, noch als an eine Lebende, Horchende, Theilnehmende ſich richtet.

Nach dieſer Entwicklung fügen wir noch die günſtigen Worte hinzu, womit Herr Fauriel ſeine Analyſe unſeres Trauerſpiels abſchließt, und ungeachtet er den Chören nicht gleichen Werth zuſchreibt, doch über dieſelben ſich folgendermaaßen ausſpricht: „Sie, zuſammen betrachtet, ſind alle drei unter den Meiſterſtücken der neuen lyriſchen Poeſie höchſt bedeutende, ſelbſt einzige Productionen zu nennen. Man weiß nicht, was man mehr daran bewundern ſoll, die Wahrheit, die Wärme der Empfindungen, die Erhebung und Kraft der Ideen, oder einen ſo belebten als freimüthigen Ausdruck, der zugleich eine Eingebung der Natur ſcheint, und doch ſo gefällig, ſo harmoniſch, daß die Kunſt nichts hinzufügen könnte."

Wir wünſchen ſinnigen Leſern Glück zu dem Genuß dieſer Chöre wie der übrigen Dichtung: denn hier tritt der ſeltene Fall ein, wo ſittliche und äſthetiſche Bildung vereint in gleichem Grade gefördert wird. Daß dieſes ſchneller, mit größerer Leichtigkeit geſchehe, dazu wird die Ueberſetzung des Herrn Streckfuß vorzüglich beitragen. Seine frühern Bemühungen dieſer Art, ſo wie die Muſterſtücke der gegenwärtigen Arbeit ſind uns dafür die ſicherſten Bürgen. Die zum Andenken Napoleons gedichtete Ode Manzoni's, welche zu überſetzen wir früher, nach unſerer Art, verſucht, möge er auch nicht außer Acht laſſen und nach ſeiner Weiſe im Deutſchen vortragen, als einen Beleg deſſen, was wir oben von den Erforderniſſen der lyriſchen Dichtkunſt auszuſprechen wagten.

Und ſo ſtehe denn auch hier zum Schluß eine Stelle, die wir aus guter Neigung, und uns ſelbſt zu belehren, gleich beim erſten Leſen des Trauerſpiels Adelchi zu überſetzen uns vornahmen. Schon früher, bei näherer

Betrachtung des rhythmiſchen Vortrags, wie er im Grafen Carmagnola herrſcht, war deutlich zu fühlen, daß er ganz wie ein Recitativ klinge; beſonders fand ſich, daß die Hauptworte immer zu Anfang der Zeile ſtehen, wodurch ein unaufhaltſames Uebergreifen bewirkt wird, jener Declamationsart günſtig und einen energiſchen Vortrag durchaus belebend. Wollte nun damals nicht gelingen, uns in eine ſolche Art zu fügen, da ein deutſches Ohr und Weſen jeder Anſpannung widerſagt, ſo konnte ich doch nicht unterlaſſen bei dem Studium des Trauerſpiels Adelchi einen ſolchen Verſuch zu wagen; hier möge denn das ganze Unternehmen, ſo wie das bisher zur Einleitung Geſagte, wohlwollenden Leſern beſtens empfohlen ſeyn.

Vorgängiges.

Deſiderius und Adelchi, Vater und Sohn, zwei in Gemeinſchaft regierende Könige der Longobarden, bedrängen den Papſt. Auf deſſen flehentliches Anrufen richtet Carl der Große ſeinen Heereszug nach Italien, wird aber in dem Engpaſſe der Etſch durch Mauern und Thürme unerwartet zurückgehalten.

Longobardiſche Fürſten, unterdeß heimlich ihren Königen ungeneigt, ſinnen auf Abfall und auf Mittel, dem herandrohenden Carl ihre Abſichten zu entdecken, ſich ihm heimlich zu ergeben, um dadurch Verzeihung und Gnade ſich im voraus zu verſichern. Geheime Beredung deßhalb veranſtalteten ſie in dem Hauſe eines unſcheinbaren Kriegers, den ſie durch reiche Spende gewonnen zu haben glauben. Dieſer, in Erwartung ihrer, tritt auf und entdeckt ſeine Geſinnungen in einem Monolog.

Swarto.

Vom Franken ein Geſandter! Groß Ereigniß,
Was es auch ſey, tritt ein. — Im Grund der Urne,
Von tauſend Namen überdeckt, liegt tief
Der meine; bleibt ſie ungeſchüttelt, immer
Liegt er im Grunde. So in meiner
Verdüſtrung ſterb' ich, ohne daß nur jemand
Erführe, welch Beſtreben mich durchglüht. —
Nichts bin ich! Sammelt auch dieß niedre Dach

Die Großen bald, die sich's erlauben dürfen,
Dem König feind zu seyn; ward ihr Geheimniß,
Nur eben weil ich nichts bin, mir vertraut.
Wer denkt an Swarto? wen bekümmert's wohl,
Was für ein Fuß zu dieser Schwelle tritt?
Wer haßt? wer fürchtet mich? O, wenn Erkühnen
Den hohen Stand verlieh', den die Geburt
Voreilig zutheilt, wenn um Herrschaft man
Mit Schwertern würbe, sehen sollte ihr,
Hochmüth'ge Fürsten, wem's von uns gelänge! —
Dem Klügsten könnt' es werden. Euch zusammen
Les' ich im Herzen; mein's verschloß ich. Welches
Entsetzen würd' euch fassen, welch Ergrimmen,
Gewahrtet ihr, daß einzig Ein Begehren
Euch allen mich verbündet, Eine Hoffnung ....
Mich einst euch gleich zu stellen! — Jetzt mit Golde
Glaubt ihr mich zu beschwichtigen. Gold! zu Füßen
Geringern hinzuwerfen, es geschieht;
Doch schwach demüthig Hände hinzureichen,
Wie Bettler es zu haschen —

Fürst Ildechi.

Heil dir, Swarto!

L'Eco,

Giornale di Scienze, Lettere, Arti, Commercio e Teatri. Milano.

1828.

Eine Zeitschrift, mit diesem Jahre begonnen, empfiehlt sich sogleich durch ihr Aeußeres, welches einen Beweis giebt, wie hoch man jenseits der Alpen das Publicum zu ehren wisse.

Wir haben die ersten 47 Blätter vor uns und können den Mitarbeitern sowohl wie den Redactoren das beste Zeugniß geben. Sie offenbaren durchaus einen reinen, geistvoll heitern Freisinn, hinlängliche Uebersicht fremder Literatur neuesten Datums, überhaupt Umsicht von

hohem Standpunkte, nirgends Zwang noch Zurückhaltung im einzelnen, aber bei ernstem Wollen Mäßigung im ganzen.

Sie sind auf dem Alterthum und auf ihrer ältesten Literatur gegründet; sodann aber vernimmt man, was die Italiäner neuerlich unter sich verkehren, was sie dem Ausländer mittheilen möchten, was sie von uns, mit besonderer Gunst angesehenen Deutschen, und wie sie es brauchen können, wie sie sich gegen die Franzosen, die Engländer, die Spanier verhalten. Sie zeigen Klugheit genug, dafür zu sorgen, was das Publicum Tag für Tag wissen möchte, zugleich aber auch Aufmerksamkeit für das höhere Wissenswerthe. Dieses Blatt, auf solche Weise fortgesetzt, wird auch dazu dienen, jene Nation in Begriffen und Sprache weiter zu fördern und ihren ästhetischen Gesichtskreis zu erweitern.

Wer das Schwierige und Unerfreuliche der ältern Italiänischen Prosa kennt, wird übrigens hier durch die leichte Heiterkeit des Vortrags sich überrascht finden und sich dabei erinnern, daß Mailand schon seit geraumer Zeit mit Florenz in sprachthümlichem Conflikt liege. Daher ist uns der Gedanke gekommen, diese Blätter den Lehrern der Italiänischen Sprache im Auslande zur Benutzung beim Unterricht zu empfehlen. Manches andere Gute, was sich bei diesem Unternehmen ahnen und hoffen läßt, möge sich in der Folge bewähren!

V.

Orientaliſche Literatur.

Toutinameh,

übersetzt von Professor Iken, mit Anmerkungen und Zugaben von Professor Kosegarten.

1822.

Es wird mit Recht das Papageienbuch genannt; denn der Papagei spielt die Hauptperson, und zwar folgendermaaßen. Eine schöne junge Frau, in Abwesenheit ihres Gemahls, verliebt sich in einen von ungefähr erblickten Fremden. Durch eine Zwischenperson wird ausgemacht, es sey weniger gefährlich ihn zu suchen als ihn zu sich einzuladen. Nun putzt sie sich auf das schönste, will aber doch den Schritt nicht ganz auf ihre Gefahr thun, und fragt, bei einbrechender Nacht, den dämonisch-weisen Hauspapageien um Rath, welcher die List erdenkt, durch interessante, aber weitläufig ausgesponnene Erzählungen die Liebeskranke bis zum Morgen hinzuhalten. Dieß wiederholt sich alle Nacht, und man erkennt hieran die Favoritform der Orientalen, wodurch sie ihre gränzenlosen Mährchen in eine Art von Zusammenhang zu bringen suchten.

Wir unterscheiden nunmehr gleich ein älteres Toutinameh, von einem Dichter Sijaleddîn Nechschebi, im Jahre Christi 1329 vollendet, der darin ältere Erzählungen Indischen Ursprungs bearbeitet hatte. Hiervon giebt uns Professor Kosegarten im Anhange genugsame Kenntniß.

Die neuere Behandlung durch Muhamed Kaderi, das von Herrn Iken übersetzte Werk, fällt wahrscheinlich in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts.

Höchst interessant ist es daher, dasjenige, was uns aus dem Alten

mitgetheilt wird, mit dem Neuen zu vergleichen; jenes hat große Fülle, ächt Orientaliſch-poetiſche Vorſtellungsarten; die Erzählung iſt ausführlich bis zur Weitläufigkeit, die unerläßliche Wiederholung durchgängig abwechſelnd und vermannichfaltigt; wir finden die ächten Eigenſchaften einer wohldurchdachten, originellen Behandlung.

Die neuere zeigt dagegen, daß die öſtlichen Völker in zweihundert Jahren viel proſaiſcher geworden, und ſich ſchon mit einem bloßen Auszug, mit dem nackten Stoff, dem mährchenhaften, von allem Schmuck entblößten Gerippe begnügen mochten. Indeſſen iſt es wohl denkbar, daß dieſe Behandlungsweiſe dem Weſtländer für's erſte mehr zuſage als die ältere, mit allen großen Vorzügen.

Daher wiſſen wir Herrn Iken vielen Dank, daß er dieſes Werk vorläufig in die deutſche Literatur eingeführt, Intereſſe dafür erregt, und unſern jüngern talentvollen Schriftſtellern Gelegenheit gegeben, ſich an manchen bisher unbekannten Geſchichten nach eigener Weiſe hervorzuthun, und einiges ganz Vortreffliche auf deutſchen Grund und Boden zu verpflanzen, welches denn zunächſt den Almanachen und Taſchenbüchern friſchen Succurs zuführen könnte.

Nun aber enthalten wir uns zum Schluß kaum einer motivirten Belobung des ältern Toutinameh, und bemerken, daß eben die Fülle, Weitläufigkeit, Umſtändlichkeit zu der Anlage des Ganzen höchſt nothwendig ſey: denn wer eine leidenſchaftlich Entzündete bei Eindruch der Nacht von dem Weg zu ihrem Liebhaber abhalten will, der muß nicht allein wohl erſonnene, bedeutende, gehaltreiche Mährchen bereit halten, ſondern er muß auch in der Ausführung ſo reich, exuberant, reizend und anregend ſeyn, daß die Einbildungskraft vor ſolcher Kraft ſtaunend nicht wüßte, wohin ſie ſich wenden, wie ſie alles faſſen ſolle. Wie uns ja eine ſchöne Perſon, herrlich geſchmückt, noch ſchöner vorkommt, und wir, zwiſchen Geſtalt und Hülle ſchwankend, hin und her gezogen werden.

Und ſo giebt das alte Werk, obgleich nur in Proſa geſchrieben, vielleicht mehr als ein anderes den vollen Begriff des Orientaliſchen Reichthums. Mit jeder Zeile wird man über die ganze Welt geführt, durch Gleichniſſe und Tropen, durch An- und Ueberhäufung verwandter Gegenſtände. Das Meer, das, zum Geburtstag eines Königsſohns geladen, mit allen ſeinen Schätzen und Herrlichkeiten anlangt, überfüllt die beweglichſte Einbildungskraft.

Wie zierlich vermannichfaltigt der Autor jedesmal den Anfang einer Erzählung, wo er, um zu sagen, daß es Nacht geworden sey, die lieblichsten Gleichnisse vorzutragen weiß; wir durchlaufen immer von neuem den ganzen Himmelsbogen, um hier die untergehende Sonne, dort den aufsteigenden Mond in frischer Gestalt zu begrüßen. Möge dieses Buch als genußreiche Vorbereitung bald in jedermanns Händen seyn, und Herr Professor Kosegarten uns bald möglichst die gedachte ältere Bearbeitung ganz übersetzt geben, wonach uns die drei mitgetheilten Mährchen und Erzählungen große Begierde eingeflößt haben.

Lied der Liebe,

das älteste und schönste aus dem Morgenlande.

Neu übersetzt und ästhetisch erklärt durch Dr. Friedrich Wilhelm Carl Umbreit.

Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht 1820.

Im Divan wird der Versuch, in diese Fragmente Zusammenhang zu bringen, zwar wohlgemeint, aber unausführbar genannt. Mich dünkt aber, der Versuch ist dießmal glücklich gelungen, und zwar weil er auf die im Divan angegebene Zerstückelung gegründet ist. Nämlich als Gegenstand des Ganzen nimmt der Verfasser an: Nur Wärme und Entzücken im vollen Genusse der sinnlichen Gegenwart (S. 33.)

Der besondere Inhalt ist: Ein junges, schönes Hirtenmädchen, während es von seinen Brüdern zur Hüterin eines Weinbergs gestellt war, wird in Salomos Frauengemach entführt. Der König liebt die schöne Schäferin unaussprechlich, und bestimmt sie zu seiner ersten Gemahlin. Aber das Mädchen hat ihre Liebe schon einem jungen Hirten auf den Fluren der Heimath gewidmet. Bei ihm ist sie im Wachen und Träumen, und der Geliebte sehnt sich nach ihr. Nichts hilft es, daß Salomo sie

zur ersten Königin einweiht, sie mit aller Pracht und höchsten Liebkosungen umgiebt. Sie bleibt kalt, und der König muß sie in ihre Thäler wieder ziehen lassen. Die sich wiederfindenden Liebenden besiegeln den Bund ewiger Treue ihrer Herzen unter dem Apfelbaum ihrer ersten süßen Zusammenkunft.

Die Anlage und Ausführung ist dramatisch; alle Betheiligten äußern sich unmittelbar, jedes auf seinem Ort, seiner Lage, seinen Neigungen und Wünschen gemäß. Und so löst sich der epische Unzusammenhang doch in einem Zusammenhange auf.

Indische Dichtung.

1821.

Wir würden höchst undankbar seyn, wenn wir nicht Indischer Dichtungen gedenken wollten, und zwar solcher, die deßhalb bewundernswürdig sind, weil sie sich im Conflict mit der abstrusesten Philosophie auf einer und mit der monstroseſten Religion auf der andern Seite im glücklichsten Naturell durchhelfen, und von beiden nicht mehr annehmen, als ihnen zur innern Tiefe und äußern Würde frommen mag.

Vor allen wird Sakontala von uns genannt, in deren Bewunderung wir uns Jahre lang versenkten. Weibliche Reinheit, schuldlose Nachgiebigkeit, Vergeßlichkeit des Mannes, mütterliche Abgesondertheit, Vater und Mutter durch den Sohn vereint, die allernatürlichsten Zustände, hier aber in die Regionen der Wunder, die zwischen Himmel und Erde wie fruchtbare Wolken schweben, poetisch erhöht, und ein ganz gewöhnliches Naturschauspiel, durch Götter und Götterkinder aufgeführt.

Mit Gita-Govinda ist es derselbige Fall; auch hier kann das Aeußerste nur dargestellt werden, wenn Götter und Halbgötter die Handlung bilden. Uns Westländern konnte der würdige Uebersetzer nur die erste Hälfte zutheilen, welche die gränzenloseste Eifersucht einer Halbgöttin darstellt, die von ihrem Liebhaber verlassen ist, oder sich verlassen glaubt. Die Ausführlichkeit dieser Malerei bis in's Allerkleinste spricht uns durchgängig an; wie müßte uns aber bei der zweiten Hälfte zu Muthe werden, welche

den rückkehrenden Gott, die unmäßige Freude der Geliebten, den gränzenloſen Genuß der Liebenden darzuſtellen beſtimmt iſt, und es wohl auf eine ſolche Weiſe thun mag, die jene erſte überſchwängliche Entbehrung aufzuwiegen geeignet ſey!

Der unvergleichliche Jones kannte ſeine weſtlichen Inſulaner gut genug, um ſich auch in dieſem Falle wie immer in den Gränzen Europäiſcher Schicklichkeit zu halten; und doch hat er ſolche Andeutungen gewagt, daß einer ſeiner deutſchen Ueberſetzer ſie zu beſeitigen und zu tilgen für nöthig erachtet.

Enthalten können wir uns ferner nicht, des neuern bekannt gewordenen Gedichtes Megha-Duta zu gedenken. Auch dieſes enthält, wie die vorigen, rein menſchliche Verhältniſſe. Ein aus dem nördlichen Indien in das ſüdliche verbannter Höfling giebt zur Zeit, da der ungeheure Zug geballter und ſich ewig verwandelnder Wolken von der Südſpitze der Halbinſel nach den nördlichen Gebirgen unaufhaltſam hinzieht, und die Regenzeit vorbereitet, einer dieſer rieſenhaften Lufterſcheinungen den Auftrag, ſeine zurückgebliebene Gattin zu begrüßen, ſie wegen der noch kurzen Zeit ſeines Exils zu tröſten, unterwegs aber Städte und Länder, wo ſeine Freunde befindlich, zu beachten und ſie zu ſegnen, wodurch man einen Begriff des Raumes erhält, der ihn von der Geliebten trennt, und zugleich ein Bild, wie reichlich dieſe Landſchaft im einzelnen ausgeſtattet ſeyn müſſe.

Alle dieſe Gedichte ſind uns durch Ueberſetzungen mitgetheilt, die ſich mehr oder weniger vom Original entfernen, ſo daß wir nur ein allgemeines Bild ohne die begränzte Eigenthümlichkeit des Originals gewahr werden. Der Unterſchied iſt freilich ſehr groß, wie aus einer Ueberſetzung mehrerer Verſe unmittelbar aus dem Sanskrit, die ich Herrn Profeſſor Loſegarten ſchuldig geworden, auf's klarſte in die Augen leuchtet.

Aus dieſem fernen Oſten können wir nicht zurückkehren, ohne des neuerlich mitgetheilten Chineſiſchen Dramas zu gedenken. Hier iſt das wahre Gefühl eines alternden Mannes, der ohne männliche Erben abſcheiden ſoll, auf das rührendſte dargeſtellt, und zwar gerade dadurch, daß hervortritt, wie er der ſchönſten Ceremonien, die zur Ehre des Abgeſchiedenen landesüblich verordnet ſind, wo nicht gar entbehren, doch wenigſtens ſie unwilligen und nachläſſigen Verwandten überlaſſen ſoll.

Es iſt ein ganz eigentliches, nicht im beſondern, ſondern in's allgemeine gedichtetes Familiengemälde. Es erinnert ſehr an Iffland's

Haggeſtolzen, nur daß bei dem Deutſchen alles aus dem Gemüth oder aus den Unbilden häuslicher und bürgerlicher Umgebung ausgehen konnte, bei dem Chineſen aber, außer ebendenſelben Motiven, noch alle religiöſen und policeilichen Ceremonien mitwirken, die einem glücklichen Stammvater zu gute kommen, unſern wackern Greis aber unendlich peinigen, und einer gränzenloſen Verzweiflung überliefern, bis denn zuletzt durch eine leiſe vorbereitete, aber doch überraſchende Wendung das Ganze noch einen fröhlichen Abſchluß gewinnt.

VI.

Volkspoesie.

Wie David königlich zur Harfe sang,
Der Winzerin Lied am Throne lieblich klang,
Des Persers Bulbul Rosenbusch umbangt,
Und Schlangenhaut als Wildengfutel prangt,
Von Pol zu Pol Gesänge sich erneun —
Ein Sphärentanz harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Gabe wohlgemuth erfreun!

Volkspoesie.

1822.

Meine frühere Vorliebe für eigenthümliche Volksgesänge hat späterhin nicht abgenommen, vielmehr ist sie durch reiche Mittheilungen von allen Seiten her nur gesteigert worden.

Besonders erhielt ich von Osten, theils einzeln theils in Massen, dergleichen Lieder verschiedener Völkerschaften; die Gesänge reichen vom Olympus bis an's Baltische Meer und von dieser Linie immer landeinwärts gegen Nordosten.

Die Unentschlossenheit aber zu irgend einer Herausgabe derselben mag theils daher abzuleiten seyn, daß mich gar mannichfaltiges Interesse hin und wieder zog, aber eigentlich ist folgendem Umstand die Schuld beizumessen.

Alle wahren Nationalgedichte durchlaufen einen kleinen Kreis, in welchem sie immer abgeschlossen wiederkehren; deßwegen werden sie in Massen monoton, indem sie immer nur einen und denselben beschränkten Zustand ausdrücken.

Man sehe die sechs mitgetheilten Neugriechischen; man wird die kräftigen Contraste zwischen tüchtigem Freisinn in der Wildniß und einer zwar geordneten, aber doch immer unzulänglichen barbarischen Uebergewalt bewundern. Allein vielleicht würde man mit einem Dutzend oder anderthalben den widerspenstigen Charakter schon ganz dargestellt haben, und auf Wiederholungen treffen, wie uns denn selbst begegnet, daß wir, wie in unsern Volksliedern auch vorkommt, auf mehr oder weniger glückliche Variationen desselben Themas, auf zusammengeschmolzene fremdartige Fragmente und dergleichen schon öfters stoßen mußten.

Merkwürdig bleibt es jedoch, wie sehr die einzelnen oben angedeuteten Völkerschaften sich wirklich unter einander in ihren Liedern entschieden auszeichnen; welchen Charakter wir nicht im allgemeinen aussprechen, sondern lieber nach und nach durch Beispiele vorführen wollen.

Indem uns nun zu diesem Zweck von allen Seiten Beiträge höchst willkommen seyn werden, so ersuchen wir schließlich den Freund, der uns im Sommer 1815 zu Wiesbaden Neugriechische Lieder im Original und glücklich übersetzt vorlegte, einen baldigen Abdruck, der uns aber nicht vorgekommen, zusagend, sich mit uns hierüber zu verständigen und zu der ausgesprochenen löblichen Absicht mitzuwirken.

Frithiofs Saga.

1824.

Angekündigt war im Morgenblatt Nr. 165 (1822) eine neue Behandlung jener kühnen, frischen nordischen Ueberlieferung, welche der geniale Tegner unternommen. Die dort aufgeführten, von Frau von Helvig mit Glück übersetzten kleinen Gedichte dienen als Einleitung und Fortschritt des Ganzen; sie sind jedermann zugänglich, und wir geben daher nur kürzlich ihren Inhalt.

I.

Frithiof und Björn, zwei kühne Seehelden, werden tief im Winter durch's Eis an's Land getrieben; dort herrscht weit und breit ein bejahrter König, Namens Ring, der Frithiofs Braut, Ingeborg, sich früher angemaßt hatte. Der Seeheld, von unbezwinglichem Verlangen getrieben, die Geliebte noch einmal zu sehen, geht leidenschaftlich, aber in friedfertigen Gesinnungen nach Hofe, zum hochgefeierten Weihnachtsfeste;

II.

und zwar als Greis, in Bärenfelle gekleidet, ein Hülfsbedürftiger. Das Hofgesinde neckt und beleidigt ihn; aufgeregt, beweis't er seine Kraft, und aus der rohen thierischen Maske tritt ein Heldenjüngling hervor. Der alte behagliche Fürst nimmt's gut auf und bietet ihm die Gastfreundschaft

für den Winter an. König und Königin haben ihn erkannt, thun aber nicht dergleichen.

III.

Der König mit seiner Gemahlin wagt sich im Schlitten auf's Eis, bricht ein und wird vom Fremdling errettet, der bis zum Frühling am Hofe verweilt. Die Neigung zu Ingeborg tritt mit aller Kraft hervor.

IV.

Nun ruft die Jagd in's Freie; man verfolgt das Wild mit Eifer. Der König, ermüdet, legt sich schlafen in den Schooß des Fremden. Ein schwarzer Vogel singt in den Birkenzweigen und treibt ihn, den König zu ermorden; ein weißer Vogel räth ab. Frithiof wirft sein Schwert weg, der König erwacht und fragt nach dem Schwerte. Er hat nicht geschlafen und macht Frithiof Vorwürfe, daß er nicht mit Heereskraft, sondern hinterlistig zu ihm gekommen sey; sodann zeigt er sich mäßig und wohlwollend und vermacht, in Erwartung eines baldigen Endes, ihm Reich und Gemahlin.

Frithiof schlägt's aus, bekennt, daß ihn die Götter hassen und verfolgen, daß auch sie nur ihm Ingeborg geraubt und einem andern übergeben, weil er, ein roher Krieger, ihre Tempel geplündert und verbrannt. Darüber kann er sich nicht beruhigen und beharrt bei dem Vorsatze, wieder auf's Meer in das alte wilde, wüste Leben zurückzukehren. So weit das Morgenblatt.

V.

Eine neu mitgetheilte Romanze giebt uns Nachricht von König Rings natürlichem Ableben, der, als reich und friedlich gesinnt, die Seinen viele Jahre zu beglücken und zu beschützen wußte. In solchem Sinne wird er denn von den Asen im Walhallasaal freundlichst aufgenommen.

Diese fünf Absätze machen schon ein Ganzes, und können wohl ohne Einschiebung anderer Motive als Folge gelten. Das sechste Lied geben wir ganz, weil es, die Entwicklung scheinbar heranführend, die Verwicklung nur noch größer macht.

Wie vorzüglich diese Gedichte seyen, dürfen wir unsern mit dem

Norden befreundeten Lesern nicht erst umständlich vorrechnen. Möge der Verfasser auf's eiligste das ganze Werk vollenden und die werthe Uebersetzerin auch in ihrer Arbeit sich gefallen, damit wir dieses Seepos in gleichem Sinne und Ton vollständig erhalten. Nur das wenige fügen wir hinzu, daß die alte, kräftige, gigantisch-barbarische Dichtart, ohne daß wir recht wissen, wie es zugeht, uns auf eine neue, sinnig-zarte Weise, und doch unentstellt, höchst angenehm entgegenkommt.

VI.

Die Königswahl.

Zu Ting, zu Ting! — Eilbotschaft geht
Von Berg zu Thal:
Fürst Ring ist todt; hervor nun steht
Die Königswahl.

Da langt der Mann das Schwert hervor
Aus Friedens Hut,
Prüft's mit dem Finger auch zuvor;
Es schneidet gut.

Die Knaben schaun mit Freuden drein,
Auf Stahles Licht;
Und heben wohl das Schwert zu zwein,
Eins konnt' es nicht.

Den Helm dort fegt das Mägdlein schlank
Mit empfgem Sinn,
Und schaut errüthend, da er blank,
Ihr Bild darin.

Zuletzt holt er den Schild herbei,
Ein Mond im Blut!
Heil dir, du ehr'ner Wehrmann frei,
Du Bauer gut!

Stets deiner freien Brust entstieg
Der Ehre Saat;
Des Landes Wall bist du im Krieg,
Deß Stimm' im Rath.

So ſammelt ſich bei Schildgetön
Die Schaar im Feld,
Zum offnen Ting: der Himmel ſchön
Iſt ihr Gezelt.

Hoch ragt dort Frithiof auf dem Stein;
Zur Seit' ihm war
Der Königsſohn, ein Knabe klein,
Mit goldnem Haar.

Da fleucht ein Murmeln durch den Kreis:
„Ein Kind iſt's dort,
Das Männer nicht zu führen weiß
Mit Fürſtenwort."

Doch Frithiof auf das Schildrund ſchwang
Das Kind ſogleich:
„Schaut! von der Eiche, die da ſank,
Grünt hier ein Zweig!

„Erkennt im holden Kindesbild
Den Stamm, ſo hehr;
Er fühlt ſo leicht ſich auf dem Schild,
Wie Fiſch im Meer.

„Ihm ſchützen will ich vor Gefahr
Sein Reich und Land,
Und ſetz' ihm einſt Rings-Kron' auf's Haar
Mit eigner Hand.

„Forſete, Baldurs hoher Sohn!
Ich rufe dich
Zum Zeugen! weich' ich je davon,
Zerſchmettre mich!"

Der Knab' indeß auf blankem Stahl
Saß ſtolz vertraut,
Dem jungen Aar gleich, der zum Strahl
Der Sonne ſchaut.

Doch ward zuletzt dem jungen Blut
Das Warten lang,
Daß er miteins im raſchen Muth
Zur Erde ſprang.

Da laut rief's aus der Schaar vom Ting,
All gleich geſinnt:
„Dich küren wir! Werd' einſt wie Ring,
Du Schildeskind!

„Und biſt du groß, ſoll dieſer dir
Zur Seite ſtehn.
Jarl Frithiof, dir vermählen wir
Die Mutter ſchön."

Doch der ſchaut finſter drein und ſpricht:
„'s iſt Königswahl,
Nicht Hochzeit heut — die feir' ich nicht
Nach fremder Wahl.

„Zum Zwieſprach muß ich jetzo gehn
In Baldurs Hain;
Mit meinen Nornen: denn ſie ſtehn
Und warten mein.

„Ein Wort mit jenen Schildjungfraun
Hab' ich im Sinn,
Die unter'm Baum der Zeiten baun,
Und drüber hin.

„Noch zürnt der Gott mit lichtem Haupt
Und klarem Blick.
Nur Er, der mir die Braut geraubt,
Giebt ſie zurück."

Küßt drauf die Stirn dem Königsſohn,
Und ſtumm entlang
Der Heide, fern entſchwand er ſchon
Mit ſtillem Gang.

Serbiſche Lieder.

1824.

Schon ſeit geraumer Zeit geſteht man den verſchiedenen eigenthümlichen Volksdichtungen einen beſondern Werth zu, es ſey nun, daß dadurch die Nationen im ganzen ihre Angelegenheiten, auf große Staats- und Familienverhältniſſe, auf Einigkeit und Streit, auf Bündniſſe und Krieg bezüglich, überliefern, oder daß die einzelnen ihr ſtilles häusliches und herzliches Intereſſe vertraulich geltend machen. Bereits ein halbes Jahrhundert hindurch beſchäftigt man ſich in Deutſchland ernſtlich und gemüthlich damit, und ich leugne nicht, daß ich unter diejenigen gehöre, die ein auf dieſe Vorliebe gegründetes Studium unabläſſig ſelbſt fortſetzten, auf alle Weiſe zu verbreiten und zu fördern ſuchten; wie ich denn auch gar manche Gedichte, dieſer Sinnes- und Geſangesart verwandt, von Zeit zu Zeit dem reinfühlenden Componiſten entgegenzubringen nicht unterließ.

Hierbei geſtehen wir denn gerne, daß jene ſogenannten Volkslieder vorzüglich Eingang gewinnen durch ſchmeichelnde Melodien, die in einfachen, einer geregelten Muſik nicht anzupaſſenden Tönen einherfließen, ſich meiſt in weicher Tonart ergehen, und ſo das Gemüth in eine Lage des Mitgefühls verſetzen, in der wir, einem gewiſſen allgemeinen, unbeſtimmten Wohlbehagen, wie den Klängen einer Aeolsharfe hingegeben, mit weichlichem Genuſſe gern verweilen und uns in der Folge immer wieder ſehnſüchtig danach zurückbeſtreben.

Sehen wir aber endlich ſolche Gedichte geſchrieben oder wohl gar gedruckt vor uns, ſo werden wir ihnen nur alsdann entſchiedenen Werth beilegen, wenn ſie auch Geiſt und Verſtand, Einbildung und Erinnerungskraft aufregend beſchäftigen, und uns eines urſprünglichen Volksſtammes Eigenthümlichkeiten in unmittelbar gehaltvoller Ueberlieferung darbringen, wenn ſie uns die Localitäten, woran der Zuſtand gebunden iſt, und die daraus hergeleiteten Verhältniſſe klar und auf das beſtimmteſte vor die Anſchauung führen.

Indem nun aber ſolche Geſänge ſich meiſt aus einer ſpätern Zeit herſchreiben, die ſich auf eine frühere bezieht, ſo verlangen wir von ihnen einen angeerbten, wenn auch nach und nach modificirten Charakter, zugleich mit einem einfachen, den älteſten Zeiten gemäßen Vortrag; und in

ſolchen Rückſichten werden wir uns an einer natürlichen, kunſtloſen Poeſie nur einfache, vielleicht eintönige Rhythmen gefallen laſſen.

Von gar Mannichfaltigem, was in dieſer Art neuerlich mitgetheilt worden, nennen wir nur die Neugriechiſchen, die bis in die letzten Zeiten heraufreichen, an welche die Serbiſchen, obgleich alterthümlicher, gar wohl ſich anſchließen, oder vielmehr nachbarlich ein- und übergreifen.

Nun bedenke man aber einen Hauptpunkt, den wir hervorzuheben nicht verfehlen: ſolche Nationalgedichte ſind einzeln, außer Zuſammenhang, nicht füglich anzuſehen noch weniger zu beurtheilen, am wenigſten dem rechten Sinne nach zu genießen. Das allgemein Menſchliche wiederholt ſich in allen Völkern, giebt aber unter fremder Tracht, unter fernem Himmel kein eigentliches Intereſſe; das Beſonderſte aber eines jeden Volks befremdet nur, es erſcheint ſeltſam, oft widerwärtig, wie alles Eigenthümliche, das wir noch nicht in einen Begriff auffaſſen, uns noch nicht anzueignen gelernt haben: in Maſſe muß man deßhalb dergleichen Gedichte vor ſich ſehen, da alsdann Reichthum und Armuth, Beſchränktheit oder Weitſinn, tiefes Herkommen oder Tagesflachheit ſich eher gewahren und beurtheilen läßt.

Verweilen wir aber nicht zu lange im allgemeinen Vorworte und treten unſer Geſchäft ungeſäumt an. Wir gedenken von Serbiſchen Liedern zunächſt zu ſprechen.

Man erinnere ſich jener Zeiten, wo unzählbare Völkerſchaften ſich von Oſten her bewegen, wandernd, ſtockend, drängend, gedrängt, verwüſtend, anbauend, abermals im Beſitz geſtört und ein altes Nomadenleben wieder von vorn beginnend.

Serben und Verwandte, von Norden nach Oſten wandernd, verweilen in Macedonien und kehren bald nach der Mitte zurück, nach dem eigentlichen ſogenannten Serbien.

Das ältere Serbiſche Local wäre nun vor allen Dingen zu betrachten, allein es iſt ſchwer, ſich davon in der Kürze einen Begriff zu machen. Es blieb ſich wenige Zeiten gleich; wir finden es bald ausgedehnt, bald zuſammengedrängt, zerſplittert oder geſammelt, wie innere Spaltung oder äußerer Druck die Nation bedingte.

Auf alle Fälle denke man ſich die Landſchaft weiter und breiter als in unſern Zeiten, und will man ſich einigermaaßen an Ort und Stelle verſetzen, ſo halte man vorerſt an dem Zuſammenfluß der Save mit der

Donau, wo wir gegenwärtig Belgrad gelegen finden. Bewegt ſich die Einbildungskraft an dem rechten Ufer des erſtern Fluſſes hinauf, des andern hinunter, hat ſie dieſe nördliche Gränze gewonnen, ſo erlaube ſie ſich dann ſüdwärts in's Gebirg und darüber weg, bis zum Adriatiſchen Meer, oſtwärts bis gegen Montenegro hin zu ſchweifen.

Schaut man ſich ſodann nach nähern und fernern Nachbarn um, ſo findet man Verhältniſſe zu den Venezianern, zu den Ungarn und ſonſtigen wechſelnden Völkern, vorzüglich aber in früherer Zeit zum Griechiſchen Kaiſerthum, bald Tribut gebend bald empfangend, bald als Feind bald als Hülfsvolk; ſpäterhin bleibt mehr oder weniger daſſelbe Verhältniß zum Türkiſchen Reich.

Wenn nun auch die zuletzt Eingewanderten eine Liebe zu Grund und Boden in der Flußregion der Donau gewannen und, um ihren Beſitz zu ſichern, auf den nächſten und fernern Höhen ſo Schlöſſer als befeſtigte Städte erbauten, ſo bleibt das Volk immer in kriegeriſcher Spannung; ihre Verfaſſung iſt eine Art von Fürſtenverein unter dem loſen Band eines Oberherrn, dem einige auf Befehl, andere auf höfliches Erſuchen wohl Folge leiſten.

Bei der Erbfolge jedoch größerer und kleinerer Despoten, hält man viel, ja ausſchließlich auf uralte Bücher, die entweder in der Hand der Geiſtlichkeit verwahrt liegen oder in den Schatzkammern der einzelnen Theilnehmer.

Ueberzeugen wir uns nun, daß vorliegenden Gedichten ſo ſehr ſie auch der Einbildungskraft gehören, doch ein hiſtoriſcher Grund, ein wahrhafter Inhalt eigen ſey, ſo entſteht die Frage, in wiefern die Chronologie derſelben auszumitteln möglich, d. h. hier, in welche Zeit das Factum geſetzt, nicht aus welcher Zeit das Gedicht ſey? eine Frage, die ohnehin bei mündlich überlieferten Geſängen ſehr ſchwer zu beantworten ſeyn möchte. Ein altes Factum iſt da, wird erzählt, wird geſungen, wieder geſungen; wann zum erſten- oder zum letztenmal? bleibt unerörtert.

Und ſo wird ſich denn auch jene Zeitrechnung Serbiſcher Gedichte erſt nach und nach ergeben. Wenige ſcheinen vor Ankunft der Türken in Europa, vor 1355, ſich auszuſprechen, ſodann aber bezeugen mehrere deutlich den Hauptſitz des Türkiſchen Kaiſers in Adrianopel; ſpätere fallen in die Zeit wo, nach Eroberung von Byzanz, die Türkiſche Macht den Nachbarn

immer fühlbarer wurde; zuletzt ſieht man, in den neueſten Tagen, Türken und Chriſten friedlich durch einander leben, durch Handel und Liebesabentheuer wechſelſeitig einwirkend.

Die älteſten zeichnen ſich, bei ſchon bedeutender Cultur, durch abergläubiſch barbariſche Geſinnungen aus; es finden ſich Menſchenopfer, und zwar von der widerwärtigſten Art. Eine junge Frau wird eingemauert, damit die Feſte Scutari erbaut werden könne, welches um ſo roher erſcheint, als wir im Orient nur geweihte Bilder gleich Talismanen an geheimgehaltenen Orten in den Grund der Burgen eingelegt finden, um die Unüberwindlichkeit ſolcher Schutz- und Trutzgebäude zu ſichern.

Von kriegeriſchen Abenthenern ſey nun billig vorerſt die Rede. Ihr größter Held Marko, der mit dem Kaiſer zu Adrianopel in leiblichem Verhältniß ſteht, kann als ein rohes Gegenbild zu dem Griechiſchen Hercules, dem perſiſchen Ruſtan auftreten, aber freilich in Scythiſch höchſt barbariſcher Weiſe. Er iſt der oberſte und unbezwinglichſte aller Serbiſchen Helden, von gränzenloſer Stärke, von unbedingtem Wollen und Vollbringen. Er reitet ein Pferd hundertundfunfzig Jahre und wird ſelbſt dreihundert Jahre alt; er ſtirbt zuletzt bei vollkommenen Kräften und weiß ſelbſt nicht, wie er dazu kommt.

Die früheſte dieſer Epochen ſieht alſo ganz heidniſch aus. Die mittlern Gedichte haben einen Chriſtlichen Anſtrich; er iſt aber eigentlich nur kirchlich. Gute Werke ſind der einzige Troſt deſſen, der ſich große Unthaten nicht verzeihen kann. Die ganze Nation iſt eines poetiſchen Aberglaubens; gar manches Ereigniß wird von Engeln durchflochten, dagegen keine Spur eines Satans; rückkehrende Todte ſpielen große Rollen; auch durch wunderliche Ahnungen, Weiſſagungen, Vögelbotſchaften werden die wackerſten Menſchen verſchüchtert.

Ueber alle jedoch und überall herrſcht eine Art von unvernünftiger Gottheit. Durchaus waltet ein unwiderſtehlich Schickſalsweſen, in der Einöde hauſend, Berg- und Wälder bewohnend, durch Ton und Stimme Weiſſagung und Befehl ertheilend, Wila genannt, der Eule vergleichbar, aber auch manchmal in Frauengeſtalt erſcheinend, als Jägerin höchſt ſchön geprieſen, endlich ſogar als Wolkenſammlerin geltend, im allgemeinen aber von den älteſten Zeiten her, wie überhaupt alles ſogenannte Schickſal, das man nicht zur Rede ſtellen darf, mehr ſchadend als wohlthätig.

In der mittlern Zeit haben wir den Kampf mit den überhand

nehmenden Türken zu beachten bis zur Schlacht vom Amſelfelde, 1389, welche durch Verrath verloren wird, worauf die gänzliche Unterjochung des Volkes nicht ausbleibt. Von den Kämpfen des Czerni Georg ſind wohl auch noch dichteriſche Denkmale übrig geblieben; in der allerneueſten Zeit ſchließen ſich die Stoßſeufzer der Sulioten unmittelbar an; zwar in Griechiſcher Sprache, aber im allgemeinen Sinn unglücklicher Mittelnationen, die ſich nicht in ſich ſelbſt zu gründen und gegen benachbarte Macht nicht in's Gleichgewicht zu ſetzen geeignet ſind.

Die Liebeslieder, die man aber auch nicht einzeln, ſondern in ganzer Maſſe an ſich heran nehmen, genießen und ſchätzen kann, ſind von der größten Schönheit; ſie verkünden vor allen Dingen ein ohne allen Rückhalt vollkommenes Genügen der Liebenden an einander; zugleich werden ſie geiſtreich, ſcherzhaft anmuthig; gewandte Erklärung, von einer oder von beiden Seiten, überraſcht und ergetzt; man iſt klug und kühn, Hinderniſſe zu beſiegen, um zum erſehnten Beſitz zu gelangen; dagegen wird eine ſchmerzlich empfundene unheilbare Trennung auch wohl durch Ausſichten über das Grab hinüber beſchwichtigt.

Alles, was es auch ſey, iſt kurz, aber zur Genüge dargeſtellt, meiſtens eingeleitet durch eine Naturſchilderung, durch irgend ein landſchaftliches Gefühl oder Ahnung eines Elements. Immer bleiben die Empfindungen die wahrhafteſten. Ausſchließliche Zärtlichkeit iſt der Jugend gewidmet, das Alter verſchmäht und hintangeſetzt; allzu willige Mädchen werden abgelehnt und verlaſſen, dagegen erweiſt ſich auch wohl der Jüngling flüchtig, ohne Vorwand, mehr ſeinem Pferd als ſeiner Schönen zugethan. Hält man aber ernſtlich und treulich zuſammen, ſo wird gewiß die unwillkommene Herrſchaft eines Bruders oder ſonſtiger Verwandten, wenn ſie Wahl und Neigung ſtört, mit viel Entſchloſſenheit vernichtet.

Solche Vorzüge werden jedoch nur an und durch ſich ſelbſt erkannt, und es iſt ſchon gewagt, die Mannichfaltigkeit der Motive und Wendungen, welche wir an den Serbiſchen Liebesliedern bewundern, mit wenig Worten zu ſchildern, wie wir gleichwohl in folgendem, zu Anregung der Aufmerkſamkeit, zu thun uns nicht verſagen.

1) Sittſamkeit eines Serbiſchen Mädchens, welches die ſchönen Augenwimpern niemals aufſchlägt; von unendlicher Schönheit. 2) Scherzhaft leidenſchaftliche Verwünſchung eines Geliebten. 3) Morgengefühl

einer aufwachenden Liebenden. Der Geliebte ſchläft ſo ſüß; ſie ſcheut ſich ihn zu wecken. 4) Scheiden zum Tode; wunderbar: Roſe, Becher und Schneeball. 5) Sarajewo durch die Peſt verwüſtet. 6) Verwünſchung einer Ungetreuen. 7) Liebesabentheuer; ſeltſamlich: Mädchen im Garten. 8) Freundesbotſchaft, der Verlobten gebracht durch zwei Nachtigallen, welche ihren dritten Geſellen, den Bräutigam, vermiſſen. 9) Lebensüberdruß über ein erzürntes Liebchen; drei Wehe ſind ausgerufen. 10) Innerer Streit des Liebenden, der als Brautführer ſeine Geliebte einem Dritten zuführen ſoll. 11) Liebeswunſch; ein Mädchen wünſcht, ihrem Geliebten als quellender Bach durch den Hof zu fließen. 12) Jagdabentheuer; gar wunderlich. 13) Beſorgt um den Geliebten, will das Mädchen nicht ſingen, um nicht froh zu ſcheinen. 14) Klage über Umkehrung der Sitten, daß der Jüngling die Wittwe freie, der Alte die Jungfrau. 15) Klage eines Jünglings, daß die Mutter der Tochter zu viel Freiheit gebe. 16) Das Mädchen ſchilt den Wankelmuth der Männer. 17) Vertraulich-frohes Geſpräch des Mädchens mit dem Pferde, das ihr ſeines Herrn Neigung und Abſichten verräth. 18) Fluch dem Ungetreuen. 19) Wohlwollen und Sorge. 20) Die Jugend dem Alter vorgezogen, auf gar liebliche Weiſe. 21) Unterſchied von Geſchenk und Ring. 22) Hirſch und Wila. Die Waldgöttin tröſtet den liebekranken Hirſch. 23) Mädchen vergiftet ihren Bruder, um den Liebſten zu erlangen. 24) Mädchen will den Ungeliebten nicht. 25) Die ſchöne Kellnerin; ihr Geliebter iſt nicht mit unter den Gäſten. 26) Liebevolle Raſt nach Arbeit; ſehr ſchön; es hält Vergleichung aus mit dem Hohenliede. 27) Gebundenes Mädchen; Capitulation um Erlöſung. 28) Zwiefache Verwünſchung, ihrer eigenen Augen und des ungetreuen Liebhabers. 29) Vorzug des kleinen Mädchens und ſonſtiger Kleinheiten. 30) Finden und zartes Aufwecken der Geliebten. 31) Welches Gewerbes wird der Gatte ſeyn? 32) Liebesfreuden verſchwatzt. 33) Treu im Tode; vom Grabe aufblühende Pflanzen. 34) Abhaltung; die Fremde feſſelt den Bruder, der die Schweſter zu beſuchen zögert. 35) Der Liebende kommt aus der Fremde, beobachtet ſie am Tage, überraſcht ſie zu Nacht. 36) Im Schnee geht das verlaſſene Mädchen, fühlt aber nur das erkältete Herz. 37) Drei Mädchen wünſchen Ring, Gürtel, den Jüngling. Die letzte hat das beſte Theil erwählt. 38) Schwur zu entbehren; Reue deßhalb. 39) Stille Neigung, höchſt ſchön. 40) Die Vermählte, früher den Wiederkehrenden liebend.

41) Hochzeitanſtalten; Ueberraſchung der Braut. 42) Eilig neckiſch. 43) Gehinderte Liebe; verwelkte Herzen. 44) Herzog Stephans Braut hintangeſetzt. 45) Welches Denkmal dauert am längſten? 46) Klein und gelehrt. 47) Gatte über alles, über Vater, Mutter und Brüder; an den geküßten Gemahl. 48) Tödtliche Liebeskrankheit. 49) Nah und verſagt. 50) Wen nahm ſich das Mädchen zum Vorbild? 51) Mädchen als Fahnenträger. 52) Die gefangene, bald befreite Nachtigall. 53) Serbiſche Schönheit. 54) Locken wirkt am ſicherſten. 55) Belgrad in Flammen.

Von der Sprache nunmehr mit wenigem das Nöthige zu melden, hat ſeine beſondere Schwierigkeit.

Die Slawiſche theilt ſich in zwei Hauptdialekte, den nördlichen und ſüdlichen; dem erſten gehört das Ruſſiſche, Polniſche, Böhmiſche, dem letzten fallen Slovenen, Bulgaren und Serben zu.

Die Serbiſche Mundart iſt alſo eine Unterabtheilung des Südſlawiſchen Dialekts; ſie lebt noch in dem Munde von fünf Millionen Menſchen, und darf unter allen Südſlawiſchen für die kräftigſte geachtet werden.

Ueber ihre Vorzüge jedoch waltet in der Nation ſelbſt ein Widerſtreit; zwei Parteien ſtehen gegen einander, und zwar folgendermaaßen.

Die Serben beſitzen eine alte Bibelüberſetzung aus dem neunten Jahrhundert, geſchrieben in einem verwandten Dialekt, dem Altpannoniſchen. Dieſer wird nun von der Geiſtlichkeit und allen, die ſich den Wiſſenſchaften widmen, als Sprachgrund und Muſter angeſehen; ſie bedienen ſich deſſelben im Reden, Schreiben und Verhandeln, fördern und begünſtigen ihn: dagegen halten ſie ſich entfernt von der Sprache des Volks, ſchelten dieſe als abgeleitet von jenem, und als Verderb des ächten, rechtmäßigen Idioms.

Betrachtet man aber dieſe Sprache des Volks genauer, ſo erſcheint ſie in urſprünglicher Eigenthümlichkeit, von jener im Grunde verſchieden, und in ſich ſelbſt lebendig, allem Ausdruck des thätigſten Wirkens und eben ſo poetiſcher Darſtellung genügend. Die in derſelben verfaßten Gedichte ſind es, von denen wir ſprechen, die wir loben, die aber von jenem vornehmern Theil der Nation geringgeſchätzt werden; deßwegen ſie auch niemals aufgeſchrieben, noch weniger abgedruckt worden. Daher rührte denn auch die Schwierigkeit, ſie zu erlangen, welche viele Jahre unüberwindlich ſchien, deren Urſache uns aber erſt jetzt, da ſie gehoben iſt, offenbar wird.

Um nun von meinem Verhältniß zu dieſer Literatur zu reden, ſo muß ich vorerſt geſtehen, daß ich keinen der Slawiſchen Dialekte, ungeachtet mehrerer Gelegenheiten, mir jemals eigen gemacht noch ſtudirt, und alſo von aller Originalliteratur dieſer großen Völkerſchaften völlig abgeſchloſſen blieb, ohne jedoch den Werth ihrer Dichtungen, in ſofern ſolche zu mir gelangten, jemals zu verkennen.

Schon ſind es funfzig Jahre, daß ich den Klaggeſang der edlen Frauen des Aſan Aga überſetzte, der ſich in das Abbate Fortis Reiſen, auch von da in den Morlackiſchen Notizen der Gräfin Roſenberg finden ließ. Ich übertrug ihn nach dem beigefügten Franzöſiſchen, mit Ahnung des Rhythmus, und Beachtung der Wortſtellung des Originals. Gar manche Sendung erhielt ich, auf lebhaftes Anfragen, ſodann von Gedichten ſämmtlicher Slawiſchen Sprachen; jedoch nur einzeln ſah ich ſie vor mir; weder einen Hauptbegriff konnte ich faſſen, noch die Abtheilungen charakteriſtiſch ſondern.

Was nun aber die Serbiſchen Gedichte betraf, ſo blieb ihre Mittheilung aus obengemeldeter Urſache ſchwer zu erlangen. Nicht geſchrieben, ſondern durch mündlichen Vortrag, den ein ſehr einfaches Saiteninſtrument, Gusle genannt, begleitet, waren ſie in dem niedern Kreiſe der Nation erhalten worden; ja es ereignete ſich der Fall, als man in Wien von einigen Serben verlangte, dergleichen Lieder zu dictiren, daß dieſes Geſuch abgeſchlagen wurde, weil die guten, einfachen Menſchen ſich keinen Begriff machen konnten, wie man ihre kunſtloſen, im eigenen Vaterlande von gebildeten Männern verachteten Geſänge einigermaaßen hochſchätzen könne. Sie fürchteten vielmehr, daß man dieſe Naturlieder mit einer ausgebildeten deutſchen Dichtkunſt ungünſtig vergleiche, und dadurch den rohern Zuſtand ihrer Nation ſpöttiſch kundzugeben gedenke. Von dem Gegentheil und einer ernſtlichen Abſicht überzeugte man ſie durch die Aufmerkſamkeit der Deutſchen auf jenen Klaggeſang, und mochte denn wohl auch durch gutes Betragen die längſterſehnte Mittheilung, obgleich nur einzeln, hin und wieder erlangen.

Alles dieſes war jedoch von keiner Folge, wenn nicht ein tüchtiger Mann, Namens Wuk Stephanowitſch Karadſchitſch, geboren 1787 und erzogen an der Scheide von Serbien und Bosnien, mit ſeiner Mutterſprache, die auf dem Lande weit reiner als in den Städten geredet wird, frühzeitig vertraut geworden wäre, und ihre Volkspoeſie lieb gewonnen

hätte. Er benahm ſich mit dem größten Ernſt in dieſer Sache, und gab im Jahre 1814 in Wien eine Serbiſche Grammatik an den Tag, und zugleich Serbiſche Volkslieder, hundert an der Zahl. Gleich damals erhielt ich ſie mit einer deutſchen Ueberſetzung; auch jener Trauergeſang fand ſich nunmehr im Original; allein wie ſehr ich auch die Gabe werth hielt, wie ſehr ſie mich erfreute, ſo konnte ich doch zu jener Zeit noch zu keinem Ueberblick gelangen. In Weſten hatten ſich die Angelegenheiten verwirrt, und die Entwicklung ſchien auf neue Verwirrung zu deuten; ich hatte mich nach Oſten geflüchtet und wohnte in glücklicher Abgeſchiedenheit eine Zeit lang entfernt von Weſten und Norden.

Nun aber enthüllt ſich dieſe langſam reifende Angelegenheit immer mehr und mehr. Herr Wuk begab ſich nach Leipzig, wo er in der Breitkopf-Härtelſchen Officin drei Bände Lieder herausgab, von deren Gehalt oben geſprochen wurde, ſodann Grammatik und Wörterbuch hinzufügte, wodurch denn dieſes Feld dem Kenner und Liebhaber um vieles zugänglicher geworden.

Auch brachte des werthen Mannes Aufenthalt in Deutſchland denſelben in Berührung mit vorzüglichen Männern. Bibliothecar Grimm in Caſſel ergriff mit der Gewandtheit eines Sprachgewaltigen auch das Serbiſche; er überſetzte die Wukiſche Grammatik, und begabte ſie mit einer Vorrede, die unſern obigen Mittheilungen zum Grunde liegt. Wir verdanken ihm bedeutende Ueberſetzungen, die in Sinn und Sylbenmaaß jenes Nationelle wiedergeben.

Auch Profeſſor Vater, der gründliche und zuverläſſige Forſcher, nahm ernſtlichen Theil, und ſo rückt uns dieſes bisher fremd gebliebene und gewiſſermaaßen zurückſchreckende Studium immer näher.

Auf dieſem Punkt nun, wie die Sachen gekommen ſind, konnte nichts erfreulicher ſeyn, als daß ein Frauenzimmer von beſondern Eigenſchaften und Talenten, mit den Slawiſchen Sprachen durch einen frühern Aufenthalt in Rußland nicht unbekannt, ihre Neigung für die Serbiſche entſchied, ſich mit aufmerkſamſter Thätigkeit dieſem Liederſchatz widmete, und jener langwierigen Säumniß durch eine reiche Leiſtung ein Ende machte. Sie überſetzte, ohne äußern Antrieb, aus innerer Neigung und Gutachten, eine große Maſſe der vorliegenden Gedichte, und wird in einem Octavband ſo viel derſelben zuſammenfaſſen, als man braucht, um ſich mit dieſer ausgezeichneten Dichtart hinreichend bekannt zu machen. An einer

Einleitung wird's nicht fehlen, die das, was wir vorläufig hier eingeführt, genauer und umſtändlicher darlege, um einen wahren Antheil dieſer verdienſtvollen neuen Erſcheinung allgemein zu fördern.

Die deutſche Sprache iſt hierzu beſonders geeignet; ſie ſchließt ſich an die Idiome ſämmtlich mit Leichtigkeit an, ſie entſagt allem Eigenſinn, und fürchtet nicht, daß man ihr Ungewöhnliches, Unzuläſſiges vorwerfe; ſie weiß ſich in Worte, Wortbildungen, Wortfügungen, Redewendungen, und was alles zur Grammatik und Rhetorik gehören mag, ſo wohl zu finden, daß, wenn man auch ihren Autoren bei ſelbſteigenen Productionen irgend eine ſeltſamliche Kühnheit vorwerfen möchte, man ihr doch vorgeben wird, ſie dürfe ſich bei Ueberſetzung dem Original in jedem Sinne nahe halten.

Und es iſt keine Kleinigkeit, wenn eine Sprache dieß von ſich rühmen darf: denn müſſen wir es zwar höchſt dankenswerth achten, wenn fremde Völkerſchaften dasjenige nach ihrer Art ſich aneignen, was wir ſelbſt innerhalb unſeres Kreiſes Originelles hervorgebracht, ſo iſt es doch nicht von geringerer Bedeutung, wenn Fremde auch das Ausheimiſche bei uns zu ſuchen haben. Wenn uns eine ſolche Annäherung ohne Affectation wie bisher nach mehrern Seiten hin gelingt, ſo wird der Ausheimiſche in kurzer Zeit bei uns zu Markte gehen müſſen, und die Waaren, die er aus der erſten Hand zu nehmen beſchwerlich fände, durch unſere Vermittlung empfangen.

Um alſo nun vom Allgemeinſten in's Beſonderſte zurückzukehren, dürfen wir ohne Widerrede behaupten, daß die Serbiſchen Lieder ſich in deutſcher Sprache beſonders glücklich ausnehmen. Wir haben mehrere Beiſpiele vor uns: Wuk Stephanowitſch überſetzte uns zu Liebe mehrere derſelben wörtlich; Grimm auf ſeinem Wege war geneigt, ſie im Sylbenmaaße darzuſtellen; auch Vatern ſind wir Dank ſchuldig, daß er uns das wichtigſte Gedicht: die Hochzeit des Maxim Cernojewitſch im Auszuge proſaiſch näher brachte, und ſo verdanken wir denn auch der raſchen, unmittelbar einwirkenden Theilnahme unſerer Freundin ſchnell eine weitere Umſicht, die, wie wir hoffen, das Publicum bald mit uns theilen wird.

Volkslieder der Serben,

übersetzt von Fräulein von Jakob.

1826.

Göttingische gelehrte Anzeigen. 1826. Stück 192.

Grimms Recensionen.

Auszug daraus.

Die Lieder nahezu unübersetzlich.

Glückwunsch zu dieser Uebersetzung.

Aufmunterung, ja Aufforderung an alle Gebildeten, sie zu lesen.

Betrachtung des Uebersetzens.

Lage der ersten Uebersetzer.

Liebe zum Original.

Wunsch, es seiner Nation bekannt und angenehm zu machen.

Furcht vor den Eigenthümlichkeiten seiner Nation.

Annäherung bis zur Untreue, so daß das Original nicht mehr kenntlich ist.

Vergleichung älterer und neuerer deutscher Uebersetzungen.

Die Sprache gewinnt immer mehr Biegsamkeit, sich andern Ausdrucksweisen zu fügen; die Nation gewöhnt sich immer mehr, Fremdartiges aufzunehmen, sowohl in Wort als Bildung und Wendung.

Die Uebersetzerin hat das Glück, in eine solche Zeit zu kommen; sie hat nicht nöthig, sich vom Original weit zu entfernen; sie hält am Sylbenmaaß und genauern Vortrag.

Erwünscht, daß die Uebersetzung in frauenzimmerliche Hände gefallen; denn, genau besehen, stehen die Serbischen Zustände, Sitten, Religion, Denk- und Handelsweise so weit von uns ab, daß es doch einer Art von Einschmeicheln bei uns bedurfte, um sie durchaus gangbar zu machen.

Es ist nicht wie mit dem nordwestlichen Ossianischen Wolkengebilde, das, als gestaltlos, epidemisch und contagiös in ein schwaches Jahrhundert sich hereinsenkte, und sich mehr als billigen Antheil erwarb; dieses südöstlich Nationelle ist hart, rauh, widerborstig; selbst die besten Familienverhältnisse lösen sich gar bald in Haß und Parteiung auf.

Das Verhältniß gegen die Europa antastenden Türken ist zweideutig, wie aller schwächern Völker gegen das mächtige. Schon fügt sich ein

Theil dem Sieger und Ueberwinder; daher werden die kräftiger Widerſtehenden verrathen, und die Nation, für die ſie Partei genommen, geht unter vor unſern Augen.

Dieſe unerfreulichen Ereigniſſe werden noch mehr verdüſtert durch eine bloß formelle Religion, durch eine Buch- und Pergamentautorität, wodurch allein barbariſcher Gewaltthätigkeit Einhalt gethan wird, durch einen ſeltſamen, ahnungsvollen Aberglauben, der die Vögel als Boten gelten läßt, durch Menſchenopfer Städte zu feſtigen denkt, dem eine Schickſalsgöttin, erſt als ferne Laut- und Bergſtimme, bis zur ſichtbaren ſchönen Jägerin, bis zum verwundbaren Weſen, in den wichtigſten Angelegenheiten gehorchen muß.

Noch nicht genug, Todte ſtehen auf und beſuchen auferſtehende Todte; von Engeln läßt ſich hie und da was blicken, aber unkröſtlich, und nirgendshin iſt ein freier und ideeller Blick zu thun.

Dagegen finden wir einen abſoluten monſtroſen Helden, kurz gebunden wie irgend einer, der uns, ſo ſehr wir ihn auch anſtaunen, keineswegs anmuthen mag. Eine unglückliche Mohrenprinzeß, welche ihn im Gefängniß ungeſehen durch freundliche Worte tröſtet, ihn befreit und ſchatzbeladen zur Nachtzeit mit ihm entweicht, die er in der Finſterniß liebevoll umfängt. Als er aber Morgens das ſchwarze Geſicht und die blanken Zähne gewahr wird, zieht er ohne weiteres den Säbel und haut ihr den Kopf ab, der ihm ſodann noch Vorwürfe nachruft. Schwerlich wird er durch die Kirchen und Klöſter, die er hierauf reuig ſtiftet, die Gottheit und unſere Gemüther verſöhnen. Nun freilich imponirt er uns, wenn er den Blick des unüberwindlich böſen Bogdan durch ſeinen Heldenblick zurückdrängt, ſo daß jener nichts weiter mit ihm zu thun haben will, wenn er die Villa ſelbſt beſchädigt, und ſie Beſchluß und That zurückzunehmen zwingt. Wir können uns die Art von Verehrung, die das Unbedingte in der Erſcheinung immer abzwingt, nicht verſagen, aber wohlthuend iſt er uns ſo wenig als ſeine Genoſſen.

Alles dieſes iſt zwar als charakteriſtiſch, aber nicht zu Ungunſten von uns aufgeſtellt; ich will nur dadurch noch einleuchtender machen, wie es uns zum größten Vortheil gereiche, daß dieſe barbariſchen Gedichte durch den Sinn und die Feder eines deutſchen talentvollen Frauenzimmers durchgegangen. Was ſie aufnehmen konnte, wird uns nicht widerwärtig ſeyn; was ſie mittheilen wollte, werden wir dankbar anerkennen.

Jene ſtrenge Darſtellung ſoll eigentlich nur den deutſchen Leſer auf einen ernſten Inhalt des Buches vorbereiten: denn ſelbſt die zarten Liebesgedichte von der größten Schönheit haben etwas Fremdes, und die Heldengedichte, wenn ſie gleich von den leiſeſten menſchlichen Empfindungen durchflochten ſind, halten ſich von uns immer in einer gewiſſen Entfernung.

Hier iſt alſo der Fall, wo wir dem deutſchen, wie auch dem auswärtigen gebildeten Publicum, zumuthen können, nicht etwa auf eine ſentimentale Weiſe jene der cultivirten Welt als excentriſch erſcheinenden Zuſtände ſich aneignen zu wollen, ſich einen Genuß nach beſonderer Art vorzubilden; nein, wir verlangen, daß wir es wagen, jene Serben auf ihrem rauhen Grund und Boden, und zwar als geſchähe es vor einigen hundert Jahren, als wäre es perſönlich, zu beſuchen, unſere Einbildungskraft mit dieſen Zuſtänden zu bereichern und uns zu einem freiern Urtheil immer mehr zu befähigen.

Strengere Forderungen an die Ueberſetzung mögen nach Jahren erfüllt werden.

Das Annähernde, Gelenke, Geläufige iſt das Wünſchenswerthe des Augenblicks.

Steigerung der Ueberſetzungsforderungen.

Von der laxeſten Art bis zur ſtricten Obſervanz.

Mängel beider.

Die letzte treibt uns unbedingt zum Original.

Anlockung für Fremde, Deutſch zu lernen; nicht allein der Verdienſte unſerer eigenen Literatur wegen, ſondern weil die deutſche Sprache immer mehr Vermittlerin werden wird, indem alle Literaturen ſich in ihr vereinigen.

Und ſo können wir ſie ohne Dünkel empfehlen.

Wer ſeit einem halben Jahrhundert die ſchiefen Urtheile der übrigen Europäiſchen Nationen über unſere Literatur beobachtet hat, und ſie nach und nach durch theilnehmende, umſichtige Ausländer berichtigt ſieht, der darf mit einiger nationellen Selbſtgenügſamkeit ausſprechen, daß jene Nationen in gewiſſen Fächern ihre Vornirtheit abgelegt und zu einer freiern Umſicht gelangt ſind, als ſie mit uns und unſern treuen Bemühungen mehr und mehr bekannt worden.

Man mißgönnt der Französischen Sprache nicht ihre Conversations- und diplomatische Allgemeinheit; in dem oben angedeuteten Sinne muß die deutsche sich nach und nach zur Weltsprache erheben.

Serbische Gedichte.

1827.

Der zweite Theil der Uebersetzung Serbischer Gedichte, den wir dem anhaltenden gründlichen Fleiß unserer jungen Freundin verdanken, sollte mir Anlaß geben, über diese auch mir sehr schätzenswerthe Nationalpoesie meine Gedanken zu eröffnen. Auch hatte ich schon manches deßhalb zurecht gestellt, als ich in den Göttingischen Anzeigen Nr. 192 Jahr 1826 eine Recension fand, welche mich aller weitern Aeußerungen überhebt. Sie ist von dem gründlichsten Sprachkenner verfaßt, der eben so gut das allgemeine Organ, wodurch wir uns mittheilen, als das dadurch Mitgetheilte zu schätzen weiß. Nachträglich aber darf ich folgendes bemerken.

Die Serbischen Lieder, freilich nach vieljährigen Andeutungen und Vorarbeiten im Stillen, werden uns auf einmal durch verschiedenartige Uebersetzungen bekannt, welche sich sonst in einer Nation nur nach und nach zu entwickeln pflegen. Ueber die sonst gewöhnliche Accommodation, wie sie vor funfzig Jahren noch nöthig war, wo man seinem Volke alles Mitzutheilende so nach Geschmack und Gaumen zurichten und anrichten mußte, um einigermaaßen dem Fremden Eingang zu verschaffen, hat uns eine höhere Cultur hinausgehoben, und wir sehen nun, neben der ernst und streng an das Original sich haltenden Uebersetzung des Herrn Grimm, einen, bei aller Hochachtung für das Original, mit freier Heiterkeit überliefernden Vortrag der Fräulein von Jakob, durch welche wir schon in Masse die tüchtigsten Heldengesänge und die zartesten Liebeslieder als unser deutsches Eigenthum ansehen können. Nun tritt Herr Gerhard hinzu, mit großer Gewandtheit der Rhythmik und des Reimes, und bringt uns leichtfertige eigentliche Lieder für den Kreis des Gesanges.

Wenn die beiden ersten Dichtarten den Vortrag eines einzelnen Rhapsoden oder den eines gefühlvollen Alleinsingers voraussetzen, so gelangen wir hier zum lustigen Gesammtsang, und treffen das Vaudeville,

das nicht allein durch einen sinnig wiederkehrenden Refrän Einbildungskraft und Gefühl zusammenhält, sondern auch in sinnlosen, ja unsinnigen Klängen die Sinnlichkeit, und was ihr angehört, aufregt und sie zu einem gemeinsamen Taumel auffordert.

Dieses ist das Erbtheil der geselligen Franzosen, worin sie sich von jeher überschwänglich ergingen, und worin neuerer Zeit Beranger sich meisterhaft erweis't; wir würden sagen musterhaft, wenn er nicht gerade um so ein trefflicher Poet zu seyn, alle Rücksichten, die man einer gebildeten Welt schuldig ist, durchaus ablehnen müßte.

Auffallend mußte hierbei seyn, daß ein halbrohes Volk mit dem durchgeübtesten gerade auf der Stufe der leichtfertigsten Lyrik zusammentrifft, wodurch wir uns abermals überzeugen, daß es eine allgemeine Weltpoesie gebe, und sich nach Umständen hervorthue: weder Gehalt noch Form braucht überliefert zu werden; überall, wo die Sonne hinscheint, ist ihre Entwicklung gewiß.

Diese Andeutungen fortzusetzen enthalten wir uns gegenwärtig; die Schätze der Serbischen Literatur werden schnell genug deutsches Gemeingut werden, und wir behalten uns vor, sobald noch mehreres zur Kenntniß gekommen, unsere Gedanken weiter mitzutheilen.

So weit waren wir gelangt, als uns die angenehme Nachricht zukam, daß Herr Gerhard unter dem Titel Wila eine neue Sammlung Serbischer Volkslieder zunächst herausgeben werde. Da nun hier der sprach- und sinngewandte Mann diese Angelegenheit zu fördern sich abermals geneigt erweis't, so zweifeln wir nicht, er werde die Aufforderung, die wir zunächst an ihn erlassen, freundlichst aufnehmen und sein Talent in dieser Angelegenheit fernerhin bethätigen.

Das Neueste Serbischer Literatur.

1827.

Simeon Milutinowitsch, ein für die Poesie seiner Nation wie für die dichterischen Erzeugnisse der unsrigen gleich empfänglicher Mann, gegenwärtig fünfundvreißig Jahre alt, war früher als Schreiber bei dem

Senate in Belgrad angeſtellt, vertauſchte aber, als Czerny Georg ſeine Brüder zu den Waffen rief, die Feder mit der Flinte und dem Handſchar. Er focht in beiden Befreiungskriegen unter Georg und Miloſch für die Freiheit ſeines Vaterlandes, wanderte, als dieſes dem Türkiſchen Joche ſich wieder ſchmiegen mußte, nach Beſſarabien, fing dort an die Heldenthaten der vorzüglichſten Bojaren dichteriſch zu beſchreiben, und kam über Rußland und Polen nach Leipzig, um daſelbſt, unterſtützt vom Fürſten Miloſch, in der Breitkopf- und Härtelſchen Officin, wo er wußte, daß ſein Freund Wuk Stephanowitſch die Serbiſchen Volkslieder drucken ließ, ein von ihm begonnenes Gedicht gleichfalls der Preſſe zu übergeben. Er hat es nun vollendet, und es liegt ein Exemplar, in vier kleinen Duodezbänden, vor mir.

Die herzliche Einfalt und Biederkeit, die ſeiner Nation eigen, bezeichnet ihn wie ſein Gedicht. Er hat es Serbianca genannt, und es enthält in an einander gereihten Taborien oder Heldenliedern eine epiſche Schilderung der Aufſtandskriege Serbiens, deren wichtigſte Momente er als Augenzeuge am beſten darzuſtellen vermochte.

Der wackere Verfaſſer hat auf theilnehmendes Anſuchen uns den vollſtändigen Inhalt ſeines Gedichtes ausführlich mitgetheilt; wir fanden das Ganze, bei prüfender Ueberſicht, höchſt merkwürdig, und es iſt vielleicht das erſtemal, daß eine alte Volksliteratur ſich durch ſo lange Zeit in Sinn und Ton durchaus gleich bleibt. Wir wünſchen, daß dieſes Gedicht überſetzt, und zwar von Herrn Gerhard überſetzt werden möge, der ſich die Denk- und Lebensweiſe, woran dieſe Nation gewöhnt iſt, genugſam bekannt gemacht hat.

Es erſcheint als etwas ganz Eigenes, daß wir den Czerny Georg und ſeine Gehülfen in eben dem Conflict mit den Türken ſehen, in welchem wir nun die Griechen verwickelt finden. Höchſt intereſſant war uns, die Aehnlichkeit und den Unterſchied beiderlei Aufſtands gegen verjährte Uſurpation zu erkennen. Und ſo bleibt uns dieſes Gedicht, in wie weit wir uns damit befreunden konnten, höchſt merkwürdig als Wiederholung oft verſuchten Beſtrebens, intereſſant durch die ſchönen Charaktere der Hauptunternehmer. Traurig aber iſt auch hier der Anblick unzulänglicher Mittel, durch Vertrauen auf größere Nachbarſtaaten für Augenblicke zu übernatürlicher Kraft erhöht, und am Ende dennoch zwecklos verwendet.

Wir freuen uns in voraus auf die Abſtammung des ſchwarzen

Georg von dem unüberwundenen Marko, wie ſie ſich in dieſen Gedichten nahezu mit hiſtoriſcher Zuverſichtlichkeit wird darſtellen laſſen.

Schließlich wenden wir uns noch mit dem freundlichſten Geſuche an die drei von uns gerühmten Theilnehmer an dieſem ſchönen Geſchäft, und ſprechen den Wunſch aus, Herr Grimm, Fräulein von Jakob und Herr Gerhard möchten, jedes in ſeiner Art, nicht nachlaſſen, dieſe ſo wichtige als angenehme Sache unabläſſig zu fördern.

Nationelle Dichtkunſt.

1828.

Die Serbiſche Poeſie hat ſich, nach einem funfzigjährigen Zaudern, manchen eingeleiteten, aber ſtockenden Verſuchen, endlich in den Literaturen des Weſtens dergeſtalt ausgebreitet, daß ſie weiter keiner Empfehlung bedarf und ſogar eine Anzeige des Neueſten faſt überflüſſig ſcheint.

Herrn Gerhards Wila, als der dritte und vierte Theil der Gedichte dieſes leicht auffaſſenden und glücklich wiedergebenden Talents, iſt in jedem Sinne höchſt merkwürdig. Schon dehnt ſich die beſchränkte Mythologie dieſer Halbbarbaren mannichfaltiger aus: erſt hatten wir eine vielfach erſcheinende Wila, nun zeigen ſich deren zwei; ſchon findet man das geheimnißvoll Fördernde und Hindernde, das Nutzende und Schadende in Einem geiſtigen Weſen zu denken nicht mehr verträglich, ſondern es treten ſchon untergeordnete begleitende Wilen hervor, und ſo wird nach und nach die Fabelwelt dieſer Nation ziemlich geiſterhaft bevölkert.

Zu dem Begriff eines höchſten göttlichen Weſens aber ſcheint ſie ſich nur kärglich erheben zu können, und die Rolle des Satans mögen ihre unbezwinglichen Helden, ein Bogdan, ein Marko, gelegentlich wohl gern ſelbſt übernehmen. Indeſſen wird auch ihr Heldenkreis vor unſerer Einbildungskraft immer weiter und weiter, indem er ſich nach den Vorfahren zu eröffnet, indem uns die Väter, die Oheime, die Ahnen der uns bisher ſchon bekannten, halsſtarrig unüberwindlichen Helden merkwürdig hervortreten.

Doch dürfen wir uns in das Verdienſtliche der Sache tiefer einzugehen nicht verleiten laſſen; nur bemerken wir, daß eine eigene wunderliche

Dichtart ſich hier vernehmen läßt. Es ſind ſehr artige nonſenſicaliſche Lieder herumziehender heiſchender Mädchen und Kinder, an welche der Deutſche in der neuern Zeit durch des Knaben Wunderhorn ſchon erinnert worden. Wir aber wurden perſönlich in eine vorpoliceiliche Epoche verſetzt, wo wir als Kinder den vermummten Dreikönigen, ſodann den Faſtnachtsſängern, endlich auch den im Frühling Schwalben Verkündenden mit wohlwollender Behaglichkeit Pfennige, Butterſemmeln und gemalte Eier zu reichen das Vergnügen hatten. Von allem dieſem ſcheint nur noch der Erntekranz übrig zu ſeyn, der aber eine kirchliche Form angenommen hat.

Die frei nachgebildeten Lieder halten wie die frühern Wort und Verſprechen, ſie ſind zu uns herübergeführt, und wir werden derſelben gar manche in froher Geſellſchaft, bei traulichen, wohl auch bei Feſtmahlen, ertönen zu laſſen nicht verſäumen; hier iſt eine gränzenloſe Anregung an unſere zahlreichen Componiſten.

Auch Fräulein von Jakob fährt fort, ſich um die Serbiſche Dichtkunſt verdient zu machen; ſind doch die Deutſchen längſt gewohnt, mehr als Einen Ueberſetzer älterer und neuerer Werke auftreten zu ſehen.

Genannte Freundin hat uns unlängſt abermals einige ihrer Ueberſetzungen mitgetheilt, die wir, wenn uns der Platz nicht gebräche, gar gern aufführen möchten; ſie hält ſich feſt an der Stelle, die ſie früher ſchon behauptet, und kennt genau die Vorzüge, welche aus der unmittelbar darſtellenden Art entſpringen, die uns gerade in die Gegenwart des Erzählten verſetzt.

Es iſt dieſes ein Unmerkliches, welches wohlempfunden ſeyn will und durch das Ganze durchgehen muß, aber höchſt wichtig, weil der poetiſche Vortrag ſich dadurch ganz eigentlich und einzig von dem geſchichtlichen unterſcheidet.

Servian popular poetry,

translated by John Bowring. London 1827.

1828.

Wie es uns mit ſchönen geliebten Perſonen ergeht, die uns immer mit neuem Reiz überraſchen, ſo oft wir ſie in einem andern Kleid unvermuthet wieder erblicken, ſo war es auch mir zu Muthe, als ich die bekannten und anerkannten Serbiſchen Gedichte in Engliſcher Sprache wieder las. Sie ſchienen ein neues Verdienſt erworben zu haben; es waren dieſelbigen Geſtalten, aber wie in einem andern Gewande.

Herr Bowring hat uns ſchon im Jahre 1821 ebenfalls mit einer Ruſſiſchen Anthologie beſchenkt, wodurch wir mit jenen entfernten öſtlichen Talenten, von denen uns eine weniger verbreitete Sprache ſcheidet, näher bekannt worden. Nicht allein erhielten dadurch berühmte Namen eine lebendigere Bedeutung, ſondern wir lernten auch daraus einen Mann, der uns ſchon längſt durch Liebe und Freundſchaft verwandt war, Herrn Joukovsky, näher kennen und ihn, der uns bisher in zarten Gedichten freundlich und ehrend verpflichtet hatte, auch in der weitern Ausdehnung ſeines poetiſchen Erzeugens lieben und bewundern.

Allen denen, welche nun auch oſtwärts ihre Blicke wenden und den Eigenthümlichkeiten der Slawiſchen Dichtkunſt ihre Aufmerkſamkeit ſchenken, dürfen wir dieſe beiden Sammlungen gar wohl angelegentlich empfehlen.

Böhmiſche Poeſie.

1827.

Da wir hoffen, daß wahre Freunde der allgemeinern Literatur oben belobte Recenſion der Serbiſchen Gedichte nachſehen und ſich daraus mit uns überzeugen werden, wie die Productionen anderer Slawiſchen Sprachen unſerer Aufmerkſamkeit gleichfalls höchſt würdig ſind, ſo dürfen wir die ernſte Geſellſchaft des vaterländiſchen Muſeums in Böhmen hierdurch wohl dringend erſuchen, in der durch ihre Sorgfalt herauskommenden Monatsſchrift, wovon zwei Hefte vor uns liegen, die Mittheilung Böhmiſcher Gedichte, und zwar der uralten ſowohl als ihrer Nachbildungen,

Gewalt ſich durchaus den Majeſtätsrechten gleich zu ſtellen gewußt. Als nun in ſpäterer Zeit die Türken nach und nach das ganze Reich und zuletzt die Hauptſtadt überwältigten, fand der neue Herrſcher ein großes Volk vor ſich, das er weder vernichten konnte noch wollte, das ſich auch nicht ſogleich bekehren ließ. Unterthan ſollten ſie bleiben, Knechte ſollten ſie werden; aber durch welche Macht waren ſie zuſammenzuhalten und als Einheit zu feſſeln?

Da fand man denn gerathen, die alte geiſtliche Majeſtät in ihren Formen beſtehen zu laſſen, um, indem man auch ſie unterjochte, der Menge deſto gewiſſer zu ſeyn. Ließ man aber dem geiſtlichen Oberhaupt auch nur einen Theil ſeiner ehemaligen Vorzüge, ſo waren es noch immer überſchwängliche Vortheile, gränzenloſe Privilegien, die ihm übrig blieben. Durch eine beſtehende Synode wurden Patriarchen und Erzbiſchöfe gewählt, die letztern auf Lebenszeit. Kein Gouverneur und Paſcha durfte ſich in geiſtliche Händel miſchen, noch ſie vor ſeine Gerichtsſtelle rufen; Patriarch und Synode bildeten eine Art Jury, und was ſonſt noch zu erwähnen wäre; wovon wir nur bemerken, daß die Güter der unbeerbt ſterbenden Geiſtlichen nicht vom Staat eingezogen wurden, wie das Vermögen der übrigen kinderlos Abſcheidenden.

Zwar verfuhren die Ueberwinder folgerecht genug, um allmählig auch die Geiſter wehrlos zu machen. Die einzeln ſtehenden Kirchen wurden in Moſcheen verwandelt, alle Schulen geſchloſſen, jeder öffentliche Unterricht verboten; allein die Klöſter hatte man beſtehen laſſen, da denn die Mönche, nach ächt Orientaler Weiſe, ſich ihrer Kirchen und Capellen bedienten, um Kinder zu verſammeln, ſie bei gottesdienſtlichen Ceremonien mit aſſiſtiren zu laſſen, ihnen bei dieſer Gelegenheit durch Katechiſation das Nöthige beizubringen, und dadurch Religion und Cultus im Stillen aufrecht zu erhalten.

Hier aber tritt nun eine Hauptbetrachtung hervor, daß ſchon in der alten Byzantiniſchen Verfaſſung der Patriarch nicht allein von religiöſen Männern, von Prieſtern und Mönchen umgeben geweſen, ſondern daß er auch einen Kreis, einen Hofſtaat von Weltgeiſtlichen um ſich verſammelt geſehen, welche mit ihren Familien — denn verheirathet war ja der Prieſter, um ſo mehr der ihm verwandte Laie — von undenklichen Zeiten her einen wahren Adel bildeten und in ſtrenger Hofordnung eine Stufenreihe von Amts- und Würdeſtellen einnahmen, deren Griechiſcher Weiſe

zusammengesetzte, vielsylbige Titel unsern Ohren gar wunderlich klingen müssen.

Dieser Kaste, wie man sie wohl nennen darf, lagen die wichtigsten Geschäfte und also der größte Einfluß in Händen. Die Besitzthümer aller Klöster, die Aufsicht darüber so wie über deren Haushalt war ihnen übergeben; ferner bildeten sie um den Patriarchen in allen bürgerlichen und weltlichen Dingen ein Gericht, wo Beschlüsse gefaßt und von wo sie ausgeführt wurden. Dagegen fehlte es ihnen auch nicht an Pfründen und Einkünften, die ihnen auf Klöster und sonstige geistliche Besitzungen, sogar auf Inseln des Archipels, angewiesen waren.

Dieses große und bedeutende Geschlecht mochte nun viel von seinem Rang und eigenem Besitz bei dem Untergange des Griechischen Reiches verloren haben; aber was von Personen und Kräften übrig blieb, versammelte sich augenblicklich um den Patriarchen, als um seinen angeborenen Mittelpunkt. Und da man diesen gar bald an's Ende der Stadt, in eine geringe, unansehnliche Kirche verwies, wo er sich aber doch gleich eine Wohnung anbaute, versammelten sie sich um ihn und nahmen das Quartier ein, welches vom nahegelegenen Thore den Zunamen vom Fanal erhielt, wo sie sich anfangs, gegen ihre frühern Zustände, gedrückt und kümmerlich genug mögen beholfen haben.

Aber unthätig nicht. Denn die wichtigen Privilegien, welche dem Patriarchen vergönnt waren, schlossen ja auch sie mit ein und forderten, wenn auch in großer Beschränkung, noch ernstlicher als vormals ihre Thätigkeit, welche, durch länger als zwei Jahrhunderte fortgesetzt, ihnen endlich einen höchst bedeutenden Einfluß verschaffte, den Einfluß, den der Geistreiche, Denkende, Unterrichtete, Umsichtige, Rührige über denjenigen erlangen muß, der von allen diesen Eigenschaften keine besitzt und von dergleichen Wirksamkeiten keine sich zu eigen gemacht hat. Ihnen mußte seit dem ersten Augenblicke des großen Unglücks und dem ersten Gnadenblick einer dem tyrannischen Ueberwinder abgenöthigten Gunst alles dringend obliegen, was zur Erhaltung der ganzen nationellen Corporation nur irgend beitragen konnte. Sie, als die Finanzmänner des hohen Patriarchenstuhles, lassen sich abgesondert von ihm nicht denken, und sie, die in der Ganzheit eines großen Wohlbehagens zu einander gehörten, werden sich gewiß in dem Moment der Zerstückelung desto eifriger aufgesucht und zu ergänzen getrachtet haben.

Wenn nun die hohe Geiſtlichkeit, als Abkömmlinge der letzten Literatoren und Sophiſten des Heidenthums, alle Urſache und Gelegenheit hatten, die alte Sprache und einiges Wiſſenſchaftliche bei ſich zu erhalten und auszubilden, ſo werden dieſe Laien gewiß nicht zurückgeblieben ſeyn, auch neben weltlichem Treiben und Sorgen auf das, was von Unterricht irgend noch möglich war, mitzuwirken geſucht, und ſich ſelbſt, um einer ſolchen Oberaufſicht werth zu ſeyn, in ſolchen Kenntniſſen ausgebildet haben, welche ſie von andern zu fordern hatten, wobei ihnen ihre Verknüpfung mit dem Leben noch von einer andern Seite zu Statten kam.

Die hohe Geiſtlichkeit hielt feſt an der Würde der Altgriechiſchen, durch Schrift überlieferten Sprache, und um ſo feſter, als ſie ihre Würde gegen die betriebſame Menge verwahren mußte, die ſeit geraumer Zeit, beſonders aber ſeit dem abendländiſchen Einfluß, unter den Kreuzfahrern, Venezianern und Genueſen, ſich den ſtammelnden Kinderdialekt der abendländiſchen Sprachen, und ſtatt herrlicher geiſtreicher Formung und Beugung, nur Partikeln und Auxiliarien gleichſam ſtotternd hatte gefallen laſſen. Sehen wir doch den Purismus, der eine durch Mengſal entſtellte Sprache wieder herzuſtellen bemüht iſt, ſo ſtreng und zudringlich verfahren, wie ſollten diejenigen, welche ein reines Altherkömmliches zu bewachen haben, nicht auch das gleiche zu üben berechtigt ſeyn?

Die mit äußerlichen Dingen, mit Benutzung von Gütern beſchäftigten Weltgeiſtlichen waren dagegen genöthigt, ſich mit dem Volke abzugeben: ſie mußten ſeine Sprache ſprechen, wenn ſie beſſern Unterricht verbreiten wollten, das Organ keineswegs verſchmähen, wodurch ein ſolcher Zweck zuletzt allein zu erreichen war. Denke man ferner die Ausdehnung eines nach und nach ſich verbreitenden Schulunterrichts, den ſie von dem Hauptſitze aus zu beleben hatten, eine Wirkſamkeit, die über den Archipel, bis zum Berg Athos, nach Lariſſa und Theſſalien hin reichte, ſo wird man folgern, daß ſie, überall mit allen Nationen zuſammentreffend, in fremden Sprachen ſich zu üben, an fremden Eigenheiten, Politik und Intereſſe Theil zu nehmen hatten.

Der Geſchichtskundige wird dieſem ſtillen, gewiſſermaaßen geheimen Gang durch zwei Jahrhunderte zu folgen wiſſen, um nicht für ein Wunder zu halten, daß dieſes niedergebeugte Geſchlecht, dieſe von einem abgelegenen Quartier benamſeten Fanarioten, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf einmal vom Hofe höchlich begünſtigt, an den erſten

Stellen des Reichs, als Dolmetscher der Pforte, ja als Fürsten der Moldau und Walachei hervortreten.

Hier nun glauben wir unserer Einleitung, nach oben ausgesprochener Absicht, genuggethan zu haben, und dürfen wohl dem Leser auf Seite 25 deuten, wo er die drei Epochen der Neugriechischen Literatur angezeigt und sodann ausgeführt zu finden hat. Die erste, von 1700 bis 1750, bezeichnet sogleich entschiedenere Schritte zu einer freiern Bildung. Der Einfluß jener bedeutenden Männer verbesserte das Geschick der Nation in hohem Grad. Unter solchem Schutz und Leitung fing ein frisches Licht sich an zu verbreiten, und man suchte besonders das Altgriechische gründlich und reiner zu studiren.

Die zweite Periode von 1750—1800 zeichnet sich besonders aus durch Einführung Europäischer wissenschaftlicher Kenntnisse. Man übersetzte eine Menge fremder Werke, der Wissenschaft, der Geschichte, der Philosophie angehörig; die Schulen vervielfältigten sich, mehrere derselben verwandelten sich in Lyceen und Universitäten. Eine große Anzahl Griechen hatten in Europa studirt, kamen in ihr Vaterland zurück und übernahmen willig das ehrenvolle Geschäft öffentlichen Unterrichts; daher denn dieser Zeitraum als den Wissenschaften gewidmet erscheint.

Die dritte Epoche, datirt vom Anfang des Jahrhunderts, ist ganz modern; der öffentliche Unterricht gewann eine philosophische Richtung, besonders aber studirte man die Sprache, die überlieferte sowohl als die lebendige, methodischer und gründlicher. Vorzügliche Männer, ihr Vaterland wieder aufzurichten gesinnt, brachten freiere Begriffe in die Unterweisung, und das Lesen der alten Schriftsteller gab Gelegenheit, große und erhabene Gedanken in der Jugend zu erregen: auf die Sprachbildung wirkte der Einfluß Korais' vorzüglich, und alles war bemüht, die Nation eines Platzes unter den civilisirten Europas würdig zu machen.

Gar mannichfaltige Betrachtungen werden sich dem Lesenden dabei aufdrängen, und wir behalten uns vor, auch die unsrigen mitzutheilen, wenn wir erleben, daß die Besten der Griechen sich nun um ihre neue Leuchte, um den edlen Gouverneur versammeln, daß die Unterrichteten, Weisen und Klugen mit Rath, die Tapfern mit That, besonders aber die Geistlichen mit rein menschlich-apostolischem Einfluß in seine Plane, in seine Ueberzeugungen eingreifen und als Fanarioten im höhern Sinne, nach dem Wunsche der ganzen Christenheit, sich erweisen und betragen mögen.

Eben als wir in Begriff ſind, Vorſtehendes dem Druck zu übergeben, erhalten wir durch die Freundlichkeit des Herrn Dr. Chriſtian Müller zu Genf die Ueberſetzung vorgemeldeter Schrift, wohlgerathen, wie ſich's von einem ſo vorzüglichen Literator denken läßt.

Da ich ſo viel Antheil an dem Original genommen, ſo war nichts natürlicher, als daß ich mich ſogleich der Stelle zuwendete, die mich zu vorſtehendem Aufſatz veranlaßt hatte. Da mußte ich denn merkwürdig finden, daß der dem Verfaſſer ſonſt günſtig geſinnte Ueberſetzer Seite 72 und 77 in beigefügten Noten auf einmal als deſſen Gegner auftritt, indem er die Fanarioten, deren Herkommen und Wirken wir hiſtoriſch zu entwickeln getrachtet, feindſelig behandelt.

Widerſpruch gegen meine Ueberzeugung iſt mir in einem hohen Alter immer willkommen, indem ich ja dadurch ohne beſondere Bemühung erfahre, wie andere denken, ohne daß ich von meiner Denkweiſe im mindeſten abzuweichen genöthigt werde.

Und ſo geſtehe ich denn aufrichtig, daß ich einen Mann wie Jacovaky Rizo Néroulos, der ſich noch jetzt ehemaligen Premierminiſter der Griechiſchen Hospodare in der Moldau und Walachei nennt und unterſchreibt, höchlich bedauerte und beklagte, wenn ich ihn in dem erbärmlichen Zuſtande ſah, wie er als Vortragender, Vorleſender, Belehrender genöthigt iſt, ſeine Darſtellung unmethodiſch zu beginnen und den Hauptpunkt, worauf alles Verſtändniß beruht, als Parentheſe zu geben; wie er ſich in dem unglücklichen Fall befindet, vor Zuhörern, die ſich Freunde nennen, ſeinem Adel zu entſagen, ſeine fürſtlichen Vorfahren zu verleugnen, die langjährigen edeln, ſtillen und öffentlichen Einwirkungen ſeines Geſchlechts nur im Vorübergehen zu berühren, ihres Märtyrerthums als eines gleichgültigen Geſchicks zu gedenken und die ſtillen Thränen, die er ihrem Grabe zollt, vor ſeinen Zuhörern beſchämt zu verbergen. Dieſe jammervollen Zuſtände, die wir aus dem Original ſchon herausahnten, werden durch die Noten des werthen Ueberſetzers ganz offenbar. Denn der wackere Néroulos mußte Angeſichts der Verſammlung empfinden und wiſſen, daß die Geſinnungen, die ſich hier gedruckt ausſprechen, in ſeinen Zuhörern durchaus obwalteten, daß man an ihm den Geruch einer abgeſchiedenen Fürſtlichkeit kaum erträglich fand, ja daß er fürchten mußte, er werde, da man an ſeine freiwillige Erniedrigung nicht einmal recht glaubte, von der Menge ſogar als Heuchler verachtet werden. Wie unter

solchen Umständen dem edlen Manne nur ein Wort durch den „Zaun der Zähne“ durchbrechen konnte, bleibt ein Räthsel, das wir nur durch ein inniges Bedauern beseitigen können.

Man verzeihe diese gewissermaaßen abgenöthigte Aeußerung einem gemäßigten Philhellenen; ihm hat sich durch eine Reihe vieler Jahre ein historisches Menschengefühl entwickelt, d. h. ein dergestalt gebildetes, daß es, bei Schätzung gleichzeitiger Verdienste und Verdienstlichkeiten, auch die Vergangenheit mit in Anschlag bringt. Und so ist denn auch Vorstehendes nicht der Gegenwart, sondern der Zukunft, nicht dem Tagesblatt, sondern der Geschichte gewidmet.

Wenn wir die Vorwürfe, die man den Fanarioten zu machen pflegt, mit Klarheit und Billigkeit beurtheilen wollen, so dürfen wir uns nur an die Zustände unserer hohen Domcapitel erinnern, deren altherkömmliche Glieder sämmtlich fürstenmäßig geboren wurden. Sie waren im eigentlichsten Sinne die Barmeliden, die Fanarioten von Deutschland. Um den geistlichen Mittelpunkt versammelt, nahmen sie die Bestimmung ihrer höchsten Würde aus den Händen des Patriarchen der Römischen Christenheit. Die Oberrichterstelle des ganzen Reiches war der ersten Würde anhängig, und so, unter wenig abweichenden Umständen, gestaltete sich ein Analogon jener Verhältnisse, wie solches in einem jeden großen Reiche sich nothwendig bilden muß.

Erinnert man sich der bei vorfallenden Wahlen eintretenden mannichfaltigen Verhältnisse, an die Intriguen, die Bestechungen, das Hin- und Wiedermarkten, Gewinnen und Abspannen der Stimmen und Zusagen, so wird man denen, die in einem abgelegenen Quartier von Byzanz Recht und Einfluß ihrer Kaste unter einem despotischen Oberhaupte zu sichern alle Ursache hatten, gar wohl verzeihen, sich derjenigen Künste bedient zu haben, welche durchaus der klugen und selbstsüchtigen Menschheit, ohne tadelnswerth zu seyn, jederzeit angehörten.

Indessen wir nun das Weitere aufzuklären der Zeit überlassen, kommen uns die Aeußerungen eines reisenden Engländers zu Statten, welcher kurz vor der gewaltigen, im Stillen vorbereiteten Explosion jene um den Patriarchen von Constantinopel noch immer versammelte hohe Aristokratie

auf der Inſel Therapia, ihrem Sommeraufenthalt, beſuchte, wo auch unſer Rizo noch, den Beginn der großen Epoche erwartend und vorausſehend, ſcheinbar mit Alterthümern ſich abgebend, gegenwärtig war und mit klarem, ſcharfem Blick jene Zuſtände durchſchaute. Wir ſetzen die hierher ſich beziehende Stelle, deren Lakonismus kaum zu verſtehen, unmöglich aber zu überſetzen wäre, im Original hier bei, und laſſen eine Paraphraſe derſelben als Entwicklung des Textes darauf erfolgen.

Les Fanariotes ont été long-temps signalés comme héritiers des vices de leurs ancêtres Byzantins: cette accusation a été répétée avec affectation, et souvent exagérée. Il est vrai que le temps et l'esclavage ont terni chez eux ce que leurs aïeux libres avaient pu leur transmettre de nobles facultés: la corruption de cour, les intrigues théologiques, la législation capricieuse de l'empire déchu d'Orient, se retrouvent encore chez les esclaves des Turcs. Il y a une fertilité de subterfuges qui tient de l'instinct dans le caractère Grec, une sorte de travers dans la vue morale, que l'esclavage n'était pas propre à corriger et qui est devenue une duplicité habituelle et compliquée dont l'étranger est frappé au premier abord. Les vices ne peuvent disparaître en un jour et il a fallu la cause la plus noble et les convulsions les plus violentes, pour relever malgré tant d'obstacles le caractère avili de la nation.

„Die Fanarioten hat man ſchon längſt als Erben aller Laſter ihrer Byzantiniſchen Vorfahren angeklagt, auch dieſe Beſchuldigung zuverſichtlich und oft übertrieben wiederholt. Wie ſollten aber auch die Griechen überhaupt jene ſchönen, edeln Eigenſchaften, weßhalb ihre freien Urväter ſo hoch geſchätzt ſind, durch eine Reihe höchſt bedrängender Jahre rein und lebendig bewahrt haben? Wie konnte die Nation, die Hohen wie die Geringen, beim Verfall des morgenländiſchen Kaiſerthums den Einflüſſen eines verdorbenen Hofes, theologiſch-verworrener Parteiungen, einer eigenſinnig willkürlichen Geſetzgebung widerſtehen? Mußten ſie nicht, in dieſe Verworrenheiten verſchlungen, alle Freiheit des Geiſtes, alles Rechtliche des Handelns aufgeben?

„Unter einem ſolchen, durch Türkiſche Despotie täglich vermehrten Druck aber bildete ſich in dem Griechiſchen Charakter eine Fruchtbarkeit von Ausflüchten, eine Art von Schiefblick in ſittlichen Dingen, woraus ſich denn, bei fortdauernder Sklaverei, eine gewohnt-hinterliſtige Zweideutigkeit entwickelte, welche dem Fremden beim erſten Antritt auffällt.

„Dieſe Laſter und Mängel können nicht augenblicklich verſchwinden, und nur das edelſte Beginnen, die gewaltſamſten Zuckungen konnten ſo altherkömmliche Verwöhnungen beſiegen und dem erniedrigten Charakter der Nation einen neuen Aufſchwung nach dem Beſſern hin verleihen.“

Leukothea,

von Dr. Carl Iken.

Leipzig, 1827. 2 Bände.

1828.

Dieſes Werk wird einem jeden, der ſich mit den Helleniſchen Angelegenheiten näher beſchäftigt, willkommen und brauchbar ſeyn. Aus dem Neugriechiſchen überſetzte Briefe über die Zeitereigniſſe bilden einen gehaltreichen Text, der durch Beilagen, begleitet mit Anmerkungen, umſtändlich ausgelegt wird. Man kann daher dieſes Werk als Compendium, Commentar und Sammlung von Collectaneen betrachten, woran man ſich vielſeitig unterrichten wird.

Der meiſte Stoff iſt aus Franzöſiſchen und Engliſchen Werken zuſammengetragen, ein Verzeichniß Neugriechiſcher Schriftſteller der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinzugefügt, und das Ganze durch den Verſuch eines Perſonen-, Sachen- und Wörterverzeichniſſes zugänglicher gemacht.

Aus dem Geſagten erhellt nun ſchon, daß man dieſe ſämmtlichen Materialien mit Vorſicht und Kritik zu brauchen habe, indem ſie uns von den Händen eines erklärten Philhellenen dargeboten ſind, dem man nicht zumuthen kann, ſeinen Lieblingen irgend wehe zu thun.

Neugriechiſche Volkslieder,

herausgegeben von Kind.

Grimma 1827.

1828.

Ein Vorwort behandelt Eigenheiten und Proſodie des Neugriechiſchen. Hierauf werden vierundzwanzig, mehr oder weniger moderne Lieder mitgetheilt, denen ſodann Anmerkungen und Worterklärungen in alphabetiſcher Ordnung folgen.

Ein ſehr willkommenes, brauchbares Büchlein, wodurch wir abermals einen Vorſchritt in den Kenntniſſen der Verdienſte Neugriechiſcher Nationalpoeſie thun. Denn freilich werden wir nach und nach immer mehr zu ſichten haben, was denn eigentlich an dieſen Gedichten das Schätzenswerthe ſey. Keine Nation hat noch zu keiner Zeit das Vorrecht erhalten, nur gute und grundwürdige Poeſieen hervorzubringen. Und ſo möchte denn auch mancher dieſer Geſänge einen patriotiſch-hiſtoriſchen Werth haben, ohne wegen des poetiſchen hervorgezogen zu werden.

Ich verſuche nun, ob mir gelingen möchte, zu den von mir überſetzten zwölf Liedern noch mehrere von gleichem Werth hinzuzuthun; das aber darf ich jetzt ſchon ausſprechen, daß mir neuerlich keins vor die Seele getreten, das ſich an dichteriſchem Werth dem Charon vergleichen könnte.

Schließlich nur noch Eines zu erwähnen, die Einleitungsformel durch verkündende oder theilnehmende Vögel wiederholt ſich bis zur Monotonie, und zuletzt ohne Wirkung; denn ganz anders iſt es mit jenem Falle, beſchaffen, wo der Adler das Haupt eines Klephten davongetragen hat, und mit demſelben, ehe er es aufſpeiſ't, eine Unterhaltung beginnt. Auch haben die einzelnen Gefechte viel zu wenig Unterſcheidendes in den Vorfällen, um der Einbildungskraft wirkliche Geſtalten und Thaten vorführen zu können.

Dainos oder Litthauische Volkslieder,

herausgegeben von L. J. Rhesa.

Königsberg 1825.

1825.

Durch diese Sammlung ist abermals einer meiner Wünsche erfüllt. Schon Herder liebte die Lettischen Volkslieder gar sehr; in mein kleines Drama die Fischerin sind einige von seinen Uebersetzungen geflossen. Außerdem liegt bereits seit mehrern Jahren eine starke Sammlung solcher wohlverdeutschter Gedichte bei mir, die ich wie so manches andere, in Hoffnung dessen, was gegenwärtig geschieht, im Stillen ruhen ließ.

In dem gegenwärtigen Band erhalten wir eine Sammlung von Litthauischen Liedern, begleitet von wenigen Anmerkungen, um Eigenthümlichkeiten, bezeichnende Ausdrücke zu verdeutlichen. In einer angefügten Betrachtung giebt der Sammler wünschenswerthe Aufschlüsse über Inhalt und Rhythmus; auch theilt er Notizen über jene Literatur mit, und drückt sich im allgemeinen über diese Dichtart folgendermaßen aus: „Die Litthauischen Volkslieder, Dainos, sind größtentheils erotischer Gattung; sie besingen die Empfindungen der Liebe und der Freude, schildern das Glück des häuslichen Lebens und stellen die zarten Verhältnisse zwischen Familiengliedern und Verwandten auf eine höchst einfache Weise vor Augen. In dieser Hinsicht bildet die ganze Sammlung gleichsam einen Cyclus der Liebe von ihrer ersten Veranlassung, durch die verschiedensten Abstufungen, bis zu ihrer Vollendung im ehelichen Leben. Eine ernste Wehmuth, eine sanfte Melancholie verbreitet über diese Lieder einen sehr wohlthätigen Trauerflor. Die Liebe ist hier nicht eine ausschweifende Leidenschaft, sondern jene ernste, heilige Empfindung der Natur, die den unverdorbenen Menschen anläßt, daß etwas Höheres und Göttliches in dieser wundervollen Seelenneigung liegt."

Die Uebersetzung so wie die beigefügten Anmerkungen und Betrachtungen sind schätzbar; nur wäre dem Ganzen ein weit größerer Werth verliehen, wenn die Lieder nach ihrer innern Verwandtschaft wären aufgestellt worden, vom Spinnermädchen und Webermädchen, durch Natürliches und Phantastisches, bis zu Krieg und Kriegsgeschrei. Wie sie jetzt unter einander stehen, zerstreuen sie Gefühl und Einbildungskraft, und

zerſtören zuletzt beide, weil Senſationen aller Art ſich doch am Ende nach einer gewiſſen Einheit zurückſehnen.

Als merkwürdig würde man ſodann gefunden haben, daß der eigentliche Lebensbeginn, das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, hier ganz und gar fehle, und kaum eine Spur zu entdecken ſey, daß man jemals darauf ſittlich und dichteriſch aufgemerkt. Die Mädchen, ſogleich wie ſie erſcheinen, wollen heirathen, die Knaben zu Pferde ſteigen.

Da es ſo viele Rubriken giebt, unter welche man die Gedichte vertheilt, ſo möchte ich dieſe mit dem Namen Zuſtandsgedichte bezeichnen: denn ſie drücken die Gefühle in einem gewiſſen entſchiedenen Zuſtande aus; weder unabhängige Empfindungen noch eine freie Einbildungskraft waltet in denſelben; das Gemüth ſchwebt elegiſch über dem beſchränkteſten Raum.

Und ſo ſind denn dieſe Lieder anzuſehen als unmittelbar vom Volke ausgegangen, welches der Natur, und alſo der Poeſie, viel näher iſt als die gebildete Welt.

Die Dichtergabe iſt viel häufiger, als man glaubt; ob aber einer wirklich ein Dichter ſey, ſieht man am ſicherſten bei Gelegenheits- und ſolchen Zuſtandsgedichten: das erſte faßt einen vorübergehenden Zeitmoment glücklich auf, das andere beſchränkt ſich mit zarter Neigung in einen engen Raum, und ſpielt mit den Bedingungen, innerhalb deren man ſich unauflöslich beſchränkt ſieht. Beide nehmen ihren Werth von dem prägnanten Stoff, den ſie ergreifen, dem ſie ſich widmen, und verlangen von ihren Fähigkeiten nicht mehr, als ſie leiſten können.

Daß der Herausgeber ſich mit einſichtiger Wahl auf die Hälfte der in ſeinem Beſitz befindlichen Lieder beſchränkt hat, iſt ſehr zu loben. Sollen die Volkslieder einen integrirenden Theil der ächten Literatur machen, ſo müſſen ſie mit Maaß und Ziel vorgelegt werden. Iſt die Gelegenheit, iſt der Zuſtand erſchöpft, ſo begnüge man ſich in dieſem Kreiſe, wie der Sammler hier ſehr löblich gethan hat.

Es kommt mir, bei ſtiller Betrachtung, ſehr oft wunderſam vor, daß man die Volkslieder ſo ſehr anſtaunt und ſie ſo hoch erhebt. Es giebt nur eine Poeſie, die ächte, wahre; alles andere iſt nur Annäherung und Schein. Das poetiſche Talent iſt dem Bauer ſo gut gegeben als

dem Ritter; es kommt nur darauf an, ob jeder seinen Zustand ergreift und ihn nach Würden behandelt, und da haben denn die einfachsten Verhältnisse die größten Vortheile; daher denn auch die höhern, gebildeten Stände meistens wieder, in sofern sie sich zur Dichtung wenden, die Natur in ihrer Einfalt aufsuchen.

Spanische Romanzen,

übersetzt von Beauregard Vaudin.

1823.

Sie wurden mir zuerst durch des Gesellschafters Novemberheft 1822 bekannt. Die dort aufgeführten sind sämmtlich humoristischen Inhalts, deren wohlgelungene Uebertragung mich um so mehr ergetzte, als ich unter dem etwas fremdklingenden Namen einen Nachbarsmann voriger Zeiten zu entdecken glaubte. Sogleich wurden, da ich mich mit ähnlichen Gegenständen beschäftigte, folgende Gedanken aufgeregt und niedergeschrieben.

Man spricht so oft den Namen Volkslieder aus, und weiß nicht immer ganz deutlich, was man sich dabei denken soll. Gewöhnlich stellt man sich vor, es sey ein Gedicht, aus einer, wo nicht rohen, doch ungebildeten Masse hervorgetreten; denn da das poetische Talent durch die ganze menschliche Natur durchgeht, so kann es sich überall manifestiren, und also auch auf der untersten Stufe der Bildung. Hiervon ist so öfters gehandelt worden, daß davon weiter zu reden unnöthig seyn dürfte.

Nun möchte ich aber durch eine geringe Veränderung des Ausdrucks einen bedeutenden Unterschied bezeichnen, indem ich sage Lieder des Volks, d. h. Lieder die ein jedes Volk, es sey dieses oder jenes, eigenthümlich bezeichnen, und wo nicht den ganzen Charakter, doch gewisse Haupt- und Grundzüge desselben glücklich darstellen.

Verziehen sey es mir, daß ich, nach deutscher und nordischer Weise, etwas aushole und mich folgendermaaßen erkläre.

Die Idee, wenn sie in die Erscheinung tritt, es sey, auf welche Art

es auch wolle, erregt immer Apprehenſion, eine Art Scheu, Verlegenheit, Widerwillen, wogegen der Menſch ſich auf irgend eine Weiſe in Poſitur ſetzt. Nun iſt aber keine Nation vorzuführen, welche die Idee unmittelbar im allgemeinen und gemeinſten Leben zu verkörpern geneigter wäre als die Spaniſche, die uns über das Geſagte die ſchönſten Aufſchlüſſe liefert.

Die Idee, wie ſie unmittelbar in die Erſcheinung, in's Leben, in die Wirklichkeit eintritt, muß, in ſofern ſie nicht tragiſch und ernſt wirkt, nothwendig für Phantaſterei gehalten werden, und dazu, dahin verirrt, verliert ſie ſich auch, wie ſie ihre hohe Reinheit nicht zu erhalten weiß: ſelbſt das Gefäß, in welchem ſie ſich manifeſtirt, geht, eben wenn es dieſe hohe Reinheit behaupten will, darüber zu Grunde. Hier weiſen wir hundert Mittelgedanken ab, und wenden uns wieder zu unſerer Rubrik.

Indem die Idee als phantaſtiſch erſcheint, hat ſie keinen Werth mehr; daher denn auch das Phantaſtiſche, das an der Wirklichkeit zu Grunde geht, kein Mitleiden erregt, ſondern lächerlich wird, weil es komiſche Verhältniſſe veranlaßt, die dem heitern Böswilligen gar glücklich zuſagen. Ich müßte mich beſinnen, um irgend etwas zu finden, das uns Deutſchen in dieſer Art gelungen wäre; das Mißlungene wird ſich jeder Einſichtige ſelbſt vorzählen; das Höchſtgelungene dieſer Art iſt Don Quixote von Cervantes. Das, was im höhern Sinne daran zu mißbilligen ſeyn möchte, verantworte der Spanier ſelbſt.

Aber eben die uns vorgelegten Romanzen des Spaniſchen Volkes, die freilich ſchon ein hohes Dichtertalent vorausſetzen, leben und ſchweben durchaus zwiſchen zwei Elementen, die ſich zu vereinigen trachten und ſich ewig abſtoßen, das Erhabene und das Gemeine, ſo daß derjenige, der auch darin weſ't und wirkt, ſich immer gequetſcht findet; die Quetſchung aber iſt hier nie tragiſch, nie tödtlich, ſondern man muß am Ende lächeln, und man wünſchte ſich nur einen ſolchen Humor, um dergleichen zu ſingen oder ſingen zu hören.

Kurz nachdem dieſes niedergeſchrieben, erhielt ich nun das Heft ſelbſt, in welchem noch mehr dergleichen, wie ich ſie nennen will, eigentlich humoriſtiſche Balladen ſich finden, ſo daß ihrer zuſammen etwa

nenn, von welchen das Obgesagte gelten könnte, sämmtlich als unschätzbar in ihrer Art anzusprechen sind.

Allein die Sammlung beschränkt sich nicht hierauf; beliebter Kürze willen möchten wir sagen: sie umfaßt tragische, komische und mittlere; alle zusammen zeugen von Großheit, von tiefem Ernst und einer hohen Ansicht des Lebens. Die tragischen gränzen durchaus an's Grausenhafte, sie rühren ohne Sentimentalität, und die komischen machen sich Spaß, ohne Frechheit, und führen das Lächerliche bis in's Absurde, ohne deßhalb den erhabenen Ursprung zu verleugnen. Hier erscheint die hohe Lebensansicht als Ironie; sie hat zugleich etwas Schelmisches neben dem Großen, und das Gemeinste wird nicht trivial. Die mittlern sind ernst, und bewegen sich in leidenschaftlichen, gefährlichen Regionen; aber entweder durch irgend eine Vermittlung, und wo das nicht gelingt, durch Resignation, Kloster und Grab werden sie abgeschlossen. Alle zeugen von einer Nation, die eine reiche Wirklichkeit und darin ein geistreiches Leben besaß und besitzt.

Chinesisches.

1827.

Nachstehende, aus einem chrestomathisch-biographischen Werke, das den Titel führt: Gedichte hundert schöner Frauen, ausgezogene Notizen und Gedichtchen, geben uns die Ueberzeugung, daß es sich, trotz aller Beschränkungen, in diesem sonderbar merkwürdigen Reiche noch immer leben, lieben und dichten lasse.

Fräulein See-Hsau-Hing.

Sie war schön, besaß poetisches Talent, man bewunderte sie als die leichteste Tänzerin. Ein Verehrer drückte sich hierüber poetisch folgendermaaßen aus:

Du tanzest leicht bei Pfirsichflor
Am lustigen Frühlingsort:
Der Wind, stellt man den Schirm nicht vor,
Bläs't euch zusammen fort.

Auf Waſſerlilien hüpfteſt du
Wohl hin den bunten Teich;
Dein winziger Fuß, dein zarter Schuh
Sind ſelbſt der Lilie gleich.

Die andern binden Fuß für Fuß,
Und wenn ſie ruhig ſtehn,
Gelingt wohl noch ein holder Gruß,
Doch können ſie nicht gehn.

Von ihren kleinen goldbeſchuhten Füßchen ſchreibt ſich's her, daß niedliche Füße von den Dichtern durchaus goldene Lilien genannt werden; auch ſoll dieſer ihr Vorzug die übrigen Frauen des Harems veranlaßt haben, ihre Füße in enge Bande einzuſchließen, um ihr ähnlich, wo nicht gleich zu werden. Dieſer Gebrauch, ſagen ſie, ſey nachher auf die ganze Nation übergegangen.

Fräulein Mei-Fe.

Geliebte des Kaiſers Min, reich an Schönheit und geiſtigen Verdienſten, und deßhalb von Jugend auf merkwürdig. Nachdem eine neue Favoritin ſie verdrängt hatte, war ihr ein beſonderes Quartier des Harems eingeräumt. Als tributäre Fürſten dem Kaiſer große Geſchenke brachten, gedachte er an Mei-Fe und ſchickte ihr alles zu. Sie ſendete dem Kaiſer die Gaben zurück, mit folgendem Gedicht:

Du ſendeſt Schätze, mich zu ſchmücken!
Den Spiegel hab' ich längſt nicht angeblickt:
Seit ich entfernt von deinen Blicken,
Weiß ich nicht mehr, was ziert und ſchmückt!

Fräulein Fung-Sean-King.

Den Kaiſer auf einen Kriegszug begleitend, ward ſie nach deſſen Niederlage gefangen und zu den Frauen des neuen Herrſchers geſellt. Man verwahrt ihr Andenken in folgendem Gedicht:

Bei geſelligem Abendroth,
Das uns Lied und Freude bot,
Wie betrübte mich Seline!
Als ſie, ſich begleitend, ſang,
Und ihr eine Saite ſprang,
Fuhr ſie fort mit edler Miene:
„Haltet mich nicht froh und frei!
Ob mein Herz geſprungen ſey —
Schaut nur auf die Mandoline!“

Kue-Yorn.

Eine Dienerin im Palaſte. Als die Kaiſerlichen Truppen im ſtrengen Winter an der Gränze ſtanden, um die Rebellen zu bekriegen, ſandte der Kaiſer einen großen Transport warmer Monturen dem Heere zu, davon ein großer Theil in dem Harem ſelbſt gemacht war. Ein Soldat fand in ſeiner Rocktaſche folgendes Gedicht:

Aufruhr an der Gränze zu beſtrafen,
Fechteſt wacker, aber Nachts zu ſchlafen
Hindert dich die ſtrenge Kälte beißig.
Dieſes Kriegerkleid ich näht' es fleißig,
Wenn ich ſchon nicht weiß, wer's tragen ſollte;
Doppelt hab' ich es wattirt, und ſorglich wollte
Meine Nadel auch die Stiche mehren,
Zur Erhaltung eines Manns der Ehren.
Werden hier uns nicht zuſammenfinden;
Mög' ein Zuſtand droben uns verbinden!

Der Soldat hielt für Schuldigkeit, das Blatt ſeinem Officier vorzuzeigen; es machte großes Aufſehen, und gelangte vor den Kaiſer. Dieſer verfügte ſogleich eine ſtrenge Unterſuchung in dem Harem: wer es auch geſchrieben habe, ſolle es nicht verleugnen. Da trat denn eine hervor, und ſagte: Ich bin's, und habe zehntauſend Tode verdient. Der Kaiſer Yuen-tſung erbarmte ſich ihrer und verheirathete ſie mit dem Soldaten, der das Gedicht gefunden hatte; wobei Seine Majeſtät humoriſtiſch

bemerkte: „Haben uns denn doch hier zusammengefunden!“ Worauf sie versetzte:

Der Kaiser schafft, bei ihm ist alles fertig,
Zum Wohl der Seinen, Künftiges gegenwärtig.

Hierdurch nun ist der Name Kae-Yven unter den Chinesischen Dichterinnen aufbewahrt worden.

Individualpoesie.

Ganz nahe an das, was wir Volkspoesie nennen, schließt sich die Individualpoesie unmittelbar an. Wenn die einzelnen werthen Personen, denen eine solche Gabe verliehen ist, sich selbst und ihre Stellung recht kennen lernen, so werden sie sich ihres Platzes im Reiche der Dichtkunst erfreuen; anstatt daß sie jetzt meist nicht wissen, woran sie sind, indem sie sich in der Masse der vielen Dichter verlieren und, indem sie Anspruch machen, Poeten zu seyn, niemals zu einer allgemeinen Anerkennung gelangen können, wie sie solche wünschen. Um mich hierüber deutlich zu machen, will ich mich an Beispiele halten.

Ein Geistlicher, auf einer nördlichen Landzunge der Insel Usedom, auf einer Düne geboren, diese Düne mit ihrem geringen vegetabilischen Behagen und sonstigen Zuständen liebend, sein geistliches Amt auch mit Wohlwollen verübend, hat eine gar liebenswürdige Art, seine Zustände poetisch darzustellen.

Voß hat in seiner Luise diesen häuslichen Ton angegeben; in Hermann und Dorothea habe ich ihn aufgenommen, und er hat sich in Deutschland weit verbreitet. Und es ist wohl keine Frage, daß diese dem Sinne des Volks sich nähernde Dichtart den individuellen Zuständen am besten zusagt.

Ein solcher Mann muß sich ansehen wie ein Musikfreund, der, bei angeborenen Talenten und Neigungen, den Beruf gerade nicht findet, Capellmeister zu werden, aber für sich und seine Hauscapelle genugsames Geschick hat, um eine solche wünschenswerthe Cultur in seinem Kreise zu verbreiten.

Da man nicht aufhören kann, Chrestomathien drucken zu lassen und

das Bekannte wieder bekannt zu machen, wogegen doch auch nichts zu ſagen iſt, weil man das Bekannte weiter bekannt macht oder in der Erinnerung der Menſchen auffriſcht, ſo wäre es, aber freilich für einen Mann von höherm Sinn und Geſchmack, eine ſchöne Aufgabe, wenn er gerade von ſolchen individuellen Gedichten, welche gar nicht in den Kreis des größern Publicums gelangen oder vom Tage verſchlungen werden, eine Sammlung veranſtaltete, und ſo das Beſte, was aus dem individuellen Zuſtande, aus einem eigens beſtimmten und geſtimmten Geiſte hervorgegangen, billigerweiſe aufbewahrte; wobei denn zum Beiſpiel eben dieſer Geiſtliche, ſo wie mancher andere, zu verdienten Ehren gelangen und mit dem alles verzehrenden Weltlauf einen mäßigen Kampf beginnen könnte.

Die Bemerkung muß ich hinzufügen, daß ſolche Individualitäten, denen man ein dichteriſches Talent nicht abſprechen kann, ſich gewöhnlich in's Weitläufige verlieren. Das wird aber einem jeden Talent begegnen, das ſich nicht durch entwickelten Geſchmack, entweder durch ſich ſelbſt oder durch Anleitung, nach und nach zu der Höhe erhebt, um zu dem äſthetiſchen Lakonismus zu gelangen, wo nur das Nothwendigſte, aber auch das Unerläßliche gehörig faßlich dargebracht wird. Ein jeder kann aus ſeiner Jugend dergleichen Beiſpiele vorführen, wo er nicht fertig werden konnte, und die deutſche Nation hat ſchöne Talente anzuweiſen, welche, ſelbſt ausgebildet, dieſen Vorwurf nicht ablehnen können.

74752090